

**Subjektive und gesellschaftliche Aspekte von Traumatisierungsprozessen in
Bezug auf die NS-Zeit**

Eine Studie zum transgenerationalen Psychotrauma in Bezug auf die NS- Zeit und
den Zweiten Weltkrieg

Dissertation zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie am Fachbereich 12
Technische Universität Dortmund
Vorgelegt von Annedore Schiffer 2014

Gutachter: Herr Prof. Dr. Friedrich W. Stallberg, Frau Prof. Dr. Brigitte Bauer

Inhalt

Exposé	5
Einleitung	10
Teil 1. Grundlagen der Psychotraumatologie	11
1.1. Neurobiologische Entwicklung	16
1.2. Kognitive und moralische Entwicklung	19
1.3. Trauma und Psychotraumatologie	21
1.3.1. Zur Geschichte des Begriffs Trauma	22
1.3.2. Klassifikation	24
1.3.3. Der Verlauf von Traumatisierungen	26
1.3.4. Psychobiologie des traumatischen Prozesses	29
1.3.5. Typische Symptome von Psychotraumata	32
1.3.6. Komorbide Störungen und soziale Folgeprobleme	32
1.3.7. Unterschiedliche Gruppen von Betroffenen	33
1.3.8. Zur Ätiologie von Traumata	34
1.4. Schutz- und Risikofaktoren im Hinblick auf die Entstehung von Traumata	36
1.4.1. Bindungserfahrungen im frühen Kindesalter	37
1.4.2. Kohärenzerleben	39
1.4.3. Neurophysiologische Prozesse	40
1.4.4. Vergleich mit anderen Betroffenen	42
1.4.5. Posttraumatische Reifung	43
1.4.6. Vorerfahrungen	44
1.4.7. Risikofaktoren, die vom Ereignis selbst ausgehen	44
1.4.8. Soziale Schutz- und Risikofaktoren	44
1.5. Zur Geschichte der Psychotraumatologie	46
1.6. Behandlungsmöglichkeiten und ihre Wirksamkeit	51
1.6.1. Psychodynamische Imaginative Therapie, (PITT)	52
1.6.2. EMDR (Eye Movement Desensitization and Reprocessing)	55
1.6.3. Medikamentöse Behandlung	56
1.6.4. Nicht-therapeutische Interventionen	57
1.6.5. Wirksamkeitsforschung	58
1.6.7. Frühe Interventionen und primäre Prävention	59
1.7. Transgenerationale Weitergabe von Traumata	61
Teil 2. Traumatisierungen im und durch den Zweiten Weltkrieg	65
2.1. Fakten zum Zweiten Weltkrieg	67
2.2. Das Traumatisierungspotential des Zweiten Weltkriegs	68
2.2.1. Unterschiedliche Gruppen von Betroffenen	69
2.2.2. Kaum unmittelbare Verarbeitung	71
2.3. Kindheit und Erziehung im Zweiten Weltkrieg	72
2.4. Nationalsozialistische Erziehungsmaßnahmen	76
2.4.1. Kinder frühzeitig abhärten	77
2.4.2. Strenge und Reinlichkeit	80
2.4.3. Härte und Bindungslosigkeit	82
2.4.4. Kameradschaft statt Freundschaft	83
2.4.5. Verhinderung anderer Bindungen	88
2.4.6. Hospitalismus	90
2.4.7. Gestörte Wahrnehmung von Körperlichkeit	93
2.4.8. Ablehnung bei gleichzeitiger Idealisierung	94
2.4.9. Ablehnung von Gefühlen	95
2.4.10. Abgewöhnung von Neugier und Selbst-Denken	98
2.4.11. Erhalt von anderen Erziehungsstraditionen	103
Teil 3. Interviews mit direkt oder indirekt Betroffenen aus der Zeit des Nationalsozialismus und des II. Weltkriegs	106
3.1. Zur Wahl der Methode	106
3.2. Narrative, teilstrukturierte Interviews	106

3.3.Auswahl der Interviewpartnerinnen.....	110
3.4.Die Leitfragen des Interviews.....	112
3.5.Datenerhebung und Diskursverlauf.....	113
3.6.Auswertung	115
3.7.Die Wiedergabe der Interviews	117
3.8.Exkurs: Aktualität des Forschungsthemas	119
3.9.Die Interviews und ihre Auswertung	123
3.9.1.Menschen aus systemnahen Familien	130
3.9.2.Interview Frau F.E.U.: „Es war alles ganz normal“	130
3.9.3.Interview Frau F.E.C.: „Alles, was Spaß gemacht hat, das durfte ich nicht.“	138
3.9.4.Interview Frau E. X.: „Und da war ich dann auch jemand und auch wichtig“	165
3.9.5.Gemeinsamkeiten von Menschen aus systemnahen Familien.....	191
3.10.Menschen aus Flüchtlingsfamilien	192
3.10.1.Interview Frau F. F. W.: „Auch wieder nicht dazugehören.....	192
3.10.2.Interview Frau F.F.H.: „Ich bin zwar da, aber irgendwie, mich sieht ja sowieso keiner“	212
3.10.3.Interview Herr M. K. L.: „Ja, der Krieg, weiß ich nicht, aber Vertreibung, das weiß ich, was dabei rausgekommen ist. Also für uns Kinder auch.“	229
3.10.4.Interview Herr M.F.C.: „Die Kriegsgeschichten meines Vaters haben in mir Bilder hervorgerufen- fast als hätte ich es selbst erlebt.“	249
3.10.5.Gemeinsamkeiten von Menschen aus Flüchtlingsfamilien	266
3.11.6Menschen aus verfolgten Familien	269
3.11.7.Interview Frau J.: „Natürlich war ich gegen die Nazis“.....	269
3.11.8.Interview Frau S.V.K.: „Kind, schweig still“.....	293
3.11.9.Interview Frau F.J.J.: „Meine Haschara in Deutschland hat dreißig Jahre gedauert“.....	313
3.11.10.Interview Frau F.J.S.: „...und ich habe mich in erster Linie als Jüdin gefühlt“	326
3.11.11Interview Frau F.J. H.: „ Mein erstes Bilderbuch, das war ein Buch über Auschwitz.“	336
3.11.12.Interview Herr M.J.M.: „Ich war ein frommer evangelischer Junge.“	349
3.11.13.Gemeinsamkeiten von Menschen aus verfolgten Familien	362
Teil 4. Abschlussdiskussion.....	364
4.1.Verschiedene Ebenen der Reflexion.....	364
4.2.Sexualisierte Gewalt.....	366
4.3.Erklärungsversuche zum Nationalsozialismus	367
4.4.Abtrennung von Gefühlen und von Verantwortung	371
4.5.Selbstverherrlichung und Ablehnung alles Schwachen.....	372
4.6.Narzisstische Welt als Scheinwelt.....	373
4.7.Traumatisierungen durch die NS-Erziehung	374
4.8.Von der Entrechtung zum Völkermord	375
4.9.Der autoritäre Charakter	376
4.10.Abschließende Betrachtungen zur transgenerationalen Traumaweitergabe	379
4.10.1.Zusammenhang von seelischem und körperlichem Missbrauch.....	382
4.10.2.Weitergabe von Bindungslosigkeit und Beziehungslosigkeit	383
4.10.3.Weitergabe des Gefühls der Ausgrenzung.....	383
4.10.4.Abwertung der Kinder durch die Eltern.....	384
4.10.5.Betonung des Starken, Abwertung des Schwachen.....	385
4.10.6.Weitergabe von Minderwertigkeitsgefühlen.....	387
4.10.7.Besonderheiten in der Verarbeitung bei verfolgten Familien	388
4.10.8.Bedeutung der Kinder für die Eltern	390
4.10.9.Unterschiede zwischen Täter- und Opferfamilien.....	391
4.10.10. Kreativität und Resilienz.....	392
Literaturliste.....	396

Und doch, vor einigen Jahren in einem deutschen Interview gefragt: „Was fällt ihnen bei dem Wort Heimat ein“, gab ich die mich völlig überraschende sofortige Antwort: „Heimatlos“.

Fritz Stern in einem Vortrag, gehalten in Berlin 1995.

Exposé

Die Psychotraumatologie hat sich in den letzten Jahren als Forschungsgebiet etabliert. Insbesondere durch die neuen technischen bildgebenden Verfahren in der Computertomografie gibt es neue Erkenntnisse der Neurobiologie und der Hirnforschung, die uns helfen, Prozesse der Traumatisierung auch in ihrem organischen Zusammenhang besser einzuordnen. Die Verifizierbarkeit von Traumen, auch Auswirkungen frühster Schädigungen, werden durch die Computerbilder sichtbar.

Die Kriegstraumen des II. Weltkrieges waren bis vor kurzem ein tabuisiertes dunkles Feld und sind es teilweise noch immer. Auch die transgenerationale Traumaweitergabe ist noch wenig erforscht. Der 60. Jahrestag des Kriegsendes wurde von den Medien genutzt, um das Thema bekanntzumachen. Trotzdem ist es immer noch ein weitgehend unbekanntes Terrain.

Zu Beginn der Arbeit 2008 gibt es wenig Forschung auf diesem Gebiet vor allem einige Studien israelischer Wissenschaftlerinnen¹ zum Thema der transgenerationalen Psychotraumaweitergabe. Der israelische Psychologe Dan Bar-On, Sohn deutschjüdischer Eltern, die nur knapp dem Holocaust entkommen waren, hat bereits seit 1990 zahlreiche Aufsätze und Bücher zu dem Thema veröffentlicht. Die israelische Therapeutin Dinah Wardi schreibt in „Siegel der Erinnerung“ (1997) über Psychotherapie mit Kindern von Überlebenden. Die deutsche Diplom-Pädagogin Astrid von Friesen veröffentlicht ein Buch über deutsche adlige Flüchtlinge aus den Ostgebieten, „Der lange Abschied, Psychische Spätfolgen für die 2. Generation deutscher Vertriebener“, (2000). Mit dem Verlust der Güter und der Heimat brechen über Jahrhunderte aufgebaute Existenzen und damit zusammen hängend auch psychische Identitäten weg. Das Buch von Gesa Koch-Wagner (2001) über Frauen und nationalsozialistisches Erbe „Gefühlserbschaften aus Kriegs- und Nazizeit“, sieht sich „Mutter-Tochter-Beziehungen unter dem Einfluss von Kriegstraumen und nationalsozialistischen Ideologiefragmenten“ an. Von der Französin Anne Anceline Schützenberger (2003) gibt es das Buch "Oh, meine Ahnen", welches sich allgemein mit transgenerationaler Informations- und Traumaweitergabe in der Familie befasst.

In Zusammenarbeit mit größeren Arbeitsgruppen um Prof. Dr. Dan Bar-On von der Universität in Beer Sheva, Israel, Prof. Dr. Fritz Schütze aus Magdeburg, Prof. Dr. Regine Gildemeister, Kassel, leitete Prof. Dr. Gabriele Rosenthal, Universität Göttin-

¹ In diesem Buch werden feminine und maskuline Formen alternierend gebraucht. Gemeint sind Frauen und Männer.

gen, ein internationales Forscherteam aus Soziologen, Psychologen und Politologinnen. Diese umfangreichen interdisziplinären Forschungen hatten den Fokus auf die Folgen des Holocaust gelegt, wie sie sich in „Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern“ zeigten, (Rosenthal, 1997)

In einer früheren Studie „Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun“ mit sieben Interviews von Menschen, die in der NS-Zeit erwachsen waren, hat sich Gabriele Rosenthal bereits 1990 als Herausgeberin mit einem Team der Frage „Zur Gegenwärtigkeit des Dritten Reiches in Biographien“ gestellt.

Der in der NS-Zeit in die Niederlande geflohene deutschjüdische Psychoanalytiker Hans Keilson hat in seiner Arbeit über „sequentielle Traumatisierung“ (1997) eine Forschungsarbeit speziell über die verschiedenen Stufen von Traumatisierungen jüdischer Jugendlicher erstellt, die in den Niederlanden den Naziverfolgern entkommen konnten.

Die israelische Psychoanalytikerin Ilany Kogan verfasste zwei Bücher mit Fallvignetten über traumatisierte Menschen und Kinder von Holocaustüberlebenden und befasste sich mit den transgenerationalen Folgen. „Der stumme Schrei der Kinder, Die zweite Generation nach dem Holocaust“ (2009) und „Mit der Trauer kämpfen“ (2011) stellen die Auswirkungen des Holocaust in der nachfolgenden Generation aus psychoanalytischer Sicht in den Mittelpunkt.

Stephan Marks stellte die Frage „Warum folgten sie Hitler“ (2007) vor allem an Männer und auch an Frauen, die Hitler und den Nationalsozialismus mitgetragen hatten. Das Forscherteam bestand aus zehn Personen aus der Sozialwissenschaft, Psychologie, Erziehungswissenschaft und Sozialpädagogik. In Zusammenarbeit mit Supervisoren und der Psychoanalytikerin Heidi Mönnich-Marks wurden die Interviews tiefenhermeneutisch ausgewertet.

Die Supervisorin und Sozialarbeiterin Sigrid Chamberlain untersuchte in ihrer Literaturarbeit im Buch „Adolf Hitler, die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“ (2003) zwei Erziehungsbücher aus der NS-Zeit und die Auswirkungen dieser Erziehung auf den Säugling und das Kind.

Die israelisch-schweizerische Psychologin Revital Ludewig-Kedmi beschäftigte sich mit der Schuldfrage und dem Moraldilemma bei jüdischen Funktionshäftlingen „Opfer und Täter zugleich“ (2001). Jürgen Müller-Hohagen beschrieb aus der Erfahrung seiner Erziehungsberatungsstelle in Dachau „Verleugnet, verdrängt, verschwiegen“, wie sich das Verschweigen der Kriegstraumen in Familien auswirken kann.

Der Psychoanalytiker Prof. Dr. med. Hartmut Radebold (2004) hat sich mit dem Historiker Prof. Dr. Jürgen Reulecke und Hartmut Schulz vor allem mit der Frage beschäftigt, wie sich der Verlust der Väter auf seine Generation ausgewirkt hat, „Söhne ohne Väter.“

Der Soziopsychologe Prof. Dr. Harald Welzer hat zusammen mit Sabine Moller und Karoline Tschugall in „Opa war kein Nazi“ (2005) Formen familiärer Erinnerungstradierung untersucht, in der von Täterschaft und Verantwortung wenig zu hören ist. Es kommt eher zu Verharmlosungen und Nichtwissen bis hin zu Heldenstilisierung. In „Täter, Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden“ (2007) untersucht Welzer die Ergebnisse von Christopher Browning zur Motivation von NS-Tätern, die im zivilen Leben zuvor normale Biographien aufwiesen. Sie entwickelten eine Binnenrationalität, die es ihnen ermöglichte auch das Töten von Kindern als Arbeit aufzufassen und dies als eine moralisch vertretbare Rechtsauffassung darzustellen.

Die vorliegende Arbeit soll sich mit Psycho-Trauma und Psycho-Traumaweitergabe bezogen auf den zweiten Weltkrieg und die NS-Zeit beschäftigen.

Es soll untersucht werden, ob und in welcher Weise insbesondere Schicksale von Verfolgung durch die Nationalsozialistische Diktatur sowie Verfolgung und Vertreibung im Krieg bei der nachfolgenden Generation zu seelischen Beeinträchtigungen führen.

Dazu sollen verschiedene Menschen aus Flüchtlingsfamilien und aus westdeutschen Familien interviewt werden, sowie Menschen, die aus Familien kommen, die aus politischen oder sogenannten rassistischen Gründen verfolgt waren oder die aus politischen Gründen gegen das nationalsozialistische Regime eingestellt waren. Diese Gespräche sollen analysiert und nach der Methode der Ethnopsychanalyse bearbeitet werden.

Hier würden sich vermutlich Unterschiede zwischen den verschiedenen Gruppen ergeben.

Hypothesen:

1. Wenn man vermutet, dass die Erfahrung in der Familie, dass man alle materiellen Dinge durch den Krieg verlieren kann, weitergegeben wird, so müssten sich bei den Flüchtlingen andere Werte ergeben als bei den Nichtflüchtlingen.
2. Eine weitere Annahme ist, dass durch den Verlust von Heimat eine Transformation entstehen kann und somit der Verlust zu einer größeren Weltoffenheit führen kann. (Heimatlosigkeit als Bereicherung, als Offenheit, als Chance, kreativ und selbstbestimmt mit dem eigenen Leben umzugehen, gleichzeitig kann es auch Ausdruck sein für die Abwehr gegen weiche Gefühle, gegen den Verlustschmerz, gegen die Kränkung.) Vermutlich sind Menschen aus Flüchtlingsfamilien öfter umgezogen, da sie unbewusst immer wieder auf der Suche nach Heimat sind.
3. Die Erfahrung, dass die Familie verfolgt wurde, oder dass man selbst als Flüchtlingskind in Westdeutschland ausgegrenzt wurde, könnte zu größerer Einsatzbereitschaft für andere Menschen führen, die verfolgt werden oder denen Unrecht geschieht.
4. Bei Widerstandskämpferfamilien vermute ich eine größere Gefühlskongruenz und Menschenfreundlichkeit. Die Menschenfreundlichkeit könnte in der Familie schon Tradition gehabt haben.
4. Die Strukturen, die in der Familie weitertradiert werden aus einer Nazifamilie oder einer Nichtnazifamilie können auch heute noch an vielfältigen Verhaltensweisen und Lebenseinstellungen sichtbar sein.
5. Zusätzlich zu den Traumatisierungen des Krieges kam für Flüchtlinge noch die Vertreibung, der Verlust von Heimat und Eingebundensein in vertrautes Umfeld und vertraute Gemeinschaft hinzu. Die Westdeutschen, die selbst mit den Problemen des Krieges beschäftigt waren, empfanden die Fremden oft als zusätzliche Belastung und begegneten den Flüchtlingen mit feindlichen Gefühlen.
6. Menschen, die aus Familien stammen, die verfolgt wurden, haben vermutlich nicht das Gefühl, dass sie der Gemeinschaft und dem Staat vertrauen können. Die Erfahrung der Verfolgung und Gefährdung kann sich ausdrücken in größerer Einsatzbereitschaft für Unterdrückte und Benachteiligte und in größerer Sensibilität für politische Probleme.

Einleitung

Die vorliegende Arbeit ist in vier Teile gegliedert. Teil 1 stellt zunächst die psychische, kognitive und emotionale „Normalentwicklung“ vor, um anschließend besser verstehen zu können, wie es durch traumatische Ereignisse zu pathologischen Entwicklungen kommen kann. Ebenfalls in Teil 1 werden die Grundlagen der Psychotraumatologie vorgestellt. Dazu wird der Begriff des Psychotraumas geklärt, es werden typische Symptome und Folgeprobleme vorgestellt und es wird auf die Ätiologie eingegangen. Weiterhin werden Schutz- und Risikofaktoren für die Ausbildung von Psychotraumata besprochen und schließlich werden grundlegende Behandlungsmöglichkeiten vorgestellt.

Teil 2 befasst sich mit dem Zweiten Weltkrieg als besonderer, weil sehr umfassender Form von traumatischem Ereignis. In diesem Teil werden kurz die Ereignisse kategorisiert, die zu verschiedenen Traumafolgestörungen beigetragen haben. Außerdem wird in diesem Teil der Arbeit auf die besondere Bedeutung der Kindheit eingegangen. Dazu wird zunächst die normale Entwicklung von Kindern vorgestellt, bevor anschließend auf Besonderheiten von Kindheiten während des Zweiten Weltkrieges eingegangen wird.

In Teil 3 stehen Interviews im Mittelpunkt, die von der Verfasserin der vorliegenden Arbeit geführt wurden. Die Interviews werden im Hinblick auf mögliche Traumafolgestörungen und ihre eventuell erfolgte Behandlung analysiert. Das Problem, das sich dabei stellt, besteht darin, dass die Diagnose von wie auch immer gearteten Psychotraumata in unmittelbarer Folge des Zweiten Weltkrieges nicht gestellt wurde. Die Psychotraumatologie als Wissenschaft und Methoden zur Behandlung der Traumafolgestörungen (Posttraumatische Belastungs-Störung, PTBS) wurde erst später entwickelt. Die Analyse von Erlebnissen aus der Kriegs- und Nachkriegszeit erfolgt also mit Begrifflichkeiten, die zum damaligen Zeitpunkt nicht üblich waren.

In Teil 4 werden die Schlussfolgerungen vorgestellt, die sich aus der Arbeit ergeben. Hier geht es darum zu zeigen, welche Faktoren sich bei den Interviewten begünstigend oder erschwerend auf die Ausbildung von Traumafolgestörungen ausgewirkt haben.

Der Kern der vorliegenden Arbeit sind die Interviews mit Menschen, die in unmittelbarer Weise als Überlebende des Krieges und der Verfolgung von ihrem Leben berichten sowie die Gespräche mit Menschen die mittelbar als Nachkommen und Nach-

kriegsgeborene von Auswirkungen des Krieges und den Folgen von Flucht und Vertreibung betroffen sind.

Wie emotional belastet das Thema ist, zeigt sich in Selbsthilfegruppen und in Studien über Unterschiede und Differenzen bis hin zu einem harmonisierenden Umgang mit der Thematik (Bar-On, 1995). Es gibt zunächst ähnlich erscheinende Phänomene bei den unterschiedlichen Nachkommen, die sich in Ängsten in Bezug auf Vernichtung und Trennung, auf Schuldgefühle, behinderte Autonomieprozesse bis hin zum Ausagieren von Vergangenheit in Phantasie und psychosomatischen Belastungen äußert. Das Schweigen über Vergangenes hat in den Familien unterschiedliche Funktionen. Nicht geführte Dialoge sollen Konflikte vermeiden, institutionalisierte Familienmythen stützen oder belastete Familiensysteme erhalten.

Die darunter liegenden Tiefenstrukturen sind jedoch sehr verschieden. So unterschiedlich wie die Familienvergangenheiten sind, so unterschiedlich sind die Funktionen innerhalb des familiären Systems und die psychischen Auswirkungen auf die anderen Familienmitglieder.

Eltern und Großeltern, die nicht über ihre Verfolgung sprechen, wollen mit ihrem Schweigen ihre Kinder und Nachkommen beschützen, sie vor dem Schmerz des erlittenen Leides schonen. Sowie auch sich selbst beschützen, in dem sie versuchen das Erlittene zu vergessen oder abzuspalten. Überlebende wollen den Kindern Belastungen ersparen und ihnen das Einleben in der deutschen Gesellschaft erleichtern. Eltern, die zu den Mitläufern oder Mittätern gehörten, wollen sich mit dem Schweigen selbst schützen und bei ihren Kindern und Nachkommen als positive Menschen dastehen, die nicht wirklich schlimmes gemacht oder unterstützt haben oder Vorteile daraus gezogen haben. Damit wollen sie sich vor Anklage und Zuneigungsentzug schützen. Manche Nachkommen wollen auch diese Sichtweise übernehmen und mit „Opa war kein Nazi“ (Welzer, 2005) selbst einen Weg finden, wie sie mit belastenden Taten der Vorfahren leben können.

Nachkommen von Verfolgten wollen sich die Eltern und Großeltern nicht in Situationen vorstellen, in denen sie ihrer Würde beraubt wurden, in denen sie Demütigungen, Misshandlungen und Vergewaltigungen ausgesetzt waren oder die Ermordung ihrer Verwandten miterleben mussten.

Kinder von Verfolgten fühlen sich teils schuldig, dass sie ihre Eltern nicht entlasten können von dem geschehenen Unrecht und Leid. Sie versuchen durch persönliche Leistungen die Eltern zu entschädigen oder Erlittenes zu reparieren.

Die unbewusste Angst vernichtet zu werden, finden wir bei Kindern aus systemnahen Familien, von den eigenen Eltern vernichtet zu werden (Kestenberg/Kestenberg, 1987) und (Rosenthal, Bar-On, 1992), während bei Kindern aus verfolgten Familien die Angst eher von Außen oder von als feindlich empfundener Umwelt angenommen wird. Dass die Ängste, von den eigenen Eltern ermordet zu werden, nicht so unreal sind, wie sie zuerst erscheinen mögen, zeigt sich z.B. bei der Ermordung der eigenen Kinder in der Familie Goebbels. Auch berichtete Erlebnisse wie im Interview „Es war alles ganz normal“, in dem der Vater aus der NS-Familie vor den Augen der vierjährigen Tochter, ein Reh erschießt und auswaidet oder das Töten von einem „süßen Pony“, um es zu Wurst zu verarbeiten wie im Interview „Alles, was Spaß gemacht hat, das durfte ich nicht“ in der Familie eines SS-Mannes zeigen, wie mit Gefühlen von Kindern umgegangen wird. Hier wird dann auch von zu Hause durchgeführten Abtreibungen in der nahen Familie berichtet. Dass die immensen Missachtungen, Abwertungen und Misshandlungen Kinder in Todesangst, bis hin zu Amnesien und Spaltungen bringen, zieht sich durch viele Interviews der Nachkriegskinder.

Anders gestalten sich die Ängste beispielsweise bei den Kindern der Verfolgten, die eben auch durch die ständig agierten Traumen der Eltern sich selbst als Verfolgte erleben wie beispielsweise in dem Interview, „Mein erstes Bilderbuch, das war ein Buch über Ausschwitz“. Trennungen wie ein normal erscheinender Umzug, führen zu Trennungsängsten und die sind hier mit unbewussten Todesängsten verbunden, so wie sie bei den Eltern mit der Überführung in Lager und zur Vernichtung der Angehörigen führten (Barocas/Barocas 1979, Shiryon 1988, S.241) So wie auch Shiryon beobachtet hat, spielen die Freunde eine familienersetzende, nahe, stützende Rolle in dem Interview von „Mein erstes Bilderbuch, das war ein Buch über Ausschwitz“. Die Beelterung durch die Freunde ersetzt die mangelnde Zuwendung durch die traumatisierten Eltern.

Eigenständige Entwicklungen ihrer Nachkommen werden von systemnahen Familien nicht gut angenommen, da sie dann eine neue und bedrohliche Sichtweise der Familie und des Familiensystems befürchten. Die Wahrung der bürgerlichen Fassade ist vordringliches Ziel, wie das Interview „Es war alles ganz normal“ zeigt.

In Familien, die verfolgt waren, haben Nachkommen oft die Rolle der Beschützer übernommen, autonome Entwicklungen werden behindert, Konflikte und Ablösungen werden hintenan gestellt, da der Schutz der beschädigten Eltern Vorrang hat. So zeigt es sich in den Interviews von „Mein erstes Bilderbuch, das war ein Buch über

Ausschwitz“ und „Kind schweig still“. Die Tochter der jüdischen Mutter muss ständig für ihre schwer depressive Mutter da sein und sich um sie kümmern. So wie auch in dem Bericht von „Kind schweig still“ die Tochter aus der als Sozialdemokraten verfolgten Familie selbst als Erwachsene keinen Urlaub mit ihrem Mann ohne die Mutter verbringen kann. Aus Fallanalysen bestätigen auch Barocas/ Barocas (1979), sowie Davidson (1980) schwierige Autonomieentwicklungen. Anders als bei jüdischen Gruppen besteht bei politisch verfolgten noch kein kollektives Bewusstsein.

Bar-On (1993a) hat mit Interviews von Kindern aus Nazi-Täterfamilien ausgeführt, dass die Kinder entweder zu Verleugnung und Abstreiten des Tuns ihrer Eltern neigen und es zu starken Bindungen kommt oder es kommt zu Kontaktabbruch und Ablehnung der Eltern. Wünsche an die Eltern zu einem normalen Kontakt können nicht gelehrt werden. Auch so entsteht ein Spannungsbogen und es wird eine Autonomieentwicklung behindert.

In den Familien werden die Kinder in unterschiedliche Rollen gedrängt und es werden ihnen unterschiedliche Rollen zugeschrieben. Sperling (1997, S.211) beschreibt, wie wichtig die Funktion ist, „der Vergangenheit durch Nichtbewältigung nicht untreu zu werden.“ Durch entsprechende Kontakte mit den Großeltern wird die Fassade der Familie, die Illusion einer guten Familie aufrecht erhalten. Siehe auch die Interviews mit dem Jungen, der die Besuche an den endlos erscheinenden „ödigen“ Sonntagen beschreibt, „Ja, der Krieg, das weiß ich nicht, aber Vertreibung das weiß ich, was dabei heraus gekommen ist, also für uns Kinder auch“, sowie das Interview „ Es war alles ganz normal“. Den Kindern werden Rollen und Aufgaben zugeteilt, ganz unabhängig davon, was ihre eigenen Bedürfnisse sind. Ein harmonisierender Stil wird beschrieben, das ritualisierte „ödige“ und „ganz normale“ sonntägliche Kaffeetrinken gehört dazu. Auch wenn die Begegnungen als inhaltsleer und nicht wirkliches in Beziehung treten beschrieben werden. Während die Stilisierung mit den Opfern so weit gehen kann, dass die Großmutter in der Familienmythologie zur angeblichen Jüdin gemacht wird, wie im Interview „Ja der Krieg, das weiß ich nicht...“und erst in der Nachfolge des Interviews also Jahrzehnte später der Erzähler erfährt, dass die Großmutter in Wirklichkeit nach dem Krieg von den Tschechen im Sudetenland als einer NS-Frauenschaft vorstehende Person verfolgt wurde. Das Interview kam überhaupt zustande, weil der Erzähler mir sagte, dass er eine jüdische Großmutter gehabt habe. So erfuhr der Sprecher im Nachhinein von seiner Mutter als nun mehr Erwachsener, wie es wirklich gewesen war. Die Tabuisierung großer Bereiche der

Familiengeschichte werden auch von Wirsching und Stierlin (1982, S.123ff) beschrieben. So werden Familienmythen entworfen, die faktisch von der Realität abweichen.

Rosenthal (1999, S.25) beschreibt, dass die Identifizierung mit kämpferischen Anteilen bei Angehörigen von verfolgten Familien zur „Reparatur von starken Ohnmachtsgefühlen dient“. In der hier vorliegenden Arbeit im Interview von „...und ich habe mich in erster Linie als Jüdin gefühlt“ berichtet die Erzählerin davon, wie der Vater immer wieder unter abenteuerlichen Umständen seinen Verfolgern entkommen sei. In einem anderen hier nicht aufgeschriebenen Interview beschreibt die Erzählerin, wie der sozialdemokratische Vater den SS- Mann mit einer Peitsche geschlagen habe, bevor der Vater sich in den Untergrund flüchtete. Möglicherweise ist auch die Berufswahl des Sohnes bei der Bundeswehr aus der verfolgten sozialdemokratischen Familie im Interview „Kind schweig still“ hier einzuordnen. Es ist grade dieser Sohn, der die Mutter immer wieder ermutigt hat, ihre Geschichte aufzuschreiben und damit an die Öffentlichkeit zu gehen.

Das Bild vom sauberen Soldaten, spielt in nichtjüdischen Familie eine Rolle. Die starke Auseinandersetzung des Sohnes mit der Rolle des Vaters zeigt sich in dem Interview „ Die Kriegsgeschichten meines Vater haben in mir Bilder hervorgerufen fast als hätte ich sie selbst erlebt.“ Hier wird immer wieder der Konflikt thematisiert, der sich für den Sohn stellt, um zu erfahren, was der Vater wirklich im Krieg getan hat. Dass der Vater die Erschießung von Juden mitangesehen habe, aber nicht teilgenommen habe, ist für den Sohn eine Geschichte, die ihn sehr beschäftigt. Wie schwierig eine selbstständige Entwicklung und autonome Entscheidungen in der Folge für den Sohn sind, zeigen sich auch in seiner ambivalenten Haltung zum Militärdienst, indem er zuerst Mitglied der Bundeswehr im Offiziersrang wird und dann während seiner Dienstzeit den Kriegsdienst verweigert. So haben unklare Standpunkte und die Frage nach der eigenen Identität auch hier deutliche Folgen in der Lebenswelt des nachgeborenen Sohnes, während der ältere Halbbruder ganz in der Tradition des Vaters seine militärische Karriere vollendet.

Dass Schweigen über das erlittene Leid bei verfolgten Menschen wirkt, zeigt der vorliegende Fall von den als Sozialdemokraten verfolgten Menschen im Interview „Kind schweig still“, denen mit Verleugnung, „so schlimm könne es nicht gewesen sein“ und mit Neid „das Haus hätten sie sich von den KZ-Pfennigen gebaut“ als Abwehr der Traumarealität begegnet wird. Ebenfalls Verleugnung und Negieren der

Traumarealität erfahren die jüdischen Betroffenen in „Mein erstes Bilderbuch, das war ein Buch über Auschwitz“, über deren Leid bis in die achtziger Jahre eine nahezu amnestische Sichtweise sich auch in der Psychiatrie zeigte. Die Mutter, die mehrere Lager überlebt hatte und Kinder und Angehörige verloren hatte, wurde dort immer wieder so behandelt, als ob dies erlittene Leid, kein Grund für ihre Depressionen hätte sein können. Der als „Halbjude“ verfolgte „Ich war ein frommer evangelischer Junge“ Psychoanalytiker hatte selbst Jahrzehnte nach dem Krieg nicht mit seinen Kollegen über seine Verfolgung und die Verfolgung seiner Familie gesprochen. Und auch von den Psychiater- Kollegen habe ihn nie jemand darauf angesprochen. Hier zeigt sich die Auswirkung des Tabus selbst bis hinein in die jüngste Zeit.

Teil 1

Grundlagen der Psychotraumatologie

In der vorliegenden Arbeit geht es um Traumafolgestörungen, (Posttraumatische Belastungsstörung, PTBS), als gravierende psychische Krankheit. Um besser zu verstehen, welche Auswirkungen diese Störungen haben und welche Einschnitte sie für das Leben der Betroffenen bedeuten, sollen vorab einige Informationen zur psychobiologischen sowie zur moralischen und kognitiven Entwicklung von Menschen gegeben werden. Davon ausgehend kann in einem zweiten Schritt dargelegt werden, wie es zu Traumafolgestörungen kommt, wie sie verlaufen, welche Faktoren ihr Auftreten begünstigen und welche Folgeprobleme mit ihnen assoziiert sind. Weiterhin können verschiedene Gruppen sowohl von Betroffenen als auch von Traumafolgestörungen klassifiziert werden. Ein wichtiger Punkt in diesem ersten Kapitel wird es sein, wichtige Schutz- und Risikofaktoren im Hinblick auf die Ausbildung von Traumafolgestörungen zu untersuchen.

1.1. Neurobiologische Entwicklung

Mit Hilfe der bildgebenden Verfahren der Computertomographie lässt sich feststellen, dass bei Kindern, die ständigen Stresssituationen sowie wiederholten traumatischen Situationen ausgesetzt sind, der Balken, der als Verbindung zwischen den beiden Hirnhemisphären fungiert, deutlich geringer ausgeprägt ist als bei Kindern aus stressfreien Umgebungen. Der orbitofrontale Cortex, der dafür zuständig ist, ob ein Mensch seine Gefühle gut kontrollieren kann, wird beim Kleinkind durch Zuwendung, liebevolle Berührung, freundliche und entspannte Nähe angeregt und entwickelt sich stärker und kräftiger, wenn das Kind Liebe erfährt.

Mit Hilfe des orbitofrontalen Cortex kontrollieren Menschen ihr soziales Verhalten. Nach der Geburt entwickelt sich der orbitofrontale Cortex zwischen Säuglings- und Kleinkindalter und wächst, wenn das Kind anfängt ein soziales Bewusstsein zu entwickeln. Die bedeutende Wachstumsphase des präfrontalen Cortex liegt zwischen dem sechsten und dem zwölften Lebensmonat. Der präfrontale Cortex ist enger mit dem limbischen System verbunden. Durch die Nähe und Wärme der Bezugsperson des Kindes, durch Geruch und Berührung, durch die Stimme und die Zugewandtheit, wird der orbifrontale Cortex angeregt zu wachsen. (Läsionen insbesondere am orbitofrontalen Cortex führen zu einer Verflachung der Emotionen und zu sozial unangemessenem Verhalten.) Durch Zuwendung werden Hormone ausgeschüttet, hier ist

das sogenannte Bindungshormon Oxytocin zu nennen, durch die sich das Baby wohlig und entspannt fühlt. Es kommt zu einer positiven Entwicklung des Gehirns. Das Kind nimmt die Atmosphäre auf, in der seine Eltern sind. Wenn sie ausgeglichen, entspannt und liebevoll sind, überträgt sich das auf den Säugling und sein sensibles Gehirn. „Man kann tatsächlich zwischen einem glücklichen und einem unglücklichen Gehirn unterscheiden. Ein glückliches Gehirn ist feinmaschiger und vernetzt und verfügt über mehr Impulse. Ein Mehr an Verbindungen bedeutet vermehrtes Denkvermögen und bessere Fähigkeiten ein glückliches Leben zu führen.“²

Zwischen dem sechsten und zwölften Lebensmonat wächst das denkende Gehirn, es liegt in der Hirnrinde, dem präfrontale Kortex, und verdoppelt sich von seinem Volumen her. Das Kind lernt, wer seine Eltern sind, es lernt laufen. Es lernt erste Worte, die Orientierung in der Welt und vor allem entwickelt das Kind ein Lebensgrundgefühl. Das „Sosein in der Welt“ bildet sich heraus. Die Einstellung, ob man neugierig und offen sein kann und warm und vertrauensvoll auf die Welt zugehen kann oder ängstlich und verschlossen sein soll, wird durch die Beziehung zur Bezugsperson gelegt.

Das Kind spricht auf unbewusste Zeichen der Bezugspersonen an und seine Hormone passen sich der Situation an. Positive Signale und Zuwendung regen die Entwicklung des orbitofrontalen Kortex an, Großhirnrinde, Hippocampus und Gyrus cinguli wachsen. Durch die größere und bessere Entwicklung dieser Gehirnareale wird die Wahrnehmung positiver Gefühle und positiver Wahrnehmungen verbessert, die intellektuelle Leistung wird verbessert.

Fehlen dem Kind Wärme und Zuwendung, so werden sein Gefühlsleben und das Wachstum der entsprechenden Gehirnareale nachhaltig gestört. In Rumänien getretete Waisenkinder, die während des totalitären Regimes von Nicolae Ceausecu³ in Kinderheimen vor sich hin vegetierten, wurden mit Magnetresonanzverfahren untersucht und „die Ergebnisse waren schockierend – sie hatten regelrechte ‚schwarze Löcher‘ im Gehirn, wo sich ganze Hirnbereiche nicht entwickeln konnten.“⁴

Abbildungen solcher Gehirne finden sich z.B. bei Sunderland in „Die neue Elternschule“ und bei Schiepeck.⁵ Auch viele furchteinflößende Erlebnisse und das Alleinlassen des Kindes, wie es die Mütter im Nationalsozialismus praktizieren sollten, füh-

² Biddulph (2005), S.143ff

³ Nicolae Ceausecu war ein rumänischer Diktator der von 1965-1989 regierte und die Menschen dazu zwang nicht zu verhüten. Das sollte zur Vermehrung der Bevölkerung führen. Familien konnten die zahlreichen Kinder nicht ernähren, so dass sie zu Straßenkindern wurden oder in Kinderheime kamen, wo sie unzureichend versorgt wurden.

⁴ Biddulph (2005), S.129, siehe auch Abbildungen in Schiepeck (2003)

⁵ Sunderland (2006), S.52, Schiepeck (2003)

ren zu einem lebenslang ängstlich geprägten Menschen, der wenig Einfühlungsvermögen hat.

Neben dem präfrontalen Cortex spielt auch die Amygdala, der Mandelkern, eine wichtige Rolle bei der Regulierung und Verarbeitung von Emotionen. Die Amygdala reguliert Gefühle wie Angst und Aggression und überprüft alle Reize auf Gefahren. Bei zu hoher Aktivität der Amygdala ist keine Kommunikation mehr möglich. Deshalb sind Menschen, die Angst haben, nur schwer zu beruhigen und durch Sprache nicht mehr wirklich zu erreichen. Die Aktivität der Amygdala ist nicht kognitiv. So können Menschen auch Angst haben, ohne zu wissen, warum sie Angst haben.

Beim Neugeborenen entwickelt sich zuerst die Amygdala. Danach beginnt mit etwa drei bis vier Monaten die Entwicklung des Hypothalamus. Der Hypothalamus ist das wichtigste Steuerzentrum des vegetativen Nervensystems. Es besteht aus mehreren homöostatischen Regelkreisen, die für die Lebensfähigkeit wichtig sind, wie Temperatur, Blutdruck, Regulation von Nahrungs- und Wasseraufnahme, Rhythmik und Schlaf, sowie Sexual- und Fortpflanzungsverhalten.

Bei traumatischen Erlebnissen geschehen die Dissoziationen im Thalamus. Wenn die Amygdala während ihrer Reifungszeit in den ersten Monaten des Kindes für längere Zeit überlastet ist, so kommt es zu einer sehr frühen Schädigung. Die Amygdala ist dann in einem ständigen Erregungszustand in Bezug auf mögliche Gefahr. Nach Hart⁶ ist dies nicht angeboren, sondern eine Folge frühkindlicher Traumatisierung in den ersten drei Monaten in der Entwicklungsphase in der Amygdala beim Säugling.⁷ Wie Chamberlain⁸ in ihren Untersuchungen zu der Erziehung in der NS-Zeit ausführt, findet bei der reglementierten Behandlung des Säuglings eine solche Traumatisierung bereits sehr frühzeitig statt, wenn die „Erziehung“ des Kindes direkt nach der Geburt beginnen soll und das Kind weggelegt werden soll. Die früheste Kindheit ist die sensibelste Entwicklungsphase des Hippocampus. In dieser frühen Phase führen Traumatisierungen zu Schäden des Nervensystems. Es reagiert besonders sensibel auf Stress und Trauma. Eine starke, chronische Ausschüttung der Stresshormone, hier ist vor allem Cortisol zu nennen, schädigt die Strukturen im Hippocampus und verursacht im schlimmsten Fall die Atrophie des Hippocampus.⁹

⁶Hart (2009), vergl. Schiffer (2012)

⁷ Vergl. Rudolf (2011), S.23, 24

⁸ Chamberlain (2010),

⁹ Vergl. Hart(2009)

1.2. Kognitive und moralische Entwicklung

Die genannten psychobiologischen Prozesse sind die Grundlage für die kognitive und moralische Entwicklung von Menschen. Es gibt verschiedene Modelle zur Erklärung der kognitiven und moralischen Entwicklung von Menschen. Stellvertretend sei hier das Modell von Jean Piaget genannt. Nach Piaget erfolgt geistige Entwicklung durch *Assimilation* und *Akkomodation*. In der Assimilation passen Menschen sich an ihre Umwelt an (z.B. durch Nachahmung der Eltern), in der Akkomodation passen Menschen die Umwelt an das eigene Verhalten an (z.B. im Rollentausch beim symbolischen Spiel).¹⁰ Im jahrelangen Beobachten von Kindern und Jugendlichen verschiedenster Altersstufen hat Piaget bestimmte Grundmuster erkannt und ein Entwicklungsmodell konzipiert, in dem er *vier Stufen bzw. Stadien der kognitiven Entwicklung* beschreibt.

1. Stufe: *sensomotorisches Stadium*: Auf dieser ersten Stufe entdecken Kinder zunächst einmal alle ihre Sinne. Von der Geburt bis zum Alter von zwei Jahren verlieren Kinder immer mehr ihrer angeborenen Reflexe und erwerben sensomotorische Koordination (sie verlieren z.B. den Greifreflex und lernen das bewusste Zugreifen), erstes soziales Verhalten (sie lächeln z.B. ab dem Alter von ca. 8 Monaten nicht mehr jedes menschliche Gesicht an, sondern nur noch ihnen bekannte Personen) und Objektpermanenz (sie müssen z.B. lernen, dass Menschen und Dinge, die aus ihrem Blickfeld verschwinden, nicht aufhören zu existieren, sondern sich nur an einem anderen Ort befinden).

2. Stufe: *präoperationales Stadium*: Die zweite Stufe wird im Alter von zwei bis sieben Jahren erreicht. In dieser Zeit liegt der Entwicklungsschwerpunkt vor allem auf „inneren“, also geistigen Fähigkeiten. Kinder erwerben in diesem Alter Sprache und das Vorstellungsvermögen. Nach Piaget ist diese Stufe gekennzeichnet durch *Realismus* (das Kind glaubt, dass alles, was es selbst für real hält, auch wirklich existiert), *Animismus* (das Kind glaubt, dass die Dinge sind, wie es selbst, also belebt und mit Gefühlen ausgestattet) und *Artifizialismus* (das Kind glaubt, dass alle Dinge und die Welt vom Menschen geschaffen sind). Zusammenfassend nennt Piaget diese drei Kennzeichen auch *Egozentrismus*. Aufgrund dieses Egozentrismus sind Kinder bis

¹⁰ Vgl. Trautner (2003), S. 117

zum Alter von etwa sieben Jahren nicht in der Lage, sich in andere hineinzuversetzen.

3. Stufe: *konkretoperationales Stadium*: Die dritte Stufe wird im Alter von sieben bis elf Jahren erreicht. Ist diese Stufe erreicht, können Kinder gedanklich mit konkreten Objekten oder ihren Vorstellungen operieren. Ihr Denken ist dabei aber auf konkrete Erfahrungen beschränkt, Abstraktionen sind noch nicht möglich. Das Denken ist intuitiv, noch nicht logisch.

Diese Stufe zeichnet sich aus durch den Erwerb von verschiedenen Fähigkeiten, z.B.:

-Dezentrierung: die Fähigkeit, Irrtümer in der Wahrnehmung zu korrigieren

-Reversibilität: die Fähigkeit, durchgeführte Operationen in Gedanken rückgängig zu machen

-Invarianz: die Einsicht, dass bestimmte Eigenschaften von Dingen konstant sind

-Klassifikation und Klasseninklusion: die Fähigkeit, Dinge nach bestimmten Merkmalen zu ordnen und die Einsicht, dass eine Klasse eine andere Klasse enthalten kann

Das konkretoperationale Stadium „ist die Phase, in der Kinder zu begreifen beginnen, dass der vorgefundene Zustand eines Ereignisses davon abhängt, *was vorher mit ihm geschehen ist* und welche Ursache welche Wirkung hat“ (Kohnstamm 1994, S. 43).

4. Stufe: *formaloperationales Stadium*: Die vierte Stufe wird ab dem Alter von 12 Jahren erreicht. Auf dieser Entwicklungsstufe wird die Fähigkeit zum logischen Denken erworben. Kinder können, wenn sie diese Stufe erreicht haben, nicht nur über konkrete Dinge, sondern auch über Gedanken nachdenken sie können abstrakt denken und Schlussfolgerungen ziehen.

Nach Piagets Ansicht durchlaufen Kinder die Entwicklungsstufen während ihrer Entwicklung von der Geburt bis etwa zur frühen Adoleszenz. Dabei kann keine der Stufen übersprungen werden, allerdings variiert das Tempo, in dem diese Stufen durchlaufen werden, sehr stark (was sich z.B. auch an den sehr unterschiedlichen Altersangaben zeigt – wie etwa: sieben bis elf Jahre für Stufe 3). Neben dem quantitativen gibt es auch qualitative Unterschiede in der Ausprägung der jeweiligen Kompetenzen, was sich daran zeigt, dass z.B. die Fähigkeit zum logischen Denken oder zum moralischen Urteilen nicht bei jedem Menschen in gleichem Maße ausgeprägt ist.

„Die Entwicklung des Denkens ist ein spontaner Prozess, den Kinder durchmachen, und der in der menschlichen Natur und in ihrem Erbgut verankert ist, genauso wie das Körperwachstum. (...) Aufgrund der kognitiven Entwicklung kann ein Kind Fakten aufnehmen und verstehen, solange die neue Information das Niveau des bisher erworbenen Denkens nicht überschreitet“.¹¹ Um im Bild des Körperwachstum zu bleiben: Bei gesunden Menschen funktioniert das Körperwachstum nur in eine Richtung und kann nicht umgekehrt werden. Das heißt, wer einmal eine bestimmte Größe erreicht hat, behält diese auch. In gleicher Weise funktioniert die geistige Entwicklung: Keine der Stufen verliert sich, wenn die höheren erreicht sind. Das heißt, dass das Gelernte und Erreichte in das Fähigkeitenrepertoire aufgenommen und nicht durch neue, höhere Fähigkeiten abgelöst wird (so behält z.B. ein Mensch, der formaloperationale Zusammenhänge sieht, trotzdem die auf der ersten Stufe erworbene Objektpermanenz).

1.3.Trauma und Psychotraumatologie

Für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit den vielfältigen Traumatisierungen im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg muss zunächst der theoretische Rahmen geklärt werden. Dazu wird im Folgenden definiert, was unter einem Psycho-trauma verstanden wird und welchen Entwicklungen der Begriff des Traumas unterlag, außerdem wird der Begriff der posttraumatischen Belastungsstörung als spezielle Form des Traumas vorgestellt. Anschließend werden der Verlauf, typische Symptome und Folgeprobleme sowie unterschiedliche Gruppen von Betroffenen von Traumatisierungen vorgestellt. Für das Verständnis von Traumata ist es unabdingbar, ihre Ätiologie sowie Schutz- und Risikofaktoren für die Entstehung zu kennen.

Ein kurzer Abriss der Geschichte der Psychotraumatologie wird zeigen, dass Psycho-traumata sicherlich schon so alt sind wie die Menschheit selbst, dass es die Definition als Krankheitsbild aber erst seit relativ kurzer Zeit gibt.

Durch das Verständnis für die Entstehung von Traumafolgeerkrankungen wurden auch entsprechende Behandlungsmöglichkeiten entwickelt. Am Ende von Teil I werden einige grundlegende Therapieformen gezeigt und es wird die Frage nach ihrer Wirksamkeit gestellt.

¹¹ Kohnstamm (1994), S. 43

1.3.1. Zur Geschichte des Begriffs Trauma

Der Begriff *Trauma* entstammt dem Griechischen und bedeutet eine durch Gewalt- einwirkung entstandene Wunde. „Ein Trauma ist die Verletzung und nachhaltige Schädigung einer bestehenden Struktur.“¹² Mit der Etablierung der Psychologie entstand zunehmend das Bewusstsein, dass es auch psychische Traumata gibt. Modifiziert nach Sellschopp (1999) lässt sich folgende Tabelle darstellen:¹³

Charcot 1880	„Traumatische Hysterie“ (mechanisches Trauma)
Oppenheim 1880	„Traumatische Neurose“
Freud 1893	Psychisches Trauma als Ursache jeder Hysterie
Kraepelin 1899	„Schreckneurose“
Abraham 1912	„Trauma und Demenz“
Rank 1924	Geburtstrauma
Freud 1918, 1926-1927	Verführung, Krieg, Entwicklung als Ursache „traumatischer Neurosen“
Ferenczi 1930	Traumatische Wirkung der Lieblosigkeit („Sprachverwirrung“)
Anna Freud 1934	Repetitives Trauma
Spitz 1954	Deprivationstrauma
Hoffer 1949	„Stilles Trauma“
Winicott 1954	„Holdingverlust“
Kris 1956	„Shock- und straintrauma“
Khan 1963	Kumulatives Trauma
Lorenzer, Thomä 1965	Zweiphasige Verlaufsform
Sandler 1967	Belastungstrauma
Bowlby 1968	Trennungstrauma
Keilson 1979	Sequentielles Trauma
Gubrich-Simitis 1979	Extremtrauma
Krystal 1985	„catastrophic trauma“
Ab 1990 zunehmend	Beschreibung von Traumata durch Folter und sexuellen Mißbrauch

¹² Hausmann (2006), S. 31

¹³ Sellschopp (1999), vergl. Hartwich (2000) S.86

Lange Zeit hielt sich das Vorurteil, dass nach traumatischen Ereignissen nur jene Menschen ein Psychotrauma erlitten, die diesbezüglich schon vorerkrankt waren. Traumatisierte Soldaten des Ersten Weltkrieges wurden als Simulanten beschuldigt, die sich eine Rente erschleichen wollten.¹⁴ Vorsichtige Schätzungen gehen davon aus, dass allein 600.000 deutsche Soldaten durch ihren Einsatz im Ersten Weltkrieg eine (nach heutiger Bezeichnung) Traumafolgestörung erlitten haben, die damals als Kriegsneurose, Schreckneurose oder Shell-Schock bezeichnet wurde. Weil diese Traumafolgestörungen als Ausdruck von Simulation und Willensschwäche galten, wurden entsprechende Therapiemaßnahmen gewählt: Stromstöße, Isolationsfoltern, die Provokation von Erstickungsangst durch Kehlkopfsonden oder Kugeln usw. Kardiner¹⁵, ein Freud-Schüler, sprach auf Grund seiner Erfahrung in der Behandlung von Weltkriegssoldaten 1941 erstmals von „physioneurosis“. Zu den psychischen Belastungen während des Zweiten Weltkrieges wurden einzelne Studien angelegt, etwa im London der Luftkriegszeit, allerdings wurde z.B. die deutsche Bevölkerung auch nach Kriegsende kaum systematisch untersucht.

Die wissenschaftliche Entwicklung des Begriffs Trauma hängt eng mit einem weiteren Krieg zusammen, nämlich dem Vietnam-Krieg. „Die mystifizierende Vorstellung, nur Menschen mit vorher bestehenden Schädigungen seien anfällig für Gewaltfolgestörungen ließ sich nun definitiv nicht mehr halten. Vorher gesunde junge Männer kehrten psychisch krank aus dem Vietnamkrieg zurück.“¹⁶ Die US-amerikanische Psychologin Judith Herman hat in der Folge ihrer Arbeit mit Vietnamkriegsveteranen den Begriff der posttraumatischen Belastungsstörung ausgearbeitet, der 1980 in das Diagnosemanual der Amerikanischen Psychologengemeinschaft aufgenommen wurde.

In Vorbereitung der DSM-IV-Klassifikation wurde das Konzept von Herman und Van de Kolk weiter entwickelt. Durch eine Feldstudie mit über 500 Patienten mit traumabedingten Störungen (Van de Kolk, Pelcovitz et al. 1996) wurde empfohlen den Begriff als DESNOS (Disorders of Extreme Stress Not Otherwise Specified) als Kategorie in das DSM-IV aufzunehmen (Herman 1993). DESNOS wird im amerikanischen Sprachraum synonym zum deutschen Begriff PTBS (komplexe posttraumatische Belastungsstörung) verwandt (Sack 2004). Die Diagnosestellung hat unmittelbare Bedeutung für die Differentialindikation zur psychotherapeutischen Behandlung, so

¹⁴ Vgl. Maercker (2009), S. 6

¹⁵ Kardiner (1946)

¹⁶ Maercker (2009), S. 10

dass Patienten mit stabilisierenden und ressourcEFördernden Maßnahmen behandelt werden müssen und eine spezielle traumatherapeutische Behandlungstechnik eingesetzt wird, um tiefgreifende Behandlungserfolge zu erzielen.

1.3.2.Klassifikation

Mit ICD-10 (International Statistical Classification of Diseases and Related Health Problems, 10. Revision) und DSM-IV (Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders, 4. Überarbeitung) stehen zwei Klassifikationssysteme für Krankheiten zur Verfügung. ICD-10 wird von der Weltgesundheitsorganisation herausgegeben und ist daher sehr umfassend, DSM-IV wird speziell für die American Psychiatric Association herausgegeben und ist daher weniger umfassend, im Detail teilweise aber genauer. Für eine umfassende Beschäftigung mit Krankheiten ist es sinnvoll, beide Diagnose-manuals heranzuziehen.

In der internationalen Klassifikation ICD-10 wird das Trauma in Abschnitt F (Psychische und Verhaltensstörungen) behandelt. Abschnitt F43 beschreibt Reaktionen auf schwere Belastungen und Anpassungsstörungen. Hervorgerufen wird eine Traumakerkrankung bzw. eine Anpassungsstörung durch „ein außergewöhnlich belastendes Lebensereignis, das eine akute Belastungsreaktion hervorruft, oder eine besondere Veränderung im Leben, die zu einer anhaltend unangenehmen Situation geführt hat.“¹⁷ DSM-IV nennt diese entscheidende Lebensveränderung Kriterium A bzw. Stressor-Kriterium.¹⁸ Wodurch genau Traumata hervorgerufen werden, ist noch nicht abschließend geklärt, klar ist jedoch, dass ihre Ausbildung wesentlich auf die persönliche psychische Ausstattung zurückzuführen ist und dass damit die Lebensereignisse weder notwendig noch ausreichend sind, um das Auftreten und die Art der Krankheit zu erklären. Es gibt also keinen kausalen Zusammenhang zwischen dem Auftreten bestimmter Ereignisse (etwa: Erleben von Krieg und Vertreibung) und der Ausbildung eines Traumas. Der umgekehrte Zusammenhang lässt sich aber sehr wohl kausal konstatieren: Ein Trauma bzw. eine Belastungsstörung ist immer die Folge einer akuten schweren Belastung. Nach ICD-10 erfolgt eine Untergliederung in: akute Belastungsreaktion, posttraumatische Belastungsstörung und Anpassungsstörung.

¹⁷ ICD-10

¹⁸ Vgl. Resick (2003), S.18

Bei der *akuten Belastungsreaktion* (klassifiziert als F 43.0) handelt es sich um eine vorübergehende Störung in Reaktion auf eine außergewöhnliche physische oder psychische Belastung, die meist nach wenigen Stunden oder Tagen abklingt. Symptome einer akuten Belastungsreaktion sind recht undifferenziert und reichen von leichter „Betäubung“ mit Bewusstseinsbeeinträchtigung und eingeschränkter Aufmerksamkeit über eine Unfähigkeit, Reize zu verarbeiten bis hin zu Desorientiertheit. Auf diesen Zustand kann Rückzug ebenso folgen wie Unruhezustände und Überaktivität bis hin zu Fluchtreaktionen. Wie schon erwähnt, klingen diese Symptome aber meist rasch wieder ab.

Im Gegensatz zur akuten Belastungsstörung entwickelt sich eine *posttraumatische Belastungsstörung* (in ICD-10 klassifiziert als F 43.1) mit zeitlicher Verzögerung zum auslösenden Ereignis (Trauma). Typisch für eine posttraumatische Belastung ist das wiederholte Erleben des Traumas in Nachhallerinnerungen, Flashbacks, Träumen oder Alpträumen im Zusammenhang mit dem Gefühl emotionaler Betäubung. Weitere Merkmale sind: Gleichgültigkeit, Teilnahmslosigkeit und die Vermeidung von Unternehmungen und Situationen, die Erinnerungen an das Trauma wachrufen könnten. Zur posttraumatischen Belastungsstörung gehört ein „Zustand von vegetativer Übererregtheit mit Vigilanzsteigerung, einer übermäßigen Schreckhaftigkeit und Schlafstörungen. Angst und Depression sind häufig mit den genannten Symptomen und Merkmalen assoziiert und Suizidgedanken sind nicht selten.“¹⁹

Das Diagnosemanual DSM-IV nennt sechs Kriterien, die erfüllt sein müssen, um von einer posttraumatischen Belastungsstörung zu sprechen. Kriterium A wurde schon genannt: Es muss ein traumatisches Ereignis vorliegen. Kriterium B fragt ab, ob das traumatische Ereignis in Erinnerungen, als Flashbacks, in Träumen etc. wiedererlebt wurde. Kriterium C spricht ein Vermeidungsverhalten oder ein Abflachen der allgemeinen Reagibilität an (die vor dem traumatischen Ereignis nicht bestand). Kriterium D beschreibt anhaltende Symptome erhöhter Erregung, wobei mindestens zwei der folgenden Symptome vorliegen müssen: Ein- oder Durchschlafschwierigkeiten, Reizbarkeit oder Wutausbrüche, Konzentrationsschwierigkeiten, Hypervigilanz, übertriebene Schreckreaktion). Kriterium E benennt die zeitliche Dimension: Um von einer gesicherten Diagnose einer posttraumatischen Belastungsstörung zu sprechen, müssen die Kriterien B, C und D) länger als einen Monat vorliegen.

¹⁹ ICD-10, S.169f

Eine posttraumatische Belastungsstörung dauert wenige Wochen bis einige Monate an. DSM-IV spricht bei einer Dauer unter drei Monaten von akuten und bei einer Dauer länger als drei Monate von einer chronischen posttraumatischen Belastungsstörung. DSM-IV unterscheidet außerdem den Fall einer posttraumatischen Belastungsstörung mit verzögertem Beginn, bei der die Symptome erst sechs Monate oder länger nach dem traumatischen Ereignis auftreten. Abgesehen von einigen wenigen Fällen mit chronischem Verlauf bis hin zu einer andauernden Persönlichkeitsveränderung (nach ICD-10 klassifiziert als F62.0), sind posttraumatische Belastungsstörungen in der Regel gut heilbar.

Anpassungsstörungen (nach ICD-10 als F 43.2 klassifiziert) treten nach entscheidenden Lebensveränderungen oder belastenden Lebensereignissen auf und sind durch kurze oder längere depressive Reaktionen oder eine Störung anderer Gefühle und des Sozialverhaltens gekennzeichnet. Auslöser können Trauerfälle sein, aber auch Elternschaft, Erreichen des Ruhestandes, Beginn der Schulzeit oder ähnliches. Durch diese Ereignisse kann das Gefühl entstehen, „mit den alltäglichen Gegebenheiten nicht zurechtzukommen, diese nicht vorausplanen oder fortsetzen zu können.“²⁰ Insbesondere bei Jugendlichen können Störungen des Sozialverhaltens hinzukommen.

Für die vorliegende Arbeit ist v.a. die Bedeutung von Trauma als *posttraumatische Belastungsstörung* relevant, wenngleich auch Aspekte von Anpassungsstörungen eine Rolle spielen.

1.3.3. Der Verlauf von Traumatisierungen

Nicht auf jedes Trauma folgt eine Traumatisierung, aber rückblickend lässt sich für jede Traumatisierung eine gewisse Kausalität zu bestimmten Ereignissen nachweisen. Grob vereinfacht und schematisch dargestellt, erfolgen Traumatisierungen auf folgende Weise: mit einem traumatischen Ereignis ist ein traumatisches Erleben verbunden, das zunächst Kurzzeitfolgen (also Notfallreaktion, akute psychische Symptome und erste unmittelbare Bewältigungsversuche) zeitigt. Ob auch Langzeitfolgen entstehen, hängt von korrektiven Faktoren ab, mit denen Menschen auf die potentiell traumatisierenden Ereignisse reagieren. Hierzu zählen der körperliche Zustand der Betroffenen, wie schnell diesbezüglich eine Erholung einsetzt, verfügbare Coping-

²⁰ ICD-10

strategien, Aufarbeiten der subjektiven Bedeutung des Ereignisses usw. Von Bedeutung sind auch schützende und mitfühlende Menschen, besonders aber nicht nur bei Kindern. Bindung braucht der Mensch in jedem Alter. Kinder²¹ können Erlebnisse wie Trennungen, Unfälle oder bedrohliche Situationen, Krankheiten oder Operationen als traumatisierend empfinden, die für einen Erwachsenen als nicht so bedrohlich wahrgenommen werden. „Ein bedrohter Mensch muß () nach dem Abklingen der Gefahr die gesamte mobilisierte Energie wieder auflösen, um den Zustand der Bedrohung zu überwinden, denn sonst entsteht ein dauerhaftes Trauma. Die verbliebene Energie entlädt sich nicht einfach von selbst, sondern verbleibt im Körper, und es entwickeln sich verschiedene Symptome wie Angst, Depression, psychosomatische Störungen und Verhaltensprobleme. Der Organismus schafft diese Symptome, um die verbliebene akkumulierte Energie in feste Bahnen zu lenken und einzugrenzen.“²²

Die zugrunde liegende Reaktion ist Angst, die an sich eine wichtige Funktion für das Überleben von Menschen hat: „Wird eine Bedrohung wahrgenommen, reagiert die Person zunächst mit einem Alarmzustand, der eine Reihe von biologischen, kognitiven und emotionalen Reaktionen auslöst. Das autonome Nervensystem aktiviert eine Kaskade von biologischen Reaktionen, die für eine Erhöhung der Herz- und Atemfrequenz, des Blutdruck, der Muskelanspannung, der Ausschüttung von gespeicherten Kohlehydraten sowie für eine erhöhte Wachsamkeit und die Verringerung der Konzentration auf nicht relevante Informationen verantwortlich ist. Der Körper bereitet sich auf *Angriff* oder *Flucht* vor.“²³ Während diese körperliche Reaktion bei unmittelbarer Lebensgefahr unabdingbar ist für das Überleben, ist es in den meisten als bedrohlich wahrgenommenen Situationen weder möglich noch nötig zu flüchten. Wenn die körperlichen und v.a. die neurochemischen Reaktionen aber dennoch vorliegen, aber keine Flucht erfolgen kann, so hat dies Rückwirkungen auf Psyche und Wahrnehmung der Betroffenen.

Nach Terr (1991) bzw. Maercker (1998) werden je nach Dauer des belastenden Ereignisses zwei verschiedene Typen von Traumatisierung unterschieden, des weiteren kommen medizinisch bedingte Traumata als dritte Form hinzu. Eine Traumatisierung nach Typ I entsteht nach einem einzelnen Ereignis mit klar beschreibbarem Anfang und Ende, das meist von kurzer Dauer ist. Beispiele hierfür sind Verkehrsunfälle, kurz andauernde Katastrophen, kriminelle bzw. körperliche Gewalt oder sexuelle

²¹ Vgl. Levine (1998)

²² Levine (1998), S. 29, S.30

²³ Resick (2003), S. 12

Übergriffe. Bei solchen akuten Traumatisierungen stehen „detaillierte Erinnerungen, schlimme Vorahnungen und verzerrte Erinnerungen“ im Vordergrund.²⁴ Verschiedene Studien zeigen, dass bei einem Großteil der Betroffenen von solchen kurzzeitigen potentiell traumatischen Ereignissen eine Besserung der Symptome innerhalb weniger Wochen eintritt zum Teil auch ohne professionelle Hilfe.²⁵

Eine Traumatisierung nach Typ II hingegen entsteht durch wiederholte oder anhaltende Traumata, etwa durch lang anhaltende Naturkatastrophen (Erdbeben, Überschwemmungen) oder technische Katastrophen (z.B. Giftgaskatastrophen), aber auch durch Folter oder Geiselhaft oder durch sexuellen Missbrauch in der Kindheit. Traumatisierungen nach Typ II sind chronische Traumatisierungen, die z.B. Menschen mit wiederkehrender Konfrontation mit Extremsituationen betreffen, etwa Feuerwehrleute und Mitarbeiter von Rettungsdiensten, aber auch Menschen, die Kriege erleben bzw. erlebten oder Geiselhaft, fortgesetzten Missbrauch usw. Ein besonderes Störungsbild ergibt sich, wenn dieser Typ von Traumatisierung Kinder und Jugendliche betrifft: „Kinder und Jugendliche mit chronischen Traumatisierungen zeigen veränderte Einstellungen gegenüber Menschen, dem Leben und der Zukunft, wiederholte optische oder verzerrt wahrgenommene Erinnerungen, repetitive Verhaltensweisen und traumaspezifische Ängste. Anhaltende und chronische Traumatisierungen führen darüber hinaus zu Verleugnung und psychischer Betäubung, Selbsthypnose, Dissoziation, verzerrter Wahrnehmung und Wut.“²⁶ Traumatisierungen vom Typ II können bei Kindern und Jugendlichen zu Persönlichkeitsveränderungen bis hin zur Borderline-Pathologie führen.

Zu diesen beiden Typen von Traumatisierungen kommen medizinisch bedingte Traumata als dritter Typ. Solche Traumafolgestörungen treten häufig bei Menschen auf, die akute, lebensgefährliche Krankheiten erleiden, also etwa Herz- oder Lungennotfälle. Aber auch nach Transplantationen oder in der Begleitung von Krebserkrankungen oder bei Operationsunfällen sind Traumatisierungen keine Seltenheit.²⁷

Einige Menschen entwickeln nach traumatischen Ereignissen ein klinisches Bild, das noch über die genannten Typen von Traumata hinausgeht. Die Begrifflichkeit für diese Art von Störung ist nicht eindeutig: ICD-10 spricht von einer „andauernden Persönlichkeitsveränderung nach Extrembelastung“ (F62.0), während Herman(1962)

²⁴ Steeck-Fischer (2006), S. 96

²⁵ Vgl. Resick (2003), S.15f.

²⁶ Steeck-Fischer (2006), S.97

²⁷ Vgl. Maercker (2009), S.15

den Begriff komplexe posttraumatische Belastungsstörung verwendet und van der Kolk (2005) von einer Entwicklungstraumastörung spricht.²⁸ Solche gravierenden Traumafolgestörungen entstehen, wenn Menschen mehrfach oder anhaltend einer oder mehreren Formen von entwicklungsschädigenden Traumata ausgesetzt sind, also etwa Vernachlässigung, Verrat, Betrug, Gewalt, körperlicher oder seelischer Misshandlung. In der Folge solcher Erfahrungen können sich anhaltende Fehlregulationsmuster ausbilden in Bezug auf die Affekt- und Impulsregulation, das Verhalten, das Denken und das Selbstbild sowie in der Interaktion mit anderen Menschen.

Nach Maercker²⁹ sind die PTBS besonders häufig in der Folge nach Vergewaltigung, sexuellem Kindesmissbrauch, lebensbedrohliche Krankheit, schwere Unfälle, körperliche Gewalt, Kriegshandlungen, Zeuge von Unfällen oder Gewalt usw. Kommt es zu Akkumulationen wie z.B. Missbrauch und Misshandlung in der Kindheit, so sind bei späteren weiteren Traumaerlebnissen entsprechende Erkrankungen wahrscheinlicher. Im Rahmen unseres Themas ist hier an die zahlreichen Vergewaltigungen im Krieg zu denken, die Tatsache, dass viele Kinder, die Vergewaltigungen ihrer Mütter und anderer Frauen miterlebt haben, sowie der in manchen Familien von Gewalt geprägten Erziehung die bereits zu einer Vorschädigung führten.

1.3.4. Psychobiologie des traumatischen Prozesses

Die traumatische Situation wirkt vielfältig auf den gesamten Organismus als vitales Diskrepanzerlebnis. Angesprochen wird immer der musculus iliopsoas (Verlauf vom 12. Brustwirbelkörper über Lendenwirbelkörperquerfortsätze durch die knöcherne Struktur des gesamten Beckens bis zum trochanter minor). Dieser Muskel steuert den aufrechten Gang und stabilisiert die Wirbelsäule. In einer Angstsituation reagiert dieser Muskel mit einem Beugereflex und einer extrem starken Tonuserhöhung. In einer traumatischen Schockreaktion kann das Beuge- und Spannungsmuster fixiert werden oder es kann auch durch kumulative Traumatisierungen immer wieder aktiviert werden und so kann es schließlich auch zu einer dauerhaften Fixierung kommen. Wechselnde Symptombilder, die sich häufig bei psychotraumatisierten Menschen finden, erklären sich aus den kontrakten Einheiten des Muskelzuges, unklare Unterbauchbeschwerden, Darmaffektionen, Bandscheibenbeschwerden bis hin zu Vorfällen, Schmerzen in der Genital- und Leistengegend, direkte oder ausstrahlende Hüftschmerzen.

²⁸ Vgl. Maercker (2009), S.21

²⁹ Vgl. Maercker (2009), S.28 f

Bei thorakolumbalen Übergangsaaffektionen sind Irritationen des Zwerchfells und der Atmung die Folge. Kampfreaktion oder Fluchtreaktion als Traumaschema können sich in Schon- und Vermeidungsverhalten als spontane traumakompensatorische Tendenz des Organismus manifestieren. Hält der sich bedroht fühlende Mensch die Luft an und zieht den Kopf ein (Sich- Klein- machen oder Ducken), so kommt es zu Tonuserhöhungen in der Nackenmuskulatur der nervus phrenicus (C4), sein direktes Innervationsgebiet und das Zwerchfell werden fehlinnerviert. Durch die deutliche Einschränkung der Atemexkursion können Störungen auftreten, die differentialdiagnostisch von Thoraxbeschwerden bis hin zu Atemnot und Herzerkrankungen reichen. Traumabedingte neuromuskuläre Verspannungen können durch Myoreflextherapie³⁰ auf neuroanatomischer Grundlage behandelt werden, durch gezielte Aktivierung des neuromuskulären Systems, wobei auch die oft kontrahierte tiefe Skelettmuskulatur erreicht wird. Eine Verzerrung anatomischer Strukturen (z.B. Wirbelkörper) kann verhindert werden. Nach schweren traumatischen Erlebnissen geben etwa 90% der Betroffenen in der PTSS-10- Skala neuromuskuläre Verspannungen an.³¹

Im traumatischen Prozess kommt es zu charakteristischen Veränderungen wie der chronischen Dysregulation der Hypothalamus-Hypophysen-Nebennierenachse (HHN) mit hypersensitiven und down-reguliertem Cortisolspiegel. Diese Störung geht über die Cortisolspiegelveränderungen bei Stress hinaus.

Auch das Phänomen von Flashbacks, die bei psychotraumatisierten Menschen häufig auftreten, lässt sich neurobiologisch erklären. Bei der Überflutung der Neurohormone werden das katecholaminerge, das kortikotrope und das Opiatsystem aktiviert. "Über einen subkortikalen Neuronenkreis erfolgt eine affektive Bedeutungserteilung im Corpus amygdaloideum. Der Neuronenkreis führt über den sensorischen Cortex zum Frontalhirn und ermöglicht, über eine Verknüpfung mit dem limbischen System, die Bewertung der Situation unter Einbezug höherer kortikaler Funktionen. Neurobiologische Modelle gehen weiter davon aus, dass während des Flashbacks eine frontale Dysfunktion des exekutiven Aufmerksamkeitssystems anzunehmen ist."³² In der traumatischen Situation findet eine Überflutung von Neurohormonen statt. Über den Locus coeruleus wird die Ausschüttung von Noradrenalin eingeleitet. Über die Stria terminalis wird die Mandelkernregion³³ mit Kerngebieten im Hirnstamm verbunden.

³⁰ Mosetter, Mosetter (2000, 2003)

³¹ Fischer (2000b), Abschnitt 2.3

³² Fischer (2003) S.121

³³ Nach dem derzeitigen Forschungsstand gibt es Hinweise darauf, dass die Mandelkerne unterschiedlich reagieren. Die rechte Amygdala reagiert eher auf "unbewusste" subliminal wahrgenommene

Adrenalin und Noradrenalin werden ausgeschüttet, durch Katecholamine werden Herzschlag und Blutdruck erhöht und die Glukoseaufnahme in der Zelle wird vermehrt.

„Diese Bereitstellungsreaktion führt nach dem Stresskonzept zu einer vermehrten Freisetzung von Cortico- Releasing- Factor (CRF) aus dem Hypothalamus. Dies wiederum bewirkt die Ausschüttung von Corticotropin (ACTH) aus der Hypophyse. ACTH fördert die Freigabe von Cortisol aus der Nebennierenrinde mit einem vielfältigen Wirkprofil. Die erhöhte Freisetzung von Katecholaminen führt ebenfalls zur erhöhten Freisetzung von ACTH, so dass die Stresssituation CHR und Katecholaminen synergetisch zusammenwirken. Dem Vorläuferprotein von ACTH ist die Aminosäuresequenz von Beta-Endorphin angehängt. Beta- Endorphin bewirkt als Opiat die Reduktion von Schmerzzuständen (Analgesie). Bildet sich also ACTH, so entsteht auch Beta-Endorphin. Diese Parallelität trägt möglicherweise dazu bei, dass in Extremsituationen der Opiatspiegel steigt.“³⁴

Das Ansteigen des Opiatspiegels ermöglicht vorübergehende Belastungen, wie z.B. die Flucht mit einem gebrochenen Bein, die unter normalen Umständen nicht zu schaffen wären. Durch die Erhöhung des Cortisols wird die Glukosekonzentration im Blut erhöht und wirkt aktivierend auf das Herz-Kreislauf-System. Cortison und Glukokortikoide wirken entzündungshemmend. Kommt es zu Wunden im Körper werden diese durch diese Hormone zusätzlich geschützt. Durch die extreme Ausschüttung von Neurohormonen kommt es auch zu einer Fehlfunktion der Hippocampusformation, was zu dauerhaften Schäden an den Nervenzellen und insbesondere auch Schäden im Hippocampusbereich führen kann.

Im Zustand des Traumas herrscht eine höchste affektive Erregung, in der Zustandsbilder gespeichert werden, die mit verschiedenen olfaktorischen, visuellen, akustischen oder kinästhetischen Eindrücken verbunden sind. Kommt es zu Situationen, Gerüchen, Geräuschen, die den traumatisierten Menschen an das Geschehen erinnert, so können entsprechende Erinnerungsbilder plötzlich und unkontrolliert so stark ins Gedächtnis kommen, dass der Mensch diesem Gefühl der Überflutung hilflos ausgeliefert ist. Neuro-kognitiv wird so ein Traumaschema, die Physiologie des Erregungszustandes, der Erlebniszustand, als "trauma-state" bezeichnet. Botenstoffe,

Reize und die linke Amygdala reagiert eher auf überschwellige Reize. Mehr dazu findet sich in Whalen et al (1998) und Öhmann et al (2000) sowie im Internet unter "Pubmed".

³⁴ Fischer (2003), S.122

Katecholamine, Opiate und Kortikoide stehen unter chronischer Dysregulation. Die Dysregulation in der Hypothalamus- Hypophysen- Nebennierenrinden-Achse führt auf Dauer zu einem relativen Hypokortisolismus. Das Phänomen des erhöhten CRF- Spiegels (Cortico- Releasing- Factor) in Kombination mit einem erniedrigten Kortisolspiegel ist auch als paradoxe Regulation der Stressachse bekannt.³⁵

1.3.5. Typische Symptome von Psychotraumata

Typische Symptome von psychischen Traumatisierungen im allgemeinen und von posttraumatischen Belastungsstörungen im speziellen wurden im Zusammenhang mit der ICD-10- und der DSM-IV-Klassifizierung schon angedeutet. Die verschiedenen und vielfältigen Symptome lassen sich in drei Hauptgruppen zusammenfassen:³⁶

- Es kommt zu wiederholten Erinnerungen an das traumatische Ereignis, auch in Form von Flashbacks, auch in Nacht-, aber auch in Tagträumen; das Ereignis wird im Gedächtnis oder im kindlichen Spiel wiederinszeniert
- Gegenüber Situationen oder Personen, die mit dem Trauma in Verbindung gebracht werden, kommt es zu Vermeidungs- oder Verleugungsverhalten. In der Folge davon kommt es zu einem allgemeinen sozialen Rückzug.
- Es lässt sich eine allgemein gesteigerte psychovegetative Reizbarkeit und Erregbarkeit feststellen. Hierzu zählen affektive (Wut, Aggressionen) und körperliche Probleme (Essprobleme, Schlafprobleme, allgemeine Herz-Kreislaufdysregulation).

Hinzu kommen weitere posttraumatische Störungen und Symptome, wie etwa Depression, Antriebslosigkeit, Freudlosigkeit. Auch kognitive Beeinträchtigungen treten häufig auf, etwa Aufmerksamkeitsmängel, Probleme mit der Merkfähigkeit, depressive Demenz usw.

1.3.6. Komorbide Störungen und soziale Folgeprobleme

In der Folge von Traumaerkrankungen kann es neben den primären Symptomen zu komorbiden Störungen kommen, die teilweise gravierende soziale und berufliche Probleme nach sich ziehen können. Häufige komorbide Störungen bei posttraumati-

³⁵ Fischer (2003), S.122

³⁶ Vgl. Friedmann (2004), S.129

schen Belastungsstörungen sind: Angststörungen, Depressionen, Suizidalität, Medikamenten-, Alkohol- und Drogenmissbrauch oder –sucht. Aber auch Somatisierungsstörungen, Borderline- oder andere antisoziale Persönlichkeitsstörungen und Herz-Kreislaufkrankungen sind nicht selten.³⁷

Aus den genannten Folgestörungen ergeben sich häufig eine erhöhte Reizbarkeit, eine geringere Konzentrationsfähigkeit, aber auch eine niedrigere Stresstoleranz, was dazu führt, dass die Betroffenen nur eingeschränkt in der Lage sind, berufliche oder familiäre Aufgaben zu übernehmen. Hieraus wiederum entstehen soziale Probleme.

1.3.7. Unterschiedliche Gruppen von Betroffenen

Notfallsituationen sind immer akut und unterbrechen den üblichen Ablauf der Dinge. Durch traumatische Ereignisse oder Notfälle werden Bezugsrahmen gesprengt, in denen Menschen leben. „Bisher für unerschütterlich gehaltene Grundannahmen sind plötzlich bedroht oder scheinen haltlos geworden zu sein.“³⁸ Notfälle sind für Menschen umso belastender, je geringer die Bekanntheit der Situation für die Betroffenen ist, je weniger Kontrollierbarkeit die Betroffenen besitzen, je weniger vorhersehbar und je mehrdeutiger das Ereignis ist.³⁹ Dabei ist zu beachten, dass Ereignisse nicht von sich aus traumatisch sind, sondern traumatisches Potential besitzen, das sich für verschiedene Menschen unterschiedlich auswirkt.

Es lassen sich drei unterschiedliche Gruppen von Betroffenen unterscheiden: Primäropfer sind am unmittelbarsten von Ereignissen betroffen, Sekundäropfer sind vor allem Helfer, Rettungskräfte usw. und Tertiäropfer sind z.B. Familienangehörige, Freunde, Bekannte. Alle diese Menschen können von Notfällen in unterschiedlicher Weise traumatisiert werden. Auch bei Therapeuten und anderen helfenden Berufen kann es zu Sekundärtraumatisierung kommen, wenn sie sich zu viele traumatische Geschichten anhören etwa bei der Arbeit mit Folteropfern oder mit missbrauchten Kindern und vergewaltigten Frauen, wenn sie nicht auf eine entsprechende Psychohygiene und kollegiale Supervision achten.⁴⁰

Studien zeigen, dass die Wahrscheinlichkeit, im Laufe des Lebens ein Trauma zu erleben, relativ hoch ist. Nach Kessler (1995) haben 61% aller US-amerikanischen

³⁷ Vgl. Maercker (2009), S.29

³⁸ Hausmann (2006), S.32

³⁹ Vgl. Hausmann (2006), S.33

⁴⁰ Vgl. Stamm (2002)

Männer und 51% aller US-amerikanischen Frauen in ihrem Leben mindestens ein Trauma erlebt haben. In einer Untersuchung von Stein (1997) wurden bei 81% der Männer und 74% der Frauen Traumaerfahrungen festgestellt.

Dabei lässt sich ein Ungleichgewicht zwischen der Wahrscheinlichkeit des Erlebens und der Wahrscheinlichkeit, eine Traumafolgestörung zu entwickeln feststellen. So besteht z.B. eine hohe Wahrscheinlichkeit, Zeuge von Unfällen oder Gewaltakten zu werden (25 %). Die Wahrscheinlichkeit, danach ein Trauma auszubilden, liegt bei 7%. Die Wahrscheinlichkeit, als Kind Opfer von Misshandlungen oder sexuellem Missbrauch zu werden, ist dagegen eher gering (4%) – die Wahrscheinlichkeit, nach solchen Erlebnissen ein Trauma zu entwickeln, ist jedoch sehr hoch (35,4%).

Die drei pathogensten Traumata sind Vergewaltigung, Misshandlung oder Missbrauch in der Kindheit und Kriegsteilnahme.⁴¹

Die posttraumatische Belastungsstörung gehört zu den am weitesten untersuchten Formen von Traumata, weshalb hierfür auch die genauesten Zahlen für den Zusammenhang zwischen dem Vorliegen von bestimmten Ereignissen und der Ausbildung der Störung vorliegen. So bilden ca. 50 % der Opfer von Vergewaltigungen oder sexuellem Missbrauch, 25 % der Opfer anderer Gewaltverbrechen und 20 % der Opfer von Verkehrsunfällen mit Personenschaden eine posttraumatische Belastungsstörung aus. Die Wahrscheinlichkeit der Ausbildung einer posttraumatischen Belastungsstörung bei Patienten mit einer lebensbedrohlichen Krankheit liegt bei immerhin 10 bis 20 %, bei Einsatzkräften in Rettungsdiensten (Polizei, Feuerwehr, Krankenwagen) bei 8 bis 20%. Immerhin noch 5 % der Zeugen von Unfällen oder Gewalttaten zeigen ebenfalls Symptome.⁴²

1.3.8.Zur Ätiologie von Traumata

Das psychoanalytische Modell von Otto Kernberg und anderen Autoren weist darauf hin, dass in der Ätiologie Traumata begünstigt werden, wenn bestimmte frühkindliche Entwicklungsprozesse nicht erfolgreich durchlaufen werden. Für eine gesunde psychische Entwicklung muss das Kind bestimmte aufeinander folgende Entwicklungsphasen durchlaufen. Dazu gehört es z.B., Objekte vom eigenen Selbst abtrennen zu können und irgendwann eine begleitete Trennung von der Mutter zu erfahren. Auch

⁴¹ Vgl. Maercker (2009), S. 29

⁴² Vgl. Hausmann (2006), S. 8

im Entwicklungsmodell der Mentalisierung von Peter Fonagy und Mary Target gelten komplexe entwicklungspsychologische Prozesse als Ursache von Persönlichkeitsstörungen.⁴³

Gestützt wird diese Annahme durch die Beobachtung, dass Traumata bei Menschen mit Borderlinestörungen häufiger auftreten.⁴⁴ Es besteht eine hohe Komorbidität von Traumata und Borderline von über 60% (Yen, Shea et al. (2002), Zanani, Frankenberg et al.(1998b)). Beide Diagnosen sind zudem durch weitere gemeinsame hohe Komorbiditäten gekennzeichnet, mit Angststörungen, depressiven Störungen, dissoziativen Störungen (Driesen, Beblo et al.(2002)).⁴⁵

Vamik Volkan hat aufgrund jahrelanger Forschung einer Studiengruppe in Charlottesville zwischen 1975 bis 1981 sowie weiterer späterer Fallanalysen den „typischen“ Familienhintergrund von Patienten beschrieben, die eine narzisstische Persönlichkeitsorganisation entwickelt haben: „Solche Patienten wurden als Säugling und Kleinkind von einer kalten, nicht gebenden Mutter emotional hungrig gelassen, wobei sie jedoch durch dieses Erlebnis weniger traumatisiert wurden als andere, die aufgrund ähnlicher Deprivation eine Borderline-Persönlichkeitsstörung oder Schizophrenie entwickeln. Wahrscheinlich reagierten die später narzisstischen Patienten gegen Ende des ersten oder zweiten Lebensjahres auf die Kälte der Mutter, indem sie als pathologisches Abwehrmanöver den Kern der narzisstischen Organisation entwickelten.“ In einer Zeit, in der Kinder ihr Selbstwertgefühl aufbauen, wird ihnen durch das ambivalente Verhalten ihrer Mutter ein psychisches Trauma zugefügt.⁴⁶

⁴³ Fonagy, u.a. (2002), Fonagy, Target (2002), Neubewertung der Entwicklung der Affektregulation vor dem Konzept von Winicotts „falschen Selbst“ in *Psyche*, 56, S.839-862

⁴⁴ Ein sehr großer Anteil der Borderlinepatienten weisen auch Symptome von Traumafolgestörungen auf. „Ein sehr großer Anteil (96%) der Borderline-Patienten berichtete über traumatische Erfahrungen in der Kindheit, wie Vernachlässigung, physische und/oder sexualisierte Gewalt, erhoben mit dem ‚Traumatic Antecedents Questionnaire‘ (TAQ, Herman und van der Kolk 1987). Bei Patienten, die zugleich die Diagnosekriterien einer Komplexen Posttraumatischen Belastungsstörung erfüllten, fanden sich signifikant häufiger sexuelle Traumatisierungen (23% vs. 48%) sowie körperliche Gewalterfahrungen (50% vs. 70%), so dass sich die Diagnose Komplexe Posttraumatische Belastungsstörung als noch enger mit Traumatisierungen in der Kindheit im Sinne von DSM und ICD assoziiert erwies als die Diagnose Borderline-Persönlichkeitsstörung.

⁴⁵ Vergleiche Sack, Sachse, Dulz, *Handbuch der Borderlinestörungen, Ist die Borderline-Persönlichkeitsstörung eine Traumafolgestörung*, S.199

⁴⁶ Volkan (1994), S.66,67

1.4.Schutz- und Risikofaktoren im Hinblick auf die Entstehung von Traumata

Es wurde schon erwähnt, dass nicht jedes potentiell traumatisierende Ereignis bei jedem Menschen auch tatsächlich zu einem (länger anhaltenden) Trauma führt. Ob und in welchem Schweregrad mit Traumafolgestörungen reagiert wird, hängt zum einen von den Ereignisfaktoren ab, (Was ist passiert? Wie lange dauerte es?), zum anderen von persönlichen Ressourcen und gesundheitsfördernden Faktoren (Wie belastbar sind Menschen? Wann bekommen sie Hilfe?). Zudem existieren auf persönlicher Ebene verschiedene Risiko- oder Schutzfaktoren, die die Verarbeitung von traumatischen Ereignissen erschweren oder erleichtern.

Es ist ein großer Unterschied, ob ein Mensch z.B. ein singuläres Trauma z.B. durch einen Operationsunfall erleidet und ihm wird anschließend geholfen oder ob die Ärzte den Fehler vertuschen und der Patient wird mit dem Problem allein gelassen. So kann sich z.B. eine isolierte Angst vor Krankenhäusern ausbilden, ohne dass der Patient in seinem gesamten sozialen Repertoire eingeschränkt ist.

Ob und inwiefern vor einem Trauma bestehende Persönlichkeitseigenschaften ein Risiko für die Ausbildung von Traumafolgestörungen vorliegen, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen, da es methodisch schwierig ist, nach einem Trauma Persönlichkeitseigenschaften zu erfassen, die vor einem Trauma vorgelegen haben. Es existieren hierzu nur wenige Studien, die meisten an Soldaten, die vor ihrem Wehrdienst routinemäßig untersucht wurden, weshalb nach eventuellen Kriegseinsätzen Vergleichswerte vorlagen.⁴⁷

Es zeigt sich, dass die wichtigsten Schutzfaktoren in der Intelligenz der Betroffenen und im Bindungsverhalten liegen: Menschen mit überdurchschnittlicher Intelligenz sind Studien zufolge seltener von Traumata betroffen. Auch eine dauerhaft gute Beziehung zu mindestens einer primären Bezugsperson, eine verlässliche Unterstützung durch Bezugspersonen (Familie, Partner), das Aufwachsen in einer Großfamilie und ein insgesamt sicheres Bindungsverhalten können protektiv wirken. Umgekehrt wirkt das Fehlen der genannten Faktoren (Intelligenz, Bindung etc.) als Risikofaktor. Körperliche und psychische Gesundheit wirken ebenfalls schützend, weil sie die Stresstoleranz erhöhen und insgesamt handlungsfähiger machen.⁴⁸

⁴⁷ Vgl. Maercker (2009), S.34

⁴⁸ Vgl. Hausmann (2006), S.77

In Bezug auf den Krieg ist auch an die häufige Trennung von der Familie für Kriegskinder, an den schlechten Ernährungszustand, an den Hunger und Krankheit zu denken.

Aron Antonovsky, der mit dem Begriff der Salutogenese (als Gegensatz zur Pathogenese) die Bedeutung von Schutzfaktoren für die menschliche Gesundheit in die Diskussion eingeführt hat, hat in einer Studie mit jüdischen Frauen, die Konzentrationslager überlebt hatten, gezeigt, dass die Art und Weise, wie Menschen die Ereignisse in ihrem Leben mit Sinn versehen, ganz entscheidend für die psychische Gesundheit ist. Antonovsky führt dafür den Begriff Kohärenzerleben ein, der weiter unten genauer erklärt wird.

Das menschliche Gefühlsleben ist ganz entscheidend von neurophysiologischen und hormonellen Prozessen gesteuert, weshalb die je individuellen diesbezüglichen Voraussetzungen auch bei der Entstehung oder eben Nicht-Entstehung von psychischen Problemen eine entscheidende Rolle spielen.

1.4.1. Bindungserfahrungen im frühen Kindesalter

Die Entwicklung im frühen Kleinkindalter hat ganz entscheidenden Einfluss auf die spätere Verfassung der Psyche. Die Bindungstheorie geht von der Annahme aus, dass Menschen ein angeborenes Bedürfnis nach engen Bindungen zu ihren Mitmenschen haben.⁴⁹ Nach John Bowlby umfasst bereits das Bindungsverhalten eines Säuglings ein breites Repertoire, Weinen und Rufen, Festhalten, Nachkrabbeln – bei allen diesen Verhaltensweisen geht es um das Aufrechterhalten von Nähe. „Bei den meisten menschlichen Kindern entwickelt sich das Bindungsverhalten gegenüber einer bevorzugten Person während der ersten neun Monate des Lebens.“⁵⁰ Neben verhaltensbiologischen spielen dabei auch biochemische Einflüsse eine wesentliche Rolle. Aus verhaltensbiologischer und psychologischer Sicht lassen sich eine Vielzahl schädigender Einflüsse auf die primären Bindungsbeziehungen ausmachen. Dazu gehören u.a.:⁵¹

- andauernde Entwertungen und Überforderungen
- Situationen des Alleinseins und der fehlenden Geborgenheit
- emotionale Vernachlässigungen

⁴⁹ Vgl. Bowlby (1987)

⁵⁰ Bowlby (1987), S.24

⁵¹ Vgl. Wöller (2013), S.7

- inkonsistentes oder vernachlässigendes elterliches Verhalten
- frühe Verluste wichtiger Bezugspersonen

Aus biochemischer Sicht ist das Neuropeptid Oxytocin von großer Bedeutung. Dieser Stoff ist in hoher Konzentration in der Muttermilch vorhanden und wird auch als „Bindungshormon“ bezeichnet, weil es sehr stark die Hinwendung einer Mutter zu ihrem Neugeborenen beeinflusst. Es gibt Hinweise, dass Oxytocin nicht nur für die Mutter von Bedeutung ist, sondern auch die Bindung des Kindes und sein späteres Sozialverhalten beeinflusst. In einem Experiment nahmen Probanden fremde Gesichter nach der Gabe von Oxytocin eher als vertrauenswürdig wahr. Die Oxytocingabe wirkte auch vertrauensbildend auf Probanden mit unsicherem Bindungsverhalten.⁵²

Wie die schwedische Forscherin Kerstin Uvnäs-Moberg herausfand, ist die heilende und schützende Wirkung einer guten sicheren Bindung mit einer entsprechenden Ausschüttung von Oxytocin verbunden. Diese Oxytocinausschüttungen haben weitreichende schützende Wirkungen auf die gesamte Entwicklung des Kindes, auf das Immunsystem und eine stabilisierende schützende Wirkung des Immunsystems, die noch Jahrzehnte später messbar sind.⁵³ Der Haut-zu-Haut-Kontakt zwischen Mutter und Kind ist in dem Zusammenhang von besonderer Bedeutung. Längeres entspanntes Stillen führt so auch durch den Hautkontakt zu positiven Langzeit-Effekten, zu Entspannung, einer höheren Wirkung des Tonus des Parasympathikus, die Wirkung des Stresshormons Cortisol wird abgeschwächt. Der Blutdruck entspannt sich. Wundheilung wird verbessert.

Probleme für die psychische und emotionale Entwicklung entstehen, wenn diese frühkindliche Beziehung zur Mutter gestört ist, sei es durch eine Ablehnung des Kindes durch die Mutter, durch ambivalentes Verhalten der Mutter gegenüber dem Kind oder durch den Verlust der Mutter. Solche frühen Stressoren in der Interaktion, biologische Bereitschaften und äußere Stressoren werden als Ursache für die Entstehung von Persönlichkeitsstörungen angesehen⁵⁴, die ihrerseits wiederum die Ausbildung von Traumaerkrankungen begünstigen. Der Organismus, der bereits früh vorgeschädigt ist, hat später nicht mehr genug Reserven, um weitere Erkrankungen, Stress und schwere Belastungen zu verkraften. Die physiologische Reaktion auf emotionalen

⁵² Vgl. Wöller (2013), S.62

⁵³ Uvnäs-Moberg (2007) in Brisch, Hellbrügge, Die Bedeutung des Hormons Oxytocin für die Entwicklung der Bindung des Kindes und der Anpassungsprozesse der Mutter nach der Geburt

⁵⁴ Vergl. Dulz, Herpertz, Kernberg, Sachsse (2010), Handbuch der Borderline-Störungen, S.180, Streek-Fischer vgl.Kapitel 19, Aversive Kindheitserlebnisse und Borderline-Persönlichkeitsstörung

Stress ist insbesondere für Kinder ähnlich wie die Reaktion auf die Verfolgung durch ein wildes Tier. Die häufige Stressreaktion ist schädlich für die Seele und den Körper. „Tatsächlich ist sie die Ursache für zahlreiche verschiedene stressbedingte Krankheiten. Beide Teile der Stressreaktion, die gesteigerte Erregung des sympathischen Nervensystems und die Glukokortikoidhormone können Krankheiten auslösen. Die wiederholte Stimulierung des sympathischen Nervensystems kann zu chronisch erhöhtem Blutdruck und Arteriosklerose () führen. () Durch Stress bedingte überschüssige Glukokortikoide können viele negative Nebeneffekte haben, einschließlich Reizbarkeit, Ängste und Konzentrationsstörungen. () Ein ernsterer Nebeneffekt der Glukokortikoide ist die Schwächung des Immunsystems. Menschen, die wiederholt schwerem Stress ausgesetzt sind, weisen in ihrem Blut eine hohe Konzentration von ACTH und Glukokortikoiden auf, was die Widerstandskraft gegen Infektionen nachweisbar schwächt⁵⁵. () Stress erhöht sowohl das Risiko ansteckender Krankheiten, wie Atemwegsinfektionen, als auch die Anfälligkeit für immunabhängige Erkrankungen wie multiple Sklerose. Durch Stress bedingte Glukokortikoide können sogar ein Tumorwachstum beschleunigen. Überschüssige Glukokortikoide können außerdem den Teil des Gehirns schädigen, der als < Hippocampus > bezeichnet wird und der für das Lernen eine Rolle spielt. Solche Schäden können zu Lernstörungen beitragen und den Alterungsprozess verstärken.“⁵⁶

In diesem Zusammenhang ist auch auf den Zellstoffwechsel, die Störungen im inneren der Zelle und weitreichende Folgestörungen im gesamten Stoffwechsel hinzuweisen, die durch Stress und dauerhafte psychische und physische Faktoren ausgelöst werden können. Dies kann zur Klärung weitreichender physiologischer Folgen⁵⁷ bei PTBS beitragen.

1.4.2.Kohärenzerleben

Antonovsky hat gezeigt, dass das sogenannte Kohärenzerleben eine entscheidende Ressource für die psychische Gesundheit auch bei extremen Belastungen ist. Antonovsky untersuchte israelische Frauen, die sich trotz Konzentrationslagererfahrungen und Vertreibung in relativ guter psychischer und physischer Gesundheit befanden. Er machte dafür das Kohärenzerleben verantwortlich, d.h. die Fähigkeit, das eigene Leben trotz schwerer Erlebnisse als sinnvoll zu empfinden. Das Kohärenzerleben um-

⁵⁵ Van de Kolk (1987)

⁵⁶ Solter (2009), S.30, S.31

⁵⁷ Kuklinski (2010), Wenzel (2007)

fasst die drei Komponenten: Verstehbarkeit, subjektiver Handlungsspielraum und Sinnhaftigkeit. Verstehbarkeit meint, dass Menschen der Meinung sind, dass es auch für extreme Ereignisse eine Erklärung gibt. Das Kohärenzerleben wird zudem verstärkt, wenn Betroffene von extremen Ereignissen für sich selbst wenigstens einen kleinen Handlungsspielraum sehen und sich selbst in einer aktiven Rolle (wenn auch nur für kleinste Handlungsabschnitte) sehen. Außerdem hat die Sinnhaftigkeit eine große Bedeutung, die Betroffene ihrem eigenen Handeln zuschreiben.⁵⁸

Je stärker das Kohärenzerleben bei einem Menschen ausgeprägt ist, umso leichter fällt es ihm, auch extremen Situationen standzuhalten. Allerdings ist das Kohärenzerleben eine notwendige, aber keine hinreichende Bedingung für psychische Gesundheit, d.h. auch Menschen mit hohem Kohärenzerleben stecken nicht jede Erfahrung „einfach so“ weg.

Nach Hausmann entsprechen die drei Komponenten des Kohärenzerlebens spezifischen Bedürfnissen von Menschen während und nach einem Notfall. So wollen die meisten Menschen wissen und verstehen, wie und warum das Unglück geschehen konnte (Verstehbarkeit). Den meisten Betroffenen tut es gut, wenn sie im Anschluss an einen Notfall etwas tun können (Handlungsspielraum) und die Erkenntnis, dass etwas Sinn hatte, steht oft am Ende eines Verarbeitungsprozesses (Sinnhaftigkeit).⁵⁹ Ein hohes Kohärenzerleben stellt also einen wichtigen Schutzfaktor dar, um extreme Belastungen ohne dauerhafte psychische Schädigungen zu verarbeiten. Umgekehrt steigt mit einem niedrigen Kohärenzerleben das Risiko, nach einem belastenden Ereignis entsprechende psychische Probleme auszubilden.

1.4.3. Neurophysiologische Prozesse

Traumaerkrankungen äußern sich oftmals in deutlicher physiologischer Erregung, z.B. in Zittern, Schwitzen, Herzklopfen. Diese allgemein erhöhte Erregung führt außerdem zu Schlafproblemen, Reizbarkeit, erhöhter Irritierbarkeit, Konzentrationsschwierigkeiten usw. „Das neurophysiologische Korrelat dieser Veränderungen scheint im Reiz-Reaktionszyklus der Angst zu liegen.“⁶⁰ Nach Le Doux (1998) gibt es zwei wesentliche Wege, auf denen Angst konditioniert wird. Im ersten Fall läuft die Information vom Thalamus über Teile der Großhirnrinde, wo die Informationen verarbeitet wer-

⁵⁸ Vgl. Siegrist (2010), S. 27

⁵⁹ Vgl. Hausmann (2006), S.81

⁶⁰ Hausmann (2006), S.49

den, in die Amygdala. In der Großhirnrinde werden die entsprechenden Reize differenziert und es kann entschieden werden, ob es sich um einen gefährlichen Reiz handelt oder nicht. Im zweiten Fall wird der „Umweg“ über die Großhirnrinde ausgelassen und der Reiz geht direkt vom Thalamus in die Amygdala. Dieser schnellere Weg kann bei ernsthafter Gefahr lebensrettend sein, der Nachteil besteht aber darin, „dass die Amygdala nur eine grobe Repräsentation des Reizes liefern kann, die Verarbeitung ist ungenau und ohne kortikale Kontrolle.“⁶¹ Dadurch wird auch auf Reize mit Angst reagiert, bei denen Angst verfrüht oder überhaupt nicht angemessen ist. Die Amygdala reagiert außerdem auf nicht reale, sondern nur „vermutete Bedrohungen und unterschwellige Reize, weshalb heftige emotionale Reaktionen auch ohne reale Gefahren ausgelöst werden können.“⁶²

Wenn die geschilderte zweite Variante des Reiz-Reaktionszyklus über längere Zeit besteht, dann können im MRT chronisch veränderte Hirnaktivitäten nachgewiesen werden. Bei Menschen mit posttraumatischer Belastungsstörung zeigten sich zwei signifikante Veränderungen im Gehirn, wenn während des MRT an das auslösende Ereignis gedacht wurde. Zum einen ließen sich geringere Aktivitäten im Broca-Areal messen, wo der sprachliche Ausdruck und die Verbindung mit der eigenen Lebensgeschichte gesteuert werden. Zum anderen zeigte die rechte Hirnhälfte, wo die emotionale Bewertung von Eindrücken stattfindet, eine höhere Aktivität. Es zeigt sich also: „Die Schwierigkeiten vieler Traumatisierter, die Ereignisse in Worte zu fassen, haben ein Korrelat in spezifischen Gehirnaktivitäten.“⁶³ In extremer Form findet sich dieser Zusammenhang von Trauma und Sprachproblemen bei emigrierten deutschen Juden, die ihre Muttersprache vergessen haben, nachdem sie von der Judenvernichtung im nationalsozialistischen Deutschland erfahren hatten.⁶⁴

Aus der veränderten Gehirnstruktur ergibt sich außerdem ein breites Spektrum an Gedächtnisstörungen. So zeigen Menschen mit posttraumatischer Belastungsstörung Defizite im deklarativen Gedächtnis, eine Störung des impliziten Gedächtnisses (z.B. eine gesteigerte Konditionierbarkeit) und Perseverationsfehler, die sich aus dem Nachhall früherer Erlebnisse ergeben.⁶⁵

⁶¹ Butollo, Hagl, Krüsmann (1999), S.89

⁶² Hausmann (2006), S.50

⁶³ Hausmann (2006), S.51

⁶⁴ Vgl. Arendt (1998), S.58f.

⁶⁵ Vgl. Maercker (2009), S.52

Traumatisierungen können unter Umständen auch Veränderungen in der Gehirnanatomie und im Hormonhaushalt der Betroffenen hervorrufen. Insbesondere für Kriegsveteranen lässt sich eine Volumenminderung des Hippocampus nachweisen. Verschiedene Studien (z.B. Driessen u.a. (2000) oder Stein, Yehuda u.a. (1997)) zeigen eine entsprechende Volumenminderung um 5 bis 26%. Der Hippocampus spielt eine entscheidende Rolle bei der räumlichen und zeitlichen Einordnung von Sinneseindrücken. Wenn dieses Organ pathologisch verkleinert ist, dann entstehen entsprechende Probleme bei der Verarbeitung und Einordnung der Eindrücke.

Auch auf hormoneller Ebene zeigen sich bei traumatisierten Personen Veränderungen. In der Akutphase ist häufig ein erhöhter Cortisol-, also Stressspiegel zu beobachten, während es bei chronischen Verläufen häufig zu einer sogenannten Paradoxen Regulation der Stressachse kommt. Dann wird durch die erhöhte Freisetzung von CRH (Corticotropin-Releasing-Hormon) der Cortisol-Spiegel abgesenkt und es kommt zu erhöhter Reizbarkeit, Müdigkeit, Depressionen, teilweise auch zu Schmerzstörungen.⁶⁶

Es lässt sich vermuten, dass Menschen, die psychisch relativ gesund sind, obwohl sie schlimmste Traumatisierungen erlebt haben, eine „günstige“ hirnanatomische und hormonelle Ausstattung haben, allerdings fehlen hierzu Studien. Je mehr Stress und traumatische Situationen Menschen erleben, desto mehr Schäden treten auch in den Zellen auf und die Resilienz wird entsprechend gemindert. Menschen, die bereits Vorschädigungen haben, werden weitere Schäden schlechter verkraften können.

Dies ist im Hinblick auf frühkindliche Entwicklungsstraumen bereits nachgewiesen⁶⁷. Fachleute gehen davon aus, dass es eine hohe Dunkelziffer von etwa 30 Prozent an sexuellem Missbrauch gibt und dass es dadurch zu einer Vorschädigung besonders bei Mädchen kommt, so dass spätere Schädigungen, dann nicht mehr verkraftet werden und es dadurch bei Frauen zu einer schnelleren Traumatisierung kommt.⁶⁸

1.4.4.Vergleich mit anderen Betroffenen

Auch der Vergleich mit Menschen in ähnlicher Lage hat Einfluss darauf, wie Menschen belastende Ereignisse verarbeiten. Der Vergleich mit anderen Betroffenen ist in zwei Richtungen möglich, nach unten und nach oben. Im Vergleich nach unten vergleichen Betroffene sich mit Menschen, die noch schlimmer betroffen sind als sie

⁶⁶ Vgl. Maercker (2009)S.53f

⁶⁷ Vergl. Hart (2009)

⁶⁸ Seidler, Günter (2005)

selbst. Im Vergleich nach oben suchen Betroffene Hoffnung, Motivation und Kraft bei Menschen, die eine ähnlich schlimme Lage wie sie selbst gemeistert haben.

Im Zusammenhang mit der Gruppenpsychotherapie hat Yalom wichtige Einsichten herausgearbeitet, die Menschen dabei helfen, schwierige Lebenslagen und Notfälle zu meistern. Yalom nennt diese Ressource existenzielle Faktoren und fasst darunter fünf Punkte: So half Menschen in schwierigen Lagen z.B. die Einsicht, dass das Leben manchmal unfair und ungerecht ist; weiterhin die Einsicht, dass Schmerzen und letztlich auch der Tod zum Leben dazugehören. Der dritte existenzielle Faktor ist nach Yalom die Erkenntnis, dass man sich den Fährnissen des Lebens allein stellen muss. Dies sollte man aber, so der vierte Faktor, in aller Ernsthaftigkeit und ohne Ablenkung durch Trivialitäten tun. Der fünfte und letzte Faktor besteht darin, „zu lernen, dass man die letzte Verantwortung selbst dafür tragen muss, wie man sein Leben lebt, gleichgültig, wie viel Rat und Unterstützung man von anderen bekommt.“⁶⁹

Diese Einsichten haben eine leicht resignative Tendenz, helfen nach Yalom aber bei der Bewältigung von Krisen und haben sich bei den meisten Menschen, die sie anwenden, in der Bewältigung vorangegangener Krisen herausgebildet.

1.4.5. Posttraumatische Reifung

Das eben Genannte deutet an, dass sich an traumatische Erfahrungen ein Reifeprozess anschließen kann. Nicht aus den betreffenden Ereignissen selbst, sondern aus der Art und Weise des Umgangs damit können sich neue Sichtweisen auf das eigene Leben ergeben. „Die subjektiv als Reifung wahrgenommenen Veränderungen führen zu einer neuen, positiv bewerteten Selbst- und Weltsicht und werden als Wachstumsprozesse in den verschiedensten Bereichen erlebt.“⁷⁰ Posttraumatische Reifung kann in gewisser Weise als Gegenthese zur posttraumatischen Belastungsstörung verstanden werden. Allerdings ist wichtig, dass eine posttraumatische Reifung nicht mit psychologischer Anpassung verwechselt wird. „Subjektiv als Wachstum wahrgenommene Prozesse und emotionales Leid (...) können durchaus gleichzeitig vorhanden sein.“⁷¹

⁶⁹ Hausmann (2006), S.83

⁷⁰ Maercker (2009), S.74

⁷¹ Ebd.

1.4.6.Vorerfahrungen

Verschiedene Studien haben gezeigt, dass sich vorangehende Erfahrungen, die Menschen bei der Bewältigung von Krisen gemacht haben, auf den Umgang mit weiteren Krisen auswirken. Die soeben genannten existenziellen Faktoren beruhen zum Teil auf Vorerfahrungen, die je nach Art der Bewältigung Kraft für weitere Aufgaben geben oder aber auch Angst vor weiteren Krisen machen können.

Es hat sich ebenfalls gezeigt, dass die familiäre Vorbelastung durch Traumatisierungen einen Risikofaktor darstellt. So wirken die Traumatisierungen, die Überlebende des Holocaust erlitten haben, auch bis in die zweite oder dritte Generation nach. Auch von Migranten ist bekannt, dass die Gefühle der Fremdheit und des Abgelehntwerdens bis in die nächsten Generationen hineinwirken können. Dies gilt natürlich auch für Flüchtlinge und Vertriebene. Die transgenerationale Wirkung von Traumatisierungen wird im Zusammenhang der vorliegenden Arbeit noch genauer untersucht werden.

1.4.7.Risikofaktoren, die vom Ereignis selbst ausgehen

In den vorangegangenen Abschnitten wurden Schutz- und Risikofaktoren genannt, die mit der physiologischen und psychischen Ausstattung der Betroffenen sowie mit ihren Fähigkeiten zur Bewältigung zu tun haben. Es gibt aber auch Risikofaktoren, die von den (potentiell) traumatisierenden Ereignissen selbst ausgehen.

Hier müssen insbesondere eine starke Intensität und lange Dauer sowie Lebensbedrohung durch das Ereignis genannt werden. Die Gefahr einer Traumatisierung erhöht sich außerdem, wenn sich das Ereignis wiederholt, wenn es von Menschen gemacht ist oder absichtlich herbeigeführt wurde. (Naturkatastrophen lassen sich leichter mit einem höheren Sinn belegen). Risikoreich ist es außerdem, wenn erhebliche körperliche Schäden (etwa nach Unfällen) oder immense materielle Schäden vorliegen.⁷²

1.4.8.Soziale Schutz- und Risikofaktoren

Die Bewältigung von Traumata kann durch Unterstützung aus dem Umfeld (Freunde, Familie, Nachbarn) erheblich erleichtert werden. Gleichzeitig liegt im Ausbleiben die-

⁷² Vgl. Yehuda (1999)

ser Unterstützung ein entscheidender Risikofaktor. Auch das Ausbleiben von praktischer, finanzieller oder rechtlicher Hilfe kann Traumafolgen verschlimmern. Und auch das ständige Erinnern an die Ereignisse (auch durch Journalisten) ist für die Bewältigung nicht hilfreich.

1.5.Zur Geschichte der Psychotraumatologie

Psychotraumatologie als die Lehre von den psychischen Traumafolgen hat die Beschäftigung mit traumatischen Ereignissen und ihren Folgen für das Erleben und Verhalten von Menschen zu Inhalt. Theorie und Praxis hängen in diesem Forschungsgebiet eng zusammen und ergänzen einander, weil die Auswertung konkreter Anwendungen in der Praxis immer wieder Hinweise auf Wirk- und Schutzmechanismen gibt.

Von alters her setzten sich Menschen mit den Folgen von Gewalterfahrungen, sei es auf Grund von Naturkatastrophen, Verlusten oder Kämpfen, auseinander. Diese Auseinandersetzung findet sich bereits in der griechischen Mythologie, sie setzt sich fort in der Bibel⁷³ und prägt auch weite Teile der modernen Literatur. Dabei spielen körperliche wie psychische Verletzungen gleichermaßen eine Rolle. In der klassischen Medizin galten jedoch lange Zeit nur körperliche Verletzungen als Traumen. Mit der Entstehung der Psychologie als eigenständiger Wissenschaft begann ab der Mitte des 19. Jahrhunderts auch eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit psychischen Traumen.

Pierre Briquet (1859) und Jean-Martin Charcot (1887) sowie Pierre Janet (1889) verwiesen als erste auf die psychischen Folgen traumatischer Ereignisse. Von Janet stammt der Begriff der Dissoziation, mit dem beschrieben wird, wie die Erinnerungen an traumatische Ereignisse vom Bewusstsein abgespalten werden, um dann möglicherweise vom Unbewussten her seelische und körperliche Beschwerden hervorzurufen. Sigmund Freud (1896) entwickelte das Traumakzept in psychoanalytischer Hinsicht weiter und prägte damit u.a. die Forschungen von John Bowlby (1976) zum Zusammenhang von Bindung und Deprivation.

In der Folge des Ersten Weltkrieges stieg die Zahl von Soldaten mit allgemein gesundheitlichen oder speziell psychischen Problemen stark an. Bis dahin wurden die Äußerungen kriegsbedingter Traumatisierungen („Zittern, vorübergehende Lähmun-

⁷³ Allein an 82 Stellen kommt das Wort *Krieg* in der Bibel vor. Es lassen sich insgesamt etwa 400 Stellen zählen, an denen das Wort *Krieg* oder eine Verbindung davon vorkommen, wie *kriegen*, *Krieger*, *kriegerisch*, *Kriegsbeute*, *Kriegsbogen*, *Kriegserfahrung*, *Kriegsgeschrei*, *kriegsgewohnt*, *Kriegsheld*, *Kriegskunst* usw. Rund zweihundertfünfzig Mal wird das Wort *Kampf* verwendet bzw. Verbindungen mit dem Wort *Kampf*. Das Wort *Streit* und mit ihm zusammenhängende Wortverbindungen wird rund 250 Mal erwähnt. Das Wort *Sterben* oder Verbindungen damit gibt es an etwa 600 Stellen. Das Wort *Tod* und entsprechende Wortverbindungen werden an etwa 500 Stellen erwähnt. Das Wort *verwunden* findet sich 20 Mal. Die Worte *Verwundung* oder *Verletzung* kommen nicht vor. Das Wort *Krüppel* fünfmal. Das Wort *vernichten* wird hundertfünfmal genannt. Das Wort *Vergewaltigung* existiert nicht. Das Wort *beiwohnen* im Sinne von *Beischlaf* gibt es an fünf Stellen. Dann sind da noch einige Stellen mit der Bedeutung (*Frau*) *holen* vorhanden, von denen sich nur eine einzige auf möglicherweise erzwungenen Beischlaf also *Vergewaltigung* bezieht, (David ließ Bathseba holen, 2. Samuel 11,4). Inwieweit sich dahinter Gewalt verbirgt, lässt sich anhand der Texte nicht zweifelsfrei lesen. Vgl. Konkordanz zur Lutherbibel

gen, unkontrollierte Affekte, Apathie, Stupor⁷⁴) oft noch für Simulation gehalten. Im Ersten Weltkrieg begannen einzelne Militärpsychiater damit, diese Symptome psychologisch zu behandeln und waren damit zum Teil erfolgreich. Es zeigte sich, dass zur erfolgreichen Behandlung von Traumafolgen drei Prinzipien entscheidende Bedeutung zukommt: Rascher Beginn, räumliche Nähe zum Krisenschauplatz und Aufbau angemessener Erwartungen beim Betroffenen. Diese von Kardiner und Spiegel (1946) erstmals formulierten Prinzipien gelten in weiter entwickelter Form bis heute als Grundlage von Krisenintervention, wie weiter unten noch deutlicher gezeigt wird. Während die Psychotraumatologie lange Zeit eine eher theoretisch geprägte Wissenschaft war, wurde der Fokus in Folge des Vietnamkrieges stärker auf die Behandlung der entsprechend betroffenen Personen gelenkt. Wie oben schon erwähnt, wurde 1980 die posttraumatische Belastungsstörung erstmals in das Diagnosemanual der American Psychiatric Association (damals DSM-III) aufgenommen. Seit 1991 findet sich dieses Krankheitsbild auch im ICD-10, dem Klassifikationssystem der WHO. „Seit den 1980er Jahren differenzieren sich die Behandlungsmethoden und Interventionen nach potenziell traumatischen Ereignissen zunehmend zu klar umschriebenen Präventions-, Akut- und Nachbetreuungsprogrammen.“⁷⁵

Die heutige Psychotraumatologie lässt sich grob in einen **Theorie- bzw. Forschungsteil** und einen **Praxis- bzw. Interventionsteil** aufteilen. Der Theorieteil lässt sich in sechs Unterbereiche aufgliedern, deren Inhalte im Folgenden kurz vorgestellt werden sollen, weil sie für den weiteren Verlauf der vorliegenden Arbeit relevant sind:

- In den Bereich **Klassifikation und Diagnostik** gehört die genaue Beschreibung der Störungsbilder, die sich nach traumatischen Ereignissen zeigen können, ebenso die Entwicklung von Diagnose- und Screeningverfahren, „die eine zuverlässige Einstufung traumabezogener Störungen, die Identifizierung von Risikogruppen sowie die Effizienzkontrolle von Interventionen ermöglichen“⁷⁶
- Im Bereich der **Prävalenz bzw. Epidemiologie** wird die Häufigkeit der verschiedenen Störungsbilder untersucht, während

⁷⁴ Vgl. Hausmann (2006), S.12

⁷⁵ Hausmann (2006), S.14f.

⁷⁶ Vgl. Hausmann (2006), S.16

- die Gebiete **Ätiologie und Pathogenese** zu den entsprechenden Ursachen forscht und dabei auch nach Faktoren fragt, die die Entstehung bestimmter Störungsbilder begünstigen
- Dem gegenüber steht die **Salutogenese**, die nach Schutzfaktoren fragt, bei deren Vorliegen bestimmte Störungsbilder eben nicht auftreten
- Die Klassifikation von Risikogruppen dient dazu, mit bestimmten Personengruppen, die erhöhter Traumatisierungsgefahr ausgesetzt sind (etwa: Katastrophenhelfer, Intensivpflegepersonal, aber auch Traumatherapeuten selbst), präventiv zu arbeiten, um die Gefahr einer eigenen Traumatisierung so gering wie möglich zu halten
- Der Bereich der Wirksamkeitsforschung dient dazu, die eingesetzten Interventionen, Methoden und Programme zu evaluieren und ggf. weiterzuentwickeln bzw. auszudifferenzieren.

Der Praxis- bzw. Interventionsteil gliedert sich in folgende Bereiche auf:

- Die Akuthilfe richtet sich an Betroffene von traumatischen Ereignissen und findet zeitlich so nah wie möglich im Anschluss an ein solches Ereignis statt. Hier geht es auch darum, mögliche Traumatisierungen abzumildern oder zu verhindern
- Psychische Stabilisierung setzt ein, wenn äußerlich eine erste Beruhigung eingesetzt hat und hat einen weiteren Adressatenkreis als die Akuthilfe. Sie richtet sich an Betroffene und Angehörige, aber auch an Zeugen und Helfer von traumatischen Ereignissen. In einem Zeitraum von sieben Tagen bis vier Wochen nach dem Ereignis zielen die Interventionen darauf ab, „die Ereignisse auch innerlich abzuschließen, hilfreiche Bewältigungsmechanismen zu fördern und der Entstehung psychischer Folgeschäden vorzubeugen.“⁷⁷ Für zahlreiche Betroffene von traumatischen Ereignissen ist die Behandlung an dieser Stelle beendet, weil die Symptome entweder verschwunden sind oder sich doch stark verringert haben.
- Für Betroffene, bei denen die Symptome anhalten, setzt an diesem Punkt die Traumatherapie mit dem Ziel der Beseitigung der Störung und aller Symptome an.
- Dabei sind **psychosoziale Rehabilitation und Reintegration** geboten, die auch die soziale Unterstützung, den Einbezug von Angehörigen und Freunden,

⁷⁷ Hausmann (2006), S.18

Rechtsberatung, die Vermittlung von Kontakten zu Opferverbänden usw. beinhalten.

Für Helfer und Einsatzkräfte, außerdem für die unmittelbaren Angehörigen solcher potentiell gefährdeten Personenkreise, sind außerdem die beiden folgenden Bereiche relevant:

- **Information und Schulung** für zukünftige Krisen und Einsätze können helfen, die entsprechenden Personen auf zukünftige psychische Belastungen vorzubereiten.
- Schließlich ist eine bewusste **Psychohygiene** für diesen Personenkreis unabdingbar, um der Gefahr des Ausbrennens bzw. einer sekundären Traumatisierung vorzubeugen.

Für eine umfassende Psychotraumatologie ist es wichtig, alle genannten Unterbereiche zu beachten oder doch wenigstens so viele wie möglich von ihnen. So stellt etwa der Bereich der Salutogenese eine wesentliche Ergänzung zum Bereich der Pathogenese dar.

Traumatherapie kann grundsätzlich zu jedem Zeitpunkt einsetzen, wobei frühe Interventionen zu bevorzugen sind, weil hierdurch Manifestierungen möglicherweise verhindert werden können. Im Hinblick auf den zeitlichen Beginn von psychologischen Interventionen ist folgende Unterteilung üblich:⁷⁸ Bei Interventionen in den ersten Stunden bis Tagen nach dem traumatischen Ereignis spricht man von Akutinterventionen. Parallel dazu sollte in den ersten Tagen bis Wochen nach dem Ereignis eine psychologische Stabilisierung einsetzen. Monate bis Jahre später sind Traumatherapie, Trauerbegleitung und Rehabilitation möglich. Insbesondere für professionelle Helfer sind vor weiteren Ereignissen mit Traumapotentiale Schulungen und Vorbereitungen nötig.

Für den Zusammenhang zur vorliegenden Arbeit hat der historische Abriss zur Psychotraumatologie als Wissenschaft wie auch als Behandlungsgebiet gezeigt, dass Diagnose und Behandlung möglicher Traumatisierungen im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg – wenn überhaupt – erst Jahre oder Jahrzehnte später erfolgen konnten. Wenn gleich die Psychologie als Wissenschaft sich ab dem Ende des 19. Jahrhunderts zu etablieren begann, galt die ganze Bandbreite von heute als trauma-

⁷⁸ Vgl. Hausmann (2006), S.27

tisch bezeichneten Erlebnissen – Vertreibung, Flucht, Hunger, Bombennächte, Kriegsteilnahme – in der Zeit des Zweiten Weltkriegs nicht als behandlungsbedürftig.

1.6. Behandlungsmöglichkeiten und ihre Wirksamkeit

Nachdem erklärt wurde, was psychische Traumata kennzeichnet, was ihr Auftreten wahrscheinlicher oder unwahrscheinlicher macht, welche diesbezüglichen Schutz- und Risikofaktoren es gibt und nachdem die Entwicklung der dazugehörigen Wissenschaft grob skizziert wurde, muss nun die wichtige Frage angegangen werden, wie Psychotraumata behandelbar sind. Nach Hausmann (2006) ist Traumatherapie „immer dann angezeigt, wenn nach einem traumatischen Ereignis eine psychische Störung auftritt oder sich bestehende Symptome verschlechtern.“⁷⁹ Die verschiedenen Traumatherapien dienen also dazu, bei der Verarbeitung der traumatischen Ereignisse zu helfen und die Symptome abzuschwächen.

Fast jede psychotherapeutische Schule hat einen eigenen Ansatz zur Behandlung von psychischen Traumata. Grob lassen sich frühe Interventionen und konkrete Traumabehandlungen unterscheiden. Frühe Interventionen setzen relativ rasch nach dem potentiell traumatisierenden Ereignis ein. Sie sind im eigentlichen Sinne keine Behandlung, sondern dienen der Vorbeugung einer Ausbildung von Traumafolgen. Sie sollen in der vorliegenden Arbeit nicht im Detail besprochen werden.

Die komplette Bandbreite der Behandlungsmöglichkeiten bei Psychotrauma kann im Rahmen der vorliegenden Arbeit nur angedeutet, aber keinesfalls erschöpfend behandelt werden. Vorab festzuhalten ist, dass sich die meisten Behandlungsansätze speziell an Patienten mit posttraumatischer Belastungsstörung richten, auch die Wirksamkeitsforschung orientiert sich sehr stark an diesem Syndrom.

Von den zahlreichen Behandlungsmöglichkeiten psychischer Traumata sollen im Folgenden stellvertretend einige Ansätze vorgestellt werden, und zwar die Psychodynamisch-Imaginative Traumatherapie, (PITT), das EMDR und die medikamentöse Therapie. Hinweisen möchte ich auch auf die Hypnotherapie von Gunther Schmidt und auf die Arbeit von Peter Levine. Letzterer hat sein Augenmerk vor allem auch auf die erstarrten Traumakräfte im Organismus gelenkt. Wie wir im Kapitel über die Psychobiologie gesehen haben, ist die Traumaenergie als Körperblockade im Organismus vorhanden. „Die verbliebene Energie entlädt sich nicht einfach von selbst, sondern verbleibt im Körper, und es entwickeln sich verschiedene Symptome wie Angst, Depression, psychosomatische Störungen und Verhaltensprobleme.“⁸⁰ () „Viele Kriegsveteranen und Vergewaltigungsopfer kennen dieses Szenario nur zu gut.

⁷⁹ Hausmann (2006), S.113

⁸⁰ Levine (1998), S.30

Manchmal bemühen sie sich viele Jahre lang, über ihre Erfahrungen zu reden. Sie wieder zu beleben, ihre Wut, ihre Angst und ihren Schmerz zum Ausdruck zu bringen. Doch da es ihnen nicht gelingt, vollständig durch die instinkt-reduzierte >Immobilitätsreaktion< hindurchzugehen, sie zum Abschluß zu bringen und die vom Überlebenskampf zurückgebliebene Energie zu entladen, bleiben sie oft im Labyrinth des Traumas gefangen und leiden weiter unter dem Erlebten.“ Traumen lassen sich behandeln.

Grundsätzlich gelten für alle Behandlungsansätze die folgenden Grundprinzipien:⁸¹

- Anknüpfen an frühere Stärken und Fähigkeiten
- frühere tragfähige Beziehungen in Erinnerung rufen und bekräftigen
- aktuell vorhandene Kompetenzen und Leistungen vergegenwärtigen, kräftigen und ausbauen
- gegenwärtige Beziehungen in ihrer stabilisierenden Bedeutung ausbauen und kräftigen
- übergeneralisierte Bedeutungszuschreibungen der traumatischen Erfahrungen abschwächen
- zukünftige Entwicklungschancen ausarbeiten
- Hindernisse, die der Erholung und Traumaverarbeitung im Weg stehen, identifizieren und abbauen
- die traumatischen Ereignisse in die bisherige Lebensgeschichte integrieren

Dabei müssen Therapeuten beachten, dass traumatisierte Menschen unbedingt in ihrer Integrität gestärkt werden sollten. Wenn Patienten also in der Behandlung Grenzen setzen, so sollten diese von Therapeutenseite respektiert werden. Daraus ergibt sich für die Grundhaltung des Therapeuten, dass immer mit dem Einverständnis von Patientenseite gearbeitet werden sollte und dass die Betroffenen die Führung übernehmen sollten.⁸²

1.6.1. Psychodynamisch Imaginative Traumatherapie

Im Rahmen dieser Arbeit können nur kurze Einführungen in die therapeutischen Methoden gegeben werden.

„Das psychodynamische Konzept der PITT knüpft an die von Janet (1889) entwickelten traumatherapeutischen Grundsätze an und verbindet diese mit einem tiefenpsy-

⁸¹ Vgl. Hausmann (2006), S.115

⁸² Vgl. Hausmann (2006), S.115

chologischen Grundverständnis und einer klaren Ressourcenorientierung. Es bietet eine Vielzahl von Techniken der traumaspezifischen Stabilisierung und der schonenden Traumaverarbeitung an und eignet sich daher auch für schwere Persönlichkeitsstörungen mit Problemen der Emotionsregulierung. Es nimmt Bezug auf die neurobiologischen Erkenntnisse zur bindungstraumatisch veränderten Emotionsregulierung und zur traumatischen Erinnerungsverarbeitung. Sein Verdienst liegt in einer Eignung für Patienten mit ausgeprägter dissoziativer Komorbidität, die in der Studie von Sachsse u.a. (2006) signifikant zurück ging.⁸³

Die psychodynamisch imaginative Traumatherapie (PITT) ist eine von Luise Reddemann entwickelte Methode, die sich aus der Arbeit mit traumatisierten Menschen heraus entwickelt hat. Wie bereits benannt wurde, äußern sich Traumafolgestörungen häufig mit Überflutungen durch belastende Gefühle, Bilder und Körpererinnerungen wie sie in der traumatischen Situation erlebt wurden.

Durch diese Überflutungen kommt es häufig zu Abspaltungen (Dissoziationen) und zu speziellen Übertragungen und Gegen-Übertragungen, die die therapeutische Arbeit behindern können.

Kennzeichnend für PITT ist der integrierende Ansatz in Bezug auf die traumatischen Ereignisse und der schonende Umgang mit Traumakonfrontation. Traumatisierte Menschen sind Menschen, deren Grenzen überschritten wurden. Es ist daher wichtig, auch besonders im Rahmen der Therapie darauf zu achten, dass es nicht wieder zu einer Überschreitung von Grenzen kommt. Das therapeutische Vorgehen muss individuell an den Patienten angepasst und abgesprochen werden. Auch kann es sonst bei einer zu intensiven Beschäftigung mit den traumatisierenden Ereignissen zu einer Retraumatisierung kommen. So kann das unkontrollierte Erinnerungsgeschehen erneut aktiviert werden und die Symptome wie z.B. Flashbacks können wieder auftauchen.

Angestrebt wird, „dass traumatische Erinnerungen nicht mehr quälen, mit Emotionen erinnert werden können, ohne dass man sich davon überwältigt fühlt, und dass sich dadurch der traumatische Stress zurück bilden kann.“⁸⁴ PITT dient auch dazu die Therapiefähigkeit zu weiterer therapeutischer Behandlung zu verbessern, „ohne dass traumabedingte Intrusionen und Beziehungsverzerrungen eine angemessene Arbeit fortwährend stören.

⁸³ Wöller (2013), 2. Auflage, S.161

⁸⁴ Reddemann (2004), S.19f

Wenn traumatische Erfahrungen zu Persönlichkeitsveränderungen geführt haben, ist meist eine längere Zeit des Durcharbeitens erforderlich⁸⁵

Die Therapie soll nicht das Ziel haben traumatische Erfahrungen zu bearbeiten, sondern die Bearbeitung der traumatischen Erfahrungen dient bestimmten Therapiezielen. Die Ziele sollen realistisch sein und angesichts der begrenzten Stundenzahlen ist es sinnvoll, Ziele zu formulieren oder auch kleinere Teilziele anzustreben.⁸⁶

Das Wissen über die Möglichkeiten von Übertragung und Gegen-Übertragung sind bedeutsam für die therapeutische Arbeit. So rät Reddemann dazu, dass Therapeuten auf aktive Solidarisierung mit den Betroffenen verzichten sollen, auch damit diese nicht zu Schritten gedrängt werden, die sie von sich aus noch nicht unternehmen würden. Die Therapeutin empfindet mit dem Betroffenen ohne beim Zuhören die Hilflosigkeit des Betroffenen teilen zu müssen. Therapeuten sollen darauf achten, nicht in mögliche emotionale Anästhesie und mögliches Vermeidungsverhalten zu geraten.⁸⁷

Die Therapie gliedert sich in drei Phasen. Zuerst kommt eine Phase der Stabilisierung, einem Blick auf Ressourcen und Sicherheit und Fähigkeiten des Patienten. Erst dann folgt die eigentliche Traumabearbeitung, an die sich dann die Integration der belastenden Ereignisse anschließt, die in die Gefühlswelt der Betroffenen integriert werden. In der Stabilisierungsphase ist es wichtig, dem Patienten Sicherheit zu vermitteln. Dazu kann auch die Erklärung gehören, die den Betroffenen Wissen über die Entstehung von Traumata, Traumacoping und Traumafolgen vermittelt. „Dies führt zu einem besseren Verständnis der oft bizarr erscheinenden Verhaltensweisen für die Patientin, d.h. zu einer verbesserten Selbstakzeptanz“⁸⁸ Die Erfahrung zeigt, dass eine einleitende Phase der Psychoedukation über Traumen und den Umgang damit hilfreich sind. Zur Psychoedukation gehört hier die Vermittlung von Informationen über Selbstmanagementtechniken und über das weitere Vorgehen in der Therapie. Die Phase, in der das traumatisierende Ereignis stattfand, hat ein früherer Teil der Persönlichkeit des Betroffenen erlebt, den man Ego-State nennen kann. Wenn es sich um ein Kindheitstrauma handelt, so ist es auch die Arbeit mit dem „inneren Kind“, die hier gestaltet wird.

⁸⁵ Reddemann (2004), S.20

⁸⁶ Reddemann (2004), S.20

⁸⁷ Reddemann (2004), S.28

⁸⁸ Reddemann (2004), S.98

Kennzeichnend für die Technik von PITT ist die Imagination eines sicheren Ortes:

- In der Vorstellung wird ein sicherer Ort aufgesucht, an dem die Betroffene vor jeder Gefahr in Sicherheit ist. Hier hin kann sie sich zurück ziehen, wenn Emotionen oder Erinnerungen kommen, die sie zu überfluten drohen.
- Es wird ein innerer Helfer installiert. Dies kann eine Phantasiefigur sein, ein Tier, ein Engel, ein Helferwesen, die dem Betroffenen das Gefühl von Schutz und Zuwendung und auch Trost gibt, die er in der Situation gebraucht hätte.

Der Patient kann nun selbst mit Hilfe einer gedachten Leinwand das Geschehen aus der sicheren Entfernung betrachten und mit einer imaginierten Fernsteuerung heranzoomen oder abschalten. So kann der Betroffene lernen, sich an die Erlebnisse zu erinnern, ohne von den negativen Gefühlen überwältigt zu werden. Zu stark belastende Gefühle können auch in einem imaginierten Tresor weg geschlossen werden.⁸⁹

Kraftquellen für das Selbstmanagement werden in der Stabilisierungsphase eingebaut und Selbsthilfestrategien, „Notfallkoffer“, werden gesucht, benannt und bewusst gemacht.

In der Traumarbeit kommen verschiedene therapeutische Techniken zum Einsatz. Die Arbeit mit dem inneren Kind, dem verletzten Kind oder einem früheren Ego-State, bedeutet, dass eine bewusste Dissoziation vorgenommen wird. In der Imagination spaltet der Patient den verletzten Teil von sich ab und bringt ihn an einen sicheren Ort. Das innere Kind, der jüngere Ego-State, ist dabei „die Beschreibung eines energetischen Zustandes“⁹⁰ Wichtig ist hierbei, dass der Patient ausreichende Ich-Kompetenz hat, das erwachsene Ich also ausreichend stabil ist, um in der Therapie als Erwachsener mit Unterstützung des Therapeuten „an den Problemen des verletzten Kindes“⁹¹ zu arbeiten. Über die Abspaltung des verletzten früheren Stadiums, lernen die Patienten, die Vergangenheit klar von der Gegenwart abzugrenzen. Der Ort muss ganz sicher gemacht werden und gemeinsam mit dem Kind gut gestaltet werden⁹² und der frühere Ego-State oder das innere Kind muss so lange gut versorgt werden, bis es alles hat, was es braucht, um entspannt und sicher zu sein. Mitunter kann dies auch über einen längeren Zeitraum nötig sein, diese Versorgung immer wieder durchzuführen, zu visualisieren, bis der frühere Ego-State wirklich in sicheren und befriedigenden Gefühlen ist und innerlich gut versorgt ist.

⁸⁹ Vergleiche Reddemann/Dehner-Rau (2008), S.92ff

⁹⁰ Reddemann (2004), S.118

⁹¹ Reddemann/Dehner-Rau (2008), S. 117

⁹² Vgl. Reddemann (2004), S.123

In der letzten Phase werden die traumatischen Ereignisse und die damit verbundenen Emotionen in die Gefühlswelt der Betroffenen integriert. Dabei wird der Blick auf die Zukunft gerichtet und die Patienten entwerfen mit dem Therapeuten zusammen Projektionen und arbeiten heraus, wer sie sein wollen, wie sie leben wollen, welche Wünsche sie haben. Hierbei werden auch Sinnfragen angesprochen. Der PITT-Ansatz fordert nicht, dass die Patienten sich mit den Ereignissen oder mit den Tätern versöhnen müssen. Dies kann, es muss aber nicht geschehen. Das Konzept ist vor allem eine „Versöhnung mit sich selbst“.⁹³ Das traumatische Geschehen wird als Teil der Lebensgeschichte so integriert, dass der Betroffene damit leben kann.

1.6.2. EMDR (Eye Movement Desensitization and Reprocessing)

Bei EMDR (Eye Movement Desensitization and Reprocessing, (Augenbewegungs-Desensibilisierungs-Therapie) handelt es sich um ein relativ neues Verfahren zur Behandlung von psychischen Traumata. Es kann als eine Methode angesehen werden, die im Rahmen einer umfassenderen Therapie zum Einsatz kommen kann. Die Methode wurde nicht auf Grund theoretischer Überlegungen entwickelt, sondern entstand auf der Basis persönlicher Beobachtung von Francine Shapiro und weiteren Therapeuten. EMDR wurde Ende der 1980er Jahre von Francine Shapiro entwickelt. Für dieses Verfahren werden die oben im Zusammenhang mit dem neurophysiologischen Hintergrund von Traumatisierungen genannten Erkenntnisse genutzt. Es wurde bereits erwähnt, dass bei traumatisierten Menschen verschiedene Gehirnareale verzögert reagieren. Bei der EMDR-Behandlung wird versucht, Verknüpfungen zwischen beiden Gehirnhälften zu aktivieren. Es hat sich gezeigt, dass sich Traumafolgen verringern lassen, wenn Patienten angeleitete rhythmische Augenbewegungen machen, während sie an das traumatische Ereignis denken. Wie genau EMDR funktioniert, ist noch nicht klar. Die hirneurophysiologische Wirksamkeit wird weiterhin untersucht. In Studien ist die therapeutische Wirkung nachgewiesen.⁹⁴

1.6.3. Medikamentöse Behandlung

Oben wurde gezeigt, dass bei der Entstehung von Traumata neurophysiologische Fehlregulationen vorliegen. Bei besonders schweren Traumata ist gegebenenfalls eine medikamentöse (Begleit-)Behandlung in Betracht zu ziehen, die an diesen Fehl-

⁹³ Reddemann (2004), S. 186

⁹⁴ Vgl. Hausmann (2006), S. 119f.

regulationen ansetzt. Es gibt derzeit noch kein Medikament, das speziell für die Behandlung von Traumata zugelassen und getestet wurde. Allerdings führen Medikamente gegen Depressionen und gegen Angstzustände zu Symptomverbesserungen auch bei Menschen mit posttraumatischer Belastungsstörung.

Das grundlegende Ziel der medikamentösen Behandlung von Psychotraumata ist die Häufigkeit und den Schweregrad des Auftretens der Symptome zu reduzieren. Die Wahrnehmungen und Erinnerungen an das Trauma, Flashbacks, als Wiederholung des Traumas zu verstehen, soll verbessert werden. Es soll eine Verringerung der generellen Übererregung geben und der konditionierten Übererregung auf Stimuli, die an das Trauma erinnern. Weiterhin soll das Vermeidungsverhalten verringert und die depressive Stimmung verbessert werden. Eventuell auftretende psychotische oder dissoziative Symptome sollen ebenso verringert werden wie mögliche aggressive oder autoaggressive Impulse.⁹⁵

Studien deuten darauf hin, dass bei Menschen mit posttraumatischer Belastungsstörung das adrenerge System, das eine Vielzahl von Funktionen im zentralen und peripheren Nervensystem steuert, übermäßig aktiv ist. Die Betroffenen sprechen demnach gut auf Medikamente an, die diese Übererregung drosseln (z.B. Clonidin und Propranolol). Beta Blocker können helfen, bei häufigen Hypoarousalzuständen, den Blutdruck zu regulieren. Auch der Serotoninhaushalt scheint bei Patienten mit posttraumatischer Belastungsstörung beschleunigt abzulaufen, was für zahlreiche körperliche Symptome sorgt (Schwitzen, Herzrasen etc.). Entsprechende Medikamente (z.B. Sertralin) können ebenfalls Linderung bringen. Große Erfolge verzeichnen Medikamente, die sowohl die Adrenalin- als auch die Serotoninproduktion beeinflussen, z.B. trizyklische Antidepressiva und Monoaminoxidas-Hemmer. Außerdem ist eine gute Wirkung von angstlösenden Medikamenten belegt.⁹⁶

1.6.4. Nicht-therapeutische Interventionen

Die genannten Behandlungsmöglichkeiten ändern nichts an der Tatsache, dass die traumatischen Erfahrungen für immer zur Biographie der Betroffenen gehören und diese Ereignisse dementsprechend in das Leben der Betroffenen integriert werden müssen. Es hat sich gezeigt, dass für manche Menschen verschiedene Formen nicht-therapeutischer Interventionen hilfreich sind, dies zum Teil ganz ohne therapeu-

⁹⁵ Vgl. Resick (2003), S.160

⁹⁶ Vgl. Resick (2003), S.160f.

tische Maßnahmen, zum Teil als Ergänzung dazu. Im Folgenden sollen drei Formen solcher nicht-therapeutischen Interventionen kurz vorgestellt werden.

Viele Menschen haben das Bedürfnis, Zeugnis von ihren Erfahrungen abzulegen. Der Hintergedanke ist, dazu „beizutragen, dass solche Katastrophen oder Verbrechen, wie sie sie erlebt haben, nie wieder stattfinden.“⁹⁷ Der Wunsch, Zeugnis abzulegen, findet sich bei vielen Überlebenden von Konzentrationslagern, ebenso bei Opfern südamerikanischer Militärdiktatur. Aus der Idee des Zeugnis-Ablegens heraus wurde die narrative Traumaexposition entwickelt.

Mit der Motivation, anderen Menschen ihre eigenen Erfahrungen zu ersparen, engagieren sich einige Traumaopfer in karitativen oder sozialen Vereinen. Weiterhin hat sich gezeigt, dass die Einrichtung von Gedenkorten für Überlebende und Hinterbliebene von großer Bedeutung sein kann. Kriegerdenkmale und Totentage erinnern an gefallene Soldaten. Gedenktage und Erinnerungsgottesdienste, Veranstaltungen wie die „Woche der Brüderlichkeit“ können auch zu innerer Versöhnung beitragen. Das Gesehenwerden des Traumas ist wichtig und die Anerkennung dessen, was geschehen war. Dazu gehört es auch, dass die Opfer wieder Teil der Gesellschaft werden.

1.6.5. Wirksamkeitsforschung

Wie jede Wissenschaft muss sich auch die Psychotraumatologie auf die Wirksamkeit der in ihr angewandten Methoden hin untersuchen lassen. Bei Wissenschaften, die eng am Menschen arbeiten, lässt sich oft nicht bis ins letzte Detail und vor allem nicht in kausaler Weise klären, was genau in welcher Weise wirkt. Die Wirksamkeit der Interventionen zu überprüfen, heißt in diesem Falle, zu fragen: „Was ist es, das den Betroffenen wirklich hilft? Was genau sind ihre bewussten und unbewussten Bedürfnisse? Welche Faktoren verbessern den Effekt der Interventionen und was schränkt die positive Wirkung ein?“⁹⁸

Grundsätzlich zeigen Ergebnisse von Behandlungsstudien, dass sich Psychotrauma gut behandeln lassen und dass Betroffenen daher auf jeden Fall eine entsprechende Behandlung zukommen sollte.

Die Wirksamkeit des Stressimpfungstrainings wurde von Resick und anderen (1988) bei Vergewaltigungsopfern untersucht und mit der Wirksamkeit von sozialem Kompetenztraining und stützender Psychotherapie verglichen. Es zeigte sich, dass mit allen

⁹⁷ Maercker (2009), S.144

⁹⁸ Hausmann (2006), S.101

drei Therapieformen Verbesserungen erzielt wurden, die über einen Zeitraum von mindestens sechs Monaten aufrecht erhalten werden konnten.⁹⁹ Nach einer Untersuchung von Foa, Rothbaum und anderen (1991) erreichte das Stressimpfungstraining ebenfalls signifikante Verbesserungen bei Menschen mit posttraumatischer Belastungs- und/oder Angststörung. Für verschiedene Expositionstechniken (Systematische Desensibilisierung, Flooding) lassen sich ähnliche Ergebnisse zeigen. Auch die kognitive Verhaltenstherapie hat eine Wirksamkeit im Hinblick auf die Verringerung der Trauma- und Anpassungsproblematik sowie der Depressionssymptome.¹⁰⁰

Es wurde schon erwähnt, dass die Methode EMDR (Eye Movement Desensitization and Reprocessing) umstritten ist. Studien zur Wirksamkeit zeigen aber, dass sich posttraumatische Belastungen mit dieser Methode verringern lassen. Boudewyns u.a. (1995) konnten in einer Studie mit Kriegsveteranen nachweisen, dass EMDR in der Behandlung von posttraumatischen Symptomen ebenso effektiv ist wie die kognitive Verhaltenstherapie. Es ist nicht ganz klar ob die Augenbewegungen tatsächlich notwendig sind, Studien dazu zeigen unterschiedliche Ergebnisse. „EMDR zwingt den Patienten bei der Verarbeitung der traumatischen Erfahrung, über das Trauma nachzudenken, negative Kognitionen zu identifizieren und positive Kognitionen zu entwickeln. Ohne die seitlichen Augenbewegungen ähnelt EMDR zum großen Teil den anderen Formen der kognitiven bzw. Expositionstherapie, die das Verarbeiten der traumatischen Ereignisse erleichtern.“¹⁰¹

Die meisten Studien zur Wirksamkeit vergleichen konkrete Techniken untereinander im Hinblick auf ihre Wirksamkeit. Dabei zeigt sich im Vergleich mit nicht-behandelten Patientengruppen häufig, dass jede der verglichenen therapeutischen Techniken positive Effekte erzielt..

1.6.7.Frühe Interventionen und primäre Prävention

Eine besondere Bedeutung bei der Behandlung von Traumafolgestörungen kommt den sogenannten frühen Interventionen und der primären Prävention zu. Es lässt sich zeigen, dass die Wahrscheinlichkeit für die Entstehung von posttraumatischen Belastungsstörungen sinkt, wenn professionelle psychotherapeutische Hilfe mög-

⁹⁹ Vgl. Resick (2003), S.178f.

¹⁰⁰ Vgl. Resick (2003), S.179 – 183

¹⁰¹ Resick (2003)

lichst zeitnah nach traumatischen Ereignissen einsetzt. „Frühe psychologische Interventionen sind wichtig, um akute Stresssymptome zu lindern und natürliche Bewältigungsprozesse zu fördern.“¹⁰² Allerdings ersetzen solche frühen Interventionen keine Psychotherapie. Es zeigt sich jedoch, dass Betroffene von traumatischen Ereignissen entweder gar keine posttraumatische Belastungsstörung oder eine posttraumatische Belastungsstörung mit weniger starken Langzeitfolgen entwickelten, wenn sie frühe Hilfsmaßnahmen in Anspruch nehmen konnten.¹⁰³

Primäre Präventionsmaßnahmen dienen der Vorbereitung auf mögliche traumatische Ereignisse und richten sich an Risikogruppen, also z.B. Einsatz- und Rettungskräfte. Primäre Prävention umfasst aber auch Maßnahmen, mit denen bei Unglücksfällen die Zahl der Betroffenen möglichst gering gehalten wird, indem z.B. Passanten davon abgehalten werden, sich in die Nähe von Unglücksorten zu begeben. Zu den vorbereitenden Maßnahmen für speziell gefährdete Berufsgruppen zählen die kognitive Vorbereitung auf die entsprechenden Situationen, die Simulation von Gefahren- und Notfallsituationen, die Automatisierung von Abläufen sowie Stressbewältigungstrainings.¹⁰⁴

In diesem Zusammenhang sollte die Primäre Prävention für Säuglinge und ihre Mütter bzw. Eltern genannt werden, wie sie sich in Körperpsychotherapeutischen Massagen und Therapien nach Eva Reich im deutschsprachigen Raum entwickelt hat. Diese ganz frühen Hilfen nach möglicherweise schwierigen Schwangerschaften und oder traumatischer oder Kaiserschnittgeburt sind gute Möglichkeiten die damit verbundenen Traumen, Operationstraumen oder schweren Erlebnisse zu verarbeiten und traumatische Blockaden im kindlichen Körper zu lösen und zu einer verbesserten Beziehung und Bindung zwischen Mutter und Kind beizutragen. Diese Form der „emotionellen erste Hilfe“ und Bindungsförderung, die durch entsprechend ausgebildeten Hebammen oder Therapeutinnen angeboten wird, ist eine gute Möglichkeit frühste Schäden zu verringern. Eine gute Bindung und eine entspannte Beziehung ist die beste Grundlage für eine weniger neurotische und gesündere Entwicklung der Kinder gelegt. Anders als in der von dem NS-Staat propagierten „Erziehung“ werden Kinder, die sich von Anfang an angenommen und geliebt erfahren, ein gesünderes

¹⁰² Hausmann (2006), S.101

¹⁰³ Vgl. Hausmann (2006), S.102

¹⁰⁴ Vgl. Maercker (2009), S.168

Immunsystem haben, weniger krank sein und sich vor allem auch mental, geistig und seelisch besser entfalten.¹⁰⁵

1.7. Transgenerationale Weitergabe von Traumata

Eine besondere Form von psychischer Traumatisierung stellt die transgenerationale Weitergabe von Traumata dar. Dabei werden die traumatischen Erfahrungen der Eltern „als Fremdes den Kindern kaum merklich implantiert“ und es werden „auf verborgenen Wegen in oft unheimlicher Form Inhalte, die dem ursprünglichen Trauma entnommen sind, an die nächsten Generationen weitergegeben.“¹⁰⁶ Insbesondere für Überlebende der Verfolgung sind solche transgenerationalen Weitergaben von Traumata belegt. Die Erkenntnisse stammen zum großen Teil aus der psychoanalytischen Behandlung von Kindern von Holocaust-Überlebenden. „Bei Eltern, die ihre massive Traumatisierung nur durch Verleugnung und Derealisation abwehren können, erfassen die Kinder unbewusst das Erlebte, bearbeiten Anzeichen mit ihrer Fantasie und agieren diese Fantasien in der äußeren Welt aus.“¹⁰⁷

Oftmals empfinden die Kinder „einen Zwang, sich in die Eltern einzufühlen, um ihre nicht-mitgeteilte Geschichte zu erfahren und für sie ihre ungelebten Emotionen zu empfinden und damit zu einem Begriff zu kommen, wer sie wirklich sind.“¹⁰⁸ Damit erfolgt eine unbewusste Weitergabe der Opfer-Identität oder der Täter-Rolle. Rational oder im engeren Sinn wissenschaftlich ist dieses Phänomen kaum zu erklären. Deshalb erfolgt eine Annäherung in der Literatur meist über Fallbeispiele. Beispielsweise ist hier auf die psychoanalytische Literatur hinzuweisen, wie sie durch Ilany Kogan vom Israelischen Institut für Psychoanalyse in Fallbeispielen dokumentiert wird. Hier zeigt sich, wie Kinder, Angehörige der zweiten Generation von Überlebenden des Holocaust, unbewusst das Trauma der Eltern aufnehmen. Gewalterlebnisse, unbewältigte Verluste, durch Schweigen erzeugte Geheimnisse werden in der Phantasie der Nachkommen bearbeitet und unbewusst weiter agiert.¹⁰⁹

Monika Adamaszek¹¹⁰ und Rainer Adamaszek haben in der systemischen Arbeit Gesetzmäßigkeiten herausgefunden, wie sie sich immer wieder bei Klienten gezeigt haben. Durch die genogrammanalytische Erarbeitung der Probleme wurde sichtbar,

¹⁰⁵ Vergl. Britsch, Hellbrügge (2007), Harms (2000)

¹⁰⁶ Hirsch (2004), S. 60

¹⁰⁷ Bohleber (2008), S. 110

¹⁰⁸ Hirsch (2004), S. 61

¹⁰⁹ Vergl. Kogan (2009)

¹¹⁰ Adamaszek, Monika (1996), (2005), (2006), Adamaszek, Rainer (2003)

dass die Nachkommen stellvertretend für frühere Generationen nicht genügend aufgearbeitetes und betrautes Leid in den Familien agieren. Sowohl Phänomenologen als auch Psychoanalytiker¹¹¹ verweisen auf Verbundenheit zu Familienmitgliedern und auf Ungelebtes, das auf andere auch verstorbene Familienmitglieder hinweist. „Ihrer Erfahrung nach verschafft sich mittels intrafamiliärer Übertragungen ein Wiederholungszwang Geltung, der dysfunktionale Konfliktlösungen, überfordernde Rollenzuweisungen und Delegationen für die Kindergeneration zur Folge hat. Übertragung und Identifikation scheinen unterschiedlich Aspekte von Stellvertretung und Ausgleich zu kennzeichnen, deren genaue zeitliche und örtliche Zuordnung allerdings bei den genannten Autoren im Vagen bleibt. So können die Mehrgenerationen-therapeuten nicht angeben, zu welcher Zeit im Bezug auf welchen historischen Konflikt, welche Kinder in der Enkelgeneration von Stellvertretungsaufgaben betroffen sind.“¹¹²

Aus der Arbeit von Adamaszek und Adamaszek ergibt sich jedoch ein anderes Bild. Die Wirkung von Aufgaben erfolgt „nach einer präzise zu berechnenden Ordnung in der Zeit, so dass z.B. ein Kind in genau demselben Alter verunglückt, in dem ein Großelternteil verstarb oder in dem selben Alter schwer erkrankt, in dem ein anderer Vorfahre seine Partnerin verloren hat.

Stellvertretungsaufgaben entwickeln sich familienbiographisch gesehen in ihrem <triadischen Bezug> in der Ordnung der Zeit aus der Bedürftigkeit von Eltern, denen Trauerarbeit nicht gelungen ist und die darum mit ihren Kindern in einer Weise umgehen, dass diese den Eindruck gewinnen, sie könnten nur dann gute Kinder sein, wenn sie die Leerstellen im Leben der Eltern ausfüllen. Bei den unbetrauerten Dritten handelt es sich um Personen, die den betreffenden Eltern durch Trennung oder Tod abhanden gekommen sind, insbesondere um deren vorzeitig verstorbene Eltern, Geschwister, frühere Partner und Kinder.“¹¹³

„Leibhaftige Vollzüge der Stellvertretung, wie sie uns als Familienmitglieder in Mitleidenschaft ziehen, machen sich als leidvolle Erfahrung bemerkbar in Zeiten existenzieller Krisen der Lebensläufe unserer Eltern und Großeltern. So verweisen sie auf die Unmöglichkeit des Ersatzes der Vermissten und/oder Verleugneten. Das jeweils persönliche Scheitern erfolgt symptomatisch zu einem bestimmten Zeitpunkt im Leben eines jeden Stellvertreters, dann nämlich, wenn dieser () so alt wird, wie der oder die

¹¹¹ Vergl. Boszormenyi-Nagy, Spark (1983), Massing, Reich, Sperling(1992), Stierlin (1978)

¹¹² Adamaszek, Monika (2006) S.5

¹¹³ Adamaszek, Monika (2006) S.5, S.6

Abwesende, die zu vertreten ihm schicksalhaft aufgegeben ist () bei Tod oder Verlust war. Stellvertretungskonflikte lassen sich fassen als Loyalitätskonflikte, die in ihrer existenziellen Verbindlichkeit auf <ungelebtes Leben>, ungeliebte Eltern-Kind-Beziehungen bzw. Paarbeziehungen, auf nicht erfahrene Fürsorge und überhaupt auf das Fehlende in den letzten drei Generationen der jeweiligen Herkunftsfamilien verweisen. Vor allem aber verweisen sie auf das Problem der Selbstwerdung ().¹¹⁴

Monika Adamaszek weist darauf hin, dass die Stellvertreter in der Familie umso dringender gebraucht werden, „je weniger die Trauerarbeit dort gelungen ist. In der Kindergeneration kommen dann Ordnungsprinzipien zur Geltung, die wie ein fein reguliertes Steuerungsprinzip eine Rangfolge erkennbar machen.“¹¹⁵

Die Genogrammanalyse zeigt, dass der Zeitpunkt, an dem der Klient ein Problem hat, mit dem Lebensalter des Vorfahren korreliert. Der Platz in der Geschwisterreihe steht beim ersten Kind für die Großelterngeneration, beim zweiten Kind für die Elterngeneration bzw. deren Geschwister. So steht der erstgeborene Sohn für die Großväter und die Tochter für die Großmütter. An dritter Stelle geborene Kinder beiderlei Geschlechts haben unerledigte Aufgaben der gleichgeschlechtlichen Elternteile in der Familie zu erfüllen, Adamaszek nennt es „Stellvertretung der Stellvertretung.“¹¹⁶

Es stellen sich also Fragen nach dem Zeitpunkt, dem Platz in der Geschwisterfolge des Klienten, sowie nach der Symptomatik der wahrgenommenen Verantwortung.¹¹⁷

Gibt es tote, abgetriebene oder früh verstorbene Kinder¹¹⁸, so fühlt sich das lebende nachfolgende Kind verpflichtet das tote Kind zu vertreten. Hier kann es zu Gefühlen kommen wie „nicht richtig zu sein, es nicht richtig zu machen, nicht zu genügen, verlassen zu sein, als Folge seines unbewussten und frustanen Bemühens, sein fehlendes Geschwisterkind ersetzen zu müssen, um die Eltern über den Verlust hinwegzutragen.“¹¹⁹

Die systemische Arbeit, die hier nur kurz angedeutet werden kann, verdeutlicht, dass grade die ungezählten Toten, Verwundeten und seelisch Verletzten des Krieges sich in die nächsten Generationen auswirken.¹²⁰

Zudem wirken die Traumata aber auch, wie wir anhand der Interviews sehen werden, sehr direkt durch das Agieren und die in vielen Interviews berichteten Kindesmiss-

¹¹⁴ Adamaszek, Monika (2006), S.6

¹¹⁵ Adamaszek, Monika (2006), S.6

¹¹⁶ Adamaszek, Monika (2006), S.8

¹¹⁷ Vgl. Adamaszek, Monika, Kernkonflikte kindlicher Loyalität, in Nave-Herz (2005)

¹¹⁸ Vgl. Steinemann (2006), Der verlorene Zwilling

¹¹⁹ Adamaszek, Monika (2006), S.9

¹²⁰ Vgl. Adamaszek, Rainer (2003), Familienbiographik

handlungen¹²¹. Die unversorgten Traumen, die sich als ständige Anspannung, Geiztheit und weitere posttraumatische Zustände bei den Eltern zeigen, werden so auch an die nächste Generation weiter gegeben.

Studien aus dem Krieg in London zeigen, dass die Angst der Erwachsenen für Kinder oft schwerer zu verarbeiten ist als die Bombardierung selbst.¹²² Die Panik der Erwachsenen überträgt sich auf das Kind. Während das Gefühl von schützenden Erwachsenen nicht allein gelassen, sondern geschützt und gebunden zu sein, vor Traumatisierung schützte. Das Erleben von Evakuierungen und Kinderverschickung müssen als Stressoren angesehen werden, die zu Trennungstraumata führten. Heute ist bekannt, dass es bei wiederholt traumatisierten Kindern zu Persönlichkeitsveränderungen mit Rückzugstendenzen und Depressionen kommt.

Rosenthal weist darauf hin, dass in Familien, in denen „belastende Anteile der Familienvergangenheit verschwiegen werden¹²³“, versucht wird, „diesen Phantasien auszuweichen.“ Rosenthal: „Die Folgen der Vergangenheit werden in der Abfolge nicht etwa schwächer, sondern sie werden in der dritten Generation sichtbar: Deutlicher noch als ihre Eltern agieren die Enkel die Vergangenheit aus. Während die Kindergeneration stärker mit der Abwehr der Spuren der Vergangenheit in ihrem Leben beschäftigt ist, können es sich die Enkel erlauben, manifeste Störungen zu entwickeln oder auch krank zu werden¹²⁴.“ Während sich die mittlere Generation sich „emotional verschließt“ und damit schützt, was jedoch „nicht weniger pathologisch ist“, als das Agieren der Enkel¹²⁵. In Nazitäterfamilien ist der Verleugnungsdiallog oft so „eingepanzert“, dass sich in Gesprächen nur schwer etwas bewegen lasse. Die Vernichtungsideologie der Großeltern und Eltern kann sich, wie wir in den Interviews sehen werden auch gegen die eigenen Kinder richten. Während Holocaust-Überlebende von „Erinnerungsbildern verfolgt werden, können sich nicht-verfolgte Deutsche gegen ein Erinnern an die Verbrechen entscheiden.“¹²⁶ Die Nachkommen von systemnahen Familien „bedürfen einer Unterstützung darin, ihre Ängste und Phantasien als real wahrzunehmen¹²⁷.“

Genauere Ausführungen zu diesem Thema erfolgen im Teil 2 der vorliegenden Arbeit.

¹²¹ Vgl. auch Müller-Münch (2012), Die geprügelte Generation

¹²² Bohleber (2008), S.113

¹²³ Rosenthal, Gabriele (2007), S.42 ff

¹²⁴ Ebd.S.43, 44

¹²⁵ Ebd. S44

¹²⁶ Ebd. S. 44, 45

¹²⁷ Ebd. S.45

Teil 2

Traumatisierungen im und durch den Zweiten Weltkrieg

Die Klärung des Begriffes *Trauma* deutete an, dass Kriegserfahrungen in besonderer Weise dafür prädestiniert sind, posttraumatische Belastungsstörungen nach sich zu ziehen. Das entsprechende Krankheitsbild wurde erstmalig in der Nachfolge des Vietnamkrieges (1964 – 1975) beschrieben. Es war auffällig, dass eine Vielzahl vormals gesunder Männer als psychisch schwer belastete psychisch Kranke aus dem Kriegseinsatz zurückkamen.

Im Folgenden sollen einige Besonderheiten des Zweiten Weltkrieges herausgearbeitet werden, die zu unterschiedlichen Traumatisierungen führten. Dabei ist es wichtig vorwegzuschicken, dass es für viele Menschen ein Tabu ist, ihre eigenen Erlebnisse während des Zweiten Weltkrieges zu erzählen, geschweige denn, sie im Zusammenhang mit einem Trauma sehen zu können. Der Begriff des Tabus wurde von Sigmund Freud¹²⁸ in die westliche Kultur eingeführt. Er entstammt dem polynesischen Kulturraum. Gemeint ist etwas, was nicht berührt werden darf, häufig auch nicht einmal benannt werden darf. Im übertragenen Sinn handelt es sich um ein stillschweigend praktiziertes gesellschaftliches Regelwerk. Der Begriff Tabu hilft dabei, Fragen der Psychoanalyse, der Ethnologie und der Völkerpsychologie besser zu verstehen. Tabus äußern sich in auffälligen sprachlichen Unklarheiten. Es gibt eine ganze Reihe sprachlicher Mittel, deren Einsatz darauf hindeutet, dass über Tabuthemen gesprochen wird: „Die tabuisierten Themen werden verschwiegen oder durch ein redegewandtes Sprechen vieler leerer Worte überdeckt. Oder sie werden nicht klar benannt, sondern mit vagen, verallgemeinernden oder indirekten Andeutungen, Beschönigungen, Auslassungen, Leerformeln oder Formulierungen zwischen den Zeilen umschrieben.“¹²⁹ Tabu-Themen lassen sich ebenfalls daran erkennen, dass bestimmte Worte vermieden werden und durch „er“, „sie“ oder „es“ ersetzt werden oder daran, dass „man“ statt „ich“ gesagt wird. Außerdem haben Sprachforscher herausgefunden, „dass bei Tabu-Themen die Reaktionszeiten verlängert sind, weil der Sprecher erst nach einer erlaubten Antwort suchen muss.“¹³⁰

Im Hinblick auf den Zweiten Weltkrieg haben viele Betroffene ihre Erlebnisse und Erfahrungen tabuisiert – und dies betrifft die Opfer- gleichermaßen wie die Täterseite.

¹²⁸ Freud (1913), Totem und Tabu

¹²⁹ Marks (2007), S.22 f.

¹³⁰ Marks (2007), S.23

Das betrifft vor allem auch den Holocaust, von dem Stephan Marks konstatiert, dass schon das Wort „Holocaust“ „von geradezu antiseptischer Distanziertheit“¹³¹ zeugt, weil es als Fremdwort eben nicht klar sagt, dass es um nichts weniger als einen Völkermord ging. Im Gegensatz dazu waren Bombenkrieg und Vertreibung, die ja die deutsche Bevölkerung selbst sehr stark betrafen, kaum tabuisiert. Auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema Zweiter Weltkrieg im Allgemeinen hat eine eigenartige Leerstelle: Es gab lange Zeit kaum Untersuchungen zu den Traumafolgestörungen der deutschen Bevölkerung nach dem Zweiten Weltkrieg.¹³²

Die Tradition des Schweigens stammte aus der Zeit des Dritten Reiches selbst, in der Heinrich Goebbels zu Beginn des Zweiten Weltkrieges die Parole „Feind hört mit!“ ausgegeben hatte. Jeder Deutsche galt in dieser Auffassung als Geheimnisträger und sollte Schweigsamkeit bewahren. „Schweigegebote sind charakteristisch für alle Geheimbünde, Sekten und alle Formen von emotionalem, körperlichem, sexuellem, geistigem oder Macht-Missbrauch.“¹³³

Eine Schwierigkeit im Umgang mit dem Dritten Reich und dem Zweiten Weltkrieg und seiner Bewertung ergibt sich auch daraus, dass durch die Grausamkeiten *alles andere* Erlebte in den Hintergrund gerät und ebenfalls tabuisiert oder beschwiegen wird. „Über als positiv erlebte Aspekte des Dritten Reiches zu sprechen scheint in der Bundesrepublik nicht ‚politisch korrekt‘ zu sein.“¹³⁴

Die Bewertung der Vergangenheit basiert immer auf einer Mischung aus objektivem Geschehen und deren subjektiver Bewertung. Idealerweise integrieren Menschen ihre Vergangenheit in ein Gesamtbild, das ihnen Orientierung für die Gegenwart und die Zukunft bietet. William Randall vergleicht das menschliche Gedächtnis in diesem Sinne mit einem Komposthaufen. Erinnerungen werden auf diesem Komposthaufen abgelegt, sie zerfallen, werden umgeschichtet, müssen dann liegen gelassen werden und können nach ihrer „Kompostierung“ ausgebreitet werden, damit etwas Neues auf ihnen wachsen kann.¹³⁵ Durch Tabuisierung werden bestimmte Dinge aus dem Gedächtnis ausgeschlossen – so als ob sie eingewickelt in Plastiktüten auf den Komposthaufen gelegt würden, wodurch ihre Kompostierung und damit ihre Integration in Gegenwart und Zukunft verhindert wird.

¹³¹ Marks (2007), S.23

¹³² Vgl. Maercker (2009), S.8

¹³³ Marks (2007), S.28

¹³⁴ Marks (2007), S.31

¹³⁵ Vgl. Marks (2007), S.15

Jegliche Kompostierung im Gedächtnis vermischt objektive Fakten mit subjektiv Wahrgenommenem. Die subjektive Ebene der Wahrnehmung ist für Außenstehende nur schwer zu erfassen, anders sieht es mit den objektiven Fakten aus.

2.1.Fakten zum Zweiten Weltkrieg

Als objektives Faktum begann der Zweite Weltkrieg am 1. September 1939 mit dem deutschen Überfall auf Polen und endete am 8. Mai 1945 mit dem Einmarsch der alliierten Streitkräfte in Berlin. Praktisch mit dem Beginn des Nationalsozialistischen Regimes begann aber schon die Verfolgung und Vernichtung von Andersdenkenden und ein bürokratischer Krieg gegen Juden und deren schrittweise Entrechtung. Zählt man alle am Krieg beteiligten Staaten, auch die indirekt beteiligten Staaten zusammen, so waren über sechzig Nationen beteiligt, weshalb es nicht untertrieben ist, von einem *Weltkrieg* zu sprechen. Schätzungsweise zwischen sechzig und siebzig Millionen Menschen verloren ihr Leben, unzählige Menschen wurden vertrieben.

Neu am Zweiten Weltkrieg im Vergleich zu vorhergehenden kriegerischen Auseinandersetzungen war, dass die Zivilbevölkerung in bisher nie dagewesenem Ausmaß in die Kriegshandlungen einbezogen wurde. Allein während der Einkesselung von Leningrad starben fast eine Million Zivilisten. Durch die Bombardierungen großer Städte wie London, Coventry oder Dresden starben Hunderttausende.

Neu am Zweiten Weltkrieg ist ebenfalls die Verbindung mit einem generalstabsmäßig geplanten Völkermord. Dem Holocaust fielen geschätzt zwischen fünf und sechs Millionen Juden zum Opfer. Der Völkermord an den Sinti und Roma forderte ungefähr eine halbe Million Opfer. Hinzu kamen zahlreiche weitere Opfer, die von den Nationalsozialisten als „lebensunwert“ eingestuft wurden, allen voran Behinderte, Homosexuelle und politisch Andersdenkende. Neben den tatsächlichen Toten entstand durch die annähernd eintausend Konzentrationslager etwas, das die Philosophin Hannah Arendt als „Präparierung lebender Leichname“ bezeichnet hat.¹³⁶ In den Konzentrationslagern wurden auch jene Menschen, die die Lagerhaft letztlich physisch überlebten, in gewisser Weise umgebracht. Arendt meint, dass die Tötung der juristischen Person durch den Verlust aller Rechte vorgenommen wurde. In einem zweiten Schritt wurde auch die moralische Person getötet, indem die Insassen der Lager in die Organisation einbezogen wurden. Im letzten Schritt erfolgte die Zerstö-

¹³⁶ Arendt (1986), S.929

nung der Identität, was für Arendt das wirklich Neue am NS-Terror darstellt. Durch die Zerstörung der individuellen Differenziertheit wird auch die menschliche Spontaneität zerstört. Die totalitäre Herrschaft beraubt die Menschen damit in Arendts Auffassung nicht nur ihrer Fähigkeit zu handeln, sondern macht sie (weil es ja nur noch *den* Menschen im Singular gibt) alle zu Komplizen des Terrors.¹³⁷ Die Grunderfahrung menschlichen Zusammenseins, die in totalitärer Herrschaft realisiert wird, ist damit die Erfahrung der *Verlassenheit*. „Verlassenheit entsteht, wenn aus gleich welchen personalen Gründen ein Mensch aus dieser Welt hinausgestoßen wird oder wenn aus gleich welchen geschichtlich-politischen Gründen diese gemeinsam bewohnte Welt auseinander bricht und die miteinander verbundenen Menschen plötzlich auf sich selbst zurückwirft.“¹³⁸ Diese zunehmende Verlassenheit ist es aber auch, die die Menschen immer besser auf die totalitäre Herrschaft vorbereitet, wodurch letztlich immer weniger Widerstand möglich ist.

2.2. Das Traumatisierungspotential des Zweiten Weltkriegs

Die genannten Kriegseignisse haben zunächst natürlich gravierende Folgen für die direkt Betroffenen, die ihr Leben verloren, die verwundet worden oder lange Zeit in Konzentrationslagern verbringen mussten. Weiterhin sind die Hinterbliebenen, die Familien und Freunde betroffen, die mit den erlittenen Verlusten weiterleben mussten. Aber auch für alle anderen Menschen, die in einer Welt leben, in der solche furchtbaren Dinge möglich sind, können die genannten Ereignisse nicht folgenlos bleiben. Oben war gezeigt worden, dass es Risikofaktoren für die Ausbildung von posttraumatischen Belastungsstörungen gibt, die mit den Ereignissen selbst zusammenhängen. Als besonders belastend werden demnach Ereignisse empfunden, die von Menschen selbst gemacht sind, (man-made-disease). Bei solchen Ereignissen ist Sinnzuschreibung nur schwer möglich, während Naturkatastrophen leichter als „gottgewollt“ oder schicksalhaft angesehen werden können. Ein weiterer Risikofaktor für Traumafolgestörungen ist eine starke Intensität und lange Dauer sowie eine tatsächliche oder angenommene Lebensbedrohung durch das Ereignis. Die Gefahr einer Traumatisierung erhöht sich außerdem, wenn sich das Ereignis wiederholt oder wenn es absichtlich herbeigeführt wurde. Kommt es zu erheblichen körperlichen Verletzungen oder großen materiellen Schäden, so ist die Gefahr einer Traumatisierung grö-

¹³⁷ Vgl. Arendt (1986), S.975

¹³⁸ Ebd., S.977

ßer. Alle diese Kriterien treffen auf die Situation in einem Krieg zu, zumal wenn er so lange dauert wie der Zweite Weltkrieg und wenn er so viel Raum in Anspruch nimmt und auch eine Flucht von einem Teil Europas in einen anderen keine wirkliche Sicherheit bringen.

2.2.1. Unterschiedliche Gruppen von Betroffenen

Wenn zwischen sechzig und siebzig Millionen Menschen im Zweiten Weltkrieg ihr Leben verloren und dies hauptsächlich in Europa, dann hat fast jede Familie Tote zu beklagen. Hinzu kommen noch Millionen von Kriegsversehrten und anderweitig Verwundeten. In den späteren Kriegsjahren sah sich zunehmend auch die Zivilbevölkerung Problemen ausgesetzt. Bombenalarm und Fliegerangriffe gehörten zum Alltag. Viele Menschen verloren bei Angriffen ihre Behausung. Die zunehmende Lebensmittelknappheit, der Hunger, bestimmte den Alltag der Menschen und ein normales Leben war immer weniger möglich.

Auch der Völkermord an Juden, an Sinti und Roma, die Ermordung von Behinderten, Homosexuellen und politisch oder religiös Andersdenkenden blieb nicht folgenlos für jene, die nicht unmittelbar betroffen waren. Es lässt sich vorstellen, dass die Angst vor der eigenen Internierung wie ein Damoklesschwert über den Menschen schwebte. Wenn per Diktat festgelegt wird, welches Leben lebenswert und welches nicht lebenswert ist, dann gilt keine Menschlichkeit mehr. Grundlegende ethische Regeln gelten dann nicht mehr, wie der Schutz des Lebens, Mitmenschlichkeit, Solidarität. Hinzu kommt, dass die Verbreitung des ideologischen Denkens keine Weltorientierung mehr bietet, sondern wie ein Zwang funktioniert. Das Wesen der Ideologie besteht in der Auffassung von Hannah Arendt darin, aus jeder Idee eine Prämisse zu machen.¹³⁹

Es lassen sich in Bezug auf mögliche Traumatisierungen durch den Zweiten Weltkrieg drei Gruppen von Betroffenen unterscheiden: Soldaten, Zivilbevölkerung und Inhaftierte in Konzentrationslagern. Sowohl für die Soldaten als auch für die Zivilbevölkerung bestand ein hohes Risiko, an Psychotraumatisierungen nach Typ II zu erkranken. Traumatisierungen nach Typ II sind jene chronischen Traumatisierungen, die durch die wiederkehrende Konfrontation mit Extremsituationen entstehen. Besonders gravierend ist dieses Störungsbild, wenn Kinder und Jugendliche betroffen

¹³⁹ Vgl. Arendt (1986), S.986

sind, weil hier Persönlichkeitsveränderungen bis hin zur Borderline-Pathologie entstehen können. In irgendeiner Form litt vermutlich jeder Kriegssoldat, egal welcher Nationalität er angehörte, unter einer mehr oder weniger stark ausgeprägten Traumafolgestörung nach Typ II. Auch große Teile der deutschen Zivilbevölkerung waren mit zunehmendem Kriegsverlauf durch Bombardierung, Evakuierung, Luftalarm usw. immer stärker extremen Belastungen ausgesetzt. Ein besonderes Bild ergibt sich für Kinder, bei denen die psychische und auch physische Reifung noch in der Entwicklung ist. In Teil I der vorliegenden Arbeit wurde schon angedeutet, dass der Grad der Traumatisierung von Kindern sehr stark von der Art und Weise abhing, wie die Erwachsenen mit den Erfahrungen umgingen. Es ist unbestritten, dass Evakuierungen oder die Kinderlandverschickung große Stressoren darstellten, die zu Trennungstraumata und Verlassenheitsreaktionen führten.

Eine frühe Studie, die Langeoog-Studie¹⁴⁰, untersuchte in den Jahren 1946-1950 an die 12500 Kinder. Davon war die Hälfte aus Vertriebenenfamilien. Sie waren zur Erholung auf die Insel geschickt worden. Besonders die Vertriebenenkinder hatten bis zu 20 Prozent Untergewicht, das Längenwachstum blieb deutlich zurück, durch Eiweißmangel kam es zu Haltungsschäden am Skelett, zu schlechten Zähnen, zu Rachitis. Es kam zu erhöhter Infektanfälligkeit und schweren Erkrankungen wie Tuberkulose. Zudem zeigten die Kinder einen Mangel an Selbstvertrauen, waren misstrauisch, ernst, schweigsam. Sie litten an Konzentrations- und Schlafstörungen, Alpträumen, Bettnässen, Sprachstörungen, Schwindel und Kopfschmerz. Diese Symptome beschreiben sehr deutlich das, was man heute als PTBS bezeichnet. Damals gab es diesen Begriff noch nicht und es fehlte auch im Allgemeinen an Verständnis für die Situation dieser Kinder.

Eine Studie aus dem Jahr 1964 kam zu dem Ergebnis, dass Flüchtlingskinder in ihrem körperlichen Entwicklungsstand durch Flucht und Hunger nicht dauerhaft beeinträchtigt worden seien. Sie hätten seltener Krankheiten und schulische Leistungen seien sogar besser als die Leistungen einheimischer Kinder. Diese Befunde entsprachen der damaligen Meinung, dass Kinder schnell vergessen würden und der Organismus in Situationen extremer Belastung praktisch unbegrenzte Ausgleichsmöglichkeiten habe.¹⁴¹ Es wurde sogar vermutet, dass diese scheinbare Unversehrtheit eine positive Folge der „harten“ also abhärtenden NS-Erziehung sei.¹⁴²

¹⁴⁰ Vergl. Lippelt, Keppel (1950), S.212-322

¹⁴¹ Brandt (1964), S.80-83 u. 151-154

¹⁴² Stutte (1950), S.214 ff

Diese auch durch den Nationalsozialismus beförderte Auffassung über die Belastbarkeit von Menschen änderte sich erst sehr langsam. Die wirkliche Belastung der Kriegskinder kam und kommt erst langsam ins Bewusstsein. In Deutschland gebräuchliche medizinische Termini wie „vegetative Dystonie“ drücken das vage aus. Die Entrechtung und die Erlebnisse in den Konzentrationslagern haben ein erhöhtes Traumatisierungspotential für die Überlebenden. Für das auftretende Krankheitsbild gibt es eine eigene Begrifflichkeit, nämlich Überlebenden-, Survivor-, KZ- oder Holocaust-Syndrom. Hierzu existieren eigenständige Studien, die vor allem die Behandlung von KZ-Überlebenden im Blick haben, die heute in Israel leben.¹⁴³ Hierzulande gab es zu Beginn meiner Forschungsarbeit kaum Veröffentlichungen zur Traumatisierung durch den Zweiten Weltkrieg.¹⁴⁴ Jüdische Gruppen wie Amcha e. V., gegründet 1990, Esra e. V., 1991, sowie die deutsche Gesellschaft für Psychohistorie und Politische Psychologie, Kriegskind e.V. 2000, Kriegsenkel e.V., 2007, beschäftigen sich mit dem Thema von Holocaust und Weltkriegstraumatisierung in Deutschland.¹⁴⁵ Eine Studie vom Psychologischen Institut der Universität Hamburg 1999 führte eine Untersuchung mit 270 Vertriebenen durch, davon waren 205 Frauen. Sie waren Kriegskinder ab sieben Jahren bzw. Jugendliche gewesen. 82 Prozent hatten Hunger erlebt, 70 Prozent hatten Beschuss und Bombardierung überlebt, mehr als die Hälfte der Frauen waren als Kinder bzw. als Jugendliche vergewaltigt worden. Vergewaltigungen, Hinrichtungen, der Anblick von verstümmelten Toten und der Tod von nahen Familienmitgliedern wurden als besonders schrecklich erlebt. Zur Zeit der Befragung also 1999 litten 62 Prozent unter traumabezogenen Symptomen. 25 Prozent hatten ein partielles PTBS und 4,8 Prozent ein voll ausgeprägtes PTBS.¹⁴⁶

2.2.2. Kaum unmittelbare Verarbeitung

Eine Verarbeitung der Geschehnisse fand nach dem Krieg meistens nicht statt. Im Gegenteil, der Wiederaufbau Deutschlands stand im Mittelpunkt und damit das Funk-

¹⁴³ Vergl. Bar-On (2004)

¹⁴⁴ Hingewiesen sei hier auf Veröffentlichungen der Journalistin Sabine Bode und von Anne-Ev Usdorf.

¹⁴⁵ Amcha Deutschland e.V, Vorsitzender Dr. Peter Fischer, Markgrafenstraße32 10117 Berlin, info(at)amcha.de setzt sich dafür ein über die psychischen Folgen des Holocaust zu informieren.

1990 organisierte Amcha ein erstes internationales Symposium über die Spätfolgen der Shoah. Siehe auch Rossberg, Alexandra, Lanser, Johan, (Hrsg.) (2003), Das Schweigen brechen, Berliner Lektionen zu Spätfolgen der Shoah, Peter Lang Verlag

Esra wurde 1991 in Berlin mehrheitlich von international bekannten Fachleuten für psychosoziale Folgen der Shoa gegründet. ESRA-Berlin, ESRA Amersfoort, Niederlande

Die Organisation Kriegskind e.V. gründete sich aus der Arbeit der Ärztin Dr. Helga Spranger in Kiel. Auf der Homepage des Vereines finden sich Hinweise und Adressen mit Therapeuten.

Die Gesellschaft für Psychohistorie und Politische Psychologie in Göttingen veranstaltet Symposien.

¹⁴⁶ Teegen, Meister (2000), S.112-124

tionieren. Dabei ergab sich wiederum für die Kinder eine besonders problematische Situation. Es war nicht nur keine Zeit für die Verarbeitung ihrer eigenen Erfahrungen, sie mussten oft auch für die Verarbeitung der Erfahrungen ihrer Eltern herhalten. Kinder dienten den Eltern oft als Selbstvergewisserung, weshalb die Erziehungs Ideale dieser Zeit oft Härte, Verachtung von Schwäche, Haltung bewahren lauteten. Vor dem Hintergrund dieser Ideale konnten Eltern die Gewissheiten, nach denen sie in der NS-Zeit gelebt hatten, weitergeben. Eine weitere Problematik ergibt sich für die nachfolgende Generation aus der Aufspaltung des Eltern-/Vaterbildes; ein idealisiertes Vaterbild der frühen Kindheit wird beibehalten, steht aber neben dem Bild des kompromittierten Vaters.¹⁴⁷ Durch die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Eltern gerät zudem die Geschichte der Kinder in den Hintergrund. „Kriegskinder, oft selbst traumatisiert, haben häufig ihre eigenen Erfahrungen und Erinnerungen zunächst weggeschoben und unterdrückt. (...) Der Kern der traumatischen Erfahrung konnte vielfach nicht verbalisiert und damit seelisch auch nicht integriert werden.“¹⁴⁸ Die Betroffenen nutzen als Hilfe zur Verarbeitung oftmals Dissoziation und Einkapselung, was zunächst zur Entlastung dient, aber gravierende Langzeitfolgen hat. Höchst problematisch ist in diesem Zusammenhang das Ideal einer strengen, abhärtenden Erziehung aus der NS-Zeit zu sehen, die das Traumatisierungspotential sehr stark erhöhten.

2.3. Kindheit und Erziehung im Zweiten Weltkrieg

Dieses Ideal einer strengen Erziehung der Kinder, besonders in den ersten zwei Lebensjahren, ist keine Erfindung der Nationalsozialisten. Sie steht in der Tradition der von Katharina Rutschky 1977 so genannten „schwarzen Pädagogik“. Rutschky¹⁴⁹ beschreibt, dass mit dieser Art der Pädagogik eine „Angst vor dem kindlichen Tyrannen“¹⁵⁰ zusammen hing, in der das Kind als Feind angesehen wurde, den man rechtzeitig durch Strenge und Dressur klein halten sollte. Die wissenschaftliche Betrachtungsweise entwickelte sich in Deutschland und den USA. Hygiene, Pflege, gesunde

¹⁴⁷ Bohleber (2008), S.115

¹⁴⁸ Bohleber (2008), S.116

¹⁴⁹ Rutschky, Hrsg.(1977), Schwarze Pädagogik, Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung

¹⁵⁰ Gebhard (2012), Die Angst vor dem kindlichen Tyrannen, Eine Geschichte der Erziehung im 20.Jahrhundert

Ernährung, geregelter Schlaf wurden durch Ärzte zu Erziehungsmaximen erhoben.¹⁵¹ Wie Ashley Montagu¹⁵², der sich für die Wichtigkeit von liebevoller Berührung gerade bei kleinen Kindern einsetzt, ausführt, war die Maxime von Ärzten und Psychiatern am Beginn des 20. Jahrhunderts, die Kinder nicht zu stillen, nicht zu streicheln und nicht zu wiegen und zu schaukeln.

Bekannte Vertreter dieser Richtung in den USA waren Luther Emmett Holt¹⁵³ und John Broadus Watson¹⁵⁴, ein bekannter Psychologieprofessor. Watson riet den Eltern: „Es gibt eine vernünftige Art, mit Kindern umzugehen...Umarmen und küssen Sie sie nicht, lassen Sie sie nicht auf ihren Schoß. Wenn es denn sein muss, küssen Sie sie einmal auf die Stirn, wenn Sie ihnen gute Nacht sagen. Schütteln Sie ihnen morgens die Hand. Geben Sie ihnen einen leichten Klaps auf den Kopf, wenn sie eine schwierige Aufgabe außerordentlich gut gemacht haben. Versuchen Sie es. Nach einer Woche werden Sie merken, wie einfach es ist, Ihrem Kind ganz objektiv und gleichzeitig freundlich gegenüberzutreten. Sie werden sich gründlich schämen, wie kitschig-rührselig Sie ihr Kind früher behandelt haben.“

Die von Harry Harlow¹⁵⁵ seit 1957 durchgeführten Versuche mit Affenkindern, die ohne mütterliche Zuwendung aufwuchsen und schwere seelische Störungen zeigten, trugen zu einem Umdenken in der Behandlung kleiner Kinder bei.

Dass gerade die sanfte, einfühlsame, körperliche Berührung wichtig für das gute Gedeihen, die seelische und körperliche Gesundheit des Kindes sind, wurde im Zusammenhang mit Schutzfaktoren bei psychischer Belastung schon erwähnt.¹⁵⁶

Zwei Bücher der Ärztin Dr. med. Johanna Haarer (1900-1988) waren prägend für das nationalsozialistische Erziehungsideal. „Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“ und „Unsere kleinen Kinder“ dienten in vielen deutschen Familien als Richtschnur einer Erziehung, die als gut und angemessen betrachtet wurde – und zwar auch noch lange nach dem Ende der NS-Zeit. Zuletzt erschien das Buch „Die Mutter und ihr erstes Kind“ in leicht veränderter Form im Jahre 1987!

¹⁵¹ Czerny (1908), Der Arzt als Erzieher des Kindes, Vorlesungen, Leipzig, Wien, vergleiche Gebhardt, S.53ff

¹⁵² Montagu (1986), Touching: The Human Significance of the Skin, Harper and Row, N.Y.

-Deutsch, (1997), Körperkontakt, Die Bedeutung der Haut für die Entwicklung des Menschen,

¹⁵³ Holt (1935), The Care and Feeding of Children: A Catechism for the Use of Mothers and Children's Nurses, Apleton-Century, New York

¹⁵⁴ Watson (1928), Psychological Care of the Infant and Child, Norton New York

¹⁵⁵ Blum (2010), Die Entdeckung der Mutterliebe, Beltz

¹⁵⁶ Vgl. Uvnäs-Moberg (2007), Die Bedeutung der Hormons Oxytocin für die Entwicklung der Bindung des Kindes und der Anpassungsprozesse der Mutter nach der Geburt, in Brisch, Hellbrügge (2007), Kinder ohne Bindung

In den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts war in der Fachwelt bekannt, dass man eine natürliche Annahme der Mutterbrust durch frühes Anlegen (zwanzig Minuten nach der Geburt) förderte und dass strenge Ernährungs- und vor allem Zeitregeln die Hauptursachen für Stillschwierigkeiten sind. Haarer und die nationalsozialistische Säuglingspflegeideologie wussten sehr genau, dass familiäre Gemeinschaft und eine glückliche Mutter-Kind-Beziehung eine Konkurrenz für die Hitlerjugend war, die dem Jugendlichen das erste Gemeinschaftserlebnis vermitteln sollte. Die nationalsozialistische Säuglings- und Kinderpflege übte eine politische Funktion aus und war ein bewusst eingesetztes politisches Mittel zur Konsolidierung des NS-Staates. Da der Geburtsschmerz als unphysiologisch qualifiziert war, war es vor 1933 in der klinischen Geburtshilfe üblich, schmerzlindernde Mittel zu geben.

Ab 1933 änderten sich die Paradigmen in der Gynäkologie, Geburtshilfe und Kinderheilkunde: Schmerzen der Frau wurden nun als „Schlacht“ gesehen und eine Frau, die litt, sollte durch das Ertragen von Schmerzen angeblich etwas Gutes für das Volk tun. Das neugeborene Kind sollte möglichst früh „abgehärtet“ werden, weil körperliche Widerstandskraft erwünscht war und jegliche Gefühle als „Verzärtelung“ galten. Gefühle und Mitgefühl mit einem anderen Menschen waren nicht erwünscht.

Sigrid Chamberlain führt in ihrem Buch „Adolf Hitler, die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“ in Anlehnung an den Haarer-Titel „Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“ aus, dass eine nationalsozialistische Erziehung immer autoritär ist. Doch eine autoritäre Erziehung ist nicht zugleich eine nationalsozialistische. Der entscheidende Unterschied ist, dass die nationalsozialistische Erziehung immer eine Erziehung zur Bindungslosigkeit ist.

Diktatoren wissen, dass besonders Kinder mit frühkindlichen seelischen Schäden geeignet sind, später gute Handlanger und Folterknechte zu werden. So suchte sich der rumänische Diktator Nicolae Ceausescu für seine Geheimpolizei bevorzugt Männer aus, die als Kleinkinder in den berüchtigten rumänischen Kinderheimen seelischer Verwahrlosung ausgesetzt waren.¹⁵⁷ Wie man auf Hirnscans sehen kann, entstehen durch das Alleinlassen des Kindes inaktive Bereiche in den Schläfenlappen, regelrechte „schwarze Löcher“, die zu Störungen der Verarbeitung von Emotionen führen. Geringe soziale und emotionale Intelligenz, die Unfähigkeit sich empathisch

¹⁵⁷ Franz (2005) Vorlesung Prof. Dr. Matthias Franz, 20. Sep.2005, Angsterkrankungen, Medizinische Fakultät Universität Düsseldorf. Siehe auch das Kapitel über Psychoneurobiologie. Vergleiche auch die Hirnscans, auf denen die Hirnschäden bei vernachlässigten Kindern deutlich zu sehen sind in Sunderland (2006), Vergl. Schiepeck (2003)

in andere Menschen einzufühlen, können als Folge solcher Störungen auftreten. Die nationalsozialistische Erziehung hatte Bindungslosigkeit und Bindungsunfähigkeit ganz klar zum Ziel. Chamberlain hält diesen Aspekt für entscheidend und bisher weitgehend für unbeachtet: „Die aus einer frühkindlichen NS-Erziehung herrührenden Bindungs- und Beziehungsstörungen könnten in Deutschland so weit verbreitet sein, dass eine ‚wissenschaftliche‘ Befassung mit diesem Thema immer noch zu schmerzhaft scheint, ein genaues Hinsehen immer noch zu viel Angst macht.“¹⁵⁸

Die Folgen individueller Biografien lassen sich auch im politischen Leben nachzeichnen. Das Dritte Reich bestand zwar nur zwölf Jahre, doch die Beschädigung von Millionen von Kinderseelen bleibt bestehen und wurde tradiert bis in unsere heutige Zeit. Auch die Frauen, ihre Rolle und das Frauenbewusstsein wurden und werden davon bis heute beeinflusst.¹⁵⁹

Die Familie war im Dritten Reich keine Privatangelegenheit, sondern stand unter weitreichendem staatlichem Einfluss. Besonders der Einfluss auf die Kinder und die frühe Einbindung und Manipulation der Jugendlichen waren gezielte Maßnahmen, um die Menschen gefügig und „funktionsfähig“ zu machen.

Das Buch „Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“ beginnt mit einem Aufruf an die Frau, sich der neuen Zeit und dem Reich und dem neuen Deutschland zu stellen. „Jedes Kind ... ist eine Schlacht“¹⁶⁰, verkündet Adolf Hitler 1934 in einer Rede vor der NS-Frauenschaft. Die Frau soll sich als „Soldatin“ sehen im Kampf gegen „Volks-

¹⁵⁸ Chamberlain (2003), S. 12

¹⁵⁹ Als unvollständige Liste weiterführender Literatur können hier genannt werden: Benz, Hrsg.(1993), Frauen im Nationalsozialismus, Dokumente und Zeugnisse, Beck, München, Czarnowski, (1991), Das kontrollierte Paar, Ehe- und Sexualpolitik im Nationalsozialismus, Deutscher Studienverlag, Weinheim, Ebbinghaus, Hrsg., (1987), Opfer und Täterinnen- Frauenbiografien und Nationalsozialismus, Greno, Nördlingen Gravenhorst, Tatschmurat, Hrsg., (1990), Töchterfragen, NS-Geschichte, Kore, Freiburg, Koonz, (1991), Mütter im Vaterland, Frauen im Dritten Reich, Kore, Freiburg Kuhn, Rothe, Hrsg., Frauen im deutschen Faschismus, 2 Bände, Schwann, Düsseldorf Mitscherlich, M., (1990), Die friedfertige Frau, Über die Mühsal der Emanzipation, Fischer, Frankfurt Perching, (1996), Zur Einübung der Weiblichkeit im Terrorzusammenhang, Mädchenadoleszenz in der NS-Gesellschaft, Profil, München Schubert, (1990), Judasfrauen, Zehn Fallgeschichten weiblicher Denunziation im Dritten Reich, Luchterhand, Frankfurt Szepansky, (1986), „Blitzmädel“ „Heldenmutter“ „ Kriegerwitwe“, Frauenleben im Zweiten Weltkrieg, Fischer, Frankfurt Thalmann, (1984), Frausein im Dritten Reich, Hanser, München/ Wien Weyrather,(1993), Muttertag und Mutterkreuz: Der Kult um die „deutsche Mutter“ im Nationalsozialismus, Fischer Wiggershaus, (1984), Frauen unterm Nationalsozialismus, Hammer, Wuppertal Rommelsbacher, (o.J.), Schuldlos- Schuldig? Wie sich junge Frauen mit Antisemitismus auseinandersetzen, Konkret, Hamburg

¹⁶⁰ Chamberlain, S.15

tod“ und in der „Geburtenschlacht“ und dem „Geburtenkrieg.“¹⁶¹ Damit der von Haarer befürchteten „riesenhaften Gefahr des Volkstodes“ entgangen werden kann, wird immer wieder für die Vier-Kind-Familie eingetreten.¹⁶² Familien mit zehn Kindern bekamen eine Waschmaschine vom Staat geschenkt. Und ab dem fünften Kind gab es als Auszeichnung für die Mutter, einen Orden, das „Mutterkreuz“. So wie der Mann als Soldat ein „Eisernes Kreuz“ als Orden für heldenhaften Kriegseinsatz bekommen konnte, bekam die Mutter einen Orden für das Gebären. Das „gesunde Erbgut“, das „rassisch Wertvolle“ soll weitergegeben werden. Deshalb sollen Frauen sich den richtigen Mann aussuchen. Nach Himmlers Meinung sollten alle Soldaten, die in den Krieg ziehen, wenigstens eine Frau hinterlassen, die von ihnen schwanger war. „Die so geborenen Kinder hatten dann eine Funktion in einem ganz bestimmten Zusammenhang. Das wurde von vielen auch so empfunden und von manchen bewusst formuliert.“¹⁶³

2.4.Nationalsozialistische Erziehungsmaßnahmen

In der Zeit des deutschen Nationalsozialismus wurden verschiedene Erziehungsideale und –maßnahmen propagiert, die im Folgenden genauer vorgestellt werden sollen. Wie sich zeigen wird, ging es vor allem darum, Kinder möglichst frühzeitig abzuhärten, sie mit Strenge und zu absoluter Reinlichkeit zu erziehen. Außerdem sollten sie möglichst wenige Bindungen eingehen, was auch dazu führte, dass Freundschaft durch Kameradschaft ersetzt werden sollte. Das Verhältnis von Kindern zu ihrer Mutter sollte ehrfürchtig und von Angst geprägt sein, weshalb Bindungen zu anderen Menschen (Großeltern, Tanten) nicht gerne gesehen wurden. Auch umgekehrt war das Verhältnis von Müttern zu ihren Kindern ambivalent angelegt: Mütter sollten sich früh von ihren Kindern trennen, gleichzeitig wurde die Beziehung aber idealisiert und es galt, möglichst viele Kinder zu gebären. Auch das Verhältnis zur je eigenen Körperlichkeit war sehr stark ambivalent. Schließlich wurden Gefühle ebenso abgelehnt wie Neugierde und Selbst-Denken. Im letzten Abschnitt von Teil 2 wird gezeigt, dass sich trotz aller Indoktrinierung klassische Erziehungsmodelle erhalten haben, bei denen Kindern Nähe und Liebe zuteil wurde.

¹⁶¹ Chamberlain, S.15

¹⁶² Chamberlain, S.15

¹⁶³ Chamberlain (2003), S.17

2.3. Kinder frühzeitig abhärten

Die Abhärtung als wichtige Erziehungsmaßnahme sollte möglichst frühzeitig beginnen. Direkt nach der Geburt sollte das Kind für 24 Stunden weggelegt und erst dann der Mutter zum Stillen gereicht werden. Bereits direkt nach der Geburt sollte diese Maßnahme „erzieherisch“ wirken. Solche Maßnahmen haben weit reichende Folgen, wenn man bedenkt, dass der Saugreflex bei Säuglingen zwanzig Minuten nach der Geburt am stärksten ausgeprägt ist und später angelegte Kinder mit großer Wahrscheinlichkeit Probleme mit dem Stillen haben werden. In der ersten Stunde nach der Geburt ist der Säugling wach und orientiert sich, um den ersten Kontakt zu seinen Eltern herzustellen. Zu diesem Zeitpunkt wird natürlicherweise der Säugling auf die Mutter geprägt. Auch der Hautkontakt ist zu diesem Zeitpunkt besonders wichtig. Bei Müttern, die diese erste sensible Phase versäumt haben, kommt es vermehrt zu Still-schwierigkeiten und Schwierigkeiten bei der Versorgung des Babys, das Kind wird seltener in der Blickkontaktposition gehalten.

Haarer hingegen vertritt die These, dass Kinder nicht zu viel Zärtlichkeit erhalten sollen und man sich nicht zu viel mit ihnen beschäftigen soll. Kinder sollen separat untergebracht werden, „überflüssiges“ „Bummeln“ und „Tändeln“ beim Baden, Füttern und Pflegen sollen vermieden werden, es soll kein unnötiges Reden und Eingehen auf das Kind geben. Das Weinen des Kindes ist nach dieser Auffassung eine „Kraftprobe“, das Kind solle „still“ sein und „begreifen“. Die Mutter braucht „Strenge“, „Beharrlichkeit“, „Willenskraft“ und „Unerbittlichkeit“. Das Herumtragen des Kindes wird für lästig, schädlich und unzweckmäßig gehalten.¹⁶⁴

Durch solche die Bedürfnisse des Kindes missachtenden Maßnahmen werden Kinder ständig Todesangst ausgesetzt, denn Todesangst hat ein Baby, wenn es Nacht für Nacht allein gelassen wird und niemand auf sein Schreien reagiert. Körperkontaktverlust, mangelnder Hautkontakt, mangelndes Herumgetragen werden sind bedrohliche Erfahrungen für ein Kleinkind, einen Säugling. Wenn das Kind wiederholt die Erfahrung macht, dass es schreien und weinen kann und niemand kommt, so fühlt es sich absolut verlassen und wird irgendwann aufhören zu weinen und sich auszudrücken. Das Kind resigniert und fällt in eine frühkindliche Depression. Wie wir in Teil 1 der vorliegenden Arbeit gesehen haben, können solche frühkindlichen Erfah-

¹⁶⁴ Chamberlain(2003), S.26

rungen die spätere Entwicklung von Angsterkrankungen bis hin zu Phobien und Borderlinepersönlichkeitsstörungen begünstigen.¹⁶⁵

Haarer leitet in ihrem Buch weiter dazu an, das Kind möglichst wenig zu berühren und auch bei notwendigen Berührungen wie beim Stillen und Windeln soll das Kind so wenig Körperkontakt wie möglich erfahren. Aus der Neurophysiologie ist bekannt, dass der Kontakt der Körpervorderseiten derjenige ist, der Menschen am besten beruhigt. Das zentrale Nervensystem reagiert auf diese Umarmungsposition, das Kind wird „sofort körperlich ruhiger, geistig viel wacher und offener für das, was es um sich herum hört und sieht.“¹⁶⁶ Durch die Körpervorderseiten wird der intensivste Kontakt hergestellt, es wird Halt gegeben und die intensivste Bindung hergestellt. „Die Zauberkraft der Bindung drückt sich am deutlichsten in der Berührung aus und dringt durch die Haut in uns ein. Bei allen Primaten – Affen, Schimpansen und Menschen – ist die für den Aufbau und die Aufrechterhaltung einer Bindung am besten geeignete Körperhaltung der direkte Bauchkontakt. Dabei liegt Brust an Brust, der Kopf des einen an Schulter und Nacken des anderen.“¹⁶⁷ Dieses Bedürfnis nach Nähe und Umarmung hält das ganze Leben lang an. In Situationen von Trauer, Verletztsein, Einsamkeit, Unsicherheit tut es uns gut, wenn wir uns gegenseitig in den Arm nehmen. Haarer hingegen rät von all diesem Körperkontakt ab. Selbst die kleinsten Säuglinge, von Kinderforschern auch „Traglinge“ genannt, sollen nach Haarers Ansicht so lange schreien, bis sie von alleine aufhören. Auch behauptet Haarer, dass das Tragen schädlich fürs Skelett des Kindes sei und zu „Verkrümmungen der Wirbelsäule und zu Knochenverbiegungen führt (mit entsprechenden Folgen für Wehrtauglichkeit und Gebärfähigkeit).“¹⁶⁸ Für eine gesunde Entwicklung ist es unbedingt notwendig, ein Gefühl für die Grenzen des eigenen Körpers zu bekommen, was durch liebevolle Körperberührung und Körperkontakt gefördert wird. Solche Überlegungen fehlen in den NS- Grundsätzen zur Kindererziehung völlig.

Viele deutsche Kinder erinnern sich nicht an ihre früheste Kindheit, doch häufig gibt es Geschwister oder andere nahe Personen, die später berichten, dass das Kind als Baby nur schrie, von der Mutter geschlagen wurde, wenn es schrie oder ausgesperrt wurde, wenn es schrie. Die Mutter sollte lediglich einen Schnuller zum Trost anbieten, mehr nicht. Zudem wird von Haarer geraten, das Kind nicht zu viel anzusehen, ihm

¹⁶⁵ Dulz, Birger, Herpertz, Sabine, Kernberg, Otto, Sachsse, Ulrich (2011),

¹⁶⁶ Stern (1991), S.45, siehe auch Chamberlain (2003), S. 31

¹⁶⁷ Stern (1991), S.106, siehe auch Chamberlain (2003), S.31

¹⁶⁸ Chamberlain (2003),S.32

nicht beim Stillen und Füttern in die Augen zu sehen, nicht in der Kindersprache mit Lalllauten mit dem Kind zu sprechen usw. Mit anderen Worten, alles, was von der Natur aus angelegt ist und was der kleine Mensch braucht, um seelisch und körperlich zu gedeihen, soll ihm vorenthalten werden. Menschen, die miteinander sprechen, bewegen sich im Takt der Sprache miteinander. Condon und Sander (1974) machten Filmaufnahmen, mit denen untersucht wurde, wie Menschen beim Miteinandersprechen auch in der Körpersprache und dem Körperrhythmus sich aufeinander beziehen. Klaus und Kennell¹⁶⁹ beobachteten, dass schon das Neugeborene sich im Takt zur gesprochenen Sprache bewegt. Chamberlain fragt: „Kann es sein, daß ein Kind sich dann auf Dauer in seinen Bewegungen der Art und Weise anpaßt, wie überwiegend mit ihm gesprochen wird? Vielleicht bewegt es sich weicher, runder, fließender, wenn seine Mutter und sonstige Erwachsene weich, rund und fließend mit ihm reden? Und vielleicht wird es in seinen Bewegungen eher stramm und zackig, wenn auch so mit ihm gesprochen wird?“¹⁷⁰

Wie die Hirnforschung heute mit bildgebenden Verfahren zeigen kann, haben alle diese Einflüsse ganz enorme Auswirkungen auf die Seele und das Gehirn des Kindes. Der ganze Körper, die Selbst- und die Fremdwahrnehmung werden von solcher einer kalten Behandlung nachhaltig und lebenslang beeinflusst. Menschen, die als Kinder getragen und geschützt wurden, haben später eine weichere Körperbewegung und Körpersprache. Sie sind insgesamt weniger krank und sind seelisch ausgeglichener und geistig leistungsfähiger. Dabei ist es für die Entwicklung des Kindes nicht notwendig, dass die leibliche Mutter, das Kind herumträgt, auch andere Bezugspersonen, wie z.B. Großeltern, Geschwister, in früheren Zeiten oft Mägde, können für das Kind Lebensmittelpunkt sein.

In einer gesellschaftlichen Atmosphäre der Angst und Unterdrückung können Menschen, die Gefühle zeigen und damit unberechenbar sind, nur als gefährlich wahrgenommen werden. Kinder zeigen Gefühle und wollen sich entwickeln und die Welt erforschen. Damit sind sie für den NS-Staat eine potentielle Gefahr, die rechtzeitig, also so früh wie möglich, eingedämmt werden muss.

¹⁶⁹ Klaus und Kennell (1987), S.110

¹⁷⁰ Chamberlain (2003), S.44

2.4.2. Strenge und Reinlichkeit

Der Nationalsozialismus hatte eine sehr eigene Vorstellung vom Muttertum. Es war eine Konditionierung der Härte mit pseudoreligiös verbrämter Ideologie von pantheistischem Mutterkult, mütterlich- chtonischer, pseudo-heiliger Fruchtbarkeit und pseudopatriotischem Pathos. „Denn im letzten Urgrund...deckt sich der Begriff Nationalsozialismus mit dem Wort Muttertum. Muttertum aber ist gar nichts Sentimentales, nicht Weichliches, Muttertum ist was Stahlhartes. Die nationalsozialistische Frau ist mütterlich und wehrhaft. Es gibt Frauen, die diese wehrhafte Mütterlichkeit heute schon leben. Aber die große Masse hat sich noch nicht so weit durchgefunden. Auf uns Erzieher kommt es an, ob solche Frauen dereinst in Deutschland leben werden.“ (Gaureferentin Tschernig, 1937).¹⁷¹

„Und wenn heute immer wieder der fehlende Dialog zwischen den Generationen, vor allem zwischen der so genannten Tätergeneration und der unmittelbaren nachfolgenden festgestellt und beklagt wird, dann liegt in dem eben Beschriebenen vielleicht eine der Ursachen für dieses Phänomen. Es hat in vielen Familien nie ein Zwiegespräch, einen Dialog, gegeben. Das Gespräch verstummte aber möglicherweise nicht erst, nachdem angesichts der offenbar gewordenen Schandtaten und Verbrechen Scham- und Schuldgefühle den so genannten Tätern den Mund verschlossen, sondern es hat von Beginn des jeweils gemeinsamen Lebens an nicht stattgefunden.“¹⁷² (Chamberlain, S.48)

Der „erste Pflegegrundsatz“ ist nach Haarer die Reinlichkeit¹⁷³ (Chamberlain, S. 49). Das Kind wird als schmutzig beschrieben, als schlecht riechend, die Ausscheidungen würden angeblich Giftstoffe bilden, die sich auf der Haut zersetzen. Die isolierte Körperhygiene, das viel zu frühe „auf den Topf setzen“, wenn das Kind seine Ausscheidungen noch gar nicht kontrollieren kann, so kommt es von klein auf zu einer Vereinigung des Kindes zu Kontaktunfähigkeit mit sich selbst und anderen. „Dieser einsame, kontaktgestörte Mensch ‚ohne eigene Haut‘ ist dann politisch für alle Zwecke sehr leicht missbrauchbar.“¹⁷⁴

Haarer¹⁷⁵ ist der Ansicht, dass es die Pflicht des Babys sei, seine Ausscheidungen, sobald es sitzen könne, auf dem Topf zu verrichten, wenn die Mutter es will. Keinesfalls soll das Kind sich entleeren, wenn der Körper dies will. „Es lernt sonst nicht be-

¹⁷¹ Chamberlain (2003), S. 47, Gaureferentin Tschernig 1937, zit. nach Erika Mann (1986), S.120

¹⁷² Chamberlain (2003), S.48

¹⁷³ Chamberlain (2003), S.49

¹⁷⁴ Chamberlain, S.53, 54

¹⁷⁵ Haarer (1938), S.255ff

greifen, dass die Entleerungen eine Pflicht sind, die es regelmäßig erfüllen soll, sondern es findet merkwürdig rasch heraus, dass sie ein Mittel sind, um die Mutter mit der eigenen kleinen Person nach Belieben zu beschäftigen.“¹⁷⁶ Dies behauptet Haarer noch in der Nachkriegsausgabe von 1954 auf Seite 288. Das Kind soll dies bereits ab dem vierten Vierteljahr können. Heute wissen wir, dass ein Kind in diesem Alter überhaupt noch nicht in der Lage ist, seinen Stuhlgang zu kontrollieren, zum Teil noch nicht einmal in der Lage, frei zu sitzen.

Die analen und oralen Zwanganwendungen sind die Voraussetzung für das gehorsame Funktionieren auch im späteren Leben. Das Festklemmen des Kindes beim Füttern und das zwanghafte Öffnen-müssen des Mundes stellen konsequente Verletzungen von Körpergrenzen dar.

Auch das Essen soll nicht lustvoll sein. Das Kind soll warten, bis die Mutter es füttert. Es darf nicht nach dem Essen greifen oder damit spielen. Auch solche Maßnahmen haben weitreichende Folgen für die kindliche Entwicklung: „Wird das Greifen nach wichtigen Dingen früh unterbunden, dann ist das eine der vielen Maßnahmen, die neben anderen Folgen auch diejenige zeitigen, das Neugierverhalten des Kindes bereits im Entstehen zu zerstören. Neugierig auf seine Welt zu sein, sie erkunden und begreifen wollen, auch das gehört zu dem natürlichen Repertoire eines jeden Babys und Kleinkindes, das genutzt werden will. Das nationalsozialistisch erzogene Kleinkind soll auch daran immer wieder gehindert werden. Damit wird schon früh darauf hingearbeitet, dass es später einmal nicht in der Lage sein wird, sein intellektuelles Potential zu nutzen, vor allem soll der Wunsch nach selbständigem Erforschen der Welt und Denken über die Dinge und Zusammenhänge gar nicht erst entstehen können. Denn es gehört untrennbar zur nationalsozialistischen Ideologie, Neugier, Wissenwollen und späterhin Intellekt und Intelligenz gleichzusetzen mit Intellektualismus, Kritik, Kritikastertum und eben Zersetzung.“¹⁷⁷

Haarer empfiehlt weiterhin, Kinder beim Essen bewegungslos zu halten, damit sie lernen zu schlucken, was (und zu welchem Zeitpunkt) Erwachsene ihnen in den Mund stecken. Dabei handelt es sich „um einen unglaublichen Akt der Unterwerfung und Destruktion. Und es ist eigentlich erstaunlich, dass Aspekten wie bei diesen bei der Betrachtung einer faschistischen oder auch autoritären Erziehung so viel weniger Beachtung geschenkt wird, als beispielsweise der sogenannten Reinlichkeitserziehung, wobei viele Mütter das Baby nicht nur für das Füttern mit dem Löffel auf die

¹⁷⁶ Haarer, (1938), S.257

¹⁷⁷ Chamberlain, S.55, 56

vorgeschriebene Weise festklemmten, sondern der Einfachheit halber auch gleich beim Stillen und Flasche geben.“¹⁷⁸

2.4.3.Härte und Bindungslosigkeit

Jegliche Zärtlichkeit wird von der nationalsozialistischen Erziehungsideologie abgelehnt und als „Affenliebe“ tituiert. Zärtlichkeit wird mit „tierisch“ gleichgesetzt und mit „Affen“. Solche Gefühle ziemen sich nicht für Menschen, die „arisch“ und „rassisch hochstehend“ sind. Gefühle werden mit „niedrig“, „tierisch“, „schleimig“, „schmutzig“, „zersetzend“ in Zusammenhang gebracht. Haarer bringt diese Attribute in ihrem Buch „Mutter, erzähl von Adolf Hitler“ mit Juden in Verbindung. Noch in der Ausgabe von 1954 warnt Haarer vor der „Affenliebe“, die das Kind verziehe (S. 290).

Kestenberg (1995) merkt dazu kritisch an: „Ich betrachte die Achtung und Wertschätzung des Kindes als einen der wichtigsten Faktoren dieses Konfliktes. Wenn Deutsche ihre Kinder mehr liebten und respektierten, selbst wenn sie andere Wege einschlagen als ihre Eltern, werden auch sie ein weniger starkes Bedürfnis empfinden, alle Kinder und Menschen, die „Außenseiter“ sind, autoritär bestrafen zu müssen“¹⁷⁹ „Wenn aber weich, nicht hart, zärtlich, äffisch, unnatürlich, undeutsch, Seelenkunde oder jüdisch gleichgesetzt und gleichermaßen verabscheut werden, dann hat auch das Kind keine Chance auf wirklich respektvollen, das heißt nicht von absoluter Härte geprägten Umgang mit seiner Person.“¹⁸⁰

Auch heute lässt sich, über Generationen tradiert, täglich auf der Straße beobachten, wie viele deutsche junge Mütter mit ihren schreienden Kleinkindern umgehen. Statt sie einfach auf den Arm zu nehmen und zu trösten, werden die Kinder angeschrien, warum sie jetzt schreien und sie werden aufgefordert, eine Erklärung für ihr Verhalten abzugeben, obwohl sie doch viel zu klein sind und offensichtlich gerade dazu gar nicht in der Lage sind.

Haarer propagiert noch weitere „Erziehungsmethoden“. So soll das Kind nur zu bestimmten festgelegten Zeiten gestillt und gefüttert werden, die Brustmahlzeit soll nicht länger als 20 Minuten dauern und die Mutter soll nicht ohne Uhr stillen. Das Kind soll später zu festgelegten Zeiten essen, was ihm vorgesetzt wird. Speit es das Essen aus oder mag es das Essen nicht, so soll es ihm später wieder vorgesetzt werden bis

¹⁷⁸ Chamberlain, S. 56

¹⁷⁹ Haarer (1938), S.19, zitiert bei Chamberlain, S.55, 56

¹⁸⁰ Chamberlain, S.58

es das Essen isst. Auch das ausgespiene erkaltete Essen soll dem Kind wieder vorgesetzt werden. Das Kleinkind welches, robbend und krabbelnd, seine Umgebung erkunden möchte, soll in einen sterilen Laufstall gesperrt werden, möglichst mit festem Boden, damit es keinen Bodenkontakt hat und ohne viel Spielzeug.

Das natürliche Erkundungssystem (exploraty system) in der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres soll unterbunden werden. Die dazu sichere Bindung an die Mutter (attachement system) soll zerstört werden. Für eine gesunde Entwicklung ist jedoch gerade die Mutter als sichere Basis (secure base), zu der das Kind auf seinen kleinen Erkundungen immer zurückkehren kann, notwendig. Auch der Vater oder weitere Bezugspersonen spielen eine zunehmend wichtigere Rolle in diesem natürlichen und gesunden Triangulierungsprozess. Das nationalsozialistisch erzogene Kind kann und soll diese Räume und Freiräume jedoch nicht erobern. Auch Gefühlsräume und andere Menschen bleiben ihm somit verschlossen.

2.4.4.Kameradschaft statt Freundschaft

Eine solcherart früh angelegte Bindungsstörung, die sich auch auf andere Kinder erstreckt, kann später die Fähigkeit Freundschaften zu schließen beeinträchtigen. Diese Unfähigkeit zum Schließen von Freundschaften wurde in der NS-Pädagogik gefördert. „An die Stelle von Freundschaft soll nämlich etwas anderes treten: Kameradschaft. Hier lässt sich beispielhaft zeigen, wie treffsicher alles, was Haarer empfahl, auf das spätere Leben im NS-Staat vorbereitete. Dass sie vorbereiten will auf Hitlerjugend, Arbeitsdienst und Militär, sagt sie ja ausdrücklich. Was also bedeutet es dann, wenn ein Kind früh beschädigt wird in seinem Bedürfnis und in seiner Fähigkeit Freunde zu haben?“¹⁸¹

Auch das communing attunement, die Feinabstimmung, kann zwischen Mutter und Kind nicht stattfinden, wenn kein Raum zum Spielen und Ausprobieren gegeben wird. Die Harmonie zwischen Mutter und Kind kann sich nicht entwickeln und das Kind wird sich frühzeitig in der Beziehung nicht als gut und richtig empfinden. Kinder werden in solch einer Auffassung als „Feind“ betrachtet. Hitler selbst sagt gar auf einer Rede 1934 vor der NS- Frauenschaft: „Jedes Kind ist eine Schlacht.“¹⁸² Babys werden als gierig und faul betrachtet, sie können angeblich nie genug bekommen und sind unersättlich. Von Natur seien sie unrein, wollen sich nur widersetzen, seien un-

¹⁸¹ Chamberlain (2003), S.78, 79

¹⁸² Chamberlain, S.95

vernünftig, zerstörerisch usw. Die Liste der schlechten und damit bedrohlichen Eigenschaften ließe sich fortsetzen. Diese Aufreihung angeblicher schlechter Eigenschaften, die dem Kind unterstellt werden, erinnert an die Menschen, die ausgegrenzt wurden und der Vernichtung und Verfolgung preisgegeben wurden.

Freundschaft, die solchen isolierten Menschen nicht möglich ist, soll durch Kameradschaft ersetzt werden. Beide Beziehungsformen unterscheiden sich jedoch in wichtigen Punkten voneinander: Freundschaft bedeutet, dass man einem anderen Menschen in Freundschaft, in Zuneigung, vielleicht sogar Liebe zugetan ist, ihm mit Wertschätzung und Achtung begegnet. Interesse an ihm hat, zu ihm steht und hält. Das Wort Freund leitet sich vom gotischen „frijon“ ab, es bedeutet „lieben.“ Kameradschaft leitet sich vom lateinischen „camera“ ab, es bedeutet Gewölbe, Raum mit gewölbter Decke und meint jemanden, mit dem man das Zimmer, die Kammer teilt; z.B. beim Militär. Im Nationalsozialismus waren die „Kameraden“ Jugendliche, die gegeneinander ausgespielt wurden, die gehorchen sollten, funktionieren sollten. Eigene Gefühle und Bedürfnisse sollten nicht wahrgenommen werden dürfen. Seelische Bindungen an einzelne Menschen waren nicht erwünscht und wurden ausdrücklich unterbunden: „Aber selbst in der Napola gab es ja persönliche Freunde: Würden sie vielleicht helfen können? Konnten sie nicht. Sollte der Herr Zugführer oder der Herr Jungmannhundertschaftsführer oder Jungmannführer vom Dienst derlei bemerken, dann hatte der WATSCHENKAMPF stattzufinden: Vor angetretenem Zug mussten die beiden Freunde vortreten und einander wechselseitig ohrfeigen, bis einer von beiden zu weinen begann... dann war wenigstens ein Ende, oft auch ein Ende der Freundschaft.“¹⁸³ Freunde sind aufeinander bezogene Menschen und stehen in direkter Beziehung zueinander. „Kameraden hingegen tun das nicht. Sie sind nicht unmittelbar miteinander verbunden, sondern auf dem Umweg über eine Ideologie, einen Führer, ein Idol oder über Symbole, an die jeder einzelne symbiotisch gekettet ist, ohne die er ein Nichts ist. Indem also zum Beispiel die Ehre der Fahne oder die Fahne selbst verletzt wird, wird auch die Kameradschaft verletzt und als letztes, auf dem Wege über die Kameradschaft, der einzelne Kamerad.“¹⁸⁴

¹⁸³ Hannsmann (1982), Der helle Tag bricht an, Ein Kind wird Nazi, Knaus, Hamburg zitiert bei Chamberlain, S. (83) weiterführend siehe auch Grube, Richter (1982), Alltag im Dritten Reich, So lebten die Deutschen 1933- 1945, Hoffman und Campe, Hamburg

¹⁸⁴ Chamberlain, S. 83

Das System der Jugendverbände, der Hitlerjugend ließ keinen Raum für Persönliches: „Persönliche Beziehungen, bindungs- und beziehungsfähige Menschen störten das System. Das führte dann dazu, dass sogenannte bündische Umtriebe, Gruppierungen, die auf persönlichen Sympathien, Freundschaften und gemeinsamen Interessen beruhten, verboten waren. Die wandernde, eventuell spontan sich bildende, nicht uniformierte ‚Horde‘, die sich bewusst von der marschierenden, uniformierten Kolonne absetzte, wurde als politische Gefahr gesehen und mit tödlichem Hass verfolgt. Das ist wörtlich zu nehmen. Jugendliche - bereits 17 jährige - wurden zum Tode verurteilt und hingerichtet, wenn sie sich der Staatsjugend entzogen und andere Formen jugendlicher Zusammenschlüsse propagierten und praktizierten. Wenn man sich mit Biographien und Briefen von Widerstandskämpfern beschäftigt oder - soweit zugänglich - mit Berichten von nahen Menschen aus deren Umkreis, dann fällt ins Auge: Es ist dort sehr viel von Freunden die Rede, von Freunden und Familienangehörigen, von haltenden und unterstützenden Beziehungen, die das Widerstehen ermöglichten. Nach hervorragenden Eigenschaften ehemaliger Widerstandskämpfer gefragt, betonen Menschen aus deren ehemaligem Umfeld sehr oft die Fähigkeit, sich Freunde zu machen, interessiert und offen auf andere Menschen zuzugehen. Von Kameradschaft und Kameraden ist in diesen Zusammenhängen so gut wie nie die Rede. Das spricht dafür, dass ein Unterschied zwischen Kameradschaft und Freundschaft intuitiv empfunden und gemacht wird und auch damals gemacht wurde.“¹⁸⁵

Die erwünschte und herangezüchtete Bindungslosigkeit ist das Ziel der faschistoiden Erziehung. Hierin ist ein wesentlicher Unterschied zu sehen zu einer allgemeinen autoritären Erziehung, die zwar auch streng ist, aber doch Werte kennt und Ideale und Gefühle und Relativierung. Die Bindungslosigkeit ist das Kennzeichen der faschistoiden Erziehung und zugleich ihre Voraussetzung. Denn nur eine Mutter, die so gestört ist, dass sie ihr Kind auf die von den Nazis geforderte Weise erzieht, ist bereits bindungsgestört und kann dies auch wieder fortsetzen.

Die Rast- und Ruhelosigkeit, die Unersättlichkeit, die Besessenheit der Vorstellungen, die Unfähigkeit Widersprüche und „Halbheiten“ zu ertragen sind Eigenschaften dieser frühen und tiefen Störung.¹⁸⁶

Das nationalsozialistisch erzogene Kind kennt keine wirklichen inneren Bindungen und keine Verbundenheit. Nach Möglichkeit soll es auch keine Beziehungen zu

¹⁸⁵ Chamberlain, S.87, 88

¹⁸⁶ Vgl. Fonagy, u.a.(2002), Herpertz, u.a.(2003), Persönlichkeitsstörungen

Nachbarn, Verwandten und anderen Bezugspersonen haben, damit es nur ja nicht andere Kontakte haben kann oder gar andere Erfahrungen machen kann. Mit zehn Jahren sollte das Kind in das Jungvolk kommen, vier Jahre später in die Hitlerjugend, mit 18 in die Partei, Arbeitsfront, SA, SS, Wehrmacht usw. Junge Menschen sollten keine Möglichkeit bekommen nachzudenken oder auszuscheren. Kinder und Jugendliche wurden in Ferienlager geschickt, ins Landjahr oder Pflichtjahr, in den Arbeitsdienst und in den Krieg. Kriegswirtschaftlich und wirtschaftlich waren solche Unternehmungen wie die tausendfachen Verschickungen der Jugendlichen kontraproduktiv. Es ging hier nicht nur um den offiziellen Zweck, wie etwa das Ferienlager, es ging hier vor allem auch um die Verfügbarkeit, das Abspalten von der Familie, das Trennen und Herausreißen von gewachsenen Verbindungen, Bindungen und Beziehungen.

Neben allen äußeren Zerstörungen, die mit dem Krieg einhergingen, wurden Menschen, vor allem junge Menschen, durch solche Erziehungsmethoden millionenfach in ihrer Seele zerstört. Die Pseudogemeinschaft der Nazis war keine wirkliche Gemeinschaft. Es ging darum, den Einzelnen einzuschwören auf die Diktatur. Das Marschieren, das gemeinsame Sieg Heil-Schreien, Fackelzüge und Aufmärsche, alles war ausgerichtet auf den Krieg und eine scheinbare Volksgemeinschaft, die jedoch keine echte war. Gleichzeitigkeit und Gleichförmigkeit, Uniformiertheit täuschten Gemeinsamkeit vor. Doch echte Gemeinsamkeit kommt aus innerer Verbundenheit, aus inneren Begegnungen, Gesprächen, Austausch von Gedanken und Gefühlen.

Der innerlich leere Mensch braucht äußere Stütze, durch eine gepanzerte Körperhaltung mit durchgedrückten Knien, er sucht nicht Verbundenheit, sondern Symbiose, mit dem unerreichbaren „Führer“ oder dem „Volk“, der „Rasse“, Identifikation mit scheinbaren Werten, dem Pseudogefühl der Erwähltheit, welches nichts anderes ist als eine narzisstische Störung, dem Glauben, einer Sache dienen zu müssen, seine Pflicht tun zu müssen, wie z.B. Menschen ermorden zu müssen, für einen „höheren Zweck“. Sentimentalität und Pathos ersetzen echtes Mitgefühl, und das gemeinsame Schwelgen in Sentimentalitäten ersetzt das eigenständige Denken und Fühlen und stellt vorübergehende Beruhigungsgefühle bereit.

Die uniformierte Masse fühlt sich jedoch bedroht und gefährdet, da sie aus Individuen besteht, die kein stabiles inneres Selbst haben, die alle zarten und weichen und schwachen Gefühle abgespalten und delegiert haben. Jegliche echte oder auch nur vermeintliche Abweichung wird daher hart bestraft und verfolgt. Hier kommt auch der

Grundsatz zum Tragen, dass der Nazi besser handeln soll, besser etwas falsches tun soll, als nachzudenken und nichts zu tun.

Diese Brutalität die im Krieg, in den Konzentrationslagern und in der Verfolgung, von Juden, Sozialdemokraten und anderen Unerwünschten millionenfach und überall ihren Ausdruck fand, machte nicht in der Familie halt. Der Psychotherapeut Jürgen Müller-Hohagen spricht in seinem differenzierten und anschaulichen Buch von der Legende, dass Männer und Frauen draußen misshandelnde Täter waren, aber in der Familie „liebvolle Eltern“ gewesen seien. Diese Legende dient der Verschleierung der Wirklichkeit. Vieles spricht gerade hier für Kontinuitäten zwischen Nazi-Täterschaft und misshandelnder, missbrauchender, verwirrender Täterschaft in den Familien nach 1945.

Die Verwirrung und das „Irrewerden“ am innerfamiliären Leid, welches durch seelischen Missbrauch der Kinder fortgeführt wird, ist immens.

Die Verwirrung und der Missbrauch der Begriffe, die Johanna Haarer und die Nazis anstifteten, wurde und wird immer noch weitergegeben: Wenn eine kalte, uneinfühlsame Mutter, die das Kind in seinen Grundbedürfnissen missachtet, mit Begriffen benannt wird wie pflichtbewusst, vernünftig, charakternvoll, natürlich, aufmerksam, gütig, geduldig, sogar zärtlich und liebevoll, also als „rechte Mutter“ dargestellt wird und sich selbst so darstellt und dies von sich glaubt, wie kann dann ein Kind verstehen, was vorgeht und später als Erwachsener verstehen und erkennen, was vorgegangen ist? Wie kann ein Mensch solche Dinge benennen und erzählen? Das geht nur mit Mühe im Rahmen einer achtsamen und annehmendem Therapie.

Die Auswirkungen im Gehirn eines Kindes, das durch Kälte in der frühen Kindheit geprägt wurde, werden erforscht. Und die Auswirkungen in seiner Seele sind bekannt. Eine häufige Eigenschaft von Menschen, die nicht genug Zuwendung bekamen, deren Körper nicht genug getragen und gestreichelt wurde, ist das Nicht-Wahrnehmen der eigenen Grenzen, weder körperlich noch seelisch und das Einmischen in das Leben anderer Menschen. Hanna Mandel, eine Überlebende von Auschwitz, hat es so ausgedrückt: „Den Jüngeren hierzulande, aber auch anderswo, fehlt etwas, was insgesamt nur aufkommen kann, wenn Menschlichkeit gelebt wird: Es fehlt ihnen die Liebe, die Wärme. Sie wissen es nicht, aber die fehlen ihnen. Wärme und Liebe können sich nur dort entwickeln, wo klare Verhältnisse bestehen, wo wirklich miteinander

geredet wird, ohne die Belastungen aus der Vergangenheit auszuklammern. Anders geht es nicht.“¹⁸⁷

2.4.5. Verhinderung anderer Bindungen

Die von der Mutter ausgehende Bindungslosigkeit wird noch verstärkt durch Ratschläge, auch Bindungen von Kindern zu anderen Menschen weitestgehend zu unterbinden. Die „völkische Mutter“ wird heroisiert und auch ihre Aufgabe Kinder zu bekommen und zu erziehen, die sie am besten allein erfüllen soll, damit sich nicht etwa andere Personen, dem Kind liebevoll zuwenden können. Chamberlain berichtet, von zahlreichen Beispielen, die zeigen wie eifersüchtig die Mütter über ihre Kinder herrschten, damit diese nicht etwa zu Großmüttern, Kindermädchen und anderen Personen, doch liebevolle Beziehungen aufbauen könnten. Auch diese eifersüchtige Lebenshaltung ist ein deutliches Zeichen für die seelische innere Leere der Mütter.¹⁸⁸ „Jedes dieser Beispiele () zeigt, wie den betroffenen Kindern alle Beziehungen zerstört wurden, sie sollten tatsächlich nur auf die Mutter angewiesen sein, in Wahrheit wurden sie dadurch sehr einsam. Auch hier stellt sich die Frage, ob da in den Familien- und auch darüber hinaus- noch etwas weiterwirkt, ob nicht gewaltsam und absichtsvoll Gräben zwischen den Generationen aufgerissen wurden, deren Existenz bis heute Sprachlosigkeit bewirkt und daran hindert, die notwendigen Auseinandersetzungen zu führen.“¹⁸⁹

Hier spricht Chamberlain deutlich an, wie diese Strukturen aus der NS-Zeit bis heute in vielen deutschen Familien unheilvoll nachwirken. Die Sprachlosigkeit, die in vielen Familien zwischen den Generationen wirkt, sowie die Kälte und mangelnde Einfühlung ist in vielen deutschen Familien deutlich sichtbar und wird weitertradiert.

Untersuchungen von Karin und Klaus Großmann (1991, S.20ff.) zeigen, dass kleine Kinder die Mutter und andere Personen deutlich unterscheidet und dass unsicher gebundene Kinder, nicht zeigen, ob sie die Mutter vermissen oder nicht. Sicher gebundene Kinder zeigen sehr wohl, dass sie die Mutter vermissen, wenn sie den Raum verlässt. Sie begrüßen die Mutter und wollen ausschließlich von ihr gehalten

¹⁸⁷ Zitiert als persönliche Mitteilung bei Müller-Hohagen (2005), S. 236

¹⁸⁸ Karst (1996), Neid und Eifersucht, die Herausforderung durch unangenehme Gefühle, Walter-Verlag

¹⁸⁹ Chamberlain, S.122

und getröstet werden.¹⁹⁰ Kinder, die keinen Verlustschmerz zeigen, sind die vom NS-Staat und Haarer erwünschten Kinder. Dass ein solches Verhalten pathologisch ist, findet in der nationalsozialistischen Ideologie keine Beachtung. Im Gegenteil, Haarer ist der Meinung, dass es Kindern nichts ausmacht, wenn ihre Mutter weg ist und schreibt: „Wie manchmal will es uns schmerzlich berühren, wenn uns das Kind bei längeren oder kürzeren Abwesenheiten gar nicht vermißt, sofern es nur gut versorgt wurde.“¹⁹¹ Chamberlain interpretiert dies folgendermaßen: „Zu so einem Satz kann einem Verschiedenes einfallen. Zunächst einmal könnte er auch wieder als ein Hinweis darauf genommen werden, daß Haarer selbst spürt, daß irgendetwas an ihrer Einschätzung von Babys und Kleinkindern nicht stimmt. Er läßt aber noch eine andere, sozusagen mißtrauischere Interpretation zu, nämlich die, daß das kleine Kind der Mutter vollständig zur Verfügung stehen muß. Sie darf auf ihren Schmerz hinweisen, wenn das Baby sie scheinbar nicht vermißt und sich damit in bestimmter Weise als die gute und bedauernswerte Mutter darstellen. Dabei ist ihr „Schmerz“ - sie ist die erwachsene Frau, die den Überblick hat, weiß, daß sie ihr Kind, von dem sie weggegangen ist, demnächst wiedersehen wird- in keiner Weise wie auch immer mit den Schmerzen des abgeschobenen, verlassenen Babys, das keinerlei Vorstellung hat von Zeit und Gründen seines Verlassenseins hat, zu vergleichen. Fühlt oder zeigt das Baby oder das kleine Kind einen „Schmerz“ wegen der Mutter, die es so selbstverständlich allein läßt, dann ist es „tyrannisch“. So dient dann das Kind- soweit es nicht bekämpft werden muss- als Dekor. Das tut es auch sonst im nationalsozialistischen Staat noch sehr oft. Hier sind wieder einmal die Stichworte Funktionalisierung beziehungsweise Utilitarisierung fällig.“¹⁹²

Hinter solchen Überlegungen steht der Gedanke, dass Kinder vor allem funktionieren, vorzeigbar sein und einen Sinn und Zweck erfüllen sollen. Großmann und Großmann beobachteten, dass das unsicher gebundene Verhalten kleiner Kinder in Deutschland anders bewertet wird, als in anderen westlichen Ländern. Viele deutsche Erwachsene fanden dieses Verhalten der kleinen Kinder beeindruckend und hielten es fälschlicherweise für besondere Selbstständigkeit. Dornes¹⁹³ zeigt in den Untersuchungen, dass in Deutschland die unsicher-vermeidenden Kinder besonders häufig

¹⁹⁰ Großmann, Karin, Großmann, Klaus, (1991), Ist Kindheit doch Schicksal? Interview in Psychologie Heute 8, S. 20-27

¹⁹¹ Haarer (1940) b, S.191

¹⁹² Chamberlain, S. 126

¹⁹³ Dornes (1993), Der kompetente Säugling, S. 229ff., zitiert nach Chamberlain, S.127, 128

sind. Die Störung wird von Generation zu Generation weitergegeben, wenn es nicht durch eine Therapie zu Veränderungen kommt.

Bindungsforscher haben erkannt, dass unsicher vermeidender Körperkontakt durch die Mutter bzw. Bezugsperson ein ganz wesentlicher Faktor für alle späteren seelischen Störungen ist.¹⁹⁴ Auch spätere Angst- und Panikstörungen haben hier ihren Ursprung. Bekannt sind die Versuche von Harlow mit kleinen Affenbabys, die von einer Drahtmutterattrappe Milch bekamen und deshalb dorthin gingen, um zu trinken. Die andere Zeit suchten sie Schutz bei einer Mutterattrappe, die mit einem Frotteetuch umwickelt war und auf diese Weise eine Art Körperkontakt vermittelte. Alle diese Affen waren später gestört, hatten keine normalen Sozialkontakte und konnten sich nicht um Affenkinder kümmern. Auch Menschenkinder sind genau wie Affenkinder darauf angewiesen, ständigen Hautkontakt zu einem Erwachsenen zu haben und herumgetragen zu werden.¹⁹⁵ Menschen, die als Kinder keinen guten Körperkontakt erlebten, können ihren eigenen Körper nicht gut wahrnehmen und daher nicht angemessen damit umgehen. Sie können ihre Störung unreflektiert weitergeben, indem sie sich so abweisend verhalten, wie sie es selbst als Kleinkind erlebt haben. Falls ihnen ihr Mangel bewusst ist, so können sie versuchen, sich bewusst anders zu verhalten und ihren Kindern Körperkontakt zu geben. Dies ist dann jedoch zwanghaft und sie können sich nicht in den anderen Menschen einfühlen und sich an die Bedürfnisse des Kindes anpassen.

2.4.6.Hospitalismus

Hospitalismusschäden wurden in Deutschland bei Kriegskindern vermehrt beobachtet, was höchstwahrscheinlich eng mit den bisher besprochenen Erziehungsidealen zusammen hängt. Christa Dericum, die zusammen mit ihrem Mann Harry Pross zwei Heimkinder adoptierte und mit deren Hospitalismusschäden konfrontiert wurde schreibt: „Aufmerksam gemacht, erfahren wir von einer ganzen Reihe junger Leute, Studenten, Mitte zwanzig, daß sie noch heute schaukeln. Beim Nachfragen ergibt sich der Verdacht auf seelische Vernachlässigung in den frühkindlichen Jahren, die

¹⁹⁴ Vergleiche auch Bolby (1976), Trennung, psychische Schäden durch Trennung bei Mutter und Kind, Kindler

- Bindung-Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung, Kindler (erschien 1969 als Attachment and Loss) Winnicott (1971), Reifungsprozesse und fördernde Umwelt, Kindler, München

¹⁹⁵ Thewes (o.J.), Verhaltensforschung, die uns angeht, Bertelsmann, Gütersloh

geschichtlich mit 1943-1950 zu datieren wären. Unerkannte Kriegsschäden? Die Studentenrevolte ein gigantisches Hospitalismus- Syndrom.“¹⁹⁶

Bereits ab der Geburt und natürlich auch im Mutterleib zeigen Kinder Gefühle: Ekel, Überraschung, Interesse, Neugier, das Erkennen der Mutter und des Vaters. Mit vier bis sechs Wochen kommt Freude dazu. Mit drei bis vier Monaten Traurigkeit und Ärger und mit sechs bis acht Monaten kommt Furcht hinzu. Schon 45 Stunden alte Säuglinge können fröhliche und traurige, sowie überraschte Gesichtsausdrücke nachahmen. Der familiäre Hospitalismus enthält eine verdeckte Depression, die aus der Erfahrung des Kindes resultiert, dass es ganz egal ist, was das Kind macht oder fühlt, denn die Mutter wird es nicht beachten. Das Kind gerät in einen Teufelskreis, es kann keine natürlichen und gesunden Beziehungen aufnehmen. Seine Suche und Bedürftigkeit nach Zärtlichkeit und normaler Zuwendung, wird von der kalten und beziehungsstörungen Mutter zurückgewiesen. „So wird das Kind zunehmend anfällig für unheilvolle Symbiosen.“¹⁹⁷

Eine gesunde Selbstwahrnehmung, eine gesunde Selbstregulierung und ein angstfreies Erforschen der Umgebung kann nicht erfolgen. Die von Haarer geforderte Tagesordnung und sämtliche Verhaltensweisen der Mutter sind Grenzübertretungen und Übergriffe auf jegliche gesunde Entwicklung des Kindes. Das Kind reagiert auf die Abweisung der Mutter mit verstärkten Versuchen der Zuwendung. Es schlingt seine Arme um die Mutter oder hält sich am berühmten Schürzenzipfel fest. Das Kind klammert und die Mutter zeigt Ablehnung. Aus Erfahrungen in der Kinderpsychiatrie ist bekannt, dass gerade die Kinder besonders an ihren Eltern hängen, die von ihnen schlecht behandelt worden sind bis hin zu extremen körperlichen Misshandlungen und sexuellem Missbrauch. Das Kind kann noch nicht unterscheiden, welches sein Anteil an der Beziehung ist und schreibt Störungen der Eltern oder Missbrauch sich selbst zu. So entstehen unheilvolle Teufelskreise.

Haarer rät jedoch unbedingt dazu, die Kinder in Bezug auf die mütterliche Liebe im Unklaren zu lassen. Denn Haarer weiß: Ein unsicheres Kind ist leicht lenkbar. Ein ängstliches Kind ist ein abhängiges Kind. Das Überleben eines kleinen Kindes ist vollkommen abhängig davon, dass es Nahrung, Schutz und Wärme eines Erwachsenen bekommt. Ohne eine erwachsene Bezugsperson kann ein Kind nicht überleben. Deshalb ist sein Überlebensprogramm so ausgerichtet, dass es immer alles tun wird, um die Zuwendung des Erwachsenen zu bekommen. Normalerweise lieben Eltern

¹⁹⁶ Dericum (1980), Fritz und Flori, Tagebuch einer Adoption, dtv.

¹⁹⁷ Chamberlain, S. 133

ihre Kinder bedingungslos und geben ihnen die notwendige Zuneigung von ganz allein. Es gibt eine ganze Reihe neurophysiologischer Prozesse, die die Bindung von Eltern, insbesondere von Müttern, zu ihren Kindern verstärken: Es gibt z.B. einen Milchspendereflex, der durch Berührung, manchmal schon durch bloßes Ansehen des eigenen Kindes ausgelöst wird und dafür sorgt, dass eine Mutter ihr Kind mit Muttermilch ernähren kann.

Haarer empfiehlt jedoch, Kindern vor allem ihre Abhängigkeit von den Eltern zu vermitteln: „Nun ist die Liebe der rechten Mutter etwas von Grund auf Unerschütterliches und Unbeirrbares...es ist aber gefährlich, dies den Kindern, kleinen wie großen, allzu hemmungslos zu zeigen. Die Mutter wird schon ganz unbewußt im Alltag des Lebens das Kind spüren lassen, wenn es sie ärgert und betrübt und wird ihm vorübergehend ihr Wohlwollen entziehen. Dies allein bedeutet in vielen Fällen schon Strafe genug. Das Kind sucht dann nach Versöhnung. Es begreift bald, daß es solchen kleinen Entfremdungen von der Mutter nur durch Gehorsam vorbeugen kann.“(S.195) Die Angst des Kindes wird hier zur eigentlichen Kindesliebe erklärt. Ein Kind, dass sich nie sicher aufgehoben fühlt und die Mutter nicht als sichere Basis erlebt, wird jedoch immer unsicher im Leben sein und es wird auch später zu anderen Menschen keine entspannte und vertrauensvolle Beziehung unterhalten können. Die in frühester Kindheit nicht als befriedigend erlebte Beziehung und nicht erlebte Autonomie führt dazu, dass die Betroffenen auch später nur in symbiotischen Beziehungen leben kann. Dies machten sich schon immer fundamentalistische Gesellschaften und Diktaturen zu nutze. Jegliches Ausscheren oder vermeintliche Abweichen wird von der diktatorischen Gesellschaft bestraft und getadelt und mit Angstmachen und Zwangsvorstellungen geahndet. „Wenn du nicht lieb bist, kommst du in die Hölle.“

Nur unbedingter Gehorsam und unbedingtes Sich- Fügen sind erwünscht. So wie in fundamentalreligiösen Gemeinschaften unbedingte Glaubensvorstellungen zwingend sind, gehören diese Schemata auch zu Hitlers Diktatur. Auch hier gibt es viele Parallelen zu Religionsstrukturen. Der Führer wird als Heilsbringer, als Erlöser und gottgleich gesehen und viele Menschen, besonders auch Frauen verehrten ihn als eine Art Heiland, dem sie in einem Trance ähnlichen Zustand mit frenetischem Beifall huldigten und bedingungslos zujubelten.¹⁹⁸

¹⁹⁸ Vgl. Hesemann (2004), Hitlers Religion, Coodrick- Clarke (2004), Die okkulten Wurzeln des Nationalsozialismus, Sünner (2003), Schwarze Sonne- Entfesselung der Mythen und Mißbrauch rechter Esoterik

2.4.7. Gestörte Wahrnehmung von Körperlichkeit

Aus den nationalsozialistischen Ratschlägen zur Kindererziehung ergibt sich eine gestörte Wahrnehmung der Körperlichkeit im Allgemeinen und von Sexualität im Speziellen. „Haarer leidet offensichtlich an einer ausgeprägten Kindphobie – die übrigens der krampfhaften Propagierung hoher Geburtenraten keineswegs entgegenstehen würde, ganz im Gegenteil. Phobisch wird es [...] da, wo im ersten Buch immer wieder in Zusammenhang mit Geburt und Stillen von Geschlechtskrankheiten und Syphilis die Rede ist. Kinderkriegen bzw. Kindermachen bergen die Gefahr, an Syphilis zu erkranken. Syphilis ist für die Nazis die Zersetzung schlechthin.“¹⁹⁹

Die massenhaften Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen in jedem Krieg auf dieser Welt sind bekannt. Die Nationalsozialisten hatten an vielen Standorten Bordelle, es gab etwa fünfhundert Wehrmachtsbordelle, eingerichtet mit Zwangsprostituierten²⁰⁰, die den Soldaten zur Verfügung standen. Nach dem Geschlechtsverkehr, für dessen Durchführung vorher Präservative ausgegeben wurden, wurden hinterher von einem von der Wehrmacht dafür bereitgestellten Sanitäter noch eine Reinigung des Penis mit einem Desinfektionsmittel durchgeführt. Ein Soldat, der Geschlechtskrankheiten bekam, wurde der Wehrkraftzersetzung für schuldig gehalten und konnte dafür vor ein Militärgericht kommen. Viele Nationalsozialisten entwickelten im Krieg ein entsprechendes menschenverachtendes Frauenbild, was sich später in sexuellem Missbrauch in der eigenen Familie tradieren konnte.

„Vor allem brachte Hitler aber die Syphilis in einen unmittelbaren Zusammenhang mit kritischen-jüdisch-bolschewistischem Denken. Er handelt die vermeintliche Gefahr der Versyphilisierung und die des drohenden kulturellen Bolschewismus, welcher seinerseits geistige und sittliche Entartung bedeute und zum politischen Bolschewismus führe, im selben Kapitel ab. Er sah Gehirne, Körper und Völker gleichermaßen sich zersetzen. „Denn die Erkrankung des Leibes ist hier nur das Ergebnis einer Erkrankung des sittlichen, sozialen und rassischen Instinkte.“²⁰¹

„In einem solchen Kontext hat die Verbindung von Kind, Chaos, Syphilis, Zerstörung und Zersetzung eine für die Erziehung logische Konsequenz: Nie darf die Mutter nachlassen in ihrer Wachsamkeit, immer muß sie auf der Hut sein. Ihr Leben mit dem

¹⁹⁹ Chamberlain, S.96

²⁰⁰ Vgl. Sommer (2009), Das KZ-Bordell, Sexuelle Zwangsarbeit in nationalsozialistischen Konzentrationslagern, Baris u.a. (2007), Sex Zwangsarbeit in nationalsozialistischen Konzentrationslagern, Kogon (1988), Der NS-Staat

²⁰¹ Hitler (1938) Mein Kampf, S.280, zitiert nach Chamberlain, S. 96, 97, Hitler (1938), Mein Kampf, München, (Zentralverlag der NSDAP), 336.-340. Auflage

Kind ist Kampf. Kampf gegen all die Gefahren, die sie vom Kind ausgehen sieht und letztlich gegen das Kind selbst. Kampf ist ein Stichwort, das unmittelbar zum Kern einer nationalsozialistischen Weltanschauung gehört, die den Hintergrund bildet für Haarers Umgang mit Menschen. „Wer leben will, der kämpfe also, und wer nicht kämpfen will, verdient das Leben nicht.“ Diese Aussage Hitlers findet sich in vielen Variationen in Fahnenprüchen, Liedern, Gedichten und sonstigen nationalsozialistischen Texten. Das Gebot zu kämpfen gilt sowohl für den einzelnen als auch für ganze Völker. „Das allgemeine unerbittliche Gesetz des Lebens ist nun Kampf um sein Dasein und seine Entfaltung, Kampf der Rassen um ihren Lebensraum, das heißt auch auf die anderen Völker bezogen mit der Natur und, wenn es sein muss mit anderen Völkern, die der eigenen völkischen Lebensauffassung entgegenstehen.“ (Hitler nach Hofer 1957, S.32)²⁰²

Haarer fordert: „Nur eine pflichtbewußte, charakterfeste Frau mit gesundem Menschenverstand, die Sinn hat für Ordnung, Regelmäßigkeit, Pünktlichkeit und Sauberkeit wird ihr Kind richtig erziehen können“ (Haarer 1938, S.259) „Solche Forderungen durchziehen beide Bücher. Darüber hinaus ist von der Mutter nur als von der pflichtbewußten, vernünftigen, charaktervollen, natürlichen, aufmerksamen, gütigen, geduldigen, zärtlichen, liebevollen, also der „rechten“ Frau die Rede, die in ihrem Handeln von einwandfreien Grundsätzen und gesundem Menschenverstand geleitet ist. Das Kind wird als Projektionsobjekt freigegeben, für alles was die Mütter und Familien nicht bei sich sehen möchten. Alle Schattenseiten sollen verbannt werden und dürfen auf keinen Fall, weil es zu bedrohlich erscheint, wahrgenommen werden.

2.4.8.Ablehnung bei gleichzeitiger Idealisierung

Konterkariert wird die beschriebene Ablehnung von Kindern als „dreckig und fordernd“ dadurch, dass sie gleichzeitig zum Lebensinhalt von Frauen überhöht werden, die möglichst viele eigene Kinder bekommen sollten. Haarer fordert: „Schon in ihrem ersten Kinde...sehe die rechte deutsche Mutter nicht nur das Wesen, das ihrem Herzen am teuersten ist und für das sie zu jedem Opfer bereit ist, sie erblicke in ihm auch die verbindende Brücke zwischen der Vergangenheit und der Zukunft ihrer Familie, ihrer Sippe, ihres Volkes. Denn je mehr es heranwächst, um so mehr erkennt sie in ihm die verschiedensten Eigenschaften, Anlagen, Fähigkeiten, Tugenden und

²⁰² Chamberlain, S. 97, Hofer (1957), Der Nationalsozialismus, Dokumente 1933-1945, Fischer, Frankfurt/ Main

Untugenden, die sie bei sich selbst, dem Ehemann und Vater, bei anderen Verwandten oder Vorfahren schon erlebt und gesehen hat...Jetzt drängen sich die Fragen förmlich auf, woher sie und ihr Mann stammt, welche Anlagen und Eigenarten sich in beiden Familien finden, wie sie sich in den Berufen und Lebensschicksalen der Vorfahren auswirken...vielleicht gelingt es ihr, zu erkennen, welche Charaktereigenschaften den einen Vorfahr im Leben scheitern ließen, welche den anderen erfolgreich und lebensstüchtig machten. Findet sie ähnliche Züge bei ihrem eigenen Kinde wieder, so wird sie gegen sie ankämpfen oder sie fördern, je nachdem sie Schaden oder Nutzen stiften können.“(Haarer,1938, S.262)²⁰³

Durch diesen Rat von Haarer wird die Beziehung zwischen Mutter und Kind zusätzlich belastet. Das Unbekannte im neugeborenen Kind wird zu einer Quelle der Angst, wieder werden schlechte Eigenschaften in den Säugling hineininterpretiert und somit wird der Säugling von Anfang an in eine ausweglose Situation hineingedrängt. Der Säugling verkörpert einerseits alles Schlechte, ihm werden die Schmerzen der Geburt vorgeworfen, das Schreien des Babys wird als Kraftprobe interpretiert – andererseits soll das Baby das Wertvollste überhaupt für die Mutter sein.

Die faschistoide Erziehung ist geprägt von bedingungslosem Funktionieren und starkem Druck, der ständig auf das Kind ausgeübt wurde. Nichts darf Freude machen oder von allein geschehen. Es gibt keine Leichtigkeit des Seins. Alles geschieht nur unter Zwang und Druck. Kinder Jungen und auch Mädchen wurde auf diese Weise erzogen und „soldatisch“ geprägt. Sie sollten soldatische Soldatenkinder sein, ohne Kontakt zu den eigenen Gefühlen und den eigenen Wahrnehmungen. Schmerzen sollen nicht mehr wahrgenommen werden und keine Gefühle gezeigt werden.

Noch heute haben sehr viele Deutsche Sprüche auf den Lippen, wie „ein (deutscher) Junge weint nicht“, „geweint wird nicht“, „Unkraut vergeht nicht“, oder ein junger Mann erzählt ungerührt, dass ein Mann nicht gleich „Heulen“ muss, denn dass seien Gefühle. Andere Gefühle kennt er nicht.

2.4.9.Ablehnung von Gefühlen

Hitler forderte die Ablehnung jeglicher Gefühle von Männern und Frauen: „Wenn eine Erziehung vergißt, schon beim Kinde darauf hinzuwirken, daß auch Leiden und Unbill einmal schweigend ertragen werden müssen, darf sie das nicht wundern, wenn spä-

²⁰³ Chamberlain, S. 103

ter in kritischer Stunde, z.B. Beförderung von gegenseitigem Jammer- und Winselbriefen dient. Wenn unsere Jugend in den Volksschulen etwas weniger Wissen eingetrichtert worden wäre und dafür mehr Selbstbeherrschung, so hätte dies in den Jahren 1915/18 reichlich gelohnt.²⁰⁴ Das „weinerliche Klagen und wehleidige Heulen“ sollte strengstens abgewöhnt werden. Die Frauen sollten als Soldatenfrauen auch soldatisch sein und keine großen Gefühle zeigen, denn „Jammerbriefe“ „gedankenloser Weiber“ waren nach Meinung Hitlers direkt verantwortlich für den Tod von Hunderttausender Männer im Ersten Weltkrieg.²⁰⁵

Diese Gefühlskälte muss schon frühzeitig einsetzen. Hitler fordert von Kindern, alles schweigend zu ertragen und immer zu gehorchen. Kinder sollen „lernen zu schweigen, nicht nur wenn sie mit Recht getadelt werden, sondern sie sollen auch lernen, wenn nötig Unrecht schweigend zu ertragen“.²⁰⁶ Dass Kinder, die ihnen zugefügtes Unrecht ertragen sollen, sich später für andere einsetzen können, ist kaum vorstellbar. Eine solche Abspaltung der Gefühle ist jedoch notwendig für jegliches Terrorregime. Nur wenn der einzelne Mensch seine Gefühle abgespalten hat, kann er Grausames sehen, ohne es zu realisieren und auch bei Grausamkeiten und Folterungen innerlich unbeteiligt bleiben und nicht einzuschreiten und entsprechende Befehle auszuführen.

Krankheit und Schwäche wurde als Versagen angesehen und durfte nicht sein. Kinder, die krank waren, sollten nicht jammern und wurden hart und uneinfühlsam behandelt. Oft wurden Kinder gescholten, wenn sie sich verletzt hatten oder krank waren. Medizinische Betreuung und Fürsorge gab es nur im Notfall. „In der Realität empfanden viele kranke Kinder ihren Zustand als etwas Strafwürdiges, das es zu verheimlichen galt. Dazu mag beigetragen haben, das ihnen sehr früh abgewöhnt wurde Schmerzen zu zeigen – wozu wie wir gesehen haben, auch Haarer aufruft.“²⁰⁷

Was sich dem Kind einprägt, ist das tiefe Gefühl, dass es selbst unwichtig ist, seine Gefühle, seine Empfindungen und Wahrnehmungen, sein Wohlbefinden, seine Unversehrtheit.

Kinder, die eine nationalsozialistische Erziehung erhielten, waren nie spannungsfrei, konnten nie entspannt sein, entspannt lernen, sich entspannt entwickeln. Das Lernen des Umgehens mit Trieben wurde dadurch massiv behindert. Muße und Möglichkei-

²⁰⁴ Hitler (1938), S.462

²⁰⁵ Hitler (1938), S. 208

²⁰⁶ Hitler (1938), S.459

²⁰⁷ Chamberlain, S. 114

ten, die eigenen Triebe und Gefühle zu integrieren fehlen, es kommt also zu einem Spannungsaufbau, der sich irgendwann entladen muss. Die Triebe dürfen sich dann Bahnbrechen und Austoben in dafür vorgesehenen Situationen, wenn es darum geht, Andere zu quälen, zu misshandeln, zu unterdrücken, zu töten.

Diese Erziehung galt für Jungen und Mädchen und die eigentlich typisch „weiblichen“ Eigenschaften, das Zulassen und Zeigen von Gefühlen war auch für Mädchen und Frauen nicht erwünscht. Kleine Kinder, welche nicht richtig funktionierten, wurden geschlagen, wenn sie weinten und für das Weinen wurden sie wieder geschlagen. Alle Gefühle sollten abgetötet werden, denn junge Menschen sollten selber töten und auch bereit sein zu Sterben.

Kohout²⁰⁸ beschreibt in seinem Roman, wie Jungen in einem Jugendlager, Kaninchen für mehrere Wochen zum Schmusen erhielten und sie später mit einem geschenkten HJ- Dolch abstechen sollten. So sollten sie zu „Männern“ werden. Ähnliche Geschichten kann man zu Hauf hören, wenn man einmal Menschen aus dieser Zeit befragt.

Anna Freud hat in ihren Untersuchungen über jüdische Kinder, die die Haft in Konzentrationslagern ohne ihre Eltern überlebt haben, gezeigt, wie diese sich altruistisch gegenseitig bemutterten und beschützten. Auf diese Weise vermochten sie mangelnde elterliche Fürsorge auszugleichen.²⁰⁹ Auch Walter Bräutigam weist darauf hin, wie erlittener Mangel ausgeglichen werden kann durch positive Kindheitserlebnisse durch andere Menschen.²¹⁰ Aber ein solches Ausgleichen von erfahrenem Mangel durch Gleichaltrige und Schulfreunde sollte in der nationalsozialistischen Erziehung vermieden werden. Vielmehr ging es darum, die eigenen Gefühle abzutöten, wie das Beispiel mit den Kaninchen zeigt. Das Tier, das an seinem Menschen hängt und umgekehrt, steht auch für Gefühle für Zärtlichkeit und Verbundenheit. Gefordert wurde eine totale Opferbereitschaft; manchmal scheint es, als solle das eigentliche Lebensziel soll der Tod sein, und zwar nach Möglichkeit der Märtyrertod für die „Bewegung“, für die Sache, für „Volk“ und „Vaterland“. Das Kind soll sich für Deutschland opfern und die Mutter soll das Kind opfern. Das Leben der Frau findet seinen Sinn nur in der Mutterschaft und seine „Erfüllung“ nur darin, die Kinder zu opfern. Das

²⁰⁸ Kohout (1989), Tanz- und Liebesstunde, Eine deutsche Romanze, Knaus, München, Hamburg

²⁰⁹ Freud, Anna, Dann (1962), Gemeinschaftsleben im frühen Kindesalter, Jahrbuch für Psychoanalyse2, S.20-248, Köln, Westdeutscher Verlag

²¹⁰ Bräutigam (2003), Psychotherapie, Neue Grundlagen- neue Wege, Beltz

„Goldene Ehrenkreuz“ erhält die Mutter, wenn zwei Söhne den „Blutorden“ tragen und sie „zumindest einen Sohn für das Vaterland hingegeben hat.“²¹¹

Durch den „Heldentod“ soll der junge Soldat angeblich etwas Gutes für sein Volk tun und sich wie ein Samenkorn fortpflanzen. Und auf diese indirekte Weise wieder mit der Erde und mit der Mutter verbinden. Wie ernst gerade Kinder und Jugendliche solche Ideologien nehmen und infiltrierbar sind, ist bekannt. Jugendliche geben sich in Gemeinschaftserlebnissen ganz auf, in gemeinsamem Singen, in Märschen und zelebrierten Erlebnissen, nächtlichen Fackelzügen und anderen beeindruckenden Aktivitäten. Diese Begeisterungsfähigkeit und Bereitschaft Jugendlicher für Ideale wurde von den Nationalsozialisten systematisch missbraucht.

2.4.10. Abgewöhnung von Neugier und Selbst-Denken

Die nationalsozialistische Erziehungsdoktrin führte letztlich zu einer Abwertung von jeglichem Neugierverhalten beim kleinen Kind und zum Nichtzugestehen jeglicher gesunder Erfahrung und Erkundung der Umgebung beim Kleinkind. Das Kind soll in einem Laufstall aufbewahrt werden, wobei schon der Begriff Laufstall an die Haltung eines Tieres erinnert. Der Laufstall soll einen festen Boden haben, damit das Kind nicht etwas den natürlichen Boden erkunden kann. Selbstbestimmtes Lernen, das Sammeln von Erfahrungen werden dem Kind nicht zugestanden. Ein kleines Kind, welches laufen kann, möchte alles in seiner Umgebung erfahren und erkunden und ist ständig in Bewegung, um alles anzufassen und auszuprobieren. Solange die Mutter oder eine andere vertraute Bezugsperson dabei ist, wird es herumlaufen und alles erkunden und begreifen. Diese Begreifen im doppelten Sinne von Anfassen und Verstehen soll wie das gesamte Denken in der nationalsozialistischen Erziehung schon früh unterdrückt werde. Hitler und seine Gefolgsleute fanden, dass Kinder nicht übermäßig viel lernen sollten. Das Lernen von Fremdsprachen hält er für überflüssig.²¹² Die Kürzung des Lehrplanes wurde für sinnvoll erachtet, um die Zeit für mehr Sport zu nutzen: „Der völkische Staat hat... seine gesamte Erziehungsarbeit in erster Linie nicht auf das Einpumpen bloßen Wissens einzustellen, sondern auf das Heranzüchten kerngesunder Körper.“²¹³

²¹¹ Glaser (1986), Spießler-Ideologie. Von der Zerstörung des deutschen Geistes im 19. und 20. Jahrhundert und dem Aufstieg zum Nationalsozialismus, Fischer, Frankfurt am Main , S.123

²¹² Hitler (1938) S.468

²¹³ Hitler (1938) S.452

Dass ein Körper nicht gesund sein kann, der völlig verkrampft und verspannt ist und ein Mensch kein guter Sportler sein kann, der nur unter Zwang agiert, war den Nationalsozialisten offenbar nicht bewusst. Wie man heute weiß, so werden bei Kindern, die schon früh viel seelischen Stress erleiden, die Vernetzungen zwischen den beiden Hirnhälften unterentwickelt. Der Balken, Corpus callosum, entwickelt sich nicht so gut. Die geringere Entwicklung des Balkens ist mit den neuen technischen Methoden der Computertomografie zu sehen. Menschen, die in ihrer Kindheit großm Stress ausgesetzt waren, haben ein Leben lang eine weniger gute Vernetzung zwischen den Gehirnhälften und können ihre eigenen Gefühle und Wahrnehmungen schlechter spüren und auch schlechter gar nicht oder nur wenig äußern. Wahrnehmungen, Gefühle, Erfahrungen, Begabungen werden nicht bemerkt und können sich nicht äußern. Der Mensch findet keinen Mut in sich, etwas zu tun oder von vorgegebenen Wegen abzuweichen. Das eigenständige Denken ist solchen Menschen praktisch nicht möglich.

Das kam der nationalsozialistischen Erziehungsideologie entgegen, denn junge Menschen sollten auch nicht denken, sondern bedingungslos funktionieren. „Die gesamte Bildungs- und Erziehungsarbeit des völkischen Staates muß ihre Krönung darin finden, daß sie den Rassesinn und das Rassegefühl instinkt- und verstandesmäßig in Herz und Gehirn der ihr anvertrauten Jugend hineinbrennt. Es soll kein Knabe und kein Mädchen die Schule verlassen, ohne zur letzten Erkenntnis über die Notwendigkeit und das Wesen der Blutreinheit geführt worden zu sein.“(Hitler, 1938, S.475)

„Planmäßig ist der Lehrstoff (so) aufzubauen, planmäßig die Erziehung so zu gestalten, daß der junge Mensch beim Verlassen seiner Schule nicht ein halber Pazifist, Demokrat oder sonst was ist, sondern ein ganzer Deutscher.“(S. 456)

„Dieses Selbstvertrauen muß schon von Kindheit an dem jungen Volksgenossen an-erzogen werden. Seine gesamte Erziehung und Ausbildung muss darauf angelegt werden, ihm die Überzeugung zu geben, anderen unbedingt überlegen zu sein.“(S.456)

„Eine der bösesten Erfahrungen war in der Vorkriegszeit eine immer mehr um sich greifende Halbheit in allem und jedem. Sie ist immer eine Folge von Unsicherheit über irgendeine Sache sowie einer aus diesen oder anderen Gründen resultierenden Feigheit. Gefördert wurde diese Krankheit noch durch Erziehung.“(S.258)

„Das geringe abstrakte Wissen, das sie besitzt, weist ihre Empfindungen mehr in die Welt des Gefühls. Dort ruht ihre entweder positive oder negative Einstellung. Sie ist nur empfänglich für eine Kraftäußerung in einer dieser beiden Richtungen und niemals für eine zwischen beiden schwebende Halbheit. Ihre gefühlsmäßige Einstellung aber bedingt zugleich ihre außerordentliche Stabilität. Der Glaube ist schwerer zu erschüttern als das Wissen, Liebe unterliegt weniger dem Wechsel als Achtung, Haß ist dauerhafter als Abneigung, und die Triebhaftigkeit zu den gewaltigsten Umwälzungen auf dieser Erde lag zu allen Zeiten weniger in einer die Masse beherrschenden wissenschaftlichen Erkenntnis als in einem sie beseelenden Fanatismus und manchmal in einer sie vorwärtsjagenden Hysterie.“(S.371)

Die Nationalsozialisten lehnen Wissen und Verstand ab. Kinder sollten nicht neugierig sein und ein Kind, „dss immer alles wissen muss“, war nicht erwünscht. Selbst gute Schulnoten waren nicht erwünscht, denn dann war „der Verstand“ angeblich stärker als „das Herz“.

„Leseratte ist ein häufig und leichthin benutztes Wort, es erhebt sich trotzdem die Frage nach den unterschwelligem Assoziationen. Man könnte da zum Beispiel auch an die Verbindung zwischen den wuselnden, „zersetzenden“ Ratten und „den Juden“ im antisemitischen Film des Dritten Reiches denken. Jedenfalls werden Wissen, Lernen, Ratten, Zersetzung, Jüdisches in eine Reihe gebracht, und damit wird offensichtlich deutschen Ressentiments entsprochen.“²¹⁴

Der Sinn der nationalsozialistischen Erziehung war, dass die Masse, dem Führer willenlos folgen sollte. Auch war alles auf den Krieg ausgerichtet. „Wenn zwei Truppenkörper aufeinandertreffen, wird nicht derjenige siegen, bei dem jeder einzelne die höchste strategische Ausbildung erhielt, sondern derjenige, der die überlegenste, blind gehorsamste, bestgedrillte Truppe hat.“²¹⁵

Auffällig an solchen markigen Sprüchen ist, dass vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Ideologie vieles an Gutem für andere Zwecke verdreht und missbraucht wurde. Wenn von Herz und Gefühl die Rede ist, dann ist weder Herz noch Gefühl gemeint, denn jedes echte Gefühl wurde früh unterdrückt und bestraft. Was erlaubt und erwünscht ist, sind ungestillte Sehnsüchte und Pseudogefühle, spezifische Formen der Erregung sind erlaubt und erwünscht, etwa eine Form der hysterischen Begeisterung für den Führer. Alles an weichem und zartem echtem Gefühl ist verbannt und wird ersetzt von Hass auf Menschen, die diese Gefühle zeigen oder

²¹⁴ Chamberlain, 147

²¹⁵ Hitler (1938), S.509 f.

denen man diese Gefühle zuordnet, wie Juden, Behinderten und auch Kindern. Kinder dürfen keine Kinder sein, sondern sie sollen funktionieren. Echte Gefühle sind nicht erwünscht, der Mensch soll ein Nationalsozialist sein und Fanatismus und Hysterie sind „Gefühle“, die erwünscht und gezeigt werden sollen und dürfen.

Jede Differenzierung und jeder „Objektivitätsanspruch“ werden als „Halbwahrheiten“ abgelehnt. Kompromisse zu machen, ist für Hitler ein Zeichen von Schwäche. Es gibt nur Sieg oder Niederlage, Kampf oder Untergang, das Entweder-Oder. Eine solche Unfähigkeit zu Kompromissen ist Ausdruck der Unfähigkeit zu echtem Gespräch und der Unfähigkeit zum Wahrnehmen und Achten des Anderen, letztlich Ausdruck einer echten Beziehungsunfähigkeit. Für die nationalsozialistische Erziehung gilt, dass Regeln immer gelten, egal ob sie Sinn machen oder nicht. Jegliches Abweichen von der Regel – ein „Dazwischen“ – untergräbt angeblich die Autorität der Mutter, der Eltern, der Erziehungspersonen. Es gibt keine Nuancierungen, keine Feinheiten, keine Feinabstufungen.

Das Entweder-Oder drückt sich auch in der Sprache aus: Sprüche, wie „Entweder du spurst oder es knallt.“, „Wenn du nicht gleich ruhig bist, dann setzt es was.“ waren weit verbreitet. Dieses Schwarz-Weiß galt für alle Lebensbereiche. Jede Zuwendung, jede Zärtlichkeit wurde reduziert und bemessen. Ein Eingehen auf die Bedürfnisse, ein angemessenes Anpassen an die Situation, war auf diese Weise nicht möglich. Die völlige Verachtung, Beschämung und Demütigung der Kinder wird auch in Situationen deutlich, wie Haarer sie beschreibt: „Mein Junge aß schon lange Zeit ganz selbstständig mit Löffel und Schieber. Eines Tages aber streikte er, trieb Unfug mit der Speise und tat mit dem Löffel alles Mögliche, nur nicht essen. Dabei sah er immer verstohlen zu mir hin, was ich wohl anfangen würde. Man sah ihm an, dass er wohl eine Strafe erwartete. Ich aber nahm ihn ganz liebevoll auf den Schoß, deckte ihn mit einem Tuch ab und hielt ihm die Hände, wie man das beim Füttern eines Säuglings tut. Dann fütterte ich ihn, indem ich ihm liebevoll zuredete wie einem ganz kleinen Kind. Das wirkte augenblicklich. Er wehrte sich verzweifelt und rief unglücklich: ‚Nein, nein, Fitz ist kein kleines Kind, ich will selbst, ich kann selbst essen!‘“²¹⁶.

Anhand des Namens kann man darauf schließen, dass das Kind etwa drei Jahre alt ist und das R noch nicht richtig sprechen kann. Haarer schreibt, dass sie sich das Kind „liebevoll“ auf den Schoß nimmt, aber das tut sie nicht, sie gibt vor, dem Kind

²¹⁶ Haarer (1940), S.255

positiv und liebevoll zugewandt zu sein, stattdessen aber macht sie sich über es lustig und verhöhnt es und die Gefühle des Kindes nach Zuwendung werden nicht erkannt und nicht erwidert. Statt dessen wird seine Bedürftigkeit auch noch bloßgestellt. Eine solche Verhöhnung der Gefühle und die Verwirrung der Begriffe machen das seelische Chaos in der Kinderseele vollends perfekt. Zahlreiche Beispiele wären noch zu nennen, in denen Erwachsene oder die Mutter sich über Kinder und ihre Angst lustig machen: Kinder sollten, wenn sie von anderen Kinder misshandelt oder geschlagen wurden, sich wehren. Kinder, die bei Erwachsenen Hilfe suchten oder Trost, Wärme und Schutz, wurden als feige oder als „Petzer“ angesehen. Diese Charaktereigenschaft galt als verwerflich und ehrenrührig.

Der schwedische ehemalige Rechtsextremist Kent Lindahl beschreibt in seinem Buch „Exit“, wie er als Kind Quälereien anderer Jugendlicher ausgeliefert war, was letztlich auch zu seinem Weg in die rechte Szene führte.²¹⁷

Hitler schreibt in „Mein Kampf“, dass das deutsche Kind früh lernen soll zuzuschlagen. „Es ist... nicht unedler, wenn ein Angegriffener sich seines Angreifers mit der Faust erwehrt, statt davonzulaufen und nach einem Schutzmann zu schreien. Vor

²¹⁷ Lindahl, Kent, (2001), Exit, dtv

ders.,(2001), The swedish Exit-Projekt, Paper vom EUMC-Workshop, Decreasing Racial Violence, (2.-3-Juli), Wien

-Winkler, Jürgen, (1996), Bausteine einer allgemeinen Theorie des Rechtsextremismus, Zur Stellung und Integration von persönlichkeits- und Umweltfaktoren, in Falter, Jürgen,W. et al, (Hg), Rechtsextremismus, Ergebnisse und Perspektiven der Forschung, Westdeutscher Verlag, Opladen, Sociétés contemporaines,(33/34), 15-38

-Köttig, Michaela,(2000), Mädchen und junge Frauen aus dem rechtsextremen Milieu, Sozialwissenschaftliche Erklärungsansätze und Konzepte der sozialen Arbeit , in Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, H.56/ 57, S.103-116

-Eisner, Manuel, Patrik; Manzoni, Dennis, Ribeaud, (2000),Gewalterfahrungen von Jugendlichen, und Sauerländer Verlag, Aarau

weitere Aussteiger aus der Neonaziszene, die Bücher geschrieben haben , sind z.B.

-Bar, Stefan Michael, Fluchtpunkt Neonazi

-Fischer, Jörg, Ganz rechts, mein Leben in der DVU, Rowohlt

-Hasselbach, Ingo, (Winfried Boengel), Die Abrechnung, Ein Neonazi steigt aus, Aufbau-Verlag

-Hewicker, Christine, Die Aussteigerin, Autobiografie einer ehemaligen Rechtsextremistin, Igel-Verlag

-Lemmer, Torsten, Rechts Raus, Mein Ausstieg aus der Szene, Das neue Berlin

-Winterberg, Yuri, Der Rebell, Odfried Hepp, Neonazi, Terrorist, Aussteiger, Lübbe

In diesen Büchern wird das Bild vermittelt, dass die Jugendlichen aufgrund von Problemen im Elternhaus und in der Gesellschaft Halt in der rechten Szene suchten. Die Bücher beschränken sich auf die Darstellung des Neonazismus, der Aktionen, der Aktivitäten und Gewalttaten. Die Ideologie und Mechanismen, die den Zusammenhalt der Szene bestimmen, werden nicht untersucht. Dies wäre sicher auch zu viel erwartet von Jugendlichen, die grade ausgestiegen sind in ihren Denkstrukturen natürlich noch weiterhin in alten Mustern verhaftet sind. Odfried Hepp schreibt, dass vieles, was er erlebt und gelernt habe, auch heute noch Teil seiner Identität ist: „...als Patriot respektiere ich auch die Rechte und Gefühle anderer Völker, und als Sozialist lasse ich mich nicht freiwillig in einen verbrecherischen Krieg treiben, in dem Arbeiter aufeinander schießen und gewissenlose Machthaber und Konzernbosse davon profitieren.“

Solche Zitate zeigen, dass das völkische Denken nicht überwunden ist, weiterhin nationalrevolutionäre Ideen vertreten werden. Was überwunden wurde, ist die Gewalt. Die Ideologie wird weitertradiert. Eine wirkliche qualitative Veränderung kann nur langfristig und mit Hilfe von Therapie stattfinden.

allem aber, der junge gesunde Knabe soll auch Schläge ertragen lernen. Das mag in den Augen unserer heutigen Geisteskämpfer natürlich als wild erscheinen. Doch hat der völkische Staat eben nicht die Aufgabe, eine Kolonie friedlicher Ästheten und körperlicher Degeneraten aufzuzüchten. Nicht im ehrbaren Spießbürger oder der tugendsamen alten Jungfer sieht er sein Menschheitsideal, sondern in den trutzigen Verkörperung männlicher Kraft und in Weibern, die wieder Männer zur Welt zu bringen vermögen!“ (S.454 f.) Das Zuschlagen wird als Stärke gedeutet. Hierbei ist es nicht wichtig, ob man im Recht ist oder nicht. Wichtig ist es zu handeln. Nach dieser Ansicht gewinnt der Stärkere und hat Recht und der Schwächere wird zu Recht verhauen.

Chamberlain nennt noch ein beeindruckendes Beispiel, in dem Kinder schreiend zur Mutter liefen. Die Mutter hörte sich das Anliegen der Kinder überhaupt nicht an, sondern schickte sie wieder fort. Denn schreiende Kinder sollten grundsätzlich kein Gehör finden. Eines der spielenden Kinder war in einem Teich gefallen und ertrank, weil die Kinder es nicht hinausziehen konnten. „Nach etwa einer Stunde, als das in den Teich gerutschte Kind tatsächlich vermißt und gesucht wurde – es war Mittagsessenzeit, jetzt mußte die Tagesordnung eingehalten werden! – war es tot. Keines der beteiligten Kinder war übrigens älter als fünf Jahre.“²¹⁸

Völlig verwirrend ist für das Kind auch das Erleben, dass es sich anderen gegenüber wehren soll, aber den eigenen Eltern gegenüber soll es klaglos jede Demütigung und Strafe hinnehmen. Härte wurde in dieser Vorstellung zum Wert an sich umgedeutet: Hitler meinte: „Meine Pädagogik ist hart. Das Schwache muss weggehämmert werden. In meinen Ordensburgen wird eine Jugend heranwachsen, vor der sich die Welt erschrecken wird. Eine gewalttätige, herrische, unerschrockene, grausame Jugend will ich. Jugend muß das alles sein. Schmerzen muß sie ertragen. Es darf nichts Schwaches und Zärtliches an ihr sein. Das freie, herrliche Raubtier muß erst wieder aus ihren Augen blitzen...(Rauschning 1988, S. 237)²¹⁹

2.4.11.Erhalt von anderen Erziehungstraditionen

Neben den beschriebenen nationalsozialistischen Erziehungsleitlinien hielten sich es in vielen ländlichen Regionen in Deutschland auch andere Traditionen. In manchen ländlichen Regionen hieß es, „Ein Kind, ein Mensch“, was bedeutete, dass für ein

²¹⁸ Chamberlain, S.153

²¹⁹ Rauschning (1988), Gespräche mit Hitler

kleines Kind ein Jahr ein Erwachsener zuständig war, der das Kind, das erste Jahr mit sich herumtrug und während dieser Zeit für andere Arbeiten ausfiel. Dieser Erwachsene musste nicht notwendigerweise die eigene Mutter sein, es konnte auch ein älteres Geschwister, eine Magd oder ein alter Knecht sein, die vielleicht auch für die Feldarbeit schon zu langsam oder zu schwach waren. Die Kinder wurden während des ganzen ersten Jahres herumgetragen am Körper gewärmt, waren nie allein und schliefen auch nachts bei einem Erwachsenen oder größeren Geschwister im Bett. Dies erinnert an das Buch von Jean Liedloff, welches in den achtziger Jahren in Deutschland bekannt war, „Auf der Suche nach dem verlorenen Glück“, worin der Umgang von Naturvölkern mit den Kindern beschrieben wird. Diese gute und gesunde Tradition wurde von den Nazis brutal unterbrochen, sofern sich die Menschen diesem Ideal fügten und ihre Kinder dieser „modernen“ Erziehung unterwarfen und auslieferten.

Es bleibt aber festzustellen, dass die NS-Pädagogik nicht ganz so bruchlos einfach nur fortführen konnte, was vorher war. Es musste ziemlich vieles „ausgemerzt“ werden, an bäuerlicher Tradition- die bei Bedarf und in anderen Bereichen dann wieder benutzt und missbraucht wurde; an reformpädagogischen Experimenten; an psychologischen Erkenntnissen und psychoanalytischen Ansätzen in Pädagogik, Fürsorgeerziehung und Medizin; es gab bereits in den 20er Jahren Frauenkliniken mit Rooming-in und Dissertationen zur Notwendigkeit des Stillens gleich nach der Geburt; es gab junge Frauen, die Italienisch lernten, um in Italien Montessori-Ausbildungen zu machen.

Es gab also auch Familien in denen mit Kindern anders umgegangen wurde. In denen Gefühle und Wärme und Offenheit gelebt werden durften. Dass diese Familien Widerstand leisteten, ist die notwendige Konsequenz. Denn wer Gefühle hat und zulässt, kann auch anderen gegenüber nicht gefühllos agieren. In den früher eher üblichen Großfamilien hatten die Kinder die Möglichkeit sich Wärme und Zuneigung bei anderen Personen als den Eltern zu holen, wenn diese dafür nicht zur Verfügung standen.

Es lässt sich denken, dass sich Haarer darüber ärgert, dass es solche Personen gibt, Großmütter, Hausmädchen und „nicht wenige Menschen“, die dazu neigen ihre Essensgrundsätze und andere Quälereien zu streng zu finden und die sich weigern sich „geistig umzustellen“ (Haarer, 1940b, S.201)²²⁰ Haarer fordert, auch die jungen

²²⁰ Chamberlain, S. 119

Hausangestellten sollten von der deutschen Mutter lernen, wie sie sich zu verhalten haben: Es ist wichtig, „unseren jungen Hausgehilfinnen bei der Behandlung kleiner Kinder auf den Mund und auf die Finger zu sehen und in ihnen das richtige Verständnis für Kindererziehung zu wecken...Es gehört dies zum erweiterten Aufgabebereich der deutschen Mutter, wie ihn die neue Zeit uns gebracht hat“ (Haarer, 1940b, S.201)

Teil 3

Interviews mit direkt oder indirekt Betroffenen aus der Zeit des Nationalsozialismus und des II. Weltkriegs

3.1.Zur Wahl der Methode

Bei den Überlegungen dazu, welche Methode geeignet ist, das Thema zu befor-schen, ergaben sich verschiedene Probleme. Der zunächst unternommene Versuch, sich dem Thema mit Hilfe von Fragebögen zu nähern, erwies sich als unfruchtbar. Viele Fragebögen kamen nicht zurück andere waren falsch ausgefüllt und durch die Antworten ergaben sich eher wieder neue Fragen. Die Schicksale waren zu individu-ell, um sie mit Fragebögen zu erfassen. Daher sollten qualitative, offene Interviews zum Einsatz kommen. In der neueren Kultur- und Geschichtsforschung, der Psycho-logie und Familienpsychologie, der Soziologie und der Soziopsychologie werden seit den 1980er Jahren vermehrt die Methoden von Oral History angewandt. Mündlich überlieferte Geschichte und lebensgeschichtliche Interviews werden heute mit einem breiten methodischen Instrumentarium an qualitativer Sozialforschung bearbeitet. Die verschiedenen methodischen und theoretischen Ansätze von Biografieforschung können an dieser Stelle nicht diskutiert werden.²²¹

3.2.Narrative, teilstrukturierte Interviews

Für meine Forschung erschien die narrative, teilstrukturierte Interviewmethode am praktikabelsten.²²² Bei dieser Herangehensweise wird das Interview weitgehend frei erzählt, wobei meine Fragen sich im Wesentlichen auf den Hinweis auf möglichst lebensgeschichtliche, chronologische Strukturierung und Nachfragen zum Verständ-nis bezogen. Auf ein allzu deutliches Nachfragen habe ich bewusst verzichtet, um die Sprecherinnen nicht zu drängen, etwas zu erzählen, was sie nicht erzählen möchten oder was sie eventuell in eine Retraumatisierung führen könnte.

²²¹ Vgl.Plato, von BIOS, 2/1998, 213-228; Welzer in BIOS 1/ 2000, 51-63

²²² Glinka (1998), Hopf, (2000), Qualitative Interviews- ein Überblick, in Flick, von Kardoff, Steinke, Hrsg., S. 349-360, Heinze (2000),S.152-165, Niethammer(1980), Rosenthal(1995)

Für die Gesprächsgestaltung waren mir insbesondere meine Ausbildungen in „Klientenzentrierte Gesprächsführung nach Rogers“²²³ (Gesellschaft für wissenschaftliche Gesprächsführung) und meine Ausbildung in Traumatherapie bei Luise Reddemann hilfreich.

Ein Interview ist eine gemeinsame und interaktive Vergegenwärtigung von Erinnerung. Das Forschungsinterview unterscheidet sich von einem normalen Alltagsgespräch, weil es asymmetrisch angelegt ist und es nicht um einen dialogischen Austausch geht. Die Forscherin ist trotz der gebotenen Zurückhaltung nicht neutral. Die Forscherin verhält sich als professionelle und soziale Person mit bestimmten Voraussetzungen von Alter und Geschlecht, der eigenen Herkunft in Bezug auf Gesellschaftsschicht, familiäre Herkunft in Bezug zu dem Thema, bestimmten Zielen, die der Wissenserweiterung und der Quellenproduktion dienen. Es gibt auch Erwartungen die das Ergebnis mitbestimmen, sowohl auf Seiten der Interviewerin wie auch auf Seiten der Interviewpartner.

Die Interviewpartnerinnen möchten ein bestimmtes Ziel erreichen. Es geht um die eigene Selbstrepräsentation, mitunter geht es um eine Botschaft. Es geht den ehemals Verfolgten oder Flüchtlingen auch darum, dass ihr Leid gesehen wird und um eine Richtigstellung des oft erfahrenen Unrechts, welches sich oft bis in die Jetztzeit erstreckt und gesellschaftlich nicht wirklich wahrgenommen wird. Auch die Nachkommen aus Täter- oder Mitläuferfamilien haben ein Anliegen und viele haben leidvolle Erfahrungen in ihrer Herkunftsfamilie gemacht, die sich bis heute als prägend auswirken. Solche Überlegungen spielen eine Rolle beim Verfertigen des Interviews. Bei dem vorliegenden Forschungsprojekt spielt insbesondere auch die Herkunft aus dem Täter- oder Opferkreis eine wichtige Rolle. Ebenso ist das Verhältnis zwischen den Generationen von besonderer Bedeutung. Manche Ältere aus Verfolgtenfamilien vermuten, dass die Forscherin nicht genügend Sensibilität aufbringe, um zu spüren wenn jemand nationalsozialistisch geprägt sei wie z.B. Bert Hellinger. Andere vermuten, dass die Forscherin sich andere leidvolle Erfahrungen nicht vorstellen könne, wie bestimmte Kriegs- und andere Erlebnisse. Eine Interviewpartnerin, die das Interview zurückzog, fühlte sich grundsätzlich nicht „richtig“ gesehen und wollte in erster Linie

²²³ Reddemann (2004), Reddemann (2002), Traumatisierung von Frauen im Lebenszyklus, Konsequenzen für eine frauengerechte Versorgung, Internationale Zeitschrift Psychotraumatologie 4, Reddemann (2001) Opfer traumatischer Gewalt in Wöller, Kruse, (Hrsg.), Tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie, Rogers (1985), Rogers, (1986), Rogers, (1985), Rogers (1982), Meine Beschreibung einer personenzentrierten Haltung, In Zeitschrift für personenzentrierte Psychologie und Psychotherapie1, S.75-78

ihre Grandiosität bestätigt wissen. Diese Einstellung: „Niemand hat so gelitten wie ich“, „Niemand versteht mich“, ist ein Zeichen einer schwerwiegenden Persönlichkeitsstörung, die sich besonders bei Menschen findet, die aus NS-Familien kommen bzw. die eben entsprechend als Kinder missachtet und in der Regel auch misshandelt wurden. Das nichttherapierte Leid prägt bis heute und verhindert eine natürliche Verbindung mit anderen Menschen, da es an emotionaler Verbundenheit fehlt und Gefühle nur dargestellt und nicht wirklich empfunden werden können.²²⁴

Es kann zu nachträglich ausgelagerten Eltern-Kind-Konflikten kommen. Auch können stellvertretende Schutz- und Identifikationsmechanismen aktiviert werden, die ohne entsprechende kritische und selbstkritische Reflexion in den Forschungsprozess einfließen können.

Zu anderen Übertragungen kann es kommen, wenn die Forschungskonstellation auf der gleichen generationellen Ebene angelegt ist, wie eine Napola- Studie zeigt, in der sich Angehörige der zweiten Generation als Forschende gegenüber standen mit Kindern von ehemaligen Napola- Schülern, was dann zu emotionalen Verwicklungen führte.²²⁵ Es kann wie in diesem Beispiel zu unbewussten Einreihungen in eine imaginäre Geschwisterreihe kommen.

Diese möglichen Abwehrhaltungen, Rivalitäten, Erwartungen, Projektionen, Übertragungen sind psychodynamische Mechanismen, die in jeder menschlichen Kommunikation auftreten können. In einer Forschungsarbeit muss darauf ein besonderes Augenmerk gerichtet sein. Die objektive, kritisch-distanzierte Haltung der Forscherin ist nicht wirklich objektiv, denn es gibt auch in der Forschung keine Objektivität.

Die eigene Herkunftsgeschichte, der eigene Sozialisationshintergrund, sowie insbesondere meine wissenschaftlichen und therapeutischen Ausbildungen beeinflussen auch das Sprechverhalten meiner Interviewpartnerinnen.

Einer scheinbar Unbeteiligten und jüngeren Person als Forscherin erzählen die älteren Interviewpartnerinnen möglicherweise offener und ausführlicher, weil sie ein historisches Unwissen voraussetzen und Erklärungsbedarf spüren. Auch kommt es eher nicht zu Konkurrenzerinnerungen. Anders verhält es sich bei jüngeren Interviewpart-

²²⁴Sachse (2007), Persönlichkeitsstörungen verstehen, Zum Umgang mit schwierigen Klienten, Lamme/ Felber/ Sutarski/ Lau, (Hrsg.), (2007), Forensische Begutachtung bei Persönlichkeitsstörungen, Sachse (2002), Histrionische und Narzisstische Persönlichkeitsstörungen, Fritzer, Olzen, (2006) Begutachtung psychischer Störungen, Fiedler (2001), Dissoziative Störungen und Konversion, Trauma und Traumabehandlung, Wardetzki, (19. überarbeitete Auflage, 2007), Weiblicher Narzissmus, Der Hunger nach Anerkennung

²²⁵ Schneider, Stillke, Leineweber (1997), S. 17ff, Jureit, Flucht und Ergreifung, Übertragung und Gegenübertragung in einem lebensgeschichtlichen Interview, BIOS, 2/ 1998, S.229-241

nerinnen, bei denen es eher zur Einreihung in die imaginäre Geschwisterreihe kommt. (s.o.)

Als Forscherin befindet man sich in einer sozialen Doppelrolle zwischen Empathie und professioneller Distanz. Wenn die interviewte Person einen ähnlichen Hintergrund hat, so kommt es zu größerer Nähe und zu mehr Sympathien. Auch kommt es bei manchen Interviews zu Schonhaltungen, um die Interviewpartnerin vor Peinlichkeiten und oder Intimitätsverletzungen zu schützen. Auch kann es auf beiden Seiten Ablehnungen geben, wenn es sich um unterschiedliche politische oder gesellschaftliche, etwa antisemitische oder männlich-chauvinistische Ansichten handelt. Hier galt es möglichst kommentarlos dies stehen zu lassen, um nicht den Fluss und die Authentizität zu behindern. Auch das Zurückhalten von Informationen, sich unwissend oder naiv zu geben, damit die Interviewpartnerinnen offen und detailreich sprechen, ist eine Anforderung an die Forscherin.²²⁶

Da potentielle Interviewpartnerinnen aus NS- Familien meist in eine Abwehrhaltung gerieten, wenn sie das Thema erfuhren, kam es in solchen Fällen kaum zu Interviews. Hier war die Erwartungshaltung meist zu ambivalent, der Aufklärungswunsch stand einem anderen Wunsch nach Abwehr und Angst vor dem Wissen um nationalsozialistische Verstrickungen der eigenen Familie entgegen. Es kam dann meist zu Abwehr und das Interview wurde zu sehr als Bedrohung wahrgenommen als unerwünschte Konfrontation mit der Familiengeschichte, statt einer erwünschten Entlastung konnte es dann zu einem belastenden Gefühl kommen. Dies führte dann in der Regel zu einer Ablehnung des Forschungsansinnens und auch zu einer Ablehnung und Abwertung der Forscherin.

Eindrucksvoll war hier die Begegnung mit einem Psychiater auf einer Fachtagung, aus der Kriegskindgeneration, der den Tod seines Vaters, der als Offizier im Krieg fiel, viele Jahre nicht überwand und erst im fortgeschrittenen Alter sich vermehrt auch fachlich damit beschäftigte. Meine aus reinem Forschungsinteresse an das Plenum gestellte Frage, wie viele der Zuschauer aus Offiziersfamilien kommen, empfand er als persönlichen Angriff auf seine private Person und das veranlasste ihn dazu, sich nach der öffentlichen Diskussion von der Seite an mich an zu nähern, um mich zu beschimpfen und mir Bosheiten zu unterstellen.

²²⁶ Heinze (2001)

So kam es, dass es aus einfachen Gründen der Sympathie und der Nähe es zu mehr Interviews mit Menschen aus Verfolgtenfamilien kam, die auch bereit waren, mir ihre Geschichte zu erzählen. Denn ich war nicht bereit, ehemaligen Nationalsozialisten zu viel Raum für ihre Selbstdarstellung und Sicherung ihrer Grandiosität bereitzustellen.

3.3.Auswahl der Interviewpartnerinnen

Die Suche nach Interviewpartnerinnen stellte sich als schwierig heraus, da jeder Mensch, der das Thema hörte, es sehr stark bezogen auf seine eigene Geschichte interpretierte. Während Flüchtlinge es vorwiegend auf ihre Flucht bezogen, die für sie im Krieg und in der NS-Zeit oft die vorherrschende Traumageschichte war, bezogen es jüdische Menschen auf ihre Verfolgungsgeschichte und viele „normale“ Deutsche lehnten das Thema rundweg ab.

Ein Nachbar etwa, dessen Vater als Jugendlicher mit achtzehn Jahren als Soldat sein Bein verloren habe, der mir erzählt hatte, welch schlimmes Schicksal sein Vater erlitten hatte, meinte dann zu meinem Forschungsthema: Sein Vater sei nicht traumatisiert gewesen, er habe hart gearbeitet, um seine Familie zu ernähren.

Hier wird Trauma dann anscheinend gleichgesetzt mit einer seelischen Beeinträchtigung, die man auf jeden Fall von sich weisen muss, da sonst die Gefahr bestehen könnte, in einem Zusammenhang gesehen zu werden, den man mit „psychiatrisch“ in Zusammenhang bringt und somit etwas an sich krankhaftes, was es auf jeden Fall zu vermeiden und abzuwehren gilt.

Auch viele Gespräche mit älteren ehemaligen Soldaten gingen in eine ähnliche Richtung. Viele erzählten mir ihr Kriegsschicksal, ihr Leid, ihre Verletzungen und betonten dann, dass sie aber nicht mehr darunter litten, während sie gleichzeitig von ihren daraus folgenden bis heute bestehenden gesundheitlichen und seelischen Beeinträchtigungen erzählten oder ihre Prothesen zeigten.

Mein Hinweis, dass es in Düsseldorf in der Psychiatrie der medizinischen Fakultät einen ambulanten Gesprächskreis gäbe für ehemalige Weltkriegssoldaten, um mit Depressionen und Kriegserlebnissen besser fertig zu werden, wurde meist überhört oder strikt abgewiesen. Hier wird wieder die Angst vor der Psychiatrie deutlich, die absolut verständlich und nachvollziehbar ist, wenn man sich die deutsche Geschichte der Psychiatrie ansieht. Die „Zusammenarbeit“ und „Mitarbeit“ von Ärzten und Psychiatern mit dem nationalsozialistischen System, die Vorteilsnahme vieler Mediziner

durch die Verfolgung und Ermordung von Juden und anderen Menschen, ist m.E. bis heute nicht ausreichend beforscht und bearbeitet.

Viele Menschen, denen ich etwas von meiner Arbeit erzählte, nahmen das Thema direkt zum Anlass, mir ihre Geschichte zu erzählen, weil die Erlebnisse anscheinend schon lange auf ihrer Seele drückten, weil sie etwas Wichtiges zu sagen hatten. Ein Interview im eigentlichen Sinne mit Tonbandaufnahme wollten sie jedoch nicht geben.

Auch kamen immer wieder ganz starke Abwehrmechanismen zur Sprache. Etwa als ein ehemaliger Flüchtlingsjunge mir erzählte, dass er auf der Flucht hunderte von Kilometern mit seiner Mutter und den Geschwistern von Schlesien zu Fuß nach Westdeutschland gelaufen sei- eine an sich schon traumatisierende Geschichte- und dann detailliert berichtet, wie er bei der Durchwanderung der bombardierten Stadt Dresden die brennenden sterbenden Menschen überall in den Fenstern der Häuser gesehen habe. Während er mir dies sehr plastisch schilderte, meinte er dann, dass dies ja für Kinder, er sei damals fünf, sechs Jahre alt gewesen, nicht so schlimm sei, da Kinder dies ja schnell wieder vergessen würden. Er hatte es offenbar nicht vergessen. Und die Erklärung, dass es nicht schlimm für Kinder sei, war die zu der Kriegszeit übliche Erklärung Erwachsener, die er internalisiert hatte. All dies und anderes erzählte er anscheinend gefasst. Dann sprach er vom Tod seines Hundes vor wenigen Jahren. Hier erst war es ihm möglich zu weinen.

Westdeutsche waren oft gar nicht in der Lage zu erkennen, dass das Thema Flucht und Flüchtlingsschicksal auch für Nachgeborene von Bedeutung sein könne. So sagte etwa ein westdeutscher niedergelassener Psychotherapeut zu mir, dass das Thema heute doch keine Bedeutung habe für jemanden, zumal wenn jemand im Westen nach dem Krieg geboren und aufgewachsen sei. Welche starke Bedeutung sich aus der Traumatisierung der Eltern und Großeltern auch für nachfolgende Generationen ergeben, war ihm offenbar nicht bewusst, genauso wenig, wie ihm deutlich war, dass das Herausgerissensein aus dem Familienkreis, dem sozialen Kreis, den Nachbarschaften und Landsmannschaften, die Heimatlosigkeit, sich auch auf die nächsten Generationen durchaus auswirken.

Viele Menschen lehnten auch das Thema ganz direkt ab, nach dem Motto, warum ich mich nicht mit „etwas freundlicherem“ beschäftigen könne. Gerade die starke Abwehr

zeigt, wie wirksam und damit wichtig das Thema ist und wie dringend der Forschungsbedarf hier ist.

Die Auswahl der Gesprächspartner ergab sich daraus, dass es schwer war, Menschen aus NS-Familien zu finden, die bereit waren, frei darüber zu sprechen. Zumal, wie bereits oben benannt, in diesen Familien die Tradition des Beschweigens, der Beschönigung, der Verdrehung, der Gefühlsabspaltung stark vertreten sind. Zudem war es deutlich, dass diese Menschen zumeist nicht willens waren, sich mit dem Thema zu beschäftigen. Hinzu kam, dass es deutlich wurde, dass in diesen Familien durch die beziehungs-traumatisierende Konstellation regelhaft eine mehr oder weniger vollkommene Amnesie vorhanden war. Erinnerungen an die Kindheit gab es kaum, nur rudimentär oder beginnend ab dem sechzehnten Lebensjahr. Einige Frauen, mit denen ich sprach, waren angesichts meines Berufes und unseres vertrauensvollen Gesprächs durchaus bereit mir einige Informationen über den selbst erlittenen sexuellen Missbrauch durch den Vater oder den Großvater zu geben, verbunden mit Informationen über seine hohe Position im NS-Staat. Hätte ich diese Position benannt, so hätten sich auch Rückschlüsse auf die Familie ziehen lassen. Interviews kamen da nicht zustande. Kriterien für die Auswahl der Gesprächspartnerinnen war die Fähigkeit und die Bereitschaft zu der Thematik offen zu sprechen. Es war daher einfacher, Menschen zu finden, die bereits zu ihrem eigenen Schicksal öffentlich gesprochen hatten oder deren Angehörige sich öffentlich geäußert hatten. Es war deutlich, dass bei allen Sprechenden auch Gefühle der Scham eine Rolle spielten, wie sie bei seelischen und grenzverletzenden Verletzungen eben auch eine wichtige Rolle spielen. Die Angst durch Unverständnis oder Abwertung erneut verletzt zu werden, hielt sicherlich einige davon ab, sich zu einem Interview bereit zu finden. Mein ganz besonderer Dank geht daher an jene, die bereit zu einem Gespräch waren.

3.4. Die Leitfragen des Interviews

Die Fragen waren so „Offen und flexibel...wie möglich, so strukturiert wie aufgrund des Forschungsinteresses notwendig.“²²⁷ Beim Leitfaden geht es nicht darum, die Fragen der Reihe nach abzufragen, sondern offen zu sein für die Sichtweisen und das Selbstverständnis des Interviewpartners und für andere Aspekte, an die man selbst zuvor nicht gedacht hatte. Nach ein paar einleitenden Worten, warum wir hier

²²⁷ Helfferich (2005), S.161

sitzen, worum es bei dem Gespräch geht, fragte ich danach, wann und wo die andere Person geboren ist. So ergab es sich dann auch gleich, wer die Eltern waren und wie die Umstände waren. Danach lenkte ich das Gespräch darauf, was die frühesten Erinnerungen seien. Das Prinzip der Offenheit bedeutet hier, dass es am Erzähler liegt, was er oder sie erzählen mag und wie ausführlich die Antworten ausfallen. Die Fragen haben einen offenen Charakter, so dass der Erzähler dann in freier Rede ohne vorgefasste Formulierung selbst erlebte Ereignisse schildern kann.

Die Zeitdauer war zuvor nicht festgelegt worden.²²⁸ Die meisten sprachen etwa anderthalb Stunden. Einzelne sprachen länger. Einer sprach über vier Stunden. Hier benutzte ich mehrere Tonbänder. Ich versuche dabei lediglich das Gesagte soweit möglich chronologisch zu strukturieren und nichts abubrechen. Durch das Tonbandende nach zwei Stunden, war für viele dies technische Ende ein Grund, sich nicht weiter äußern zu wollen. Vielen Sprechern war es deutlich anzumerken, dass die Beschäftigung mit dem Thema sehr belastend war und insofern waren sie auch einerseits froh, sprechen zu dürfen, andererseits auch froh, dass es ein Ende gab.

Der Leitfaden²²⁹ ergab sich durch die Vorüberlegungen, was wichtig sein könnte, um das Forschungsthema zu erfassen. Der Untersuchungsgegenstand wurde vergewärtigt. Theoretische Vorarbeiten, eine sehr umfassende Literaturrecherche, der Besuch von Fachtagungen und vor allem das persönliche Gespräch mit zahlreichen Betroffenen filterten die wichtigen Fragen schließlich heraus.

3.5.Datenerhebung und Diskursverlauf

Für die Untersuchung ist es entscheidend, dass die Interviewpartnerinnen frei zu den relevanten und im Voraus ausgewählten Themenschwerpunkten erzählten, ohne dass dabei bestimmte Aussagen herausgefordert bzw. vorgegeben werden. Selbstbeurteilung, subjektive Wahrnehmung von Erlebnissen, das individuelle Empfinden des eigenen Verhaltens und des familiären Umfeldes und eigenständige Bewertungen und Schlussfolgerungen sind Gegenstand der Analyse. Als Ergebnis solcher offenen Interviews steht ein sehr umfangreiches und detailliertes Datenmaterial zur Verfügung.

Die vorbereiteten Fragen dienten als Leitfaden, wurden jedoch in keinem Gespräch als zwingendes Ablaufmodell des Diskurses benutzt, sondern eher als Themenvor-

²²⁸ Flick (2007), S.223

²²⁹ Gläser, Laudel (2004), S.138-149, Hopf (1978), S.97-115

gabe oder Erzählanstoß. Die Reihenfolge der einzelnen Themen wurde von den Interviewten während des Gesprächs selbst festgelegt. Eine einzelne Frage löste manchmal einen langen Redefluss aus, in dem weitere Fragen nebenbei mitbeantwortet wurden.

Die Interviews orientierten sich am chronologischen Erleben der Interviewpartnerinnen und sollten insbesondere den Fokus auf die Fragestellung der Lebensgeschichte unter dem Aspekt der Erlebnisse bzw. bei jüngeren Interviewpartnerinnen der Folgen der NS-Zeit, des Krieges, der Verfolgung legen. Die Interviewpartnerinnen sollten nach Möglichkeit ihre Geschichte frei entwickeln und gestalten. Ich versuchte, so wenig wie möglich einzugreifen, nur dann wenn bestimmte Themen ausgelassen wurden bzw. die Chronologie durcheinander geriet.

Inhaltlich waren folgende Bereiche wichtig: Das familiäre Umfeld, welche Rolle die Eltern bzw. Großeltern spielten, die Rolle der Eltern in Bezug auf den Nationalsozialismus, die Auswirkungen des Krieges und der NS-Zeit bis heute, sowie die heutige Sichtweise auf die Zeit und das heutige Erleben. Die Art und Thematisierung der Interviews war weitgehend der Interviewpartnerin überlassen.

Die Interviews dauerten meist etwa anderthalb Stunden, einzelne Sprecherinnen brauchten aber länger, einer über vier Stunden. Hinzu kamen die Gespräche, die wir in der Regel vorher, „zum Warmwerden“ führten und erfahrungsgemäß kamen nach dem eigentlichen Interview noch einige wichtige Mitteilungen, die eher an mich im Vertrauen gerichtet waren und die nicht für das Tonband bestimmt waren. Nicht umsonst wird in einem Handbuch zur Durchführung qualitativer Befragungen nachdrücklich darauf hingewiesen, der Interviewer müsse vor allem *nach* dem Abschalten des Aufzeichnungsgerätes besonders aufmerksam sein, weil viele Interviewpartnerinnen gerade nach der offiziellen Befragungssituation wichtige und persönliche Informationen nachliefern und die Gesprächssituation kommentieren.²³⁰

Die Gespräche wurden auf Tonbandkassetten aufgenommen und dann später für die Analyse transkribiert. Davon ausgehend, dass dies auch für den Forschungsprozess wichtig ist, habe ich auch dokumentiert, in welcher Beziehung ich zu den Interviewpartnerinnen stehe, bzw. wie es zu dem Interview gekommen ist. Dazu gehören auch Notizen zu dem Ambiente, in dem wir uns trafen, meist trafen wir uns bei den Interviewpartnerinnen zu Hause. Dies war für viele Gesprächspartnerinnen am bequemsten und so bekam ich auch einen Eindruck von dem Wohn- und Lebensumfeld

²³⁰ Vgl. Bortz (1995), S. 283

der betreffenden Person. Mit einigen traf ich mich bei mir im Haus und mit anderen in einem Hotelzimmer. Weitergehende Tiefeninterviews habe ich nicht durchgeführt. Die Interviews waren in vielen Fällen der Beginn einer anhaltenden Bekanntschaft und Freundschaft.

Eine Interviewpartnerin, die kaum, dass ich Fragen stellen konnte, das Mikrofon ergriff und ohne mich anzusehen aus dem Fenster blickte und monologisierte bis das Band zu Ende war, fühlte sich von mir nicht verstanden, warf mir vor, unsensibel zu sein und sie nur lächerlich machen zu wollen. Sie wollte mit mir diskutieren, um sicher zu stellen, dass sie „richtig“ dargestellt sei. Mein Hinweis darauf, dass eine Forschungsarbeit bestimmten wissenschaftlichen Regeln unterliege, dass die Interviewpartnerinnen anonymisiert werden und dass die Forschung nicht die Absicht verfolge, irgendjemanden bloßzustellen, konnte sie nicht beruhigen. Diese Interviewpartnerin wäre grade ein gutes Beispiel gewesen für die histrionisch-narzisstische Persönlichkeitsstörung, die durch die Erziehung im Nationalsozialismus häufig entstanden ist. Auch andere Interviewpartner mit ähnlichem familiärem Hintergrund weisen diese typische Störung auf.²³¹

3.6.Auswertung

Die Auswertung der Interviews erfolgte nach thematischen Gesichtspunkten, deren Kategorien im Großen und Ganzen mit dem Interviewleitfaden übereinstimmen. Für die Auswertung von Interviews gibt es ein breites methodisches Instrumentarium, welches nach unterschiedlichen Fachrichtungen, Fragestellungen und Erkenntniszielen in unterschiedlicher Art ausgerichtet und gewichtet ist.

Mein Ansatz richtet sich zum Einen auf die Frage, inwieweit sich das erlebte Zeitgeschehen, sowie auch die erlebte Familiengeschichte auf das einzelne Individuum auswirkt, während es andererseits auch sehr deutlich wurde, dass die scheinbar individuellen Erlebnisse durchaus in einen größeren zeitgeschichtlichen und vor allem auch sozialpolitischen und soziologischen Zusammenhang einzuordnen sind.

²³¹ Eine typische Protagonistin der NS-Zeit ist z.B. Magda Goebbels, die Frau von Josef Goebbels, deren Lebensziel sich völlig auf die äußere Hülle beschränkte und deren wichtigstes Ziel es war, die Frau an der Seite eines „wichtigen“ Mannes zu sein. Erst war sie die Freundin eines jüdischen Zionistenführers, dann die Frau eines reichen Industriellen dann die Frau des Propagandaministers, der die Judenverfolgung als wichtiges Lebensziel sah. Siehe auch Klabunde (1999), Magda Gobbels, Annäherung an ein Leben, Goldmann.

In der Oral History ist es bekannt, dass es bei der erzählten Geschichte nicht so sehr darum geht, „wie es wirklich gewesen ist“, sondern es geht darum, wie ein vergangenes Ereignis von heute aus wahrgenommen wird, wie es gedeutet wird und welche Rolle es heute in der Selbstrepräsentation spielt. Diese Darstellung und Wahrnehmung kann sich, wie bereits oben dargelegt, gegenüber unterschiedlichen Gesprächspartnerinnen und in anderem Zusammenhang anders gewichtet darstellen. Auch können Erlebnisse wie z.B. Erinnerungstage, jüngst gelaufene themenbezogene Filme, Ausstellungen oder andere Ereignisse die Tagesstimmung und das Wahrnehmen und Erinnern beeinflussen.

Es steht also nicht die Rekonstruktion des Erlebnisses, die historische Wahrheit im Vordergrund, sondern es geht um den nachträglich hergestellten Zusammenhang, die nachträgliche Rekonstruktion und auch die Sinndeutung, den Sinnzusammenhang für die Interviewpartnerin. Natürlich sind Interviews keine reine Konstruktion. Es können durchaus auch Rückschlüsse auf reale Erfahrungen und vergangene Erlebnisse gezogen werden.

Über die Objektivität bei Erinnerungen sind oft Begegnungen mit alten Ehepaaren anschaulich, die über ein gemeinsames Erlebnis der Vergangenheit berichten. Häufig erzählt einer und der andere unterbricht, mit dem Hinweis. „Nein, das war doch ganz anders. Du erzählst das ganz falsch.“

Beim wissenschaftlichen Interview geht es in erster Linie um die Analyse von Erinnerung an diese themenbezogenen Kindheits- und Jugend- Erfahrungen. Das bedeutet, es geht um nachträgliche Zuschreibungen, Deutungen und Bedeutungen. Die Aussagen sind an das individuelle Narrativ gebunden. Auch die individuelle Situation das Interviewsetting sind in die Analyse und Interpretation mit einbezogen.

Auf dieser Basis wurden dann Thesen über mögliche Motivationen und Erklärungsmodelle für bestimmte Wahrnehmungs- und Verarbeitungsweisen entwickelt, wobei tiefenpsychologische und psychoanalytische Verfahrensweisen eine Rolle spielen. Grundsätzlich ist zu bemerken, dass es sich dabei immer um Hypothesen handeln muss, denn nur die Interviewpartnerin selbst weiß, wie es ihr mit den Erlebnissen und den Erinnerungen oder den angenommenen Erinnerungen geht und was es für sie

oder ihn selbst bedeuten.²³² Meine Deutungsangebote können nicht den Anspruch auf Allgemeingültigkeit haben, es kann sich immer nur um Interpretationen handeln, die mir aufgrund meiner Eindrücke, meiner Kenntnisse, meines Wissens und Erfahrungen plausibel und sinnvoll erscheinen.

Bei sozialwissenschaftlichen Interviews und jeder zwischenmenschlichen Kommunikation kommt es immer zu psychischen Mechanismen, zu Einfühlung und Abwehr, Übertragung und Gegenübertragung, zu Identifikation und Projektion.

Da ich das Forschungsprojekt alleine durchführe, ist es daher wichtig, im intrakollegialen Austausch meine Texte zu supervidieren. Durch die kollegiale Arbeit an Gutachten habe ich meine fachliche und inhaltliche Kompetenz geschult. Die Supervision als Korrektiv von außen ist ein wichtiges Instrument in der Sozialforschung. Thesen, Analysen und Interpretationen müssen kritisch reflektiert werden. Voreilige Schlussfolgerungen, moralisierende Wertungen oder Schlussfolgerungen und Fehlinterpretationen sollen so weit wie möglich vermieden werden. Qualitative Inhaltsanalyse bedeutet, dass es Gütekriterien gibt, die nachvollziehbar sind. Das Gütekriterium der Kohärenz zeigt, ob die im Forschungsprozess entwickelte Theorie in sich konsistent ist. Die regelgeleitete Auswertung ermöglicht es, dass auch andere Personen zu ähnlichen Ergebnissen kommen, wenn sie die Texte unter den gleichen Fragestellungen untersuchen würden.

3.7. Die Wiedergabe der Interviews

Die möglichst wortgetreue Wiedergabe des gesprochenen Textes ist eine anstrengende Aufgabe, die ich jedoch für den Analyseanspruch für notwendig erachte. Die Lesbarkeit der Interviews ist nicht immer einfach. Auch ist es eine besondere Herausforderung die Interviews in Bezug auf Kontextualisierung, Sinnzusammenhänge, chronologische Zusammenhänge und soziologische Aspekte hin zu untersuchen und entsprechend zu ordnen, beziehungsweise zu zerlegen und die Ergebnisse entsprechend herauszuarbeiten.

²³² Rogers (1957), The necessary and sufficient conditions of therapeutic personality change, Journal of Consulting Psychology 21, S.95-103, Rogers, (1985), Die nicht- direktive Beratung, Rogers, (1986), Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie, Rogers, (1985), Therapeut und Klient, Rogers, (1982), Meine Beschreibung einer personenzentrierten Haltung, In Zeitschrift für personenzentrierte Psychologie und Psychotherapie¹, S.75-78, Weinberger (1988), Klientenzentrierte Gesprächsführung

Letztlich geht es bei der qualitativen Sozialforschung auch darum, neue Informationen zu sammeln und zusammen zu tragen und anschließend so zusammen zu fassen, dass eine große Materialmenge auf ein überschaubares Maß gekürzt wird und dann dabei die wesentlichen und für den Forschungsgegenstand wichtigen Inhalte zu kürzen.²³³

Eine weitere Schwierigkeit besteht in der Anonymisierung der Interviewpartnerinnen und Partner. Zum Teil handelt es sich um bekanntere Menschen, die durch Publikationen oder in den Medien bereits in Erscheinung getreten sind, beziehungsweise sind sie in ihren jeweiligen Lebensumfeldern wie zum Beispiel jüdischen Gemeinden bekannt.

Vielen meiner Gesprächspartnerinnen war die Anonymisierung nicht wichtig, da sie sowieso in der Öffentlichkeit über ihre Familie oder ihr eigenes Schicksal berichtet hatten oder darüber publiziert hatten. Für andere war es ein inneres Anliegen jemandem, ihre Familiengeschichte und ihr eigenes Leid zu berichten und anzuvertrauen. Eine Interviewpartnerin hatte offenbar im Nachhinein Ängste, bloßgestellt zu werden und lächerlich gemacht zu werden, so dass sie unter schwierigsten Kommunikationen und Schuldzuweisungen an die Forscherin ihren Beitrag zurückzog. Dies hat sicher mehr mit ihrer eigenen Persönlichkeit zu tun, welche eben auf die traumatisierende Familiengeschichte zurückzuführen ist, als mit dem Forschungsgegenstand und der Forscherin selbst. Ein anderes Interview wurde zuletzt heraus genommen, da es nicht zu erkennbar war, was von dem Erzählten wahr war oder was der Sprecher für wahr hielt. Einige prüfbare Daten waren sichtlich nicht mit der Realität übereinstimmend. Solches konnte im Rahmen dieser Arbeit nicht geklärt werden.

Es ist nicht immer einfach, verschiedene Erzählpassagen in denen unterschiedliche Themen angesprochen werden, Ausführungen und Verweise so zusammen zu kürzen, dass sie noch verständlich bleiben, ohne dass wichtige Kontexte verloren gehen. Bei einer tiefergehenden Analyse, bei der der einzelne Mensch von besonderer Bedeutung ist, sind oft Details von Bedeutung, um die tieferen Sinnzusammenhänge zu verstehen.

Ich habe daher alle Personen mit einem anonymisierten Namen benannt. Bei Menschen, die ihre Lebensgeschichte bereits öffentlich gemacht haben und so wie mir bereits in ähnlicher Form ihre Geschichte publiziert oder im Rundfunk oder Fernsehen erzählt haben, habe ich in abgestufter Form weniger Wert auf die Anonymisie-

²³³ Mayring (1997), S. 74

rung der Daten und autobiografischer Details gelegt. Man kann also von einer nuancierten oder abgestuften Anonymisierung sprechen. So erklärt es sich auch, dass bei manchen Personen nur schwammige Angaben zu ihrem jetzigen Leben oder ihren Lebenspartnerinnen gemacht werden. Auch wenn im Detail mögliche wichtige Informationen verloren gehen sollten, so ist es angemessen den Schutz und das Vertrauen der Interviewpartnerinnen höher zu bewerten. In Zweifelsfällen über das Ausmaß der Anonymisierung habe ich Rücksprache mit den Interviewpartnerinnen gehalten. Die vorliegende Arbeit ist das Ergebnis einer mehrjährigen umfassenden Forschungsarbeit mit entsprechendem methodischen und fachlich theoretischem Instrumentarium, sowie entsprechenden differenzierten Fragen und Analysen. In der Hoffnung, dass diese Arbeit einen über die science community hinausgehenden Leserkreis interessieren kann, versuche ich meinen Text möglichst lesbar und allgemein verständlich zu verfassen.

Die thematische Komplexität bei gleichzeitigem Anspruch auf Differenzierung erfordert jedoch auch einen entsprechenden Wortschatz an fachlichen Begriffen, die ich für die allgemein verständliche Ausformulierung dieser Arbeit jedoch nicht für abträglich halte.

3.8.Exkurs: Aktualität des Forschungsthemas

Zu Beginn meiner Forschungsarbeit war das Thema des Psychotraumas noch weitgehend unbekannt. Es war grade durch die neuen Entwicklungen in der Hirnforschung, durch die technischen Entwicklungen der Computertomografie, welche neue Einblicke in das Gehirn lebender Menschen ermöglichen in den Fokus der Wissenschaft gerückt. Auch die Erforschung der NS- und Kriegszeit schien ein weitgehend unerforschtes Gebiet. Während ich an meiner Arbeit schrieb, erschienen etliche neue Bücher, die sich mit dem Thema befassten. Anscheinend hatte ich einen Zeitnerv getroffen und nach der langen Zeit nach dem Kriegsende ist es wohl auch so, dass viele Zeitzeugen nun sterben und dass viele ehemalige Nationalsozialisten so alt sind, dass sie keine einflussreiche gesellschaftliche Rolle mehr spielen.

In der Gesellschaft wird das Thema durch Ausstellungen wie „Verbrechen der Wehrmacht“, „Flucht und Vertreibung“, „Zug der Erinnerung“ langsam an eine breitere Öffentlichkeit herangeführt.

Auch die „Kriegskinder“ dürfen langsam über ihr Leid sprechen und es thematisieren und sich somit von der Elterngeneration lösen, die den Krieg und Hitler wählte. Endlich dürfen sich ehemalige Kriegskinder auch mit ihrem Leid auseinander setzen und es publizieren.

Vergangenheitspolitische Kontexte beeinflussen den einzelnen Menschen in seiner Lebensentwicklung in großem Maße und so erscheinen viele der hier Interviewten als typische Vertreter ihrer Zeit und ihrer gesellschaftlichen Schicht. Die Erlebnisse, die die Familie im Krieg und in der NS-Zeit hatte, wirken sich in der Regel prägend bis heute aus.

Lebensgeschichtliche Interviews sind Interviews, die der Selbstrepräsentation dienen. Je nach Persönlichkeitsstruktur, Selbstverständnis, gesellschaftlichem Status und Lebensphase liegt dem Interview auch eine andere Motivation zugrunde und ein anderes Selbstverständnis. In welchem Lebensalter und in welcher Lebenssituation, die Befragten sich befinden, wirkt sich auch auf den Inhalt des Interviews aus.

Das bewältigte Leid der Vergangenheit, sieht aus der Entfernung des Alters nicht mehr so überwältigend und erschreckend aus, wie bei einem Mensch der sich noch in einer schwierigen Situation befindet oder der die Vergangenheit noch nicht bewältigen konnte.

Menschen, die als Kinder von ihrer Familie im Stil der nationalsozialistischen Erziehung behandelt wurden, ständigen Entwertungen, seelischen und körperlichen Misshandlungen ausgesetzt waren, haben oft ohne Therapie keine Möglichkeit, sich aus ihrem Leiderleben heraus zu entwickeln. Auch Menschen, deren Familie die Traumatisierungen der Verfolgung nicht therapeutisch bearbeitet haben, leiden bis heute darunter.

Bewältigungen und Bearbeitungen waren oft nicht oder nicht ausreichend möglich, da auch im therapeutischen Setting bis heute bei vielen Therapeuten noch kein ausreichendes Bewusstsein dafür vorhanden ist, wie stark sich die Traumatisierungen auch in nachfolgenden Generationen auswirken.

Jüngere Interviewpartnerinnen haben häufig noch keine umfassenden Überlegungen und Reflektionen über ihr Leben angestellt. Bei Menschen aus Verfolgtenfamilien oder mit besonderen Leidgeschichten, kann dies jedoch ganz anders sein. Je nachdem, in wie weit sie mit den Verfolgungs- oder Traumageschichten konfrontiert wurden, kann es hier durchaus für eine in dem jüngeren Alter nicht typische Reflektion

zu Lebensfragen und eigener Stellung im historischen Zeitfenster und der Generationenfolge kommen.

Die Interviewpartnerinnen im mittleren Lebensalter zwischen 50 und 60 Jahren befinden sich im Übergang der Lebensmitte zum Älterwerden, hier kommt es zu einem zunehmenden Bewusstsein über die Endlichkeit des Lebens und der teilweisen Irreversibilität eingeschlagener Lebenswege. Bei vielen Menschen kommt es zu einer Thematisierung der Vergangenheit, bekannt auch als „Midlifecrisis“, zu einer Zwischenbilanz, bei der es auch um die Frage geht, was war bisher und welche Möglichkeiten stehen mir noch offen, welche Wünsche möchte ich mir noch erfüllen. Während es bei älteren Menschen mehr um ein rückblickendes Erinnern geht, um eine endgültige Bilanzierung, eröffnen sich im mittleren Alter noch andere, mitunter neue Perspektiven. Durch das möglicherweise bevorstehende Ende des Erwerbslebens können bei entsprechender Gesundheit und ausreichenden finanziellen Möglichkeiten, neue Wege und Lebensinhalte und Sinn gefunden werden.

Der Tod der Eltern, teilweise in den letzten Jahren, führte bei vielen der Interviewten zu einer erhöhten Emotion, zu einer neuen Beschäftigung mit dem Thema, was zu einem erhöhten Bedürfnis der Reflexion und der Erinnerung führte. Noch lebende Elternteile führten teilweise dazu, dass aktuelle Konflikte oder bewusste und unbewusste Rücksichtnahmen sich in besonderem Maße auf die Interviews auswirken konnten.

In anderen Lebensphasen und anderen vergangenheitspolitischen Bedingungen wären die Interviews anders verlaufen. Die Selbstrepräsentation, Inhalte und Sichtweisen wären andere gewesen. In jüngeren Jahren der Jugend und eventuell einer Rebellionsphase gegen die Elterngeneration wären andere Bewertungen vorgenommen worden und andere Schwerpunkte wären gesetzt worden. Eine ehemals kritische, möglicherweise selbstgerechte Haltung gegenüber NS- Eltern konnte sich in höherem Alter in eine mildere verständnisvollere Sichtweise und Wahrnehmung verändern. Andererseits konnten neue Erkenntnisse über die NS-Zeit und die Verwicklung der eigenen Eltern auch zu einer neuen kritischeren Haltung führen.

Selbstrepräsentationen, die sich im Laufe der Jahre entwickelt und verfestigt haben, sind trotzdem keine abgeschlossenen Narrative. Sie sind immer noch als Erinnerungs- und Verarbeitungsprozess und deren Momentaufnahme zu verstehen.

Da sich mit einigen Interviewten die Beziehung durch unsere Gespräche vertieften, hatte ich zum Abschluss der Forschungsarbeit hin die Idee, noch Nachgespräche zu

führen, auch um zu erfahren, inwieweit sich ihre Sichtweisen möglicherweise geändert hätten oder inwieweit sich auch Entwicklungen eingestellt hätten, die ich bereits vorausgesehen hatte. Es war besonders erhellend und die Richtigkeit der Untersuchungsmethode bestätigend, nun zu sehen, dass es bei einigen der Gesprächspartner, tatsächlich zu den Änderungen gekommen war, die ich bereits Jahre zuvor gedeutet hatte.

3.9. Die Interviews und ihre Auswertung

Die Interviews werden nach bestimmten Überlegungen untersucht.²³⁴ Wie im Abschnitt „Zur Wahl der Methode“ dargelegt, wurden sie nach den Regeln für narrative Interviews ausgehend von Lamneck (2005), Mayring (1999), Schütz (1977) erstellt. Nun geht es darum, sie auf die nachfolgend genannten Kategorien und Fragestellungen hin zu lesen. Hierzu erweisen sich Auswertungen als hilfreich, die in Projektstudien in Münster von Brigitte Bauer entwickelt wurden.²³⁵ Nach Bauer werden die Aussagen aus Interviews in zehn verschiedene Bereiche gegliedert, wobei die Aufgabe der Auswertung vor allem in der Zuordnung der einzelnen Aussagen zu den jeweiligen Bereichen besteht. Es handelt sich um folgende Bereiche:

- (1) Lebensbeschreibung: Hierbei geht es um folgende Fragen: Wie beschreibt die befragte Person ihr Leben? Wie ist die Sprache? Welche Begriffe fallen auf, charakteristische Redewendungen? Welche Besonderheiten in den Darstellungen fallen auf?
- (2) Gefühlswelt: Welche Gefühle der befragten Person können durch die Schilderungen indirekt erschlossen werden oder werden sogar von der befragten Person benannt? Wie geht sie mit ihren Gefühlen um? Lassen sich bestimmte Strategien im Umgang mit dem eigenen Erleben erschließen? (z.B. Verleugnung von Gefühlen; Versachlichung; Dramatisierung; Empathie etc.?) Welche Gefühle und welche Art und Weise des Erlebens werden von der befragten Person bei den bedeutsamen Personen des eigenen Lebens in welcher Form wahrgenommen und wie werden diese geschildert?
- (3) Beziehungen zu anderen Menschen: Welche Beziehungen zu welchen Menschen erscheinen besonders wichtig? Wie werden die Beziehungen geschildert? Welche erscheinen besonders wichtig? Wie werden die Beziehungen geschildert? Welche Qualität der Beziehung wird erschlossen? Bedeutung der Beziehung für die befragte Person?
- (4) Selbstbild/ Selbstkonzept: Welche charakteristischen Sätze oder Eigenschaften finden sich, die auf das Selbstkonzept schließen lassen?
- (5) Belastungen: Welche Problemstellungen, Schwierigkeiten, Belastungen werden wie geschildert? Wie wird diesen begegnet und wie werden diese erlebt? Welche „Copingstrategien“ werden deutlich?

²³⁴ Bauer (2009), in Hölzle, Jansen, Hrsg., Ressourcenorientierte Biografiearbeit, Grundlagen- Zielgruppen- Kreative Methoden, S. 209-222

²³⁵ Bauer, s.o.

(6) Werte und Normen: Welche Werte und Normen lassen sich eruieren, die für die befragte Person für ihre Lebensgestaltung, Gestaltung von Beziehungen, Beruf etc. zentral sind?

(7) Zukunftsperspektive: Welche Zielvorstellungen hat die befragte Person für ihr eigenes Leben. Wie bezieht sie die nähere oder fernere Zukunft in ihr Leben ein? Welche Pläne für das weitere Leben werden benannt oder können erschlossen werden?

(8) Sinnperspektive: Wird das eigene Leben als sinnvoll/ bzw. als sinnlos erlebt? Was gibt dem eigenen Leben Sinn? Woraus bezieht die befragte Person Anerkennung? Welche Personen werden in dieser Hinsicht als besonders bedeutsam erlebt? Wer gibt in welcher Form Anerkennung/ Wertschätzung oder gar Abwertung(Nähe zur Kategorie Beziehung)?“

Diese Fragestellungen sind Anregungen zu den Überlegungen, die in Bezug auf die Interviews anzustellen sind. Sie können erweitert werden und sind nicht trennscharf. Bei der Auswertung zum konkreten Thema der vorliegenden Arbeit und im besonderen Hinblick auf die Traumatisierung der Betroffenen bzw. deren Kindern und Nachkommen, sind noch andere Gedanken von besonderer Bedeutung. Hier sind vor allem Kriterien zu nennen, die (9) typisch sind für Traumatisierungen und

(10) Kriterien, die eine besondere Bedeutung haben in Bezug auf das Phänomen der Diktatur und des Nationalsozialismus.

Im Hinblick auf die Traumatisierungen (9) kommt es zu charakteristischen Ausprägungen und Entwicklungen. Hier sind Begriffe zu nennen wie Derealisation, Depersonalisation, Abspaltung von Schmerz und Affektabwehr, Gefühlsblindheit (Alexithymie), Idealisierung und Heroisierung, Deponierung. Die Entfremdung des Opfers von der Gesellschaft, die erzwungene Isolation und die Ohnmacht sind Grundlagen des psychologischen Traumas.²³⁶

Es zeigt sich weiterhin, dass die Erziehung in Diktaturen (10) spezielle Folgen nach sich zieht, was für das Thema der vorliegenden Arbeit insofern relevant ist, als die unbewusste, regressive, psychotische Welt des Nationalsozialismus in nationalsozialistischen Familien auch nach Ende des Krieges weitergegeben wurde. Diese Thema muss an dieser Stelle noch einmal ausführlicher aufgegriffen werden.

Stephan Marks vertritt in seinem Buch, „Warum folgten sie Hitler?“ die These, dass der Nationalsozialismus nahtlos an die Abwehr des Traumas des Ersten Weltkrieges

²³⁶ Herman (2003), S.183

anknüpfte.²³⁷ Das politische Programm von Adolf Hitler wird in seinem Buch "Mein Kampf" detailliert ausgeführt. Es zielt darauf ab, junge Menschen zu Derealisation, Gefühlskälte, Heroismus, Idealisierung en masse in den nationalsozialistischen Kinder- und Jugendorganisationen zu erziehen. Im Ersten Weltkrieg waren etwa 13 Millionen deutsche Männer im Kriegseinsatz. Davon starben rund 2 Millionen, 11 Millionen deutsche Männer waren Veteranen. Deutschland hatte 1919 eine Bevölkerung von circa 59 Millionen Menschen. Ein Fünftel der Bevölkerung, fast die gesamte männliche Bevölkerung waren Kriegsveteranen, hinzu kam, dass die Zivilbevölkerung auf Grund der Kriegsabgaben erhebliche Lasten zu tragen hatte. Nach Marks stellt die Traumatisierung durch den Ersten Weltkrieg eine wichtige Komponente für die Entstehung des Nationalsozialismus dar. Hinzu kommen weitere wichtige Komponenten, u.a. der quasi-religiöse Führer-Kult und die Ablehnung alles Schwachen.²³⁸ Gefühlskälte wurde glorifiziert. Drill, Schikanen, Machtspiele und schlichte Gewalt gehörten zur Erziehung. Sie waren an der Tagesordnung, um ein Gefühl der Angst und Ungewissheit aufrecht zu erhalten, wie es für Diktaturen notwendig ist. Mitgefühl mit Opfern wurde als Schwäche verachtet. Eigene Gefühle, Wahrnehmungen und Empfindungen sollten gezielt verdrängt und nicht wahrgenommen werden, um sich „einer höheren Sache“, „Führer“, „Vaterland“ zu „opfern.“ Durch solche Erziehung kommt es zur Abwesenheit von Mitgefühl und zur Verflachung der Affekte. Die Art und Weise wie gesprochen wird, ist häufig emotionslos. Diskriminierung, Deportation, Ermordung, Kriegereignisse werden häufig fast beiläufig berichtet. Erinnerungen an die Kindheit werden in Bezug auf schmerzhaft Erfahrungen derealisiert, verdrängt und verharmlost. Auch andere Begriffe wie Gerechtigkeit, Gleichheit und Gegenseitigkeit, die in der NS-Idiologie hochgehalten wurden, wurden entfremdet, pervertiert und missbraucht (so zeigte sich etwa „Gerechtigkeit“ in dem inszenierten Volksaufstand der Pogromnacht, wo Millionen jüdischer Menschen für ein Attentat in Paris büßen sollten).

Auch „Gleichheit“ wurde in den Reden des Nationalsozialismus immer wieder beschworen. Sie sollte sich in der Volksgemeinschaft und Solidarität zeigen, Standes- und Klassenunterschiede sollten aufgehoben sein. Diese Gleichheit galt jedoch nur für die Menschen, die vom Regime als gleich angesehen wurden. Juden, Sozialdemokraten, sich nicht einfügende Christen und wer dem Regime grade nicht passte, wurden nicht als gleich angesehen, sie wurden nach Belieben entrechtet, gejagt, er-

²³⁷ Marks (2007), S.138

²³⁸ Vgl. Goodrick-Clarke (2004)

mordet. Gleichheit galt auch nicht für die, die in dem System Karriere machen wollten und „Elite“ sein wollten, denn diese Menschen sollten den anderen per Definition überlegen sein und wurden in vielfältiger Hinsicht bevorzugt.

„Gegenseitigkeit“ und sich auf den anderen verlassen können, galt als Ideal der Idee des Nationalsozialismus, aber auch diese Gegenseitigkeit galt wieder nur für die, die dazu bestimmt wurden.

In der Diktatur des Nationalsozialismus zeigt sich wie in anderen traumatisierenden Systemen etwa bei Organisationen ritueller Gewalt und Kindesmissbrauchern auch eine Verwirrung der Begriffe. Dies dient der Gefügigmachung der Opfer und soll sie mundtot und willenlos machen. Durch solcherart Beschämung und Erniedrigung des Kindes von klein auf entstehen häufig narzisstische Persönlichkeiten. Das destruktive narzisstische Muster, die Selbstfokussierung, wird bei Brown beschrieben.²³⁹ Der Originaltitel „Children of the Self-Absorbed“, zeigt worum es geht. Diese Menschen sind von sich selbst absorbiert, sie kreisen um sich und bekommen von anderen nicht wirklich etwas mit. Brown richtet sein Buch an „Kinder egozentrischer Eltern“. Brown beschreibt narzisstische Persönlichkeiten folgendermaßen:²⁴⁰

„Größenwahn: Die Person neigt dazu, sich selbst als eine Art Supermensch zu sehen, was mit realistischen Erwartungen in Bezug auf Erfolg, Leistung, Reichtum und desgleichen einhergeht. Sie glaubt, immer gewinnen zu müssen und als Einzige zu wissen, was für andere das Beste ist.

Anspruchshaltung: Die Person mit dieser Einstellung geht davon aus, dass andere lediglich eine Erweiterung ihrer Selbst sind, so dass sie somit ihrer Kontrolle unterliegen und nur dazu da sind, ihre Bedürfnisse zu erfüllen- die unausgesprochenen inbegriffen. Mitmenschen werden nicht als eigenständige und besondere Individuen anerkannt. Die Person erwartet und besteht auf bevorzugter Behandlung und ist der Auffassung, dass ihre Bedürfnisse Vorrang vor denen der anderen haben sollen.

Mangel an Einfühlungsvermögen: Die Person ist gleichgültig gegenüber den Auswirkungen, die ihre kritischen, erniedrigenden und abwertenden Kommentare und Bemerkungen haben, erwartet aber gleichzeitig Einfühlungsvermögen von anderen. Sie gibt anderen ständig die Schuld für ihre Fehler und unveränderliche Tatsachen.

Erweiterungen des Selbst: Da die Person andere nicht als getrennt von sich selbst versteht, erwartet sie Gefallen, ohne diesen zu erwidern. Sie gibt Befehle und geht von der prompten Durchführung aus. Des Weiteren erwartet sie, dass andere ihre Gedanken lesen und wissen, was sie will, ohne es aussprechen zu müssen. Sie stellt oft dringliche

²³⁹ Brown (2010), Kinder egozentrischer Eltern, Eine Kindheit mit narzisstischen Eltern bewältigen

²⁴⁰ Brown, S. 15-17

persönliche Fragen und sagt anderen, was sie tun soll(t)en, wobei sie deren Existenz und Grenzen nicht respektiert.

Verarmtes Selbst: Das für das verarmte Selbst typische Verhalten beinhaltet ständiges Jammern darüber, wie benachteiligt, außen vorgelassen und herabgesetzt die Person ist, auch wenn keinerlei Beweise für diese Sichtweise existieren. Sie neigt dazu, sich selbst gering zu schätzen, reagiert aber wütend oder verletzt, wenn andere zustimmen. Sie benutzt Selbstherabwürdigung, um andere dazu zu bringen, ihr zu widersprechen.

Aufmerksamkeit suchend: Die meisten hierfür typischen Verhaltensweisen sind leicht zu erkennen, da die Person sie fast alle und fast immer an den Tag legt. Sie spricht nicht nur laut, sondern auch viel. Sie betritt und verlässt Räume geräuschvoll, kleidet sich entsprechend, um Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und gestikuliert wild.

Bewunderung suchend: Hiermit verbundene Verhaltensweisen werden ständig ausgeführt, um öffentliche Zustimmung und Billigung zu erhalten, nach denen sich der Elternteil als externe Zeichen von Wert, Überlegenheit und dergleichen sehnt. Die Person prahlt, gibt mit ihren Fähigkeiten an und empfiehlt sich selbst für Auszeichnungen und andere Anerkennungen. Sie reagiert auf Schmeicheleien, erkennt aber aufrichtige Komplimente nicht.

Oberflächliche Emotionen: Die Person zeigt und fühlt wenige Emotionen, gewöhnlich nur Wut und Angst. Sie besitzt einen Wortschatz für Gefühle, der jedoch nur aus leeren Phrasen besteht.

Neid: Die Person drückt Neid aus, wenn sie Dinge sagt und tut, die ihren Ärger über den Erfolg, die Fähigkeiten, den Besitz anderer widerspiegeln. Denn aus ihrer Sicht verdient sie mehr als andere. Gefühle des Neides können das verarmte Selbst hervorrufen.

Geringschätzung: Geringschätzung ist Teil des Überlegenheitsgefühls, bei dem die Person denkt, andere seien weniger verdienstvoll, wertvoll oder geschätzt. Sie äußert gewöhnlich negative und geringschätzige Kommentare über den Wert anderer, wie z.B. dass arme Menschen keine Hilfe verdienen.

Arroganz: Diese Einstellung, sich anderen hochgradig überlegen zu fühlen, zeigt sich in entsprechenden Verhaltensweisen, wie herablassend mit diesen Menschen zu sprechen. Die Person scheut nicht davor zurück, andere wissen zu lassen, dass sie sie als unterlegen ansieht, und weist oft auf ihre eigene Überlegenheit hin.

Leere im Kern des Selbst: Die „leere“ Person empfindet Beziehungen als für ihre eigene Bequemlichkeit existierend und springt von einer zur nächsten, ohne dabei jemals in der Lage zu sein, echte Verbindungen zu knüpfen. Es ist ihr nicht möglich, bedeutende, zufriedenstellende und anhaltende Beziehungen zu formen und aufrechtzuerhalten. Sie wird sehr ängstlich, wenn sie alleine ist und scheint sich nach Aktivität zu sehnen oder sie regelrecht zu benötigen.

Großziehen und Fürsorge- vertauschte Rollen: Im Gegensatz zu der üblichen Erwartung wird in diesem Fall das Kind für das Wohlergehen der Eltern verantwortlich gemacht.

Verhaltensweisen, die diese Einstellung signalisieren, können wie folgt lauten: ()“ Kannst du nie das tun, was ich von dir möchte oder brauche?“

Sonnt sich im Glanze des Kindes: Dieser Elternteil erwartet, dass das Kind wird, wie er es sich wünscht, und das es tut, was er verlangt, wie z.B. im Sport oder bei Schulaktivitäten hervorstechen oder andere Talente zu zeigen. Das Kind muss sehr erfolgreich sein, damit der Elternteil nicht unzufrieden ist. Er nimmt die Wünsche des Kindes nicht wahr oder ignoriert sie sogar.

Intolerant gegenüber den Werten und Bedürfnissen des Kindes: Die Person kann das Kind nicht als eigenständiges und von anderen abgrenzbares Individuum wahrnehmen, sondern nur als reine Erweiterung ihrer selbst. Eine abweichende Meinung oder gar Kritik kann sie nicht tolerieren, da sie meint, immer als perfekt gesehen werden zu müssen. Sie beschuldigt das Kind für eigene scheinbare Unzulänglichkeiten und Fehler.

Nutzt andere aus: Dieses Verhalten und diese Einstellungen sind ebenfalls Ausdruck der Unfähigkeit, andere als eigenständige, andersartige und wertvolle Individuen wahrzunehmen und auf diese Weise mit ihnen in Verbindung zu treten. Mitmenschen scheinen nur zu ihrem Vorteil zu existieren und Opfer ausnutzender Verhaltensweisen zu sein. Dazu gehören: unfairen Vorteil aus anderen zu ziehen, sie zu manipulieren, um den eigenen Willen durchzusetzen und unverdientes Lob zu ernten.“

Alle diese Verhaltensweisen klassifizieren auch die nationalsozialistische Persönlichkeit. Eine typische Verhaltensweise solcher Menschen ist auch die Traumatisierung durch Doublebind. Sie sagen etwas und machen genau das Gegenteil zur gleichen Zeit. So wird das Gegenüber in einen Zustand der Traumatisierung des Hypoarousals kommen und wird seelisch manipulierbar und ausnutzbar.

Die Auswertung der geführten Interviews wird sich an den genannten Bereichen orientieren. Es geht darum, herauszuarbeiten, wie die Interviewten ihr Leben beschreiben, wie sie ihre eigene Erziehung empfanden und welche Sprache sie hierfür verwenden. Ganz wichtig wird die Analyse möglicher auffälliger Erscheinungen wie Derealisation, Depersonalisation, Abspaltung von Schmerz und Affektabwehr etc. sein. Außerdem soll versucht werden, Rede- und Verhaltensweisen, die typisch für das Aufwachsen in Diktaturen sind, zu identifizieren. Dabei geht es darum zu fragen, warum sich bestimmte Verhaltensweisen oder Probleme bei manchen Menschen stärker, bei manchen weniger, manchen vielleicht gar nicht zeigen. Es soll untersucht werden, was die Ursachen hierfür sind, welche Rolle die Erziehung und die jeweiligen Lebensumstände spielen usw. Sach- und Interpretationsebene werden im Folgenden durch verschiedene Schrifttypen gekennzeichnet. Die objektive Wiedergabe der Interviews und der Interviewsituationen erfolgt in gerader Schrift; für Einschübe und Interpretationen wird kursive Schrift verwendet.

Die Interviewten werden zu drei Personenkreisen zugeordnet: Am Anfang stehen Menschen aus systemnahen Personen im Mittelpunkt, anschließend kommen Menschen aus Flüchtlingsfamilien und abschließend Menschen aus verfolgten Familien zu Wort.

3.9.1. Menschen aus systemnahen Familien

In diesem Teil werden die Interviews mit Menschen aus systemnahen Familien zusammengefasst. Es wird nicht unterschieden, ob die Interviewpartner während des Krieges Kinder waren oder erst nach dem Krieg geboren wurden, sondern das Unterscheidungsmerkmal liegt einzig auf der Systemnähe. In den meisten Fällen handelt es sich um Nachkriegsgeborene. Interviews mit tatsächlichen Zeitzeugen sind wegen des inzwischen sehr großen zeitlichen Abstandes zur NS- und Weltkriegszeit immer weniger möglich, weil die Betroffenen meist schon gestorben sind. Jedem Interview ist eine biografische Notiz vorweg gestellt, in der sich auch das Geburtsjahr der Interviewten findet.

3.9.1. Interview Frau F.E.U.: „Es war alles ganz normal“

Biografische Notiz: Frau F. E. U., Studienrätin, wurde 1965 geboren und stammt aus einer NS-Familie. Ihr Großvater war im nationalsozialistischen Regime aktiv. Ihre Mutter war Lehrerin, ihr Vater Offizier. Sie hat einen zwei Jahre jüngeren Bruder. Sie ist verheiratet und hat einen vierjährigen Sohn. Ihr Mann ist Diplom-Ingenieur. Ich treffe sie in ihrer geschmackvollen eingerichteten Wohnung in einem villenartigen Mehrfamilienhaus in einer Großstadt.

Frau F.E.U. erzählt, sie sei in der Nähe der Großstadt geboren und dort aufgewachsen. Ihre Kindheit beschreibt sie als „ganz normal“. Ihre Mutter sei zeitweise als Studienrätin berufstätig gewesen und der Vater sei viel abwesend gewesen, habe viel gearbeitet, „konnte nicht viel mit uns anfangen“. Sie beschreibt ihre Mutter als „streng“, „ne typische Lehrerin“, die Mutter habe oft geschlagen. Es habe ein Kindermädchen gegeben.

Deutung: Auffällig ist, dass Frau F.E.U. ihre Kindheit nur fragmentarisch beschreiben kann. Es fällt ihr überhaupt schwer, zu ihrer Kindheit irgendwelche Aussagen zu machen. Auf Nachfragen erinnert sie sich an Urlaubsreisen. Dass sie und ihr Bruder oft geschlagen worden seien empfindet sie als „normal.“ Die Mutter habe als Studienrätin viel Leistungsdruck auf die Kinder ausgeübt. Gefühle und Atmosphärisches werden nicht wirklich beschrieben.

Die Beziehung zu den Großeltern wird als „normal“ beschrieben. Es habe Sonntagsbesuche mit Kaffeetrinken gegeben und die Großmutter sei zum Hüten der Kinder gekommen. Der Großvater sei ein bekennender Nationalsozialist gewesen, Offizier

und nach dem Krieg sei er bei einer Forstbehörde tätig gewesen. Auch die Beziehung zu den Großeltern erscheint eher funktionalisiert. Gemeinsames Kaffeetrinken habe es an Sonntagen gegeben. Die Großmutter habe manchmal die Enkel gehütet. Etwas über die Beziehung oder etwas, was miteinander gemacht wurde, fällt ihr nicht mehr ein. Die Wortlosigkeit der Beziehung zeichnet auch die Beziehungs- und Bindungslosigkeit überhaupt aus.

Funktionalisiertes Nebeneinander scheint der Hauptzusammenhalt dieser Familie zu sein. Der Großvater, bekennender Nationalsozialist, der auch nach dem Krieg nichts an seinen Ansichten geändert zu haben scheint, bleibt seltsam farblos, als ob er gar nicht wirklich existiere. Ich stelle mir einen älteren Herrn in grünem Trachtenanzug vor, den er tagtäglich trägt. Der vielleicht etwas mürrisch ist, auf jeden Fall nicht wirklich spricht und als Mensch hinter seiner Funktion völlig zurück tritt. Ebenso stelle ich mir die mehr schweigende Großmutter vor, die Kaffee kocht und die durch eine harte und strafende Erziehung eingeschüchterten Kinder zur Ruhe ermahnt.

Die Kindheit wird fragmentarisch erinnert. An gemeinsames Spielen könne sie sich nicht erinnern. Ihre Mutter habe mit ihr Lesen und Rechnen geübt, ihr Vater habe ihr etwas Klavierunterricht gegeben. Sie habe auch Klavierunterricht bei einer Klavierlehrerin bekommen. Das Klavierspielen gehörte zum guten Ton und wurde als notwendiger Teil der Erziehung angesehen. Wirklich eine Beziehung zur Musik oder Freude am eventuell gemeinsamen Spiel scheint es nicht gegeben zu haben. Alles erscheint seltsam leer und freudlos.

Frau U. erzählt nichts darüber, ob sie zu der Klavierlehrerin eine besondere Beziehung gehabt habe.

Die Eltern hätten die klassische Rollenverteilungen gelebt. Die Mutter habe den Haushalt gemacht und habe die Kinder versorgt. Der Vater habe sich um das Rasenmähen gekümmert. Er habe manchmal mit ihr Klavier gespielt. An Gespräche und Zärtlichkeiten zwischen den Eltern könne sich die Erzählerin nicht erinnern. Ihre Mutter sei „viel unzufrieden“ gewesen und habe „rumgeschimpft“. Die Mutter, die viel geschimpft habe, scheint überhaupt eine ständig unzufriedene Frau gewesen zu sein. *Als Kind aus einer NS-Familie war sie vermutlich ganz darauf hin erzogen worden, dass sie funktionieren musste und etwas darstellen musste. Diese Erziehung wird ausführlich in dem Buch „Adolf Hitler, die deutsche Mutter und ihr erstes Kind“ von Sigrid Chamberlain untersucht und wurde in Teil I der vorliegenden Arbeit dargestellt. Das Ziel dieser Erziehung war*

ein soldatisches Kind, dass keine eigenen Gefühle mehr wahrnehmen sollte und ganz in der Funktion aufgehen sollte.²⁴¹

Die Beziehungslosigkeit der Eltern zeigt sich auch darin, dass keine Gespräche stattfinden, keine Zärtlichkeiten ausgetauscht werden. Die Beziehung wird bestimmt durch die klassische Rollenverteilung, die es ermöglicht, nebeneinander her zu leben und eine echte Begegnung zu vermeiden. Deutung: Häufig zeichnen sich solche Beziehungen auch durch unausgesprochene Wünsche an den Anderen aus, die der andere erraten soll und die dann, wenn sie nicht erraten werden, wieder mit melancholischer Rückzugstendenz beantwortet werden, mit Mieslaunigkeit und negativen Zuschreibungen und Abwertungen des anderen. Aus diesem Teufelskreis der Entwertung, der Schuldzuweisung, der Sprachlosigkeit ist kaum ein Entkommen möglich. Zumal die Beteiligten ihren Eigenanteil an der Dynamik kaum erkennen können. Eine Therapie wird von solchen Partnern zumeist abgelehnt, da sie nichts spüren, und darauf ausgerichtet sind, Dinge „richtig“ zu machen. Was ihrer Beziehung fehlt, nämlich Wärme, Zugewandsein und inneres Spüren, ist ihnen oft fremd. Einerseits vermissen sie Nähe und Gefühle und des Anderen, andererseits ist grade Nähe und Gefühl so bedrohlich für sie, dass sie lieber wieder etwas machen, wie zum Beispiel zu Streiten und zu Schimpfen, um sich den anderen auf eine sichere Distanz zu halten. Beziehung wird vor allem durch Distanz, durch Streitereien, Schimpfen und Unzufriedenheit gelebt.

Zufriedenheit, Wärme, Ruhe, Geborgenheit, inniges Miteinander dürfte als zu bedrohlich empfunden werden. Etwas wie Zugehörigkeit und „Liebe“ drückt sich in tätiger Fürsorge aus, wie Rasenmähen und dem Erfüllen angenommener oder tatsächlicher Pflichten. Häufig ist in solchen Familien Pflichterfüllung und ständiges Tätigsein der Ersatz für echte Nähe. Dort, wo innere Selbstanbindung und eigene Gefühlswahrnehmung fehlen, werden äußere Strukturen gesucht, die Halt geben sollen wie Dienstgrade, Tätigkeit und Zugehörigkeit zu staatlichen und anderen autoritär organisierten Gemeinschaften, Militär.

Die Rolle der evangelischen Religion in ihrer Familie wird von der Erzählerin als „ganz normal“ beschrieben: Religionsunterricht, Konfirmation und weihnachtlicher Kirchgang. Die Geschenke seien eher praktischer Art gewesen, Kleidung und „erbauliches“, „Bücher, wo man was draus lernen sollte.“

²⁴¹ Chamberlain (2003), siehe auch das Kapitel: Das soldatische Kind.

Die Kirche spielt ebenso wie Schule und Militär eine strukturgebende Rolle. Taufe, Konfirmation, Weihnachten, strukturieren das Leben, ordnen die Zeit. Spiritualität, Auseinandersetzung mit Inhalten ist da nicht zu vermuten. Auch die Geschenke, Praktisches und Lehrreiches zeugen von der Funktionalisierung der Religion und der Beziehung. Liebe, Verbundenheit, ein Wahrnehmen oder Wertschätzung des Gegenübers, durch ein liebevoll ausgesuchtes Geschenk scheint es nicht zu geben.

Über die Ferien sagt Frau U.: „die waren auch immer so gleich.“ Es habe Konzertbesuche gegeben, Ausstellungsbesuche und der Vater habe mit den Kindern am Strand Sandburgenbauen und Ball gespielt. Im Winter sei die Familie zum Skifahren in die Alpen gefahren, die Mutter habe das „schick“ gefunden.

Auch die Ferien und die Teilnahme an Kulturveranstaltungen, scheinen völlig freudlos verlaufen zu sein. Alles scheint „immer gleich“ gewesen zu sein. Immer gleich freudlos und, wie in der Außenansicht auffällt, auch gleich bindingslos. Obwohl der Vater in den Ferien mit den Kindern am Strand Sandburgen gebaut habe, so scheint er es getan zu haben, weil man das so machte, weil es erwartet wurde, weil es das übliche gewesen sei. Von Nähe und Zugewandtheit kommt, trotz eines solchen Tuns nichts in der Erzählung herüber. Die Erzählerin berichtet diese an sich schönen Erlebnisse relativ monoton. Es ist keine Begeisterung oder Freude über Erlebtes ist zu spüren. Auch Ausstellungen und Konzerte seien von der Familie als gute Bildungsbürger besucht worden. Freudlos und als durchzuführendes Programm scheint das alles abzulaufen gewesen zu sein. Die Erzählerin berichtet das alles ohne Gefühlsausdruck, ohne Bezogenheit, ohne Höhepunkte oder Besonderheiten.

Deutung: Vor meinem inneren Auge stelle ich mir die perfekte Familie vor, die Eltern gut gekleidet, perfekt schlank und sportiv, die Kinder, ein Junge und ein Mädchen in rollenspezifischer Kleidung, vielleicht mit Lederhose und Kleid und weißen sonntäglichen Kniestrümpfen. Die Gesichter seltsam ausdrucksarm. Lächeln auf Ansage, verspannt und unecht, auf Befehl für das sonntägliche oder weihnachtliche Familienfoto. Seltsam tot und angestrengt schwer rührt mich ein Gefühl an, wenn ich darüber nachdenke und schreibe.

Frau U. beschreibt ihre Kindheit als „ganz normal“, „das war so ganz üblich“. Den Einfluss der Großeltern beschreibt sie als „keinen besonderen Einfluss“. In der Schule habe sie von den Verbrechen der Nationalsozialisten erfahren „und das alles, so über Konzentrationslager.“ Mit siebzehn habe sie nach einer Aufforderung des Lehrers zu Hause doch mal nachzufragen, die Großeltern dazu befragt. Von der Großmutter habe sie erfahren, dass diese den Großvater in Uniform „schnittig“ gefunden habe und die Großmutter habe es gut gefunden, dass „Ordnung geherrscht“ habe

und die Jugendlichen in der Freizeit beschäftigt gewesen seien. Vom Großvater habe sie eher anekdotisches gehört, dass dieser auf einem Pferd in Russland geritten sei und die „Russen oder Kosaken“ „schön gesungen“ hätten. Das Essen „Steckrüben“, „konnte der nicht leiden.“

Die Großeltern, von der jugendlichen Erzählerin im Auftrag der Schule befragt, hätten eher anekdotische, unverfängliche Antworten gegeben. Auch hier gibt es wieder keine Reflektion, kein Nachdenken, schon gar kein Nachfühlen oder Mitgefühl mit anderen, die gelitten haben. Auch eigenes Gefühl wird nicht benannt außer der Abneigung gegen Steckrüben, die die Soldaten oft als einziges Nahrungsmittel zu Suppen verkocht erhielten. Alles erscheint leer.

Die Eltern seien als Kinder zur Landverschickung bei Bauern im katholischen Münsterland gekommen und hätten dort arbeiten müssen und seien wegen des evangelischen Glaubens „son bisschen auch schikaniert“ worden. Vom Krieg hätten sie da nicht viel mitbekommen.

Die Eltern, die während des Krieges noch Kinder waren, wurden wie Millionen anderer Kinder aufs Land geschickt. Die Verschickung der Kinder scheint mir nicht nur den Grund gehabt zu haben, die Kinder aus den unter den Bombenangriffen leidenden Städten in Sicherheit zu bringen und ihnen bei den Bauern eine ausreichende Ernährung zu ermöglichen. In ungezählten Geschichten, die ich mir angehört habe, scheint es in der nationalsozialistischen Erziehung wichtig gewesen zu sein, die Kinder überhaupt zu verschicken. Die vielen Kinder- und Jugendlager und Hitlerjugend und Bund Deutscher Mädchen dienten vor allem dazu, die Beziehung der Kinder und Jugendlichen zu den Eltern zu lockern und die Bindung an das Regime, an Kameradschaften und vormilitärische Strukturen zu stärken. In manchen Familien gab es Kinder, die den NS-Doktrin glaubten und ihre ungläubigen Eltern oder andere Angehörige denunzierten.

Dass die Eltern, die nicht katholisch waren, im katholischen Münsterland von den einheimischen Kindern geärgert wurden zeigt, dass alte Strukturen und kirchliche Diskrepanzen manchem wichtiger waren als die vielbeschworene Volksgemeinschaft. Ob und was die Eltern wirklich vom Kriegsgeschehen, der Verfolgung von Juden und unerwünschten Menschen mit bekommen haben, ist nicht zu erkennen. Dass Kinder von Eltern oft jahrelang getrennt waren und bei wildfremden Menschen untergebracht waren, die nicht immer gut zu ihnen waren, war auch eine Form von Krieg gegen Kinderseelen.

Nach dem Krieg sei der Großvater wieder im Amt gewesen und „dann ging das wieder so normal weiter.“

Der nahtlose Übergang von 12jähriger Diktatur zum demokratischen Staat scheint für manchen Menschen kein Problem gewesen zu sein. Lebensläufe wie die von bekannteren NS-Funktionären wie z. B. dem späteren Regierungssprecher Globke bei Kanzler Adenauer, der in der NS-Zeit ein führender Schreibtischtäter war und dann wieder in die Nachkriegsregierung kam, zeigen, dass es vielen Menschen am meisten um ihr Amt ging.

Nach der Schule und dem Abitur, habe Frau U. auf Anraten der Mutter studiert und weil es sich gut mit Heirat und Kindern verbinden ließe Lehramt, um „Beamtin auf Lebenszeit“ zu werden. Sie „wusste sonst auch nichts besseres.“

Verbeamtet zu werden, scheint in dieser Familie ein vorrangiges Lebensziel zu sein. Die Strukturen geben Sicherheit und wie hätte der Erzählerin auch etwas anderes einfallen können. Da sie nicht wirklich ein anderes Leben gekannt habe, habe sie kaum eine andere Option gesehen, als sich weiter in das System der Familie einzufügen.

Wegen der Probleme mit ihrer Mutter habe Frau U. eine Essbrechstörung, Anorexia Nervosa entwickelt. Sie habe einen Suizidversuch unternommen und eine Therapie gemacht.²⁴² Sie sehe die Aggressionen ihrer Mutter gegen sie heute in klarerem Licht. Auch über diese schwere Erkrankung und den Suizidversuch berichtet Frau U. wie über andere, alltägliche Begebenheiten.

Frau U. erzählt eine weitere, vermutlich stark traumatisierende Begebenheit aus ihrer Kindheit: Sie berichtet, dass der Vater vor ihren Augen einen Rehbock geschossen habe, als sie etwa „vier oder fünf“ Jahre gewesen sei, noch nicht in der Schule gegangen sei und dass der Vater den Bock dann ausgewaidet habe. Sie habe sich geekelt und würde auch heute noch kein Wildfleisch essen. Noch heute esse die Erzählerin ungern Fleisch, keine Innereien und sie ekele sich vor Wildfleisch.

Was das Erlebnis der Tötungsmacht des Vaters und das anschließende blutige Auswaiden mit bloßen Händen mit ihr gemacht haben, lässt sich nur vermuten.

Mit ihren Eltern da „konnten wir nicht so richtig reden.“ Für die Mutter sei es wichtig gewesen, dass sie in der Schule gut gewesen sei.

Dass die Erzählerin und ihr Bruder keine guten vertrauensvollen Gespräche mit dem Vater und der Mutter habe führen können, liegt nahe. Wo Gefühle so wenig wahrgenommen werden, können sie auch nicht benannt werden, keinen Platz finden.

²⁴² Vgl. Dowling (1992), Perfekte Frauen
Henseler (2000), Narzisstische Krisen, Zur Psychodynamik des Selbstmordes
Wardetzki (2007), Weiblicher Narzissmus, Der Hunger nach Anerkennung

Für die Mutter seien die Schulnoten wichtig gewesen, um den erforderlichen weiteren Bildungsweg gehen zu können. Inhalte und Lebensfreude oder wie es dem kleinen Mädchen ergangen sei, hätten keine Rolle gespielt, nur die Noten selbst seien wichtig gewesen.

Heute, nach der Therapie, meint die Erzählerin, nehme sie das Verhalten ihrer Mutter ihr gegenüber „nicht mehr übel.“ Die Misshandlungen früher, die sie durch ihre Mutter erhalten habe, beschreibt sie für die Zeit als „normale Erziehung“.

Nach der Therapie scheint sie die schwersten Schäden der Erziehung überwunden zu haben. Die Schläge von früher sieht sie als normale Erziehung an. Zu den Schlägen seien auch ständige Abwertungen und Beschimpfungen gekommen, welches die seelische Not des Kindes verstärkt haben wird. Dass es auch zu früheren Zeit durchaus anders ging, zeigen zahlreiche Erzählungen aus Widerstandsfamilien. Trotzdem erkennt die Sprecherin, dass Schläge nicht gut für ein Kind sind.

Sie selbst und ihr Mann würden ihren Sohn nicht schlagen. Mit ihrem heutigen Leben sei sie zufrieden. Das Kind gehe in den Kindergarten, sie arbeitete Teilzeit. Der Mann verdiene gut.

Frau U. hat sich inzwischen gut etabliert und sei als Beamtin mit passendem Mann und Kind auch von den Eltern und insbesondere der Mutter anerkannt. Dass es anders sein würde, wenn sie diesen Weg nicht gegangen wäre oder das Studium nicht geschafft hätte, ist zu vermuten. Auch der akzeptierte Mann und das Kind entsprechen den Vorstellungen der Eltern.

So erscheint zunächst alles „gut ausgegangen“. Auf meine obligatorische Abschlussfrage, ob sie noch etwas sagen wolle, kommt jedoch von ihr etwas für mich unerwartetes. Frau U. äußert, dass Leute, „denen es heute nicht gut geht“, „sich auch nicht so anstrengen,“ sie „wollen ja auch oft nicht arbeiten“ und „hängen rum.“ Über ihr eigenes Leben sagt sie noch einmal: „Also mir geht das ganz gut.“

Ihre Aussage, dass es anderen „Leuten“, denen es heute nicht gut gehe, sich nicht genug angestrengt hätten, dass Arbeitslose arbeitsscheu seien und rumhängen würden, lässt mich aufhorchen. Obwohl sie selbst Erfahrungen von Gefühlskälte und harter Erziehung gemacht hat, an denen sie fast zerbrochen ist und die sie beinahe das Leben gekostet haben, sieht sie diesen Aspekt in ihrem Leben anscheinend nicht mehr. Sie habe eine gute gesellschaftliche Stellung erlangt, einen passenden Mann, ein Kind, eine gute Wohnung in guter Lage. Dass es anderen nicht so gut gehe, sieht sie als deren unzureichendes Bemühen an. Als moralischen Mangel, den

andere hätten. So stellt sie sich mit diesem letzten Satz über unbekannte andere Personen, streicht noch mal ihre Stellung heraus und überhebt sich über andere, die selbst schuld seien an ihrem schlechteren Leben.

Zusammenfassung zum Interview mit Frau F.E.U.

Dieses Interview war in seiner paraphrasierten Form relativ kurz. Es übermittelten sich Kälte, Leere, Farb- und Leblosgkeit, Gefühle des Abgespaltenseins, der Affektarmut. Gerade die scheinbare Normalität und Banalität der Gefühlsarmut, auch der Grausamkeit, unterdrückte und verschwiegene Gefühle, zeichnen das Gesagte aus. Ständiges Misstrauen, ständig kontrollierende Eltern, mangelndes Selbstbewusstsein, ständige Kritik, zu hoher Leistungsdruck, angstfördernde Erziehung, Gewalt und Misshandlung, ständiges Schimpfen, Unterdrückung eines freien Willens können wie im vorliegenden Fall zu einer krisenanfälligen Persönlichkeit mit seelischen Erkrankungen wie Anorexia Nervosa und Suizidversuch führen. Misshandlung ist laut Schätzungen von Fachleuten in Deutschland immer noch weit verbreitet.²⁴³ Suizid ist bei Jugendlichen die zweithäufigste Todesursache. Suizidalität und Somatisierungsstörungen gehören zu den häufigsten komorbiden Störungen bei posttraumatischen Belastungsstörungen. Es lässt sich vermuten, dass es bei Frau U. zu einer transgenerationalen Weitergabe von unbehandelten Traumafolgeerkrankungen mit den entsprechenden Begleiterscheinungen (Anorexia nervosa, Suizidversuch) kam.

²⁴³ Bundesministerium für Familie, Frauen, Senioren und Jugend (2003), Gewaltfreie Erziehung- Eine Bilanz nach Einführung des Rechts auf gewaltfreie Erziehung, 22.März 2004
Pfeiffer, Wetzels, Enzmann (1999), Innerfamiliäre Gewalt gegen Kinder und Jugendliche und ihre Auswirkungen, Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsens
Kempe, Kempe, (1980), Kindesmisshandlung

3.9.3. Interview Frau F.E.C.: „Alles, was Spaß gemacht hat, das durfte ich nicht.“

Biografische Notiz: Die Erzählerin ist 1957 im Ruhrgebiet geboren, Ihr Vater war bei der SS. Sie hat noch eine 16 Monate ältere Schwester und einen acht Jahre jüngeren Bruder sowie einen 12 Jahre älteren Halbbruder, der 1999 verstorben ist. „Die Eltern leben auch nicht mehr. Mein Vater ist mit 56 Jahren 1982 verstorben und meine Mutter 2004.“

Ich treffe die Bekannte einer Bekannten in ihrer Wohnung in einer Ruhrgebietsstadt. Sie wohnt allein in einer großen Zweizimmerwohnung. In der Wohnküche an der Wand hängen viele Fotos von ihrer Familie. Dort hängt auch ein Foto des Vaters in der SS- Uniform.

Frau C. erzählt, sie habe eine schöne Kindheit gehabt. „Ja, kann man so sagen. Eine schöne Kindheit. Wir hatten zwar nicht viel zum Leben, aber viel Freiheit und ehm, ja, ein großzügiges Elternhaus dementsprechend, kann man so sagen. In nem Zechenhaus. Mein Vater war Bergmann und meine Mutter war Hausfrau und ehm, ja. Mit ganz vielen Kindern, die eben auch in dieser Bergarbeitersiedlung aufgewachsen sind, ne, haben wir halt gespielt.“

„Ja, mit Garten, allerdings kein Nutzgarten, mit Kartoffeln und Bohnen, das war halt nicht so das Hobby meiner Mutter oder meines Vaters. Wir haben Wiese da drauf wachsen lassen, Wildwiese und haben das dann eigentlich nur als Brachland dann drauf gespielt, ne, aus Decken und Klammern wurden dann Zelte gebaut, ne, mit ganz vielen Kindern, die da auch aufwachsen, haben wir dann da gespielt. Bis man so vierzehn, fünfzehn Jahre alt ist, ne und dann verändert sich ja das Leben an sich. Dann spielste ja nicht mehr so.“

Die Erzählerin komme aus einer Bergarbeiterfamilie mit mehreren Kindern. Ihre Eltern und der ältere Bruder seien als Erwachsene verstorben. Sie habe eine schöne Kindheit gehabt, sei in einem Zechenhaus mit Garten aufgewachsen, habe mit vielen Kindern gespielt. Sie hätten nicht viel besessen, aber sie hätten viel draußen spielen gedurft, sich Zelte im Garten gebaut. Die Eltern hätten im Garten keine Bohnen und Kartoffeln angebaut und ansonsten sei es Wildwiese gewesen und nicht zum Anbau von Gemüse genutzt worden. Dort hätten viele Kinder zusammen gespielt. So sei es

gewesen bis sie vierzehn, fünfzehn Jahre alt gewesen sei, danach habe sie nicht mehr so viel gespielt.

Die Atmosphäre in ihrer Familie beschreibt Frau C. als „locker“. „Also ehm, locker. Doch ja kann man sagen, locker. Mein Vater, der auf der Zeche gearbeitet hat, hat verschiedene Schichten gearbeitet- war nie so richtig zu Hause. Wenn er da war, hat er mit uns Kindern gespielt, im Winter Schlitten gefahren. Mutter war die Strenge. Mutter war auch dazu da, zu bestrafen, nicht der Vater. Der hat das immer so richtig schön umschiff. Hat sich gedrückt, wenn es darum geht. Und Mutter war dann in der Hinsicht meistens der Buhmann. Was ich im Nachhinein eben erfahren habe, wenn man so älter ist, es war ne Vernunftehe meiner Eltern. Also meiner Mutter. Mein Vater noch nicht mal so, mehr meine Mutter. Sie hatte ein Kind aus den Kriegswirren. Und eh, wenn man da so. Das Kind ist 1945 geboren, mein ältester Bruder. Und wenn man da so als junge Frau mit einem nichtehelichen Kind, ne hast du ja so Schwierigkeiten, überhaupt was zu finden. Mein Vater fand meine Mutter interessant, hübsch, hat sich verliebt und hat gesagt, ist egal, wie viel Kinder du hast, ich heirate dich und eh, Verwandtschaft, sprich ihre Eltern, also meine Großeltern haben dann ehm, meiner Mutter in den Ohren gelegen, denk dran, du hast ein Kind. Heirate, du musst abgesichert sein. Ja und dann hat meine Mutter meinen Vater geheiratet, ja, das war ne Nutzehe, kann man so sagen. Hauptsache, sie ist abgesichert. Richtig geliebt, hat sie ihn glaub ich nicht, nein, nein.“

Die Erzählerin beschreibt die Atmosphäre zu Hause als „locker.“ Der Vater habe viel gearbeitet in verschiedenen Schichten. Wenn er zu Hause gewesen sei, so habe er mit den Kindern gespielt und sei im Winter mit ihnen Schlitten gefahren. Das „Lockere“ war vermutlich, dass die Eltern sich wenig um die Kinder gekümmert haben und dass der Vater mit den Kindern gespielt habe, wenn er da gewesen sei.. Wie die Mutter oder ob die Mutter sich mit den Kindern beschäftigt hat, wird nicht erzählt. Die Bestrafung der Kinder habe der Vater „umschiff“, habe sich davor gedrückt. Die Mutter sei streng gewesen in der Erziehung und habe gestraft. Sie sei in der Hinsicht auf Strafe „meistens der Buhmann“ gewesen. Dass Kinder in dem Sinne überhaupt gestraft werden müssen, geschlagen werden müssen, wird hier von der Erzählerin als selbstverständlich voraus gesetzt. Welcher Art die Bestrafung gewesen sei, berichtet die Erzählerin zuerst nicht. Ich vermute, dass es Prügel gab, worauf auch die spätere Bemerkung über die Großeltern deutet. Zudem waren Prügel zu der Zeit weit verbreitet und wurden von vielen Menschen als normales „Erziehungsmittel“ angesehen. Ich frage noch einmal nach.

Die Erzählerin teilt mir daraufhin mit: „Meine Mutter hat geschlagen, wenn sie nicht mehr weiter wusste, dann gabs Prügel. Sie hat mit der Hand gehauen, egal wohin, Popo, Gesicht.

Wenn nichts mehr ging, dann hat mein Vater uns den Hintern verhaue. Dann nahm er den Pantoffel. Das war nicht so prickelnd. Jetzt im Nachhinein Jahre später weiß ich, dass meine Mutter mit der Erziehung weitgehend allein gelassen wurde. Ich muss betonen, ich bin nicht misshandelt worden. Es gab keine Brüche zu verarzten oder blaue Flecke zu verstecken. Wir konnten nur manchmal zwei Tage lang nicht richtig sitzen.“

Die Erzählerin empfindet die Prügel, die sie von ihren Eltern bekam als „normal“. Es ist ihr wichtig zu betonen, dass sei keine Misshandlung gewesen. Es habe keine Frakturen oder Hämatome gegeben. Sie und ihre Geschwister hätten „nur manchmal zwei Tage lang nicht richtig sitzen“ können. Dass die Erzählerin diese Misshandlungen nicht als solche einstuft zeigt, dass sie schon früh viele ihrer Gefühle und Ängste abgespalten hat. Diese Schläge, die immerhin zu tagelang anhaltenden Schmerzen geführt hätten, werden von ihr nicht mal als Misshandlung erkannt. Nur schwerste Körperverletzungen wie etwa Brüche werden als Misshandlung eingestuft. Auch bei Schlägen auf Arme und Beine kann es bei Kindern zu Haarrissen in den Knochen kommen. Andere Verletzungen im Gewebe haben nachhaltige Wirkungen im Körper und in der Seele. Bei einigen chronischen Erkrankungen wie Fibromyalgie und Autoimmunerkrankungen sind Misshandlungen in der Vorgeschichte epidemiologisch belegt. Dass der Vater „nur geschlagen“ habe, „wenn nichts mehr ging“, zeigt, dass sie Prügel anscheinend für ein notwendiges Erziehungsmittel hielt und immer noch hält.

Wenn nichts mehr ging, was sagt das? Dass die Eltern sich nicht mit den Kindern durch sprechen oder die Übermittlung ihrer Gefühle verständlich machen konnten. Der Vater habe mit dem Pantoffel geschlagen und das war schmerzhaft: „nicht so prickelnd“, nennt sie es. Dadurch nimmt sie weder ihre eigenen körperlichen Schmerz ernst und ihre eigenen Gefühle auch nicht. Kinder, die geschlagen werden, empfinden Gefühle der Vernichtung, des Ausgeliefertseins, der Wertlosigkeit, der Minderwertigkeit.²⁴⁴ Als Erwachsene habe die Erzählerin erfahren, dass die Mutter den Vater aus Vernunftsgründen geheiratet habe. Sie habe 1945 unehelich einen Jungen geboren. Der Vater der Erzählerin habe die Mutter „interessant, hübsch“ gefunden und habe sich in sie verliebt und das Kind akzeptiert. Die Eltern der Mutter hätten zu der Heirat geraten, damit die Mutter und das uneheliche Kind durch den Mann „abgesichert“ seien. Die Erzählerin glaube, dass die Mutter den Vater nicht „richtig geliebt“ habe. „...nein, nein.“

²⁴⁴ Vgl. Forward (1993), Vergiftete Kindheit, Elterliche Macht und ihre Folgen, Gschwend (2009), Mütter ohne Liebe

„Meine Großeltern mütterlicherseits kannte ich. Väterlicherseits nicht, weil die sind vor meiner Geburt gestorben. Mit knapp 60. Meine Großeltern mütterlicherseits die kannte ich sehr gut, waren ganz liebe. Meine Großmutter sone kleine Lady, immer da drauf bedacht, dass wir uns vernünftig ausdrücken, ehm, mir und mich nicht verwechseln, ja, ansonsten gabs `n paar hinter die Lauscher.“

Die Erzählerin habe die Großeltern väterlicherseits nicht gekannt, da sie schon vor ihrer Geburt verstorben seien. Die mütterlichen Großeltern habe sie gut gekannt. Die Großeltern seien „ganz liebe“ gewesen. Ihre Großmutter sei eine „kleine Lady“ gewesen, sie habe auf gute Sprache geachtet, auf „vernünftig ausdrücken“, darauf dass Personalpronomen nicht verwechselt würde. Sonst habe es Schläge gegeben, „n paar hinter die Lauscher“. Diese Art der Züchtigung scheint die Sprecherin als vollkommen normal zu empfinden, es mindert ihre Einschätzung, dass die Großeltern „ganz liebe“ gewesen seien, nicht.

„Beide Eltern sind 1926 geboren. Meine Mutter im Februar am (Datum) und der Vater am (Datum). Vor dem zweiten Weltkrieg ja. Meine Großmutter war Nurhausfrau und mein Großvater, was er in jungen Jahren getan hat, arbeitsmässig, weiß ich nicht so recht. Ich kann mich dran erinnern, dass er bei den Stadtwerke, damals als Busfahrer, beziehungsweise, selbst gefahren ist er ja nicht. Da gabs noch diese Schaffner, die dann rumgingen, ne und das Fahrgeld eingesammelt haben, ne, das hat er gemacht. Ist dementsprechend nachher auch in Rente gegangen, ne als das aufhörte, ne kurze Zeit später gabs das auch nicht mehr. Da wurde das abgeschafft.“

Auf die Frage, was ihr Großvater mütterlicherseits gearbeitet habe, antwortet Frau C.: „Ich weiß, dass mein Großvater Tiere hatte, ehm, Kühe und Schweine, aber auch nicht direkt Bauer war. Die wurden wohl wild gehalten und die wurden dann geschlachtet. Em, Mutter hatte vier Kinder. Also Vater hatte noch drei Geschwister. War also Nurhausfrau, ob sie jetzt liebevoll mit den Kindern umgegangen ist, weiß ich nicht. Ich hab zwischendurch mal nachgefragt, ne, weil ich wollte ja auch Geschichte, die Geschichten meiner Großeltern väterlicherseits erfahren, davon weiß ich aber nichts.“

Ne, mein Vater ist geboren in X, das liegt bei Dortmund und ist dann als er 10, 12 Jahre alt war, wohl hier runter gekommen mit den Eltern nach X. Meine Mutter, die ist hier geboren. Mein Großvater, der ist hier geboren und Großmutter auch. Der hat zwar Vorfahren irgendwo Königsberg, weil wir haben, ehm, meine Großmutter ist eine Kaminski, weil die hat da aus dem Königsberger Bereich noch Verwandte hat. Ich weiß es nicht. Keine Ahnung. Kann ich dir nicht sagen.“

Die Eltern seien beide 1926 geboren. Die Mutter der Mutter sei „Nurhausfrau“ gewesen. Der Großvater sei Schaffner bei den Stadtwerken gewesen, bis dieser Beruf abgeschafft worden sei. Der Vater des Vaters habe nebenher „wild“ Tiere gehalten, Kühe und Schweine im Nebenerwerb, welchen Beruf er sonst ausgeübt habe, wisse sie nicht. Die Tiere seien auch geschlachtet worden. Der Vater habe drei Geschwister. Den Beruf der Großmutter gibt sie ebenfalls mit „Nurhausfrau“ an. Zu der Zeit habe es als normal gegolten, dass Ehefrauen nicht berufstätig außer Haus waren, sondern eben als Hausfrau und Mutter für die Familienarbeit zuständig waren. Bevor es Waschmaschinen, Elektroherde und Zentralheizungen gab, war die Hausarbeit körperlich sehr anstrengend. Über den Umgang der Großeltern mit den Eltern wisse die Erzählerin nichts. Sie habe mal nachgefragt, da sie an der Geschichte interessiert sei, wisse aber nichts darüber, ob die Großeltern liebevoll gewesen seien oder nicht. Ihr Vater sei bei Dortmund geboren und mit 10, 12 Jahren in die jetzige Stadt gekommen, wo auch die Mutter geboren sei. Ein Teil der Großeltern komme aus dem Ruhrgebiet und die eine Großmutter habe einen polnischen Namen und sei aus der Region Königsberg, Ostpreußen. Ob es da noch Verwandte gäbe, wisse sie nicht.

Der Vater von Frau C. sei bei der SS gewesen: „Ja. Beim Heer. Ne, also jetzt nicht die Schwarzen, die schwarz angezogene Waffen-SS. Als Soldat an der Front, aber auch mit dem SS-Zeichen am Kragen und ehm, unterm Arm, die Blutgruppenbestimmung. Die hat er gehabt. Ja. Er ist mit 16 Jahre, ist der, hat er sich freiwillig gemeldet und ist dann in den Krieg gezogen. Und wann er in die Partei reingegangen ist, weiß ich nicht. Kann ich dir nicht sagen. Is mir unbekannt. Ich hab zwar auch ma, ein paar Mal gefragt, ich bekam aber nie ne richtige Antwort von ihm. Auch meine Mutter hat erst sehr spät angefangen über die Erlebnisse in der NS- Zeit ehm, ja, zu sprechen. Ich weiß, sie war im Bund deutscher Mädchen. Und ehm, sie sagte, da musste man rein, sonst eh, ehm, alle, die sich geweigert haben, die sind dann irgendwann ehm, weggekommen, und sie waren Mitläufer, ehm, ich kann da, kann da kein, eh, nichts negatives zu sagen, weil ich weiß nicht, wie ich reagiert hätte, wenn ich in dieser Zeit gelebt hätte, ne, ob ich da nicht auch so stillschweigend einfach mitgelaufen wäre, Hauptsache, dir passiert nichts, ne, du hast Familie und du musst dafür sorgen, keine Ahnung. Im Nachhinein kann man ja viel sagen, ne.“

Die Erzählerin berichtet, dass der Vater als Soldat bei der SS gewesen sei und eine Blutgruppentätowierung gehabt habe. Er habe sich mit 16 freiwillig gemeldet und sei dann in den Krieg gezogen. Sie wisse nicht, wann er in die Partei eingetreten sei. Sie habe ihn „ein paar Mal gefragt“, aber „nie ne richtige Antwort von ihm“ bekommen. Auch die Mutter habe erst spät über „die Erlebnisse in der NS- Zeit“ gesprochen. Sie sei im Bund deutscher Mädchen gewesen. „...da musste man rein, sonst eh, ehm, alle, die sich geweigert haben, die sind

dann irgendwann ehm, weggekommen...“ Bei diesem Teil des Gesprächs ist die Sprecherin unsicher und viele Räusperer und Ehms werden hörbar. Sie könne dazu nichts Negatives sagen, da sie nicht wisse, wie sie selbst in der Situation reagiert haben würde.

„Der ist mit 16, ich weiß nicht, wie viel Jahre die damals Schule hatten. Acht Jahren, mit 14 ist der in Bergbau gegangen. Ist dann in den Bergbau, hat eine Ausbildung als Bergjungmann gemacht und ist dann nach der Ausbildung, in die Partei, zu der SS, und als er 16 war, ja 16,17 ungefähr, ist er eingezogen worden, ist dann nach Belgien, Frankreich. Also er ist dann nach Belgien. Und in Belgien haben die Amis ihn eingesackt. Sozusagen. Er ist verwundet worden. Ehm, eh, hat aber nie ne Rente darauf gekriegt. Auf einem Auge erblindet. Ja.“ () „Ja, keine Rente, ich glaub, er hat sich geschämt, das anzugeben.“

() „Ich hab ihn mal gefragt, wodurch er erblindet ist. Das konnte man sehen, das Auge war weiß und er hat dann gesagt, das war in Belgien, da war ein Gefecht und er hätte n Pistolenschuss abbekommen. An der Seite der Schläfe und ein Splitter ist wohl ins Auge. Ja und dadurch ist er erblindet auf diesem Auge. Und ich hab gefragt, warum bekommst du keine Rente. Da hat er gesagt, will ich nicht. Hab ich nichts mit zu tun, lass mich in Ruhe. Und dann war wieder Schweigen angesagt. Ich geh davon aus, das war ihm peinlich. Er wollte da nicht auch noch Geld sehen, keine Ahnung.“

Der Vater habe mit 14 Jahren die Schule abgeschlossen und eine Bergmannausbildung gemacht. Danach sei er in die SS gegangen und Soldat geworden, nach Belgien und Frankreich gekommen.

In Belgien sei er in amerikanische Gefangenschaft gekommen. Er habe einen Pistolenschuss bei einem Gefecht abbekommen, einen Splitter in ein Auge bekommen und dann auf diesem Auge erblindet. Das Auge sei weiß gewesen, man habe die Verwundung sehen können.

Er habe darauf keine Rente bekommen. Sie meint, er habe sich dafür geschämt, es sei ihm peinlich gewesen. Sie habe ihn gefragt, warum er keine Rente dafür bekomme. Er habe gesagt, dass er das nicht wolle und habe dazu geschwiegen.

Ob ihm die Verwundung peinlich war oder die Mitgliedschaft in der kämpfenden SS oder was es eigentlich war, was ihm so unangenehm war, lässt sich dem Gespräch nicht entnehmen. „Und dann war wieder Schweigen angesagt.“ Die Erzählerin habe verschiedene Versuche gemacht, den Vater zu dem Krieg, der Verwundung zu befragen. Doch er habe das Thema abgewehrt.

Meine Vermutung dazu ist, dass ihm seine Mitgliedschaft in der SS möglicherweise peinlich war und dass er im Nachhinein sein Mittun als peinlich erlebt haben könnte,

sich dafür geschämt haben könnte. Dass er möglicherweise deshalb keine Rente für seine Verwundung hätte haben wollen.

„Meine Mutter, meine Mutter hat mit ihren Eltern in X in der Innenstadt gewohnt und die eh, die Hofseite, da gab es ein Haus, die Anwohner nannten dieses Haus, das braune Haus. Da war unten im Keller ehm, die Gestapo hatte ihren Sitz dort, deswegen braunes Haus und unten im Keller waren die Verhörräume. Und ehm, teilweise konnten die Mieter die Fenster nicht öffnen, weil das die Schreie, die aus diesen Kellerräumen kamen, die aus diesen Katakomben kamen, waren extrem schlimm. Also meine Mutter sagte später, also als ich sie danach fragte, also extrem schlimm. Ehm, die wussten, dass Mitbürger dort gefoltert wurden. Keiner hat sich getraut irgendetwas zu sagen. Wir haben in jungen Jahren hat meine Mutter miterlebt wie in X auf dem Marktplatz, die jüdische Bevölkerung zusammen getrommelt worden ist- und eh, wie man auf diese Menschen einschlug. Ehm, wie man Gerüste gebaut hat, die dort hoch, ehm, auf diese Gerüste raufgescheucht hat und die eh, die mussten dann runter springen. Ehm und wieder hoch mit zerschundenen Knochen und wieder runter. Meine Mutter sagt, das war wirklich schlimm. Zu der Zeit als diese Kristallnacht in ganz Deutschland wütete. Überall sagt se, hats gebrannt, die Synagoge, Geschäfte, Scheiben wurden eingeschmissen. Man ist gucken gegangen und dann ganz schnell wieder weg. Also es war schon ziemlich hart.

Das hat sie mir mal erzählt. Ich weiß nicht. Ich war so um die Mitte Zwanzig, hab dann irgendwann mal nachgefragt und eh, mein Vater war, zu dem Zeitpunkt lebte er nicht mehr. Ehm, weil ich wollte wissen, ich hab immer wieder mal nachgefragt, weil das, das, die Geschichte der NS- Zeit, mich doch interessierte und eh und nicht verstehen kann, wie jeder sagte: Wir haben davon nichts gewusst und eh, dann hat meine Mutter gesagt, das stimmt auch nicht! Wir haben das alle gewusst! Nur wir haben es nicht gesagt! Und dann hab ich nachgefragt und nachgehakt und ja eh, bei einer Tasse Kaffee, sind wir dann auszugsweise halt Geschichten erzählt, ja Gruselgeschichten halt, ne, die dann, wies dann so, so abgelaufen ist, hier in X.“

Die Mutter der Erzählerin habe ihr berichtet, dass es zur Hofseite hin ein Haus gegeben habe, welches „das braune Haus“ genannt worden sei. Dies sei ein Gestapokeller gewesen. Die Geheime Staatspolizei habe dort gefoltert. Im Keller seien die Verhörräume gewesen. Sie beschreibe: „Und ehm, teilweise konnten die Mieter die Fenster nicht öffnen, weil das die Schreie, die aus diesen Kellerräumen kamen, die aus den Katakomben kamen, also extrem schlimm.“ Die Mieter hätten gewusst, dass dort gefoltert worden sei, aber keiner habe sich getraut, irgendetwas zu sagen. Die Mutter der Sprecherin habe auch in jungen Jahren miter-

lebt, dass „auf dem Marktplatz die jüdische Bevölkerung zusammen getrommelt worden ist und eh, wie man auf diese Menschen einschlug.“ Es seien Gerüste gebaut worden, da hätten die Juden runter springen müssen, solange bis sie Knochenbrüche gehabt hätten.

Die Mutter habe ihr auch von der Pogromnacht erzählt, „als diese Kristallnacht in ganz Deutschland wütete.“ Es habe überall gebrannt, „die Synagoge, Geschäfte, Scheiben wurden eingeschmissen. Man ist gucken gegangen und dann ganz schnell wieder weg.“ Die Mutter ist hier wohl mit anderen gucken gegangen. Das „man“ impliziert, dass sie sich nicht wirklich getraut hat, sondern dass sie gemacht hat, was andere auch machten. „...und dann ganz schnell wieder weg.“ Dass die Mutter und vermutlich andere gucken gingen und schnell wieder weggegangen seien, bedeutet vermutlich, dass sie Angst hatten, sich nicht sicher waren, wie sie sich verhalten sollten oder auch Angst hatten, selber Opfer von Gewalt zu werden.

Bei der Aussage „Also es war schon ziemlich hart“ lässt sich fragen, für wen es hart gewesen sei. Frau C.s Mutter hat es wohl auch als hart für sich selbst empfunden Zuschauer dieser Pogrome und öffentlichen Folter zu werden. Die Mutter Jahrgang 1926 war im Jahr 1938 also 12 Jahre alt, als sie die Pogrome gegen die Juden, die Zerstörung der Synagoge, die öffentliche Folter der jüdischen Menschen miterlebte. Sie konnte als Kind nichts tun. Aus traumatologischer Sicht waren diese Erlebnisse für das Kind mit Sicherheit sehr schwer belastend.

Als die Erzählerin Mitte zwanzig gewesen sei und ihr Vater schon nicht mehr gelebt habe, habe sie die Mutter wiederholt nach der NS- Zeit gefragt. Die Erzählerin habe nicht verstehen können, „wie jeder sagte: Wir haben davon nichts gewusst“. Darauf habe die Mutter gesagt: „Das stimmt auch nicht! Wir haben das alle gewusst. Nur wir haben das nicht gesagt.“ Nachdem die Erzählerin nachgefragt und nachgehakt habe, habe die Mutter „auszugsweise halt Geschichten erzählt, ja Gruselgeschichten halt, ne, wies dann so abgelaufen ist, hier in X.“ Aufgrund der Hartnäckigkeit und des wiederholten Nachfragens der Erzählerin habe sich die Mutter erst bereit gefunden, etwas zu ihren Erlebnissen in der NS-Zeit zu erzählen. Ich vermute, dass die Mutter als Kind mit den Erlebnissen völlig überfordert gewesen war. Die Kombination aus den immer wieder erlebten Schreien durch Folter und die öffentliche Folter der Juden auf dem Marktplatz, die Zerstörung der Synagoge und von Geschäften, wird vermutlich in dem Kind das Gefühl von Rechtlosigkeit ausgelöst haben, von Angst und Hilflosigkeit.

Über die Großeltern mütterlicherseits berichtet die Erzählerin: „Das waren Mitläufer. Die waren zwar nicht in der Partei, also die hatten kein Abzeichen. Ehm, sie haben

sich aber auch nicht groß gewehrt, ne. Adolf ist wohl irgendwann mal durch X gefahren und man hat da stundenlang gewartet, ehm, dann hat man auch gar nichts gesehen, weil das Auto war sehr schnell vorbei, und meine Mutter sagte, da stand man dann mit ausgestrecktem Arm über Stunden, eh, bis das Auto dann mit dem sogenannten Führer dann an denen vorbei gefahren ist. Hauptsache man hat ihn ma gesehen, ne.“

Auf die Nachfrage „Waren sie nicht irgendwie begeistert?“ antwortet Frau C.: „Ne, ne, sie haben die Fahne rausgehungen, weils sein musste. Ne, immer schön kusch dich bleiben, ne, ehm, haben ihre Meinung nie offen kundgetan, weil sie wussten, ehm, du kommst weg, wenn du dagegen sprichst. Es wurde auch gegenüber der Familie ehm, vorsichtig mit diesem Thema umgegangen, weil du auch da die Angst haben musstest, sagt meine Mutter, dass Familienangehörige, die eigene Familie denunziert und dass du dann wegkommst. Und das wollten die nicht. Und weil mein Vater, ich weiß nicht, warum der da diese Freude hatte in die Partei zu gehen. Ehm, ist für mich schleierhaft. Er selber sagte, er wollte etwas sinnvolles tun und wir haben ja daran geglaubt. Das, was uns erzählt worden ist, und ich weiß von meiner Mutter, als sie 1944 schwanger wurde mit meinem Bruder, der nicht ehelich 1945 geboren ist. Sie wurde, eh, hochschwanger aus X weggebracht nach Königswinter, weil eh die, ehm, da gabs wohl ja sone Art, Geburtshaus, ne, nur weg aus dem Bereich, weil ehm, hier ordentlich Bomben und dergleichen fielen, ehm, da wurde sie gefragt in Königswinter von nem SS- Menschen, ob sie dem Führer ein Kind schenken wollte.

Und da die Amis schon ziemlich nahe standen und meine Mutter wohl die Nase voll hatte von alledem: Nee, wenn der Kinder haben will, soll er sich doch selber welche machen. Sie hatte Glück, weil sie war Gott sei Dank, hoch in Umständen und eh, der eh, der sie gefragt hat, dieser SS- Mann, der hat wohl auch gewusst also da können wir eh nichts mehr machen, also der Krieg ist verloren und war er ja auch, kurze Zeit später im Mai war ja alles vorbei.“

Die Großeltern mütterlicherseits seien Mitläufer gewesen, die Angst gehabt hätten. Sie seien nicht begeistert gewesen. Sie hätten die Fahne rausgehängt, weil man das habe tun müssen. Sie hätten Angst gehabt. Da sie aufgrund ihrer Wohnung nahe dem Gestapokeller, die Folterschreie anhören mussten, waren sie vermutlich eingeschüchtert. Sie werden genau gewusst haben, was passieren kann, wenn man nicht konform war.²⁴⁵ Der Vater der Erzählerin habe gesagt, dass er an die NS- Ideologie geglaubt habe. In die Partei eingetreten und in die SS sei er, weil er „etwas sinnvolles tun“ gewollt habe. Der Erzählerin sei es „schleierhaft“,

²⁴⁵ Vgl. Junge (1996), Verfolgt- Gepeinigt- Ermordet, Dortmunder Frauen 1933-1945,

sie wisse es nicht, „warum er diese Freude hatte in die Partei zu gehen“. Die Mutter sei schwanger gewesen von einem jungen Mann aus der Nachbarschaft und sei in ein Geburtshaus gegangen, was es in Königswinter gegeben habe. Dort habe ein SS- Mann sie gefragt, ob sie dem Führer ein Kind schenken wolle. Sie habe gesagt, wenn der Führer ein Kind wolle, so solle „er sich doch selber welche machen.“ Die Mutter habe Glück gehabt, weil die Amerikaner schon nahe gewesen seien und der Krieg bald vorbei gewesen sei und der SS- Mann das gewusst habe und die hochschwangere Frau wegen der Bemerkung nicht mehr verhaftet habe. Die Erzählerin wisse nicht, wer der Vater des Bruders sei.

„Nein. Sie hat mal gesagt, dass das wohl ein junger Mann ist, der aus der Nachbarschaft kam und der, als sie schwanger wurde, ja sieh mal zu, wie du damit klar kommst, ne. Ehm, wer das ist, weiß ich nicht, kannte ich nicht. Hat sie auch nie Kontakt zu gehabt. Der hat wohl irgendwann im Nachhinein, als mein Bruder geboren war, ehm, versucht, die Alimente nicht zu zahlen. Und ehm, damals gab es so was ähnliches wie ein Jugendamt und Gericht. Und er ist dann wohl verpflichtet worden, auch Alimente zu zahlen. Und das hat sie noch gut durchboxen können. Mehr weiß ich darüber nicht. Kann ich dir nicht sagen.“

Der Vater des unehelichen Bruders der Erzählerin, habe die Mutter sitzen gelassen, als diese schwanger gewesen sei. Die Mutter habe über das Jugendamt Alimente von dem Kindsvater bekommen. Die Mutter habe das Zahlen der Alimente wohl mit einem Gerichtsbeschluss „durchboxen können“.

Der Vater der Erzählerin habe einiges über die NS- Zeit erzählt: „Im Krieg? Ja, er fand, Hitler hat großartiges geleistet, sprich Wohnungen gab es, vernünftige Straßen gab es, Du konntest als Frau, war mein Vater immer noch der Meinung, auch Jahre später im Dunkeln durch die Stadt gehen. Es ist dir überhaupt nichts passiert. Ne, diese Floskeln ne. Ehm, da sträuben sich mir im Nachhinein immer noch die Nackenhaare. Das fand er ganz gut. Meine Großeltern waren wohl alle beide auch auf Adolfs Seite, ehm, vielleicht weiß ich deswegen so wenig darüber, meine Großeltern väterlicherseits, dann hat mein Vater eben halt gesagt, okay, er, em, will was sinnvolles machen und hat sich dann freiwillig gemeldet, ist dann zu der SS gekommen. Jetzt nicht diese Elitetruppe, ne, dann nach Frankreich. Meine Großeltern fanden das gut. Da mein Vater immer irgendwelche tollen Sachen aus Frankreich nach Hause schickte. Ehm ist von dort nach Belgien. Hat dort n bisschen gekämpft. Und eh, wie gesagt, die Amerikaner ham ihn dann, ich glaub 44, ein Jahr vor Kriegsende, ehm, eingesammelt. Und da war er dann fast ein Jahr in amerikanischer Gefangenschaft in Belgien. Und ist dann Gott sei Dank nach Hause gekommen. Also ich weiß nicht all-

zu viel über ihn. Nur das, was er halt, ne, dass ihm das Spaß gemacht hat, dass er dafür voll und ganz also sein Leben hätte gegeben für Adolf und eh. Ja. Eh. Ja.”

Die Großeltern väterlicherseits seien überzeugte Hitleranhänger gewesen. Sie seien der Meinung gewesen: Durch Hitler habe es gute Wohnungen und gute Straßen gegeben. Der Vater sei auch noch Jahre später der Meinung gewesen, dass Frauen damals im Dunklen sicher über die Straßen hätten gehen können. Für die Erzählerin seien dies Floskeln gewesen. Ihr würden sich da „im Nachhinein immer noch die Nackenhaare“ sträuben. Interessant ist hier die Spaltung der Anhänger des NS- Regimes, die die Straßen für Frauen im Dunklen für sicher gehalten haben sollen. Dass gleichzeitig andere Menschen und Frauen für minimalste Vergehen oder angenommene Vergehen gegen das Regime gefoltert wurden oder einfach, weil sie jüdisch waren, öffentlich gefoltert wurden, ist anscheinend im Bewusstsein dieser Großeltern und des Vaters nicht vorhanden. Die angenommene Sicherheit „der Frauen auf der Straße“ bezieht sich also nur auf die deutsche, die „arische“ Frau, die dem Staat genehm ist. Wer aus irgendwelchen Gründen nicht genehm war, konnte nicht nur im Dunklen nicht auf die Straße, er oder sie konnte nirgendwo sicher sein und sicher hingehen. Die Erzählerin vermutet, dass sie möglicherweise deshalb so wenig über die Großeltern wisse, weil die „alle beide auch auf Adolfs Seite“ gewesen seien. Hier zeigt sich das Muster, dass unangenehme Teile der Familiengeschichte buchstäblich totgeschwiegen worden und dennoch für die Nachgeborenen immer präsent waren.

Da der Vater „etwas sinnvolles“ habe „machen“ wollen und aus dem besetzten Frankreich „immer irgendwelche tollen Sachen“ geschickt habe, hätten die Großeltern das wohl auch gut gefunden, dass er dort als SS- Mann Soldat gewesen sei. Ein Jahr vor Kriegsende sei er in amerikanische Gefangenschaft gekommen. Danach sei er „Gott sei Dank nach Hause gekommen.“ Frau C. sagt, sie wisse „nicht allzu viel über ihn. Nur, dass er dafür voll und ganz also sein Leben hätte gegeben für Adolf und eh.”

Der Vater sei Soldat bei der Bodentruppe gewesen. „Ja, ich glaub schon. Also nicht Flieger oder so. Ganz normale Bodentruppe. Feldwebel oder so in der Art war er.“

Auf die Nachfrage „War er denn nicht zu Sondereinsätzen oder so?“ antwortet Frau C.: „Nein, em, em. Ob er jetzt an der Küste war, in der Normandie kann ich dir nicht sagen, ob er dabei war.“ An der Ostfront sei er nicht gewesen: „Nee, Gott sei Dank nicht. Der ist ja 26 geboren. Er ist 42 eingezogen. Und 44 ham se ihn eingesackt, zwei Jahre. Und in den zwei Jahren war er nur an der Westfront. Also nur kann ich sagen, Gott sei Dank, ne.“ () „Die Amis, ein Jahr vorher, 44. 44 war ja die eh, Normandie, ne? Und als eh die Amerikaner von Frankreich über Belgien hierüber kamen, ham se die ganze Kompanie in Belgien ja, ja. Und da hat er dann ein Jahr als Piwi, da gabs auch n Foto, ich weiß nicht, wos hingekommen ist, Ehm. Eingesammelt. Ja,

da war er ein Jahr in Kriegsgefangenschaft bei den Amerikanern. Was er wohl immer sagte, er hatte wirklich n Glück, n großes Glück, dass er zu dem Amerikanern gekommen ist, nicht auszudenken, wenn er zu dem Russen gekommen wäre.“ () „In Belgien in der Nähe von Spa. Da war er. Da saß er ein.“

„Na, war ganz gut, Essen war reichlich. Ehm, gut, man musste hören, aber er war ja ein junger Kerl. Und die Amerikaner wären gut gewesen zu den Gefangenen und ja. Also mit Freude ne. Wenn ich das so reflektiere ne, jetzt wenn ich denke dieses Gespräch und mein Vater jetzt so höre, die Amis waren gut und wir hatten gut zu essen, wir sind nicht verhungert und hatten warme Kleidung. Ja, ist doch irgendwie, da klingt doch irgendwie Freude raus, Lebensfreude, nach dem ganzen, nach dem ganzen Mist, der da gelaufen ist.“

Der Vater sei Feldwebel oder etwas „in der Art“ bei der Bodentruppe gewesen. Da der Vater nur die achtjährige Volksschule abgeschlossen habe und grade 16 Jahre alt gewesen sei, als er Soldat geworden sei, sei er vermutlich aufgrund seiner Mitgliedschaft in der SS zu einer Art Feldwebel oder Gruppenleiter ernannt worden. Nach zwei Jahren hätten die Amerikaner ihn gefangen genommen. Der Vater habe gesagt, dass er großes Glück gehabt habe, dass er in amerikanische Gefangenschaft gekommen sei und nicht in die russische. Wie ich aus anderen Berichten weiß und dies wusste wohl auch der Vater, wurden SS-Angehörige in russischer Gefangenschaft gefoltert. Die Erzählerin meint, dass sie im Nachhinein, „ wenn ich das jetzt so reflektiere“, dass da aus den Gesprächen des Vaters Freude heraus klingen würde. „Lebensfreude, nach dem ganzen Mist, der da gelaufen ist.“

Die Erzählerin nimmt an, dass der Vater seine Ansichten in Bezug auf den Nationalsozialismus nicht geändert habe: „Ich glaub schon, wobei er, als er zu Hause war, 45 kam er nach Hause. Ehm und in der Zeit als er ganz frisch mit meiner Mutter verheiratet war, wat heißt frisch? Ich schon geboren war. Meine Eltern haben 48 geheiratet, ich bin 57 geboren, mm. Da hat er immer noch diese Hefte, mm, Landser gelesen. Ehm und Landserhefte, soweit ich informiert bin, eh, wurden ja von den Überbleibseln der NS eh, geschrieben. Also muss er immer noch n Hang dazu gehabt haben. Eh, ne.“

() „Ich hab immer gedacht, warum liest er das? Nun gut, n Mann, der im Krieg war, der liest halt solche Kriegsromane. Ich hab mich da nie für interessiert. Nur irgendwann, ne, kam dann so der Punkt, wo, ne, wie Landser? Das sind grade ne, da fiel mir dass dann halt so auf. Ne, ich hab da nie drüber nachgedacht.“ Über eine Umerziehung im amerikanischen Gefangenenlager habe sie nichts gehört: „Also ne direkte Umerziehung, du hast, ich habe von meinem Vater nie ehm etwas fremdenfeindliches gehört. Ne, eh, wie die Parolen, die sie jetzt hier so, die du überall hörst, ne. Ob sie jetzt zugeben, sie sind Neonazis oder nich, ne. Jeder zweite meint, Ausländer

raus, na und eh, ehm und sonstige hirnverbrannte Dinge, die sie da loslassen, die hab ich von meinem Vater nie gehört.“

() „Auch nicht, ich hab nie mitbekommen, dass er da Judenhass praktiziert hat oder verbal so in dem Bereich losgelassen hat, dass sie an allem Schuld sind. Absolut nicht. Absolut nicht. Selbst als ich, als ich so, ja, ich sach jetzt ma so mit 16, 15, 16, so mit dem ersten Freund nach Hause kam, ehm, kam nie so der Einspruch, du kannst nach Hause kommen, mit wem auch immer Ausländer nicht. Hat er nie gesagt, ne oder, dass er zu. Ich hatte n Freund mit 14. Ganz lieber Kerl und ich hab mich nur immer gewundert, warum, irgendwas ist mit diesem Jungen nicht in Ordnung, irgendwas ist mit dem. Ich war 14. Er war 16. Manfred, ehm, so hieß er oder heißt er, der musste um neun zu Hause sein. Und ich die Jüngere durfte bis zehn Uhr. Hatte bis zehn Uhr Ausgang. Also hab ich Manfred nach Hause gebracht. Und nicht umgekehrt. Manchmal war er so versteckt niedergeschlagen, ich wusste nicht, woran das liegt. Und dann hat er gesagt, er müsste sich mal mit mir unterhalten. Und ehm, sprach dann davon, dass er ehm schwul ist, ehm, eh, ne. Und dann hab ich gesagt, ja- und? Und ich hatte Tagebuch geführt und hab das dann alles in mein Tagebuch so aufgeschrieben. Und irgendwann kam meine Mutter an und sie sagte: Sag mal, irgendwas stimmt mit Manfred nicht. Manfred kam jeden Tag zu uns, ne, weil er fühlte sich bei uns zu Hause wohl. Die Gespräche ne, mit meinem Vater, wie auch mit meiner Mutter taten ihm gut. Ehm ja und irgendwann sagte meine Mutter: Irgendwas stimmt mit Manfred nicht.

Ich sagte: Was soll mit ihm nicht in Ordnung sein?

Und sie sagte: Jaa, ich weiß nicht und sie bohrte.

Ich sagte: Ne, mit dem ist alles in Ordnung.

Dann sagte sie: Du, ja, der is schwul.

Und dann hab ich gesagt: Du hast mein Tagebuch gelesen.

Und dann sagte sie: Nein hab ich nicht.

Ich sagte: Keiner weiß das, ne.

Und da hat mein Vater, kriegte das mit und hat gesagt: Ja und.

Und ich guck meinen Vater an und hab gesagt: Ja, Papa. Ich glaub, du hast jetzt die Tragweite nicht begriffen.

Doch, sagte er, was ändert das? Er ist immer noch der gleiche Junge wie vorher auch.

Ne, und das, diese Aussage aufgrund seines Hintergrundes, aufgrund seines Vorlebens mit den Nazis, Paragraph 175, ne bei den Nazis, das war ja alles verboten, auch in den 70ern ja noch. Ehm, im Nachhinein, eben so gedanklich, eh, hätte er doch auch, wenn er genau das gedacht hat, was er in jungen Jahren selber gelebt hat, ne, als eh, Nazi, ehm, hätte er ganz anders reagieren müssen. Also was, war er da auch nur Mitläufer?

Ne, ich konnte nie, wenn ich da Fragen gestellt hab, dann hat er nur abgewunken. Ne, eh. Was willst du noch mehr wissen, ich hab dir alles gesagt, was du wissen musst, mehr gibt es da nicht ne.

Genauso wie die Fotos, die ich halt hab, ne diese Soldatenbilder von ihm, die bekam ich von meiner Mutter nachdem mein Vater tot war. Ne, die waren versteckt, ne, weil die konntest du nicht aufhängen, weil da hatte er SS-Uniform an. Da steckt mein Vater drin. Da interessiert mich nicht, was er für eine Uniform anhat. Ne.“

Die Erzählerin berichtet, dass der Vater auch Jahrzehnte später noch Landserhefte gelesen habe. „Er muss immer noch n Hang dazu gehabt haben.“ Der Vater sei jedoch nicht rassistisch gewesen. Mit 14 Jahren habe sie einen Freund gehabt, Manfred, der sei 16 Jahre gewesen. Sie habe damals Tagebuch geführt und den Verdacht gehabt, dass die Mutter dies gelesen habe. Die Mutter habe gesagt: „Sag mal, irgendwas stimmt mit Manfred nicht:“ Manfred sei täglich zu Besuch gekommen und habe sich mit den Eltern wohl gefühlt. Die Gespräche hätten ihm gut getan. Bezüglich der Homosexualität von Manfred habe der Vater gesagt. „Doch, was ändert das? Er ist immer noch der gleiche Junge wie vorher auch.“ Die Erzählerin fragt sich, welche Einstellung der Vater gehabt habe, „aufgrund seines Vorlebens mit den Nazis () hätte er ganz anders reagieren müssen.“ Sie fragt sich, ob er nur ein Mitläufer gewesen sei. Sie habe ihm aber zum Thema Nationalsozialismus keine Fragen stellen können. Da habe „er nur abgewunken.“ () „Was willst du noch mehr wissen, ich hab dir alles gesagt, was du wissen musst, mehr gibt es da nicht, ne.“

Dass er Mitglied in der SS gewesen sei, habe sie erst später erfahren, nachdem er tot gewesen sei. Die Mutter habe ihr die Fotos gegeben, (die nun in der Küche neben uns hängen, A.S.), nachdem der Vater tot gewesen sei. Die Fotos seien versteckt gewesen, weil der Vater da die SS- Uniform anhabe. Frau C. sagt mir, es interessiere sie nicht, was der Vater für eine Uniform anhabe, denn es sei ihr Vater. Auch hier ist wieder eine Spaltung zu sehen. Der Vater habe einerseits noch Jahrzehnte nach dem Krieg Landserhefte²⁴⁶ gelesen, die den Krieg und die Erfolge der Nationalsozia-

²⁴⁶ Landserhefte waren ursprünglich von den Nationalsozialisten geförderte Romanhefte für Jungen, die den Krieg verherrlichten. In der Zeit der Wiederbewaffnung nach dem zweiten Weltkrieg wurden sie wieder gefördert. Zuerst erschienen Hefte über Marine und Luftwaffe, in denen die deutsche Hel-

listen verherrlichen. Andererseits scheint er nicht rassistisch gewesen zu sein, habe der Tochter nicht den Umgang mit Ausländern verboten und auch den homosexuellen Freund der Tochter akzeptiert, obwohl die Nationalsozialisten Homosexuelle verfolgten und in Konzentrationslager einsperrten. Bis in die siebziger Jahre habe es den Paragraphen 175 gegeben, der Homosexualität unter Strafe gestellt habe. Sie frage sich bis heute, was der Vater nun gewesen sei.

„Ich hab Hauptschulabschluß gemacht. Ich wollte, ne, ich war fünfzehn. Ich bin aus der Schule gekommen. Ich war fünfzehn. Ich hab eine Lehre als Verkäuferin gemacht, weil alles, was mir Spaß gemacht hat, ne, das durfte ich nicht. Sprich eh, gut, eh, ich hätte die Schule weiter machen können. Aber ich war faul, ne, mir fehlten da in zwei Fächern also eine bessere Note. Und ich hätte damals gab es 72, die erste Gesamtschule eröffnet, hier in (Ruhrgebietsstadt). In Westfalen, Gesamtschule Osterfeld, das hätte ich draufgehen können. Da ich aber relativ faul war und schulmüde. Da hab ich gesagt, okay, ich geh runter mit Hauptschulabschluß. Wollte Krankenschwester werden, da hat mein Vater gesagt, nein. Du, das möchte ich nicht, die verdienen nicht gut. Und immer hinter kranken Leuten hinterher wischen, muss auch nicht sein. Dann war ich bei einem Arzt, als Patientin. Und der hat gesagt, egal, wie dein Schulabschluß wird, mach ihn zu Ende, du kannst auch ne Ausbildung bei mir machen. Da hat mein Vater gesagt, das kommt überhaupt nicht in Frage. Und ich hab halt gesputet. Und ich hab diesen Beruf gehasst. Ich hab ihn gehasst.“ Auf die Frage, was sie verkauft habe, antwortet Frau C.: „Töpfe und Pfannen. Geschirr und Besteck. Ne, in sonem kleinen Familienunternehmen.“

Die Erzählerin berichtet, dass sie keine Lust gehabt habe, zur Schule zu gehen, dass sie faul gewesen sei und mit dem Hauptschulabschluss die Schule beendet habe. Obwohl die Erzählerin Vorstellungen davon gehabt habe, das sie beruflich gerne Krankenschwester oder Arzthelferin geworden sei, habe der Vater dies nicht erlaubt. Er habe es nicht gewünscht, dass „sie immer hinter kranken Leuten hinterher wischen“ solle. Auch habe er gemeint, dass sie als Krankenschwester nicht gut verdienen würde. Sie habe dann eine Lehre als Verkäuferin für Töpfe und Pfannen gemacht. „Und ich hab halt gesputet. Und ich hab diesen Beruf gehasst. Ich hab ihn gehasst.“ Obwohl sie den Beruf gehasst habe, habe sie sich den Wünschen des Va-

denhaftigkeit dargestellt wurde, da Marine und Luftwaffe weniger an Kriegsverbrechen beteiligt sein konnten. Später erschienen auch Hefte, in denen andere Heeresteile auftraten. Die Hefte dienten dazu, das Militär als Abenteuer darzustellen, Jungen für den Krieg zu begeistern und den Krieg zu verherrlichen.

ters unterworfen – hier zeigt sich eine Abspaltung des eigenen Willens zugunsten des Familienfriedens. Wie sie sich dabei gefühlt habe, wie die Beziehung zu den Eltern gewesen sei, sagt Frau C. nicht. Sie ist die loyale Tochter, die sich unterordnet und auch jahrelang einen verhassten Beruf ausübt.

„Meine Ausbildung (habe ich) abgeschlossen. Ne, die wurde auch nicht verlängert. Die waren froh, dass die mich loswurden. (Sie lacht.) Das beruhte auf Gegenseitigkeit. Ehm, danach hab ich ehm, n halbes Jahr ungefähr bei der Deutschen Bundespost gejobbt als Christel von der Post, Postbotin. Um die Arbeitslosenzeit zu überbrücken, ne, dann wieder mal für ne kurze Zeit arbeitslos. Hab ehm, dann neunzehn Moment, 72 bin ich in die Lehre gekommen. 74 war die Lehre zu Ende. 75 oder 76, bin ich in nem kleinen Jeansladen untergekommen. Dort n paar Jahre gearbeitet. Hab geheiratet mit zwanzig. Mit zweiundzwanzig war ich wieder geschieden.“

Sie habe die Ausbildung abgeschlossen, bei der Post gejobbt und in einem Jeansladen. Dort habe sie ein paar Jahre gearbeitet. Mit zwanzig Jahren habe sie geheiratet und nach zwei Jahren sei sie wieder geschieden gewesen. Sie habe den Freund ihres Bruders geheiratet. „Was war das für ein Mann? Das war der beste Freund meines älteren Bruders. Die beiden sind zusammen aufgewachsen, sind zur Schule gegangen. Ich hab meinen ersten Mann schon als Kind über alles geliebt. Und eh, er hat dann irgendwann mal gesagt, wenn C. groß ist, dann heirate ich die C. Da hat meine Mutter gesagt, wird du auch erst mal erwachsen. Und dann sprechen wir uns wieder. Er hat Wort gehalten und mich wirklich geheiratet. (Sie lacht.) Ja eh. Die Ehe hat aber nicht lange gedauert, weil W. war ein viel zu schöner Mann, ja. Alles, was bei drei nicht auf dem Baum war, gehört ihm. Da brauchte er auch nicht viel machen, weil da, wo er auftauchte, da lagen wirklich die Frauen, geguckt, hat der schöne blaue Augen, dann waren die hin und weg. Und er hat also, er hat danach gelebt, er war nicht treu. Ja und dann haben wir uns scheiden lassen. Ehm, 1980, also nach zweieinhalb Jahren. Ja 77 geheiratet. 80 war ich geschieden. Dann kurze Zeit später im gleichen Jahr den Vater meiner Tochter kennengelernt. Meine Tochter ist nicht ehelich. War dann zweieinhalb Jahre mit ihm zusammen. Als meine Tochter geboren wurde, bekam ich die Briefmarke auf n Popo. Da stand nämlich schon die nächste da. Ehm. Ja und dann war ich erst mal ne Weile Single mit Kind und als meine Tochter anderthalb Jahre alt war, da lernte ich Ehemann Nummer Zwei kennen. Und mit dem war ich, ja, siebzehn, achtzehn Jahre verheiratet. Und das is aber auch schon ne Weile her. Hmm.“

Sie habe den Freund des elf Jahre älteren Bruders geheiratet. Sie habe ihn schon als Kind „über alles geliebt“, er habe sie heiraten wollen, wenn sie groß sei. Sie hätten dann wirklich geheiratet. Er sei ein gutaussehender Mann mit schönen Augen gewesen. Die Frauen seien „hin und weg“ gewesen. Er habe nicht viel dafür tun müssen. Er sei nicht treu gewesen. „, Alles was bei drei nicht auf dem Baum war“, habe ihm gehört. Nach zweieinhalb Jahren hätten sie sich scheiden lassen. Dann habe sie kurz danach den Vater ihrer Tochter kennen gelernt. Und ihre Tochter unehelich geboren. Der habe schon eine andere Frau gehabt, als das Kind geboren worden sei. „Als meine Tochter geboren wurde, bekam ich die Briefmarke auf n Popo“, das heißt: der Vater des Kindes ließ sie fallen Die Erzählerin habe, als das Kind anderthalb gewesen sei, den zweiten Ehemann kennengelernt, mit dem sie dann siebzehn, achtzehn Jahre verheiratet gewesen sei. Dies sei nun auch eine Weile her. Wie sie sich dabei gefühlt habe, als die Ehe mit dem Jugendfreund schon nach kurzer Zeit getrennt worden sei, berichtet Frau C. nicht. Sie analysiert eher die Seite des Mannes meint, dass er nicht viel dafür getan habe, dass die Frauen hin und weg gewesen seien. Die Trennung vom Erzeuger der Tochter, auch seine Untreue, übergeht sie mit einem anscheinend lockeren Spruch: Sie habe eine Briefmarke zum Wegschicken „auf m Popo“ gehabt. Wie sie sich dabei gefühlt habe, möglicherweise Gefühle von Vertrauensverlust und Missachtung, als sie kurz nacheinander zwei Männer aufgrund von Untreue verloren habe, erzählt sie nicht. Hier scheint sich etwas zu wiederholen, was schon die Mutter erlebt habe, die auch ein uneheliches Kind bekommen habe und sitzen gelassen worden sei.

Über die Kindheit berichtet die Erzählerin: „Also wir hatten sehr viele Freiheiten. Ob es jetzt darum ging, das wir. Also Fernseher gabs nicht. Das war ein Luxusartikel. Das Geld hatten meine Eltern nicht. Mein Vater als Bergmann über Tage nicht unter Tage, ehm, unter Tage konntest du den nicht mehr einsetzen aufgrund seines Augenlichtes, ehm, weniger verdient hat, als jeder andere Bergmann. Dann hatte mein Vater ein Alkoholproblem. Ja und ehm, Also es war nicht so. Er ist nicht aggressiv geworden. Ne, aber er hat halt gerne getrunken.“

In der Kindheit hätten sie und ihre Geschwister viele Freiheiten gehabt. Was genau die Freiheiten waren, führt sie hier nicht aus. Weiter oben spricht sie davon, sie habe länger unterwegs und draußen sein dürfen als andere Kinder und Jugendliche. Auch davon, dass der Vater viel mit ihnen gespielt habe. Der Vater habe, da er nur noch auf einem Auge habe sehen können, nur noch als Bergmann über Tage arbeiten können und daher habe er weniger

verdient als unter Tage. Außerdem habe er gern getrunken, er habe ein Alkoholproblem gehabt. Dabei sei er aber nicht aggressiv geworden.

„Meine Mutter ja, hat ihr Leben gelebt. Ehm, sprich auch sehr frei, in, ja, wenn sie jemanden kennengelernt hat, der ehm, ihr etwas Nestwärme gab, dann war sie auch bereit, ihm etwas Nestwärme zu geben und zu nehmen. Sie war nicht treu. Mein Vater schon. Wir als Kinder, als Kind hab ich das mal erlebt. Ich war, wie alt war ich. Ich war acht Jahre. Ja, sieben, acht Jahre, da kam immer ein Mann zu uns nach Hause und wir Kinder mussten immer nach draußen, draußen spielen. Und eh, irgendwann kam mein Vater mal von der Zeche nach Hause. Und hat dann nachgefragt, wie alle Väter: Na, wie war denn der Tag heute. Und C. war schon immer sehr beredet und hat gesagt: Och, Papa, war wie immer. Heute war der Mann wieder da. Und mein Vater hat gesagt, welcher Mann? Und ich hab gesagt: Och Papa, der ist doch immer da, wenn du nicht da bist. Ja, und eh, dann war das Donnerwetter sehr groß. Es gab richtig Streit zwischen meinen Eltern. Und eh, ich glaub, mein Vater wollte das erste Mal in seinem Leben die Hand heben gegenüber meiner Mutter. Ehm. Meine Mutter wollte dann weg, meine Schwester mitnehmen. Mich da lassen. Weil ich war ja daran Schuld, dass ich ehm, gepetzt habe, ne und ehm, ja dann ist sie weggelaufen und war aber einen Tag später wieder da. Dann ist sie zu ihren Eltern nach Hause und meine Großeltern haben gesagt, du hast geheiratet, du hast Kinder, du kannst deinen Mann nicht verlassen. Geh mal wieder, zurück. Leb dein Leben, du hast Verantwortung. War keiner da, der meine Mutter aufgefangen hat.“

Die Mutter habe „ihr Leben gelebt“. Sie sei fremdgegangen. Wenn „sie jemanden kennengelernt hat, der() ihr etwas Nestwärme gegeben hat, dann war sie auch bereit, ihm Nestwärme zu geben und zu nehmen.“ Hier zeigt sich ein promiskuitives Verhalten, was anscheinend oft vorkommen ist. Nestwärme wird mit Sexualität gleichgesetzt. Das Kind, die Erzählerin, habe das Fremdgehen der Mutter als normal erlebt, was darauf hindeutet, dass es häufig vorgekommen ist. Als der Vater nach dem Tag gefragt habe, habe sie als Kind geantwortet: „Och Papa, wie immer. Heute war wieder der Mann da.“ () „Der ist doch immer da, wenn du nicht da bist.“ Es habe einen heftigen Streit zwischen den Eltern gegeben. Der Vater habe zum ersten Mal die Mutter schlagen wollen. Die Mutter habe dann weggewollt und die Schwester mitnehmen wollen. Die Erzählerin, damals sieben, acht Jahre alt, habe dableiben sollen. Die Mutter habe dem Kind die Schuld gegeben an dem Streit, weil das Kind dem Vater gegenüber „gepetzt“ habe. Dann sei die Mutter zu den Großeltern gelaufen. Nach einem Tag sei sie wieder gekommen. Die Großeltern hätten die Mutter zurück geschickt. Sie könne ihren Mann nicht verlassen, sie habe Kinder und habe dafür Verantwortung. Es sei keiner da gewesen, der die Mutter aufgefangen habe. Es lässt sich denken, dass die Kinder die Ohn-

macht der Mutter, dass keiner sie bei Problemen auffängt sehr intensiv mitbekommen haben. Solche Erlebnisse erschüttern das kindliche Vertrauen in die Sicherheit der elterlichen Beziehung und in die Gestaltbarkeit der eigenen Lebensumstände nachhaltig.

„Ja und meine Mutter und ich wir haben nie ein wirklich gutes inniges Verhältnis zueinander gehabt, ne. Sie hat, als ich so vierzehn war, mal davon gesprochen, wem nach mir gegangen wäre, dann wärest du ja gar nicht auf der Welt. Denn ich bin ja mit dir, ne, sprach meine Mutter, als ich hoch in Umständen war, ehm, (unverständlich) runtergesprungen, ne, die Treppe mit dem Po runtergerutscht, ehm, du, ich hab immer gedacht, aber wo du saßt, da saßt du. Und ich hab dich dann doch geboren. Eigentlich bist du n Unfall. Da hab ich gedacht, na gut, dann bin ich ein Unfall. Und hässlich auch, weil ich hatte keinen Hals und die Hände waren direkt am Körper dran. 33 cm, 6 Pfund, ja mehr war ich nicht. Eh, Glatze, also, eh, wie ne Nachgeburt. Ja das sind Dinge, die hab ich von meiner Mutter zu hören bekommen.“

Die Erzählerin habe „nie ein wirklich gutes inniges Verhältnis“ zur Mutter gehabt. Als die Erzählerin vierzehn Jahre gewesen sei, habe die Mutter der Erzählerin gesagt, dass sie sie nicht habe haben wollen. Die Mutter habe versucht eine Fehlgeburt herbei zu führen, indem sie die Treppe herunter gerutscht sei und irgendwo runtergesprungen sei. Durch solche Maßnahmen kann es zu Rissen im Inneren der Frau kommen, wodurch das Kind abgehen kann, jedoch kommt es dabei auch zu lebensbedrohlichen Verletzungen in der Frau. Anscheinend war die Frau bereit ihre Gesundheit, ihr Leben zu riskieren, so wie viele andere Frauen, die durch Abtreibung ihre Kinder loswerden wollten. Aber die Mutter sei die Erzählerin als Fötus nicht losgeworden, sie habe festgesessen, „wo du saßt, da saßt du.“ Eigentlich sei die Erzählerin „ein Unfall“. Außerdem sei die Erzählerin, (die heute eine völlig normale Frau ist, A. S.), hässlich gewesen. Sie habe keinen Hals gehabt, die Hände hätten direkt am Körper gesessen, sie sei klein gewesen, 33 cm und 6 Pfund. Sie habe keine Haare gehabt und habe ausgesehen wie eine Nachgeburt. Das habe ihr die Mutter gesagt. Ein Kind als „Unfall“, unglückte Abtreibung, hässlich und missgestaltet zu bezeichnen, zeigt, dass die Mutter ihre Gefühle abgespalten hat. So etwas einem 14 Jahre alten Mädchen zu erzählen, weist auch darauf hin, dass sie keinerlei Einfühlungsvermögen in das Mädchen gezeigt habe und dem Mädchen in der Pubertät kein positives weibliches Selbstbild vermitteln konnte. Vermutlich war die Mutter, die zu Beginn der Schwangerschaft ein sieben Monate altes Kleinkind gehabt habe, mit einer weiteren Schwangerschaft überlastet.

Auf meinen spontanen Kommentar: „Das ist böseartig.“ antwortet Frau C. „Ja, das ist böseartig! Ehm, ich kann mich auch nicht erinnern, das ich, dass sie, ja, ehm, mich in den Arm genommen hat. Also meine Schwester war ein Wunschkind und eh, die ist 16 Monate älter als ich, war ein Wunschkind, ist auch als sie geboren wurde, im Dezember war Adventszeit, als Engelchen gefahren worden mit weißem Kleidchen an und ehm, ne, von den Nonnen, ne. Und eh, ich bin halt nur ein Osterhasenkind, da macht man das schon mal nicht mehr mit. Ehm, ja ich war, dieses Sandwichkind, ne, sacht man, ne dieses ältere Schwester, jüngerer Bruder. Hab als Kind immer Jungensachen angehabt, irgendwo war ich auch n bisschen Junge, weil ich nur Blödsinn gemacht habe. N Kleid durftest du mir nicht anziehen, ich brauchte auch nur aus dem Fenster gucken, dann war ich dreckig. Bin mit Lackschuhen, Kniestrümpfen ja und eh, frisch gestärtem Kleidchen in den nächsten Bach und hab Kaulquappen gefangen. (Sie lacht.) Schon eigenartig. Ja und als ich älter war, da musste ich dann, das Kind, das nicht gewollt war, wird dann herangezogen. Ne. Mir geht's nicht gut. Kannst du das für mich tun. Und ich hab Heimweh C., kann ich zu dir kommen. Meine anderen Geschwister, die hatten da nie Zeit eigenartigerweise. Und ehm als, kurz bevor meine Mutter starb, ich war bei ihr, versteh ich jetzt auch irgendwie nicht so richtig, das eh, kurz vor ihrem Tod, da, ehm, das saß ich an ihrem Bett, das war so 10 Tage bevor sie starb und ehm, hab sie, sie war bei uns im Krankenhaus als Patientin. Und sie guckte mich an, als ob sie mich zum ersten Mal sieht, ne. Und sagte dann: Ich liebe dich. Und ich wusste gar nicht, dass du so eine kleine Schönheit bist. (...) Ich musste fast fünfzig Jahre alt werden, um zu erleben, ne, da war ich 48, fast 49, das deine Mutter dir so etwas sagt. (Ihre Stimme klingt sehr gerührt.) Ist aber so. Ich hab ne Beziehung zu meiner Mutter gehabt, sie hat mich nicht gehasst, mit Sicherheit nicht. Ehm, ich hab ihr zu verdanken, dass ich relativ früh auf eigenen Füßen stand. Ich bin mit 17 von zu Hause ausgezogen. Und hab dann mein eigenes Leben in die Hand genommen. Also das hat sie schon zustande gebracht, sie hat ja darauf hingearbeitet, dass ich so schnell wie möglich von zu Hause ausgezogen bin.

Hab ich gemacht. Dann als ich auszog, fand sie das nicht so gut, weil ich bin ja viel zu jung. Und im Laufe der Zeit war sie mehr bei mir und eh, als bei meinen Geschwistern. Sie hat viel versucht, wieder gut zu machen, was ich überhaupt nicht geduldet habe und auch nicht angenommen habe. Konnte ich nicht. Ehm. Ja ich ehm, war wohl nachher als ich, als ihre letzten zehn Tage kamen, ich wusste ja nicht, dass es so schnell dann geht. Ehm, war ich bei ihr. Und ich würde es jederzeit wieder tun,

weil so grausam diese Erfahrung ist, so schön war diese Erfahrung auch für mich. Ich fühlte mich das erste Mal, ehm, richtig nahe mit ihr und auch verstanden. Ne. Verstanden von meiner Mutter. Und eh, ja.“

Die Mutter habe die 16 Monate ältere Schwester als Wunschkind gesehen, die sei zu Weihnachten geboren worden und als Engelchen zu recht gemacht worden. Sie hingegen sei zu Ostern geboren worden. Ich stelle mir vor, dass die Mutter sich mit einem weiteren Säugling überfordert gefühlt haben könne, nachdem sie bereits einen Säugling von einem Jahr hatte. Dass die Mutter da alle möglichen Negativzuschreibungen entwickelt haben könne, gegen die Erzählerin, um ihre eigenen Gefühle der Ablehnung des Kindes vor sich selbst zu rechtfertigen. Die Erzählerin habe sich als „Sandwichkind“ gefühlt, zwischen der älteren Schwester und dem jüngeren Bruder. Sie habe Jungssachen getragen und sich schmutzig gemacht. Sie sei ein bisschen ein Junge gewesen, habe im Bach gespielt, Kaulquappen gefangen mit Lackschuhen, Kniestrümpfen und gestärkten Kleidchen.

Wenn Mädchen als „halbe Jungen“ oder „ein bisschen ein Junge“ bezeichnet werden, dann hatten häufig die Eltern dann den Wunsch, dass das Kind ein Junge sein sollte. Häufig akzeptierten die Eltern das Mädchen nicht als Mädchen und das Kind entwickelte dann vielleicht eine jugenhafte Art, möglicherweise aus dem Versuch heraus sich Akzeptanz zu verschaffen.

Als die Erzählerin, „das Kind, das nicht gewollt war“, älter geworden sei, habe die Mutter es oft herangezogen, wenn die Mutter sich nicht wohlfühlt habe und es ihr nicht gut gegangen sei. Wenn die Mutter Heimweh gehabt habe, so habe die Erzählerin kommen sollen. Die Geschwister hätten keine Zeit gehabt. Vermutlich war die Erzählerin leicht durch ihre Mutter manipulierbar und unter Druck zu setzen, da sie sich möglicherweise immer noch die Liebe der Mutter gewünscht haben kann.

Zehn Tage vor dem Tod der Mutter, habe die Mutter im Krankenhaus gelegen, sie habe die Erzählerin angesehen. „Als ob sie mich zum ersten Mal sieht, ne. Und sagte dann: Ich liebe dich. Und ich wusste gar nicht, dass du so eine kleine Schönheit bist.“ Anscheinend war es auch der Mutter kurz vor ihrem Tod noch ein Bedürfnis, sich mit der Tochter zu versöhnen. Frau C. selbst meint, sie habe nicht gedacht, dass die Mutter sie gehasst habe. Doch die Mutter habe darauf hingearbeitet, dass sie schon mit siebzehn Jahren selbständig gewesen sei und ausgezogen sei. Die Erzählerin habe daraufhin ihr Leben mit siebzehn selbst in die Hand genommen, die Mutter habe sie aber zu jung gefunden, um auszuziehen. Die Mutter habe sie öfter besucht

als die Geschwister, was nach Frau C.s Meinung daran gelegen habe, dass sie versucht habe, etwas wieder gut zu machen. Frau C. habe das aber nicht dulden und nicht annehmen können.

In den letzten zehn Tagen vor dem Tod der Mutter, nachdem die Mutter ihr das gesagt habe, dass sie sie liebe und dass sie schön sei, habe sie sich zum ersten Mal in ihrem Leben der Mutter nahe gefühlt. Sie habe sich zum ersten Mal verstanden gefühlt. Es sei eine grausame Erfahrung gewesen, aber auch eine schöne Erfahrung. Wie berührt die Erzählerin von dem Erlebnis ist, sich endlich einmal von der Mutter angenommen zu fühlen, geliebt und gesehen zu fühlen, rührt die Erzählerin noch heute sehr an. Sie bekam dabei feuchte Augen.

„Ich habe im Jeansladen gearbeitet, hab dann geheiratet. (Bandwechsel) bis 80 oder 77 bis 80, also in der Zeit als ich geheiratet hab bis zur Scheidung in (Ruhrstadt) in nem kleinen Jeansladen. Und ehm, dann bin ich gekündigt worden, weil der Laden, wo ich gearbeitet hab, der nicht mehr so das abwarf für meine Chefs, ne. Dann hab ich gekellnert in Diskotheken, in Kneipen, die Gefahr, ehm war immer da, dass ich auch zum Alkoholiker werde. Denn jedes Mal bist du gezwungen auch Alkohol mitzutrinken. Und in der Zeit als ich diesem Job nachgegangen bin, ehm den Vater meiner Tochter kennen gelernt, der mich dann da rausgeholt hat, weil er gesehen hat, das ich die, in diese Gefahr, vom Alkohol abhängig zu sein bin, drinstecke und bevor das so weit ist, eh, hat er gesagt, okay, du hörst da auf zu arbeiten und machst was anderes. Hab dann bei ihm in der Fahrschule, er war selbständig, hab in der Fahrschule gearbeitet, ne, Büroarbeiten, nimmst Fahrschüler an, korrigierst die Bögen, wie auch immer und hab dann 1982, als meine Tochter geboren wurde, ja den Laufpass bekommen, bin aus der gemeinsamen Wohnung ausgezogen worden. Ehm nach Hause zu meinen Eltern gebracht worden, mit Kind auf dem Arm, im September war das.“

Die Erzählerin habe im Jeansladen gearbeitet, bis sie aufgrund schlechter Erträge gekündigt worden sei. Sie habe in Diskotheken und Kneipen gekellnert. Es habe die Gefahr bestanden, dass sie Alkoholikerin werden würde, da sie immer habe mittrinken müssen. Dort habe sie den Vater ihrer späteren Tochter kennengelernt. Der habe sie da raus geholt. Sie habe bei ihm im Büro der Fahrschule gearbeitet. Als sie das gemeinsame Kind bekommen habe, habe er sie aus der gemeinsamen Wohnung geworfen und somit habe sie auch ihre Arbeit verloren. Sie sei mit dem sechs Wochen alten Kind zu ihren Eltern gezogen.

„Ne, die ist vom 1. Juli, die war so sechs Wochen alt. Ne, er wollte keins. Ne, war ein Betriebsunfall, ich war, ich hatte schon ein bestimmtes Alter und ich hab relativ spät erst, ich

hatte schon ein bestimmtes Alter. Ich war 25. Wenn ich das wusste, wenn ich das eher sag, dann drängt er, dann drängt er auf ne Abtreibung. Das wollte ich nicht, ne. Er hat sich dann damit abgefunden. Er hat auch die Vaterschaft anerkannt, ehm. Hat aber dann zu dem Zeitpunkt, als ich schwanger war mit ner anderen Frau was angefangen. Die hat dann wohl stärkere Gefühle in ihm geweckt. Aber keine Ahnung. Doch, die hat ihn unter Druck gesetzt, das war ne Türkin, die hat sich scheiden lassen für ihn und hat gesagt, in der Türkei gilt sie jetzt als ja, als geschändet, weil sie sich mit einem Deutschen eingelassen hat. Und falls er das nicht tut, dann lässt sie ihre Brüder einfliegen. Er bekam Schiss. Und hat gesagt, okay, dann heirate ich die und auf Wiedersehen C.. Und das hat er dann genauso gemacht. Ich war ne ganze Weile vom Sozialamt abhängig, weil ich stand dem Arbeitsmarkt nicht zur Verfügung. Ich hatte ja schließlich ein Kind. Meine Mutter hat gesagt, ich pass nicht drauf auf. Du wolltest das Kind, also sieh zu, wie du klar kommst. Und hab dann ehm, als meine Tochter anderthalb Jahre alt war, den Bruder meiner Nachbarin kennen gelernt und ich hab gesagt, ehm, wir haben anderthalb Jahre so zusammengelebt und anderthalb Jahre später, als meine Tochter drei Jahre alt war, das war 1985 geheiratet. Und diese Ehe hielt dann bis 2001.“

Sie habe gewusst, dass der Mann das Kind nicht gewollt habe. Das Kind sei ein „Betriebsunfall“ gewesen. Aber sie habe keine Abtreibung gewollt. Er habe mit einer türkischen Frau etwas angefangen, die sich für ihn habe scheiden lassen und ihn dann zur Ehe gezwungen habe, sie habe mit ihren Brüdern gedroht, sie sei sonst eine geschändete Frau. Er habe Schiss bekommen. Der Erzählerin sei eine Weile vom Sozialamt abhängig gewesen, da sie sich um das Kind gekümmert habe.

Ihre Mutter habe es abgelehnt, auf das Kind aufzupassen, es zu versorgen. Wieder wird ein Kind als „Unfall“ angesehen. Wieder drückt sich ein Mann, um die Verantwortung. Wieder will die Mutter sich nicht um das kleine Kind kümmern. „Sieh zu, wie du klar kommst.“ Als das Kind anderthalb gewesen sei, habe die Erzählerin den Bruder der Nachbarin kennen gelernt und anderthalb Jahre später geheiratet. Die Ehe habe habe von 1985 bis 2001 gehalten. „Mit ihm hab ich einen gemeinsamen Sohn und der ist jetzt 22 Jahre, mein Sohn. Ich hab ihn immer aus allen möglichen Schwierigkeiten rausgeboxt, ehm. Und hab total übersehen, ich weiß nicht, warum ich das gemacht hab, total übersehen, dass er, eh, da durch unselbständig geworden ist. Ehm, ja und das sind eben halt Dinge, die eh, ihn handlungsunfähig machen oder gemacht haben. Er ist nicht in der Lage, selbst für sich zu sorgen, eh, da Mutter immer da war. Und eh, das was er umgepflügt hat, immer wieder grade geharkt hat, ehm, ja und damit muss ich auch jetzt, muss ich gucken, wie ich damit klarkomme.“

Sie habe mit dem Mann einen Sohn bekommen, dem sie immer alle Schwierigkeiten aus dem Weg geräumt habe, dadurch sei er unselbständig geworden und „nicht in der Lage, selbst für sich zu sorgen“. Sie müsse sehen, wie sie damit klar komme.

Hier zeigt sich, wie die Unfähigkeit zu einem selbstbestimmten Leben über die Generationen hinweg weitergegeben wird. Frau C. wurde als Kind eingeschüchtert und missachtet, sie wuchs in dem Bewusstsein auf, hässlich und wertlos zu sein. Mit 17 zieht sie von zu Hause aus und hat unstete Beziehungen. Ihren Sohn überbehütet sie und nimmt ihm damit die Chance zu eigener Selbständigkeit.

„Mein Mann war KFZ-Maschinenschlosser und hat bei X gearbeitet. Und ich lernte ihn kennen Silvester und einen Tag später ist er zu mir gezogen. Das ging ratzfatz. Und er hat die Vaterrolle übernommen. Das hat er auch sehr gut gemacht und 1985 haben wir dann geheiratet. Da war ich 28. Er ist knapp ein Jahr jünger als ich.“

„Und dann seid ihr in dein Elternhaus gezogen?“

„Ja, das ist ja ein Zechenhaus. Und diese Zechenhäuser wurden ja frei gegeben von der Zeche. Man konnte diese Häuser kaufen. Und ehm, meine Mutter hat gesagt, okay, ehm, als Angehöriger, sie selber hatte die finanziellen Mittel nicht. Aber Angehörige konnten diese Zechenhäuschen kaufen. Und dann haben wir gesagt, okay, wir machen das. Und haben dann 1988, 89 das Haus gekauft. Und dann noch n bißchen umgebaut, Badezimmer rein, war ja kein Badezimmer drin, nur Toilette und Elektro dusche. Eben halt, damit es bewohnbar ist, auch Heizung, das war ja vorher noch mit Kohle beheizt, ne, meine Mutter hat ja noch mit Kohle geheizt. Ne, das wollten wir nicht und haben das modernisiert.“

„Nee, ich hab immer zwischendurch gearbeitet als Putzfrau. Ich hab acht Jahre lang Kirche geputzt. Kein Heiligenschein. Ich hab unsere Dorfkirche zweimal in der Woche geputzt. Dann hab ich mal in einem Blumenladen gejobbt. Dann gabs die Möglichkeit für mich in einem Krankenhaus in der Kleiderkammer zu arbeiten, sechs Stunden, fünf Tage die Woche. Und ehm auf, nicht mehr dieser Steuerfreibetrag, sondern richtig auf Steuerkarte, richtig auf eigener Krankenkarte und das hab ich dann getan. Und bin dann von einer Freundin, ehm, abgeworben worden, ehm, in die Klinik in der ich jetzt noch bin und habe als Hostess angefangen. Sprich du holst Patienten ab, bringst die zu den Funktionen und bringst die auch wieder zurück auf ihre Zimmer. Hab mit den Ärzten im Ultraschallraum gearbeitet. Den Ärzten zugearbeitet, Patient fertig gemacht, ne, aufgedeckt, damit die sonografieren konnten. Alles in den PC eingegeben, den nächsten Patienten reingeholt, hat sehr viel Spaß gemacht und als dann eh, meine Ehe ehm, ja, scheiterte. Ich hatte, ehm, 20 Stunden in der Woche gearbeitet. Musste ich ja mehr Geld verdienen. Weil ich bekam ja kein Unterhalt von meinem Mann. Ja und das Sozialamt, da hat ich mich gemeldet, die legten mir nahe,

ich sollte meinen Beruf aufgeben, weil ich muss ja dem Amt voll zur Verfügung stehen. Das akzeptieren die so nicht. Und dafür hätte ich dann einen sehr sicheren Job aufgeben müssen. Weil ich war zu dem Zeitpunkt schon unkündbar. Ne. Und dann kam das Glück zur Hilfe, weil in unserem Haus eine Verwaltungskraft gesucht wurde und man hat mich dann empfohlen. Ich musste zu einem Gespräch. Ich wurde für gut befunden. Ja und dann hab ich die Abteilung geteilt, stundenweise im Hostessendienst und stundenweise in der Verwaltung. Die Kollegin, die ich da immer wieder vertreten hatte, die wurde schwer krank und ehm, musste dann aus gesundheitlichen Gründen ihren Platz räumen und so bin ich da reingerutscht mit 39 Stunden. Und so versee ich da meinen Dienst in der Verwaltung, nicht mehr meinen Hostessendienst. Ja und mir geht's gut. Ja und das mach ich jetzt schon zehn Jahre. Elf Jahre.“ (Sie freut sich.)

Die Erzählerin habe immer gearbeitet, als Putzfrau die Kirche geputzt, „in einem Blumenladen gejobbt“. Über die Arbeit in der Kleiderkammer in einem Krankenhaus, sei sie dort Hostess geworden, habe die Patienten im Haus begleitet, Ärzten zugearbeitet im Ultraschallraum. Die Arbeit habe ihr Spaß gemacht. Auffällig ist, dass sie nun doch in dem Berufsfeld arbeitete, in das sie ursprünglich gewollt habe. Nachdem die Ehe gescheitert sei, habe sie vom Sozialamt kein Geld bekommen, dafür hätte sie die Teilzeitstelle aufgeben müssen. Aber das habe sie nicht gewollt, da sie schon unkündbar dort gewesen sei.

Eine Verwaltungskraft sei ausgefallen. Sie habe Glück gehabt, man habe sie auf die Stelle empfohlen. Nachdem sie eine Zeit als Hostess und als Verwaltungskraft gearbeitet habe, sei sie auf eine 39 Stunden Stelle in der Verwaltung gekommen. Es ginge ihr nun gut. Sie mache das nun schon zehn, elf Jahre. Dabei strahlte die Erzählerin.

Damit ist das offizielle Interview beendet, aber nach dem Abschalten des Tonbandes erzählt Frau C. noch ganz viel: Vom Alkoholismus ihres Vaters, den sie als Kind oft in die Kneipe begleitet habe, wo er sich mit einem Karabinerhaken an der Bar festgemacht habe, damit er nicht runterfiele. Und von dem Bruder ihres Vaters, der sich einen kleinen Hof gekauft habe, wo er Tiere gehalten habe. Und dass dessen Hobby das Schlachten gewesen sei. Unter anderen üblichen Tiere wie Schweinen, habe er ein süßes Pony geschlachtet und daraus Wurst gemacht. Der Onkel habe mit der Tante fünf Kinder gehabt. Er habe der Tante mehrfach Kinder abgetrieben und dies selbst in der Küche auf dem Tisch gemacht.

Frau C. sei gerne dorthin gefahren, weil es immer viel zu essen gegeben habe. Ihre Cousins und Cousinen hätten schon kein Fleisch mehr gemocht. Frau C.s Mutter

habe einmal mit im Ehebett übernachtet und der Onkel habe trotzdem mit seiner Frau Geschlechtsverkehr ausgeübt. Alle Geschichten, die Frau C. nach dem Abschalten des Tonbands noch erzählte, handelten von Alkohol, Sexualität, Schlachten. *Die Geschichten, die Frau C. nach dem Abschalten des Tonbandes noch erzählte, enthielten wichtige Informationen. Die Atmosphäre, die zu Hause als locker beschrieb, war so, dass der Vater oft weg war zum Arbeiten und zum Trinken in der Kneipe. Dort habe er sich sogar mit einem Karabinerhaken am Tresen festgemacht, damit er nicht umgefallen sei. Sie sei als Kind oft von der Mutter losgeschickt worden, um den Vater aus der Kneipe zu holen.*

Der Bruder des Vater habe verschiedene Schlachttiere gehalten, die er selbst geschlachtet habe. Neben den üblichen Tieren habe er ein süßes Pony geschlachtet. Ich stelle mir vor, wie die Kinder vielleicht das Pony gestreichelt haben, bevor es zu Wurst verarbeitet wurde. Wie die Kinder das Schlachten erlebten und wie es ihnen damit gegangen sein kann, wird nicht berichtet.

Der Onkel habe oft mit der Tante geschlafen, habe auch mit ihr geschlafen, als die Mutter einmal bei einem Besuch mit ihnen im Bett übernachtet habe. Wie mag sich die Tante gefühlt haben, als ihr Mann sie beschlief im Beisein der Schwester? Und wie die Schwester? Der Onkel habe der Tante mehrfach Kinder abgetrieben. Anscheinend hatte er nicht nur Spaß am Töten und Schlachten von Tieren, auch das Töten der eigenen Kinder scheint ihm nichts ausgemacht zu haben. Es sei wiederholt zu Abtreibungen gekommen. Es habe die Abtreibungen auf dem Küchentisch vorgenommen. Wie mag die Tante sich dabei gefühlt haben?

Inwieweit die Erzählerin das alles selbst erlebt hatte oder von ihren Cousins und Cousinen erzählt bekam, weiß ich nicht. Hier war ich nicht in der Lage nachzufragen. Es scheint offen darüber gesprochen worden zu sein.

Zusammenfassung zum Interview mit Frau F.E.C.

Frau C. schildert eine Kindheit mit einer ablehnenden, fremdgehenden Mutter. Die nach außen dargestellte Familie des freundlichen SS- Mannes, des Vaters, der mit den Kindern gespielt habe, hat Seiten, von denen die Erzählerin erst nach dem Abschalten des Tonbandes erzählte. Es wird Alkohol getrunken bis zum Umfallen, der Vater habe sich sogar mit einem Karabinerhaken am Tresen festgemacht. Es wird geschlachtet und gemordet. Frauen werden ohne Rücksicht beschlafen und geschwängert. Die Mutter habe mit vielen Männern geschlafen. Sie habe „Nestwärme“ gesucht. Die Kinder hätten alles mitbekommen.

Die Kinder seien geschlagen worden, so dass sie zwei Tage nicht mehr hätten sitzen können. Sie selbst sei eine Zeit lang gefährdet gewesen Alkoholikerin zu werden. Die abgespalteten Gefühle, die sich hier vielfach zeigen, werden verharmlost und hinter „lockeren“ Sprüchen versteckt. Die Verrohung der Männer und der Mutter, die ihr Kind als unerwünscht, als „Unfall“, als hässlich bezeichnet habe, passen nicht recht damit zusammen, dass es „locker“ gewesen sei. Es passt nicht damit zusammen, dass die Sprecherin einen Beruf habe lernen müssen, den sie gehasst habe. Das Kind, das sie bekommen habe, habe weder der Erzeuger noch ihre Mutter haben wollen. Hinter dieser Fassade der Lockerheit, des fröhlichen Essen und Trinkens und ausgelebter Sexualität verbergen sich Missachtung und Sadismus. Der offenkundige Alkoholmissbrauch des Vaters gibt ebenso Hinweise auf das Vorliegen von (unbehandelten) Traumafolgeerkrankungen wie das antisoziale, herabwürdigende Verhalten der Mutter, welches von Promiskuität und einem missachtenden und gewalttätigen Verhalten gegen die Kinder ausgezeichnet ist. Es zeigt sich eine destruktive, pathologische Persönlichkeit.

Auch die Tatsache, dass offenbar alle, auch die Kinder, über die Abtreibungen Bescheid wussten, ist sehr befremdlich. Den Kindern wird damit vermittelt, dass Leben an sich nichts wert ist, dass auch ein eigenes Kind nichts bedeutet. Aus der Psychotraumaforschung ist bekannt, dass es insbesondere bei Kindern durch solche Erfahrungen zu gefühlsmäßigen Abspaltungen kommt und die Kinder als Erwachsene später große Probleme haben, sich als integere Person zu empfinden, die selbstbestimmte Entscheidungen treffen können.

Weiterhin auffällig ist, dass sowohl die Mutter von Frau C., Frau C. selbst als auch eines ihrer Kinder ein pathologisches Bindungsverhalten zeigen. Diese Tatsache deutet darauf hin, dass die Traumafolgeerkrankung, zumindest in Teilen, von der Mutter auf Frau C. als auch auf die Tochter übertragen wurde.

3.9.4. Interview Frau E. X.: „Und da war ich dann auch jemand und auch wichtig“

Biografische Notiz: Frau E.X. wurde 1925 geboren. Ich besuche die schlanke, gepflegte, alte Dame in ihrer Eigentumswohnung in einer Großstadt. Sie kommt mir in einem Schneiderkostüm entgegen und trägt Schuhe mit sehr hohen Absätzen. Die Wohnung ist mit Antiquitäten eingerichtet und sie serviert Tee. Wir kennen uns von Tagungen und sprachen bereits mehrfach über das Thema und sie war sehr gerne bereit, mir mehr zu erzählen. Wir setzen uns in ihrem Esszimmer an den Tisch und sie ergreift das Mikrofon und beginnt zu sprechen. Während des Sprechens starrt sie wie geistesabwesend aus dem Fenster und klappert ununterbrochen mit einem Löffel gegen die Zuckerdose.

„Mein Name ist E., eigentlich heiße ich F. Ich bin geboren in (Großstadt) und bin eine geborene X. Ich bin die Tochter von X. und Y. X. in (Großstadt). Mein Vater war der Nachfolger seines Schwiegervaters im Pastorenamt in (Großstadt) und er heiratete die Tochter des Pfarrers, bei dem er sein Vikariat absolvierte. Und ich bin das zweite von zwölf Kindern. Mein Vater sagte immer: Die Apostel kommen. Ja, ich sollte natürlich ein Junge werden. Aber leider war ich ein Mädchen und das war schlecht. Und meine Stelle in der Familie war eben schlecht, da ich ein Junge sein sollte. Doch das war nicht so. Und meine Schwestern waren schon da und auch Mädchen und das war dann ganz schlecht, dass ich auch ein Mädchen war. Und in die erste wurde noch was rein gesteckt, Ideen und Beruf und Werdegang und in mich dann nicht mehr, da ich auch nur ein Mädchen war. Meine Mutter bekam ein Kind nach dem anderen und ich musste im Haushalt helfen. Denn die älteren sollten erst mal zur Schule gehen und ich dann nicht mehr als unbedingt nötig. Und meine Mutter hatte mit achtzehn geheiratet. Der Vater hatte ihr das gesagt, dass der Vikar um ihre Hand angehalten hat und dann wurde das mehr oder weniger bestimmt, dass sie den dann heiraten sollte und dann machte sie das, weil sie dachte, dass das Gottes Wille sei. So kam es dann, dass ich da war und nach mir kam wieder ein Kind. So sollte ich der Mutter immer helfen und im Haushalt helfen. Als ich geboren wurde, war die Mutter zweiundzwanzig Jahre und war als blutjunge Frau dieser Aufgabe nicht gewachsen. Wir hatten zwei Mädchen, die im Haushalt halfen. Und dann kamen noch ihre Schwestern, die ihr halfen im Haushalt und mit den Kindern. Und die eine nahm dann immer ein Kind mit nach Hause zu sich und zog das da auf und dann wenn es wieder größer war, kam es zurück. Und eines Tages ging es dann zum Bahnhof und da

wurde ich dann in die Eisenbahn gelegt und die Tante nahm mich mit. Und die Tante war dann da und die Geräusche der Eisenbahn sind für mich lieblich, da ich dann von dieser Tante getröstet wurde. Und eine andere Erinnerung ist die an meine Großmutter, die hatte Gicht und schrie immer, wenn ich an ihren Fuß stieß. Ich war drei Jahre alt und da hatte sie wohl Schmerzen, wenn ich an ihren Fuß stieß und ich fand es sehr aufregend, wenn ich sie da stieß und sie dann so schrie. Und das hörte man dann sehr laut und das fand ich interessant. Und ich machte das gerne. Und meine Großmutter war eigentlich Diakonisse gewesen und hatte eine Freundin und als die starb, hat sie ihre Freundin gebeten den Mann zu heiraten und die Kinder zu versorgen. Und dann hat sie den Mann geheiratet und die Kinder versorgt, weil die Freundin das wollte und ist dann aus dem Orden ausgetreten und die Kirche fand das nicht so gut, dass sie da ausgetreten ist und den Pfarrer geheiratet hat. Und die waren dann entsetzt, dass sie da geheiratet hat und den Pfarrer geheiratet hat und die Kinder übernahm. Und meine Mutter hatte von Anfang an die Mutter dann unterstützt bei der Hausarbeit, weil der das nicht lag und die Mutter musste das dann machen und mit dreizehn, als die Schule zu Ende war, hat sie dann den Haushalt gemacht und dann mit achtzehn selbst geheiratet und ein Kind nach dem anderen kam dann, bis es zwölf waren. Die Apostel. Sie hatte keine Chance, einen Beruf zu ergreifen oder etwas selbst zu entscheiden, erst kam der Haushalt und die Geschwister und dann wurde sie da verheiratet und bekam selbst Kinder, eins nach dem anderen. Aber ich hab mir gedacht, dass sie nicht so viel Hausarbeit gemacht hat, weil die Hausarbeit haben wir gemacht, wir Mädchen und die Mutter hat die ganz kleinen Kinder versorgt und die Krabbelkinder nach dem Stillen kamen zu der Tante und die Dienstmädchen, die da zur Haushaltshilfe waren, waren auch noch da und so hat die Mutter nicht so viel gemacht, weil wir das gemacht haben und sie war meist schwanger und erbrach die ganze Zeit und sie hat die Kinder gepflegt. Ich habe bis heute den Eindruck, dass sie die Hausarbeit immer sehr gehasst hat und als ich so dreizehn, vierzehn war, da musste ich auch ganz viel im Haushalt helfen und sie hatte eine unglaubliche Kritik am Nationalsozialismus und sie hatte einen Bruder, der war der B. und der war sehr künstlerisch und er war Sportler und er machte auch Gedichte und schrieb Verse und er ging dann weg aus Deutschland, weil der Kommunist war und er hat jüdische Verfolgte unterstützt und er war sehr befreundet und ging dann mit X. und seiner Frau nach Dänemark und wie ich in den Archiven nachgelesen hab, hat er die dann da sehr unterstützt und ihr geholfen und er hat dann

auch einen Weihnachtsbaum da besorgt für die und solche Geschichten sind nachzulesen in den Archiven. Meine Mutter hat sich immer gewehrt gegen den Nationalsozialismus und gegen die Ideologisierung, mein Vater war da ganz anders, der hat eine Rolle gespielt, aber das ist so ein Teil; auf der anderen Seite bin ich genau in den Formen des Nationalsozialismus erzogen worden und in den nationalsozialistischen Erziehungsmethoden mit Schlägen und den Ratschlägen von Frau Haarer und ihrem unglaublichen Erziehungsbuch und sie hat diese Erziehungsmethoden unglaublich sadistisch verfeinert und bestialisch angewandt und das dann geschrieben in ihren Büchern und meine Mutter hat das auch gelesen und auch mich so erzogen und das war schlimm. Und ich sehe, was die Erziehung in deutschen Familien angeordnet hat und meine Mutter hat diese Methoden angewandt und ich habe das auch noch übernommen, weil ich ja sehr früh, blutjung, geheiratet habe und habe das auch übernommen, weil mir dann jemand, vielleicht war es meine Mutter dann in der Adenauerzeit eine frisierte Ausgabe des Buches gegeben hat und da stand das drin. Also ich glaube, dass die deutschen Familien so sind, weil das ja in ganz vielen Familien so war und dieses Buch da eine Rolle spielte und das so gemacht wurde damals. Also die Mutter hat uns exakt genau vier Stunden warten lassen bis zur nächsten Mahlzeit und es war egal, ob man dann schrie oder nicht, dann gab es was zu essen. Es war immer streng und immer stramm und immer mit Kommando und immer nach den Regeln und wir wurden immer in irgendwelche Familien verteilt, wenn wieder ein Kind anstand zur Geburt und irgendwo abgegeben und dann fanden wir uns wieder in irgendwelchen anderen Familien und ich wurde da nicht gefragt und abgegeben und dann gab es eine Tante, das war eine Frau, die gehörte auch zu der Gemeinde und die hatte selbst keine Kinder und ich war da gerne, die hatte Zeit für mich und kümmerte sich auch um mich und wollte mich auch gerne adoptieren und das wollte meine Mutter aber nicht. Doch wenn ich da war, dann ging es mir gut, denn die waren auch reich und wohlhabend, der Mann hatte eine Fabrik und es war da sehr schön. Die Tante X, also die Frau des Fabrikanten X., die war sehr schön, immer sehr elegant und nach der Mode gekleidet und die hatte Gefallen an mir und sah, dass ich doch eine Begabung hatte und dass es sich lohnte da in mich zu investieren und sie gab mir auch Musikunterricht und dann durfte ich da vorspielen bei Familienfesten und das war sehr schön und ich hätte da gut bleiben können, doch das wollte meine Mutter nicht. Aber wir mussten immer gläubig sein, das war wichtig, sehr wichtig und darum ging es immer. Wir spielten immer im Hof, wild und ausge-

lassen wie Jungens und dann wohnten in den Seitenflügeln die ärmeren Leute und da kam die eine Frau, die war dick und hässlich und die sagte, na ihr Jungs, ihr spielt wohl. Und ich fand das unangemessen und dann sagte ich, du, wenn du noch mal Jungs zu uns sagst, dann sag ich zu dir dicke Tante und dann komm doch besser in die Kirche und bete und es war so eine Mischung aus Strenge und Prügeln und dann dieser Auftrag sich zu bekehren zu Jesus, der uns retten wird, weil sonst kommt man in die Hölle und es gab so ein Gemisch von Erziehungsmethoden und wenn man sich nicht bekehrt und zu Jesus findet, dann passiert was und es war Angst und Unzufriedenheit und auch gleichzeitig eine Sehnsucht da, nach dem, wie es im Gottesdienst war, dann so heilig und da gab es die schönen Lieder und das war so schön und so heilig und wenn die Tanten dann im Kindergottesdienst die schönen Geschichten erzählten, das war herrlich und schön und wir sangen Jubellieder. Und als ich dann da war, war das alles sehr schön, so als ob wir schon im Himmel waren und zu Hause war es dann wieder so streng und so mit Schlägen und Prügeln die ganze Zeit und das war dann nicht schön. Und der Vater aber war eigentlich auch sehr poetisch als junger Mann und erzählte uns immer eine Geschichte und da er ein Bauernsohn war und von einem sehr schönen Bauernhof kam, da war er auch naturverbunden und er erzählte uns dann diese Naturgeschichte von den Tieren und wie sie im Winter überwintern und das war zu schön und dann die verschiedenen Tiere im Wald und in der Natur. Und in der Zeit, wenn es noch nicht dunkel war und dann erzählte der Vater uns diese Geschichten am Abend, das war sehr schön. Und als ich dann in die Schule kam, hat die Mutter dann die Vertrautheit mit dem Vater verboten, das ziemte sich nicht für ein Mädchen, sich an den Vater zu schmiegen und zuzuhören. Aber ich verstand das nicht, was das bedeuten sollte und es gab da eben keine Erklärung. Und da fällt mir noch eine Geschichte ein, da war einmal ein Junge, der saß auf dem Töpfchen und da sah ich, da war was, was er hatte und ich hatte das nicht und meine Schwestern hatten das auch nicht und da fragte ich: Was ist das? Und ich bekam keine Antwort nur, das guckt man nicht an, das fragt man nicht. Und so war das. Das war verboten und wer verbotenes tat, der wurde geschlagen und da gabs immer Kloppe. Und eines Tages ging die Mutter in ein Geschäft und wollte da neue Kochlöffel kaufen und einen Teppichklopfer und die sagte, dass die aber auch stabil sein sollten, denn die brauchte sie, um die Kinder zu verhauen. Und ein Junge aus meiner Schule hörte das und erzählte es dann den anderen Kindern und fand das sehr lustig in der Schule und mir war es sehr peinlich. Es gab nichts privates für

uns, kein eigenes Zimmer und keine eigenen Sachen und nichts. Wir waren nichts. Durch die Bomben ist viel auch verbrannt dann und der Schrank war weg, doch es gab auch sowieso nichts, was da war, wurde geteilt und es musste immer alles geteilt werden mit den anderen Kindern. Es gab nichts Eigenes. Und zu meinem Geburtstag gab es eine Kerze, die war angezündet und dann gab es Obst und ich wollte davon essen, aber das durfte ich nicht, denn es musste geteilt werden mit allen, und das war dann sehr wenig für jeden nur ein Bissen. Immer musste ich nur helfen und im Haushalt helfen und meine älteren Schwestern gingen zur höheren Schule und dann musste ich helfen und sie durften Hausaufgaben machen. Es interessierte niemanden, wie es mir ging und wie es in der Schule ging und ich wurde nicht gefragt. Und meine Schwestern gingen zur höheren Schule und ich ging zur Volksschule, das genügte, auch wenn ich nur Einser hatte. Das war so. Dann ging ich zu einer anderen Schule. Ach ja, das muss ich noch erzählen vorher, da waren wir in der Stadt noch bei X. und dann wollte ich immer zur HJ gehen, zum BDM, denn da war es schöner als zu Hause und da wurde gesungen und ein älteres Mädchen las uns erbauliche Geschichten vor und wir haben gebastelt und es war schön und das habe ich nicht aus Überzeugung gemacht, weil ich die Nationalsozialisten so gut fand, aber das habe ich gemacht, weil ich dann von zu Hause weg konnte und nicht im Haushalt helfen musste und da war ich dann auch jemand und auch wichtig und es war klar, dass wir Mädchen und Frauen auch wichtig waren für das Volk und die ganzen Nachmittage da, das war schön und es hat mir ein Gefühl von Gemeinschaft gegeben und ich war dort sehr gerne, aber meine Mutter mochte das nicht. Doch mein Vater war dann auch der Meinung, das ist gut, besonders für die Jungens und die Jugend. Er fand auch das Marschieren gut und das wurde da geübt. Und zu Hause da musste ich immer helfen und durfte nicht zum Gymnasium, weil ich helfen sollte und dann kam mein Bruder und dann war es sowieso klar, dass der mal Professor werden sollte und er wurde gefördert und gefördert, auch wenn er gar nicht so gut war in der Schule, aber der sollte und der wurde dann auch. Und da beklagt er sich heute noch drüber, dass er immer musste und sollte und wir haben das nicht gerne gesehen, dass der alles bekam und wir bekamen nicht. Und dann wurde ich im Krieg in eine andere Stadt geschickt und dann von da auf einen Bauernhof, irgendwohin nach X. und dann war ich da und musste da helfen, die waren da froh, dass ich da noch helfen konnte und ich hatte da auch im Haushalt viel zu helfen und dann auch noch in den Kartoffeln auf dem Kartoffelacker, diese Schinderei da im Dreck, das war

nicht, was ich wollte und dann in Holzpantinen in die Schule, Leder gab es nicht mehr und Lederschuhe gab es nicht mehr und dann im Winter in die Schule und im Schnee und im Eis da immer sehr weit laufen und das hab ich dann aber gern gemacht, denn da war ein junger Lehrer und der mochte mich und ich mochte den auch und für den hab ich dann angefangen Lieder zu lernen und Gedichte habe ich Seitenweise auswendig gelernt und die durfte ich dann vortragen bei dem jungen Lehrer und vor der Klasse stehen und die Gedichte vortragen und da waren auch einige Mädchen, die kamen aus der Stadt und die durften zum Gymnasium und die gingen immer jeden Morgen zum Bahnhof, dann in schönen Schuhen und mit Röcken und weißen gebügelten Blusen und die sahen sehr schön aus und lernten immer was anderes in der Schule und das gefiel mir und mit denen habe ich mich befreundet und habe immer gefragt, was lernt ihr? Und dann habe ich mir das auch angeeignet und besonders die deutschen Gedichte, die sie lernten, die habe ich gelernt und dann vorgetragen und der Lehrer sah das dann, dass ich auch was kann und auch was bin und dann eines Tages kam mein Vater zu Besuch und ging dann in die Schule. Da war dann der Krieg schon vorbei und er kam dann nach Hause und schrie wohl dann vor Wut und vor Empörung und der Lehrer hat ihm gesagt, dass es so nicht geht und dass er sich auch um mich kümmern muss und dass man nicht nur Kinder in die Welt setzen kann und wie Kaninchen und sich nicht kümmern. Und das hab ich erst Jahre, Jahre später dann begriffen, dass das ich war, dass ich das Kaninchen war, von dem der Lehrer gesprochen hatte und dass ich das Kind war, um das er sich kümmern sollte. Aber da dachte der gar nicht dran. Das war nicht sein Plan, denn die beiden großen waren in der Schule und ich dann eben nicht und dann kamen die Brüder und die sollten was lernen und ich dann eben nicht. So war das. Und der Herr Pfarrer, was mein Vater war, der hatte das dann entschieden und meine Mutter auch. So war das. Und dann war da noch eine Geschichte, die mir einfällt, da war ich dann schon konfirmiert und dann war ich mal abends spazieren in dem Dorf, da war ein Tanzvergnügen und da ging dann ein Mann hinter mir her und sagte, was du für ein hübsches Mädchen geworden bist und so groß und so hübsch und ich hatte eine ganz große Angst eine Panik und ich wusste nicht wovor und ich ging dann nach Haus, aber ich hatte immer diese Angst und diese Panik, das hat mich dann verfolgt, aber wovor, wovor, das wusste ich eigentlich nicht und dann wollte ich eine Lehre machen und es gab auch einige, die meinten, sie wollten mich nehmen. Aber das war nicht vorgesehen und das wurde dann nichts und dann lernte ich einen

Vikar kennen, bei meinem Vater, der hat sich dann wohl auch in mich verguckt, da war ich dann 17 und der war schon 30, da er durch den Krieg erst so lange nicht studieren konnte, war er dann schon so alt und der durfte mich dann nicht sehen, zweimal durften wir uns dann besuchen und ich musste anderswo in einem Haushalt ungelernnt arbeiten als Dienstmädchen und da alles machen und warten, bis ich dann heiraten durfte und dann habe ich geheiratet, da war ich dann knapp 20 und blutjung und hatte keine Ahnung, keine Ahnung hatte ich und dann bekam ich bald das erste Kind und ich wusste nicht, wie das geht und verstand das gar nicht, wie das gekommen war und überhaupt hatte ich keine Ahnung von nichts. Ich war todunglücklich. Ja ich war auch verliebt, aber er hatte auch keine Ahnung von nichts und keine Erfahrung und im Krieg war er gewesen und hatte auch davon eine schwere Narbe am Bein und davon hinkte er etwas. Und er war eigentlich ein poetischer Mensch, aber auch irgendwo gebrochen, vielleicht war es das, was mich anzog und er war so anders als meine Familie so sanft auf diese Art, so anders und das war es, was mir an ihm gefiel. Doch dann kam ein Kind nach dem anderen und wir waren irgendwo in der Provinz. Es war schauerhaft, nur schauerhaft und ich musste mich damit abfinden, dann da Pfarrersfrau zu sein und blutjung und ich bekam dann einen Sohn zum Glück sofort und das war gut so, dann kamen noch meine Töchter und ich wusste dann noch nicht so genau Bescheid am Anfang und dann kam mein Mann mit Blumen und brachte dann ein Buch mit, da stand das dann drin, wie man schwanger wird. Ach und ich war dann schon Mutter und las das dann erst in dem Buch und es war alles so schwierig da auf dem Land in der Provinz, das war nicht so leicht. Da wusste ich, hier musst du weg, hier kannst du nicht bleiben, da gehst du ein. Wir hatten nichts und waren dann da und ich musste da helfen Kindergottesdienst und Lieder singen und ich war in der Gemeinde da beschäftigt und machte das, was von mir erwartet wurde und gab Unterricht und war da. Und im Haushalt hatte ich dann ein Kindermädchen, das dann da helfen musste, das war so. Und dann sagte ich, ich muss etwas lernen und was? Und als die Kinder größer waren und zur Schule gingen dann hörte ich, da gibt es eine Schule für Erwachsene, da wollte ich hin und das habe ich dann gemacht. Ach ja, und zuvor war ich noch zu Hause und habe immer, immer alles für meine Kinder getan und gemacht und sie von morgens bis abends umsorgt und getan und bin sehr früh aufgestanden und habe den Ofen angemacht im Winter und da war das sehr kalt da bei X. Und die Ecke da, war es immer besonders kalt und wir hatten nur eine sehr schlechte Wohnung, weil da zuerst kamen da

die Flüchtlinge und die mussten da noch untergebracht werden und da war eine Familie von einem Bischof aus dem Osten und die kamen da erst mal direkt in das Pfarrhaus vorübergehend und dann später erst kamen wir darein, aber das war später, erst waren wir sehr schlecht untergebracht in einem Anbau an der Kirche, das war eigentlich ein Stall, der war daneben gewesen, also der gehörte da zu dem Gut, zu dem Kirchengut und das war sehr, sehr dürftig da und dann später war es dann das Pfarrhaus, aber das war auch sehr eng, dass mussten wir uns dann erst mal teilen und dann war da auch viel kaputt und es gab noch kein Klo, da war nur eins im Hof, im Stall und kein Bad und gar nichts und ich musste immer da sein und helfen und dann noch die Kinder versorgen. Also ich habe sie geliebt, natürlich habe ich sie geliebt, das geht auch nicht anders, doch ich habe sie genauso erzogen, wie ich das gelernt hatte bei meiner Mutter und danach, später dann habe ich gedacht, was hast du da gemacht, damals, was hast du da getan, aber ich wusste es nicht besser und ich habe sie ja auch gezüchtigt und sagte mir, das muss so sein und das stand dann auch so in dem Buch da drin. Und ich war nicht krank und habe immer alles getan für meine Kinder, damit sie es einmal besser haben sollten. Aber mein Sohn ging auf das Gymnasium und dann auch die Töchter und die andere Tochter und dann, dann wollte ich auch zur Schule gehen und dann waren wir inzwischen endlich wieder in der Stadt und das war da ganz gut. Dann war ich endlich auf dem Kolleg, da konnte ich endlich dann ein Abitur machen und dann ging ich auf die Fachschule, die war auch von der Kirche und da konnte ich dann das Abitur machen und endlich, endlich konnte ich etwas lernen und was werden und das wollte ich schon immer und das habe ich dann gemacht und das war auch das Gute dann, als ich da ankam, da stellten die sich alle vor und die waren alle viel jünger als ich und da dachte ich mit meinem Namen und da nannte ich mich nun E. und nicht mehr F. denn ich dachte, die lachen bestimmt alle, wenn ich meinen Namen sage. Und dann war ich da eingeschrieben und ich war froh, nun begann endlich ein neues Leben mit diesem Studium und ich war ein neuer Mensch und dann ging ich da über den Flur und da standen die Putzfrauen in ihren Kittelschürzen und die waren da, die fetten Putzfrauen mit den großen grauen Feudeln und ich wusste, ich würde nie wieder Hausarbeit machen. Und ich würde nun ein anderes Leben führen und endlich Akademikerin werden.“

Das Telefon klingelt. Sie geht ran, kommt dann wieder und greift sofort wieder nach dem Mikrofon und wir setzen das Gespräch fort.

„Wie war es denn dann zu Hause mit der Familie und dem Haushalt und dem Studium?“

„Ja, das ging dann schon, die Kinder waren ja groß und konnten helfen und ich habe dann endlich, endlich studieren können.“

„Kam nicht erst das Abitur?“

„Ja, das kam erst, das habe ich dann gemacht und dann nach dem Fachabitur kam dann das Studium an der privaten kirchlichen Hochschule, da konnte ich dann Religionslehrerin werden und dann endlich in den Schuldienst gehen, aber diesmal mit einem Studium und dann war ich endlich auch mal was. Und ich habe dann den Haushalt gemacht und war Pfarrfrau und nach vier Semestern, so war das dann damals, bekam ich dann meinen Abschluss und konnte dann noch eine andere Ausbildung anschließen und dann war ich im Jugendreferat der Kirche und in der Gemeindegemeinschaft und endlich konnte ich dozieren und da auch was sagen und war auch was. Danach habe ich dann noch ein Jugendtheater gegründet bei der Kirche da, bei der Jugendarbeit und dann habe ich bei dem psychologischen Institut Kurse gemacht und dann wurde ich da Trainerin und als Trainerin bin ich heute noch sehr, sehr aktiv und international tätig und habe nun dreißig Jahre da Berufserfahrung und mache das immer noch mit sehr, sehr viel Freude da und habe drei Kinder und fünf Enkel und drei Urenkel und meine Kinder sind alle was geworden, Natürlich war das dann auch nicht so leicht, als mein Mann starb, der hatte da Granatsplitter im Bein und die wanderten und einer war am Herzen und der hatte da ein Problem und dann starb er daran, also an dem Splitter, der war nah an der Herzkammer und dann musste ich die Kinder da allein, ganz allein hochbringen, aber da waren die dann auch schon am Studieren und ich war am Studieren und dann ist aus denen allen was geworden. Und meine Arbeit da, also meine religiöse Arbeit da, die Therapie, die hat auch was mit Religion zu tun, weil ich führe die Menschen zu sich, durch die Religion sozusagen in gewisser Weise und das ist so, dass das eigentlich noch nicht erforscht ist, die religiösen Anteile dieser Arbeit und ich hab mich da reingearbeitet, um das zu verstehen, also ich drücke das einfach aus, nicht in so komplizierten Sätzen und nicht mit so viel Fremdwörtern, obwohl ich das ja auch könnte, aber das ist ja auch so, dass meine Studierenden, die also bei mir lernen und etwas lernen wollen, die sind ganz begeistert von mir und meiner Arbeit, weil ich da so Elemente mit reinbringe und dann verstehen die das auch und das hat was damit zu tun, dass ich Berge von Büchern durchgearbeitet habe und das hat was damit zu tun, dass ich was geschrie-

ben habe und dann habe ich das verstanden und kann das dann endlich auch weitergeben, ich bin ja nicht durch die Wissenschaft, die große Wissenschaft verbildet worden, ich hab das ja mehr praktisch gelernt und ich muss nun keine Schachtelsätze schreiben, so dass nur Fachleute das verstehen und dann bin ich ja noch darauf gekommen, was mit den Juden in Europa passiert ist und das hat mich dann noch mal zum Nachdenken gebracht, dass ich da einige ganz neue Ansätze gelernt habe, durch die jüdische Philosophie habe ich da was gelernt und das heute, das ich das heute so begreife und vermittele, das ist wichtig und dass Adolf Hitler ein Unmensch war und dass die Mutter, das nicht gut fand damals, das wusste ich ja, dass das ein Fehler war für Deutschland und ein Fehler überhaupt auch für die Welt und die ganze Geschichte, das wusste ich auch und der Bruder meiner Mutter, der dann geflohen war, weil er ein religiöser Sozialist war, also ein Kommunist, aber auch ein religiöser eben auch aus dem Pfarrhaus, der hat seine Bibel immer dabei gehabt und auch bestimmt darin gelesen, das weiß ich, das war bestimmt auch ein Einfluss auf meine Mutter, weil das der Lieblingsbruder war und der ist dort umgekommen und in der Gemeinde da waren viele Nazis, grade dort, waren sie besonders, das habe ich gehört aus mehreren Quellen und mein Vater hat die da auch irgendwie um sich versammelt und sie auch aufgenommen nach dem Krieg, dass er dachte, das weiß ich nicht, ob er ein gutes Werk tut oder ihnen Unterschlupf gibt, das weiß ich nicht. Also da sammelten sich die Altnazis bei meinem Vater und ich weiß es bis heute nicht, was mein Vater da für eine Rolle gespielt hat, nur dass ich das auch weiß, von dem Brief, aber ob das dann aus Gehorsam war oder was, den hat er damals an Adolf Hitler geschrieben und dem gratuliert zu seinem Sieg und zu dem, was mein Vater da gemacht hat und der hat den Dr. X. da geholt damals, das war auch ein bekannter Altnazi, also was das war, ich weiß es nicht, also ich bin da noch nicht zu Ende, er hat auch Leute aus dem KZ geholt, aber was wirklich war, ich weiß es nicht und ich weiß natürlich auch, dass die Juden da den Fluch auf sich gelegt haben, dadurch dass sie eben Jesus ermordet haben am Kreuz, das kann man auch nicht vergessen und das ist dann natürlich die Anmaßung der Kirche zu sagen, wir sind die wahren Juden und die Juden sind eben verdammt und das ist eben so. Das war dann so, dass meine Mutter das eben so sagen konnte damals einerseits, als dann die Synagogen brannten und die sah das dann in der Stadt da und die jüdischen Geschäfte wurden ausgeplündert und dann war es so, dass sie sagte, dass man einem Volk

nicht das Gotteshaus anzünden darf und dann sagte sie aber auch das andere und so habe ich dann, als ich die jüdische Philosophie las, das gelernt, wie es jetzt ist.“

„Also deine Kinder haben alle Abitur gemacht und studiert? Und von Anfang an sind sie zur Schule gegangen und wolltest du das?“

„Ja natürlich wollte ich das. Das wollte ich natürlich.“

„Und ich habe...“

„Aber deine eine Tochter hat doch, soweit ich weiß, früh geheiratet.“

„Ja, die wollte dann heiraten und hat dann geheiratet mit 18, das war dann ihr Wunsch.“

„Und dann ging sie verheiratet zur Schule?“

„Nein, die hat das dann abgebrochen die Schule, weil sie heiraten wollte.“

„Und was hat denn zu der Umkehr geführt, von der du sprichst, dass du doch dich so geändert hast von der Erziehung deiner Mutter zu einer neuen Einsicht und Welt-sicht?“

„Das war dann im Studium, als ich mich beschäftigt habe mit Psychologie und Philo-sophie, das habe ich da gemerkt, was ich da gemacht habe, dass das nicht gut war und dann das man Menschen zerstört und meine andere Tochter, die hat sich dann von mir abgewandt mit Vehemenz und ganz abgewandt und dann sagte ich mir, was ist das denn und dann sah ich das, als ich das las und dann machte ich die Weiter-bildung als Therapeutin und erkannte das dann und das war auch gut so, da habe ich das dann erkannt und gesehen und auch darüber geschrieben, dass es eine an-dere Sache sein muss heute mit der Erziehung und sie hat mich beschimpft und hat mich beschimpft und ich war auch von der Ideologie so verblendet und so verdorben und habe nichts mitbekommen und habe mich dann auch wirklich um hundertachtzig Grad gedreht und die Ideologie hat sich da geändert und mit Tränen und Selbstvor-würfen habe ich das dann erkannt, dass das nicht gut war, was ich dann gemacht habe und mein Sohn sagte das auch. Er hatte da auch Probleme in der Schule.“

„Was hat er denn studiert?“

„Er hat eine Ausbildung, weil er ja dann auch die Schule abbrach und dann nach der Lehre konnte er dann ein Fachstudium machen und so konnte er dann an der Privat-schule Lehrer werden als Fachlehrer, aber das Abitur darf er nicht abnehmen, denn er hat kein Abitur. Dabei ist er doch so gut in seinem Beruf.“

„Hmm.“

„Ich hab ja dann die Praxis aufgemacht und das hab ich dann gemacht, weil es mit der Schule nicht ging, da konnte ich nicht weiterkommen, da habe ich mich überworfen mit dem System, was war nichts und das ist eine andere Geschichte, denn ich war doch auf dem anderen Weg und der Wandel kam durch die Beschäftigung mit dem Judentum, da habe ich viel gelernt und das hat mich neu inspiriert und ich gewann eine neue Einstellung zur Sexualität und zu den Kindern und ich habe mich anders auf andere eingelassen und mehr die positiven Seiten gesehen und meine Ängste und die Panik waren dann weg und ich habe da was gelernt und bin jetzt einfach so gut drauf und eigentlich immer ganz fidel und es geht mir gut und ich bin international unterwegs und mache was und besuche viele Events, was mir gefällt und reise und.“(Bandende)

Dieses Interview, welches wasserfallartig vorgetragen wurde, spricht für sich. Der Vater sei Vikar beim Großvater im Pastorenamt gewesen. Die Mutter habe früh die Familie im Haushalt unterstützen müssen und habe mit 18 den Mann geheiratet. Sie habe den geheiratet, obwohl sie ihn nicht gemocht habe, aber die Großmutter habe gesagt, vielleicht sei es so von Gott bestimmt, da habe sie sich gefügt. Die Mutter habe 16 Kinder bekommen. Die Sprecherin sei als Mädchen nicht willkommen gewesen. Die älteste habe man noch gefördert. Doch dann seien Söhne erwünscht gewesen. Die Mutter sei mit 22 Jahren dem Haushalt und den Kindern nicht gewachsen gewesen. Es habe noch Dienstmädchen im Haushalt zum Helfen gegeben und die Schwestern der Mutter hätten sich auch um die Kinder gekümmert. Die Sprecherin habe auch helfen müssen als älteres Mädchen.

Die Mutter der von Frau X. habe im Hinblick auf ihren Lebensweg keine Wahl gehabt. Erst habe sie mit dreizehn nach der Volksschule den Haushalt versorgen müssen, dann sei sie mit achtzehn zur Heirat gedrängt worden und hätte ein Kind nach dem anderen bekommen. Die Sprecherin meint, dass die Mutter nicht so viel Haushalt gemacht habe, da die Mädchen und Dienstmädchen den Haushalt zumeist gemacht hätten. Die Mutter habe sich mehr um die kleinen Kinder gekümmert. Wenn sie hätten krabbeln können, seien sie zu den Tanten zum weiteren Aufziehen gekommen. Die Mutter sei ständig schwanger gewesen und hätte sich schlecht gefühlt und „die ganze Zeit“ erbrochen.

Die Mutter habe den Nationalsozialismus gehasst. Sie habe einen Bruder gehabt, der nach Dänemark gegangen sei, der sei „Sportler“ und „künstlerisch“ gewesen, der sei „religiöser Sozialist“ gewesen und gegen den Nationalsozialismus gewesen sei.

Der habe andere unterstützt und das könne man „in den Archiven“ nachlesen. Der Vater von Frau X. hat nach ihren Angaben eine Rolle im Nationalsozialismus gespielt. Die Mutter habe sie nach den Methoden der Frau Haarer erzogen. Die habe die Erziehung „sadistisch verfeinert und bestialisch angewandt“. Frau X. meint von sich, sie habe diese Erziehungsmethoden auch übernommen. Sie habe blutjung geheiratet. Jemand, vielleicht die Mutter, habe ihr „in der Adenauerzeit eine frisierte Ausgabe dieses Buches gegeben.“ Sie glaubt, dass „die deutschen Familien so sind“, weil in ganz vielen Familien nach diesem Buch erzogen worden sei. Die Mutter habe sie nach exakt vier Stunden gefüttert. Es sei egal gewesen, ob die Kinder vor Hunger geschrien hätten. Es sei „immer streng“ gewesen, „immer stramm“, „immer mit Kommando“. Die Kinder seien oft in andere Familien verteilt worden.

Frau X. gibt an, sie sei gern in eine Familie gekommen, die auch zur Gemeinde gehört habe, die Frau habe keine Kinder gehabt und habe sich um sie gekümmert. Da sei es schön gewesen, denn „die waren reich und wohlhabend der Mann hatte eine Fabrik, da war es sehr schön.“ Die Frau habe Frau X. adoptieren wollen, doch das habe die Mutter nicht gewollt. Die Frau habe gesehen, dass das Kind begabt gewesen sei und habe ihm Musikunterricht gegeben und das Kind habe dort auf Familienfeiern etwas vortragen können.

Zu Hause sei es wichtig gewesen „gläubig zu sein“, „sich zu Jesus zu bekehren“. Die Mädchen hätten im Hof gespielt, „wild wie Jungens“, in „den Seitenflügeln hätten die ärmeren Leute gewohnt“. Da sei eine Frau gekommen, die sei „dick und hässlich“ gewesen. Sie habe gesagt, „na ihr Jungs, ihr spielt wohl.“ Die Sprecherin habe das unangemessen gefunden und habe gesagt, wenn sie noch mal „Jungs“ zu ihnen sage, so würde sie „dicke Tante“ sagen, die Frau solle besser in die Kirche gehen, beten und sich bekehren.

Es sei eine Mischung gewesen aus Erziehungsmethoden, wenn man sich nicht zu Jesus bekehren würde, so würde was passieren und es sei „Angst“ gewesen und „Unzufriedenheit“ und gleichzeitig „eine Sehnsucht“, nach dem was die Sprecherin als „heilig“ beschreibt, im Gottesdienst „die schönen Lieder, schön und heilig und wir sangen Jubellieder.“ In der Kirche sei es schön gewesen „wie im Himmel“ und zu Hause habe es wieder „Schläge und Prügeln“ gegeben „die ganze Zeit“, „das war dann nicht schön.“

Der Vater sei als junger Mann „sehr poetisch gewesen“, „sehr naturverbunden“, er habe den Kindern schöne Geschichten erzählt von Tieren im Winter. Er sei ein Bau-

ernsohn gewesen, von einem sehr schönen Bauernhof. Der Vater habe die Geschichten am Abend erzählt, wenn es dunkel gewesen sei, das sei sehr schön gewesen. Als die Sprecherin in die Schule gekommen sei, da habe die Mutter diese Art der Nähe verboten. Es „zieme sich nicht“ für ein Mädchen sich „an den Vater zu schmiegen“ und zuzuhören. Sie habe das nicht verstanden. Es habe keine Erklärung gegeben.

Eines Tages sei die Mutter einkaufen gegangen und habe nach Kochlöffeln gefragt, die sollten stabil sein, denn sie brauche die, um die Kinder zu schlagen. Das habe ein Junge aus der Schule gehört, der habe es dann erzählt und sich lustig gemacht. Der Sprecherin sei es dann sehr peinlich gewesen. Es habe nichts Privates gegeben, keine Privatsphäre und nichts eigenes. Durch den Krieg und die Bomben sei noch einiges verloren worden. Zum ihrem Geburtstag sei eine Kerze angezündet worden und es habe Obst gegeben. Davon habe sie jedoch nicht essen dürfen. Das sei geteilt worden und es habe nur einen winzigen Bissen für jeden gegeben. Die älteren Schwestern hätten zum Gymnasium gehen dürfen und Hausaufgaben machen dürfen, sie habe immer im Haushalt helfen müssen und sei zur Volksschule gegangen, auch wenn sie nur Einser gehabt hätte. Als der Familie noch ein Junge geboren worden sei, sei klar gewesen, dass der Professor habe werden sollen. Der sei gefördert worden. Auch wenn er in der Schule nicht so gut gewesen sein, aber er habe gesollt und gemusst. Darüber würde sich der Bruder noch heute beklagen. Der Bruder hätte alles bekommen und sie hätten nichts bekommen. (Der Bruder wurde wunschgemäß Professor. A.S.)

In einer anderen Stadt habe sie zum Bund Deutscher Mädchen gehen wollen. Da sei sie hingegangen, da habe ein älteres Mädchen erbauliche Geschichten vorgelesen. Das habe sie nicht gemacht, weil sie die Nationalsozialisten so gut gefunden habe, sondern weil sie dort gebastelt hätten und gesungen. Dort sei sie auch jemand gewesen. Dort sei sie wichtig gewesen. „Da war ich dann auch jemand und auch wichtig“. Beim BdM lernte Frau X., Frauen und Mädchen seien wichtig für das Volk. „Die ganzen Nachmittage da, das war schön, das hat mir ein Gefühl von Gemeinschaft gegeben“. Aber ihre Mutter habe das nicht gemocht. Der Vater habe das gut gefunden und besonders für die Jungen gut gefunden, weil dort auch marschieren geübt worden sei.

Nahtlos berichtet die Erzählerin, dass sie nachdem sie schon konfirmiert gewesen sei, abends spazieren gegangen sei, da sei ein Tanzvergnügen im Dorf gewesen. Da sei

ein Mann hinter ihr hergegangen, der sie darauf angesprochen habe, was für ein großes schönes Mädchen sie geworden sei. Sie habe Angst gehabt, Panik und habe nicht gewusst wovon.

Nahtlos berichtet sie weiter, dass sie gern eine Lehre gemacht hätte, dass es verschiedene gegeben hätte, die sie genommen hätten, aber der Vater habe es nicht erlaubt. Mit siebzehn Jahren habe sie sich in einen Vikar des Vaters verliebt und der sich in sie. Der sei schon dreißig Jahre alt gewesen. Durch den Krieg habe er erst spät studieren können. Sie sei dann anderswo in ein anderes Haus gebracht worden, dort habe sie als Dienstmädchen arbeiten müssen. Zweimal habe sie den Verlobten sehen dürfen. Dann hätten sie geheiratet. Sie sei knapp zwanzig Jahre gewesen und hätte keine Ahnung von nichts gehabt. Es sei „schauderhaft“ gewesen. Sie sei „todunglücklich“ gewesen. Sie habe Kinder bekommen und nicht gewusst, wie es gegangen sei. Zum Glück sei gleich ein Junge gekommen und zwei Mädchen. Der Mann habe ihr ein Aufklärungsbuch geschenkt. Er habe auch keine Ahnung gehabt und keine Erfahrung. Sie sei auch verliebt gewesen. Er sei kriegsverwundet gewesen, habe eine Narbe am Bein gehabt, etwas gehinkt. Er sei sanft gewesen und „irgendwo gebrochen“, vielleicht habe sie das angezogen. Das sei anders gewesen als in ihrer Familie.

Die Wohnverhältnisse seien beengt gewesen, Sanitäreinrichtungen habe es nicht gegeben, es habe nur ein Plumpsklo im Stall gegeben. Sie habe alles für die Kinder getan. „Also ich habe sie geliebt, natürlich habe ich sie geliebt, das geht auch nicht anders, doch ich habe sie genau so erzogen, wie ich das gelernt habe bei meiner Mutter.“ Erst später habe sie gedacht, was sie da getan habe. „Und ich war nicht krank und habe immer alles getan für meine Kinder, damit sie es einmal besser haben sollten.“ Als der Sohn und die Töchter zum Gymnasium gegangen seien, habe sie das Kolleg besucht, um Abitur zu machen. Sie hätten endlich wieder in der Stadt gewohnt und nicht mehr in der Provinz, „endlich endlich konnte ich etwas lernen und was werden, das wollte ich schon immer...“ Sie habe nun Fachabitur gemacht, was sie öfter als Abitur bezeichnet und habe dann auf einer kirchlichen Fachhochschule studiert. An der Kollegschule seien die anderen alle viel jünger gewesen. Da habe sie gedacht „die lachen bestimmt alle, wenn ich meinen Namen sage“, da habe sie sich spontan einen andern Vornamen ausgedacht. Sie sei nun eingeschrieben gewesen, „ich war ein neuer Mensch“, mit diesem Studium. Auf dem Flur hätten Putzfrauen gestanden und zwar „mit ihren Kittelschürzen“ „die waren da, die fetten Putz-

frauen mit ihren großen, grauen Feudeln und ich wusste, ich würde nie wieder Hausarbeit machen. Und ich würde nun ein anderes Leben führen und endlich Akademikerin werden.“

Studium und Haushalt habe sie organisieren können, da die Kinder groß gewesen seien und im Haushalt hätten helfen können. Nach vier Semestern habe sie einen Abschluss als Religionslehrerin bekommen und hätte in der Schule arbeiten können. Sie habe noch eine andere Ausbildung gemacht und sei dann im Jugendreferat der Kirche tätig gewesen, „endlich konnte ich dozieren und da auch was sagen und war auch was.“ Sie habe ein Jugendtheater bei der Kirche gegründet und habe bei einem psychologischen Institut Kurse gemacht und sei Trainerin geworden, „als Trainerin bin ich heute noch sehr, sehr aktiv und international tätig und habe nun dreißig Jahre Berufserfahrung und mache das immer noch mit sehr, sehr viel Freude da...“

Sie habe Kinder, Enkel und Urenkel. Ihre Kinder seien „alle was geworden“. Ihr Mann sei an Granatsplittern gestorben, die seien aus dem Bein gewandert und ein Splitter sei nahe am Herzen gewesen, daran sei er gestorben. Es sei nicht leicht gewesen, die Kinder „allein, ganz allein“ da „hochzubringen“, obwohl die „da schon am Studieren“ gewesen seien und sie sei am Studieren gewesen, „und dann ist aus denen allen was geworden.“

Über ihre Arbeit meint Frau X., dass diese „religiöse Arbeit“ sei, „Therapie, mit der sie die Menschen zu sich führen“ würde, das habe etwas mit Religion zu tun, „durch die Religion sozusagen, in gewisser Weise und das ist so, dass das eigentlich noch nicht erforscht ist, die religiösen Anteile dieser Arbeit und ich hab mich da reingearbeitet, um das zu verstehen, also ich drücke das einfach aus, nicht in so komplizierten Sätzen und nicht mit so viel Fremdwörtern, obwohl ich das auch könnte, aber das ist ja so, dass meine Studierenden, die also bei mir lernen und etwas lernen wollen, die sind ganz begeistert von mir und meiner Arbeit, weil ich das so Elemente mit reinbringe und dann verstehen die das auch und das hat was damit zu tun, dass ich Berge von Büchern durchgearbeitet habe und das hat auch was damit zu tun, dass ich was geschrieben habe und dann kann ich das weitergeben, ich bin ja nicht durch die Wissenschaft, die große Wissenschaft verbildet worden, ich hab das ja mehr praktisch gelernt und ich muss nun keine Schachtelsätze schreiben, so dass nur Fachleute das verstehen...“

Ihre „Studierenden“ seien „ganz begeistert von“ ihr. Sie sei nicht durch große Wissenschaft verbildet worden. Sie habe sich das selbst durch „Berge von Büchern“ er-

arbeitet. Sie müsse „keine Schachtelsätze schreiben“. Sie sei noch darauf gekommen, was mit den Juden in Europa passiert sei. Das habe sie zum Nachdenken gebracht. Sie habe durch die jüdische Philosophie etwas gelernt, was sie „heute begreife und vermittele“. Das sei wichtig. Hitler sei ein „Unmensch“ gewesen. Die Mutter habe das nicht gut gefunden damals. Das sei „ein Fehler“ gewesen „für Deutschland“ und „ein Fehler überhaupt auch für die Welt und die ganze Geschichte.“ Das habe sie gewusst. Der Bruder der Mutter sei geflohen, weil er „religiöser Sozialist“ gewesen sei, „Kommunist“, „auch aus dem Pfarrhaus“, der habe seine Bibel immer dabei gehabt. Sie meint, dass dies Einfluss auf die Mutter gehabt hätte, da dies der Lieblingsbruder gewesen sei.

Welche Rolle ihr Vater im Krieg und in der NS-Zeit gespielt hat, weiß Frau X. nicht. Der Vater habe „auch Leute aus dem KZ geholt“, aber sie wisse nicht, „was wirklich war“. Sie wisse natürlich auch, dass „die Juden da den Fluch auf sich gelegt“ hätten, dadurch „dass sie eben Jesus ermordet haben am Kreuz“, „das kann man auch nicht vergessen“. Das sei dann natürlich „die Anmaßung der Kirche, wir sind die wahren Juden und die Juden sind eben verdammt und das ist eben so.“

Es ist offensichtlich, dass Frau X. Fakten durcheinander bringt. Sie meint z.B., dass ihre drei Kinder Abitur gemacht hätten und studiert hätten, weil sie das so gewollt habe. Auf meine Nachfrage ergibt sich, dass die älteste Tochter mit 18 geheiratet und bald Kinder bekommen hat und die Schule abgebrochen hat. Es zeigt sich, dass auch der Sohn die Schule abgebrochen habe und kein Abitur hat, sondern eine Ausbildung gemacht und ein Fachstudium absolviert hat.

Zusammenfassung zum Interview mit Frau E.X.

Nachgespräche auch mit Kindern der Sprecherin ergeben ein vollständigeres Bild, in welchem sich Strukturen von Gewalt und Unterdrückung durch die Familie ziehen. Es zeichnet sich das Bild einer in der Kindheit traumatisierten Frau ab, die nach den Grundregeln der nationalsozialistischen Erziehung misshandelt wurde. Schon in den Generationen davor seien die Kinder misshandelt und gedemütigt worden, vor allem die Mädchen seien zur Hausarbeit gezwungen worden, Bildungsmöglichkeiten seien ihnen verwehrt worden. Sie wurden in frühe Ehen gedrängt und waren nicht aufgeklärt. Auffällig ist, dass sich die meisten Frauen in der Familie in die vorgegebenen bzw. erwarteten Rollen fügen.

Die Großmutter der Sprecherin, eine Diakonisse, sei aus dem Orden ausgetreten, auch wenn es der Kirche nicht gefallen habe, sie habe den Großvater aus Pflichtgefühl geheiratet, weil sie das der im Kindbett sterbenden Freundin versprochen habe. Sie habe die vorhandenen Kinder übernommen und weitere Kinder mit dem Großvater bekommen. Die Mutter der Sprecherin habe seit der frühen Kindheit und seit dem dreizehnten Lebensjahr, mit dem Abschluss der achtjährigen Volksschule, ganztägig im Haushalt helfen müssen, ihre Mutter bei der Hausarbeit unterstützen müssen, die Hausarbeit nicht gemocht habe. Die Mutter habe dann später die Hausarbeit auch „gehasst.“ Die Mutter habe mit achtzehn geheiratet, einen Vikar des Vaters, den sie eigentlich nicht gemocht habe, aber die Eltern hätten sie gedrängt und gemeint, dass sei von Gott so beschlossen. Da habe sich die Mutter gefügt und ein Kind nach dem anderen bekommen.

Als die Sprecherin geboren wurde, habe es bereits Töchter gegeben. Sie sollte ein Junge werden, doch da sie ein Mädchen war, sei sie nicht erwünscht gewesen. Diese Bevorzugung von Jungen und die Abwertung von Mädchen zieht sich durch viele deutsche Familien. Traurig ist, dass diese Frauen sehr oft die Bevorzugung der Söhne und die Benachteiligung der Töchter später fortführen. Die Mutter habe die Kinder strikt nach dem Haarer- Buch erzogen, alle vier Stunden habe es eine Mahlzeit gegeben, alles sei strikt gewesen, „Kommando“. Oder wie Gaureferentin Tschernig es 1937 ausdrückt: „Muttertum aber ist gar nichts Sentimentales, nichts Weichliches, Muttertum ist etwas Stahlhartes.“²⁴⁷ Es habe so viel Prügel gegeben, dass die Mutter habe neue Kochlöffel zum Prügeln kaufen müssen. Von einem anderen Kind der Familie, einer Schwester der Sprecherin, erfuhr ich, dass die Mutter jedes Jahr zum Muttertag neue Kochlöffel bekommen habe, da sie die anderen beim Prügeln zerbrochen hatte.

Der Bruder, der später Professor wurde, wurde zwar vorgeblich bevorzugt und gefördert, über den Zwang zum Lernen habe er sich später oft beklagt. Er ist zwar gegenüber den Mädchen bevorzugt worden, aber auch er wurde nicht gefragt, was er selbst wollte, sondern habe nach dem Willen der Eltern funktionieren müssen.

Frau X. berichtete, sie sei zuerst bei einer Tante abgegeben worden, die sie weiter aufgezogen habe. Von einem anderen Kind erfahre ich, dass auch die anderen Kinder dort abgegeben worden seien, sobald sie im Krabbelalter waren und abgestillt waren, da die Mutter schon den nächsten Säugling erwartete. So waren die unver-

²⁴⁷ Mann, Erika (1986), 10 Millionen Kinder, Die Erziehung der Jugend im Dritten Reich, (Erstausgabe 1938), S.120

heirateten zwei Schwestern der Mutter praktisch als unbezahlte Nebenmütter mit im Einsatz. Diese lebten zusammen und zogen die Kinder mit auf. Die eine arbeitete, verdiente Geld, die andere versorgte den Haushalt und die Kinder.

In der Schule setzte Frau X. alles daran, Lob zu erhalten. Sie lernte Lieder und Gedichte, um dem Lehrer zu gefallen und endlich gesehen zu werden. Nur durch Vorführen ihres Könnens fühlte sich das kleine Kind gesehen. Sonst wurde sie nicht wahrgenommen. „Schön“ war es auch in der reichen Umgebung bei der eleganten, modischen Fabrikantengattin, wo es reich und wohlhabend war und „alles schön“ war. In vielem, was Frau X. erzählt, drückt sich eine tiefe innere Spaltung aus: Sie habe im „dreckigen“ Kartoffelfeld arbeiten müssen bei Bauern, zu denen sie im Krieg geschickt worden sei, sie habe Holzpantinen gehabt keine Lederschuhe, die hätte es im Krieg nicht mehr gegeben. Ihr Leben empfand sie als eine Kette von Schmach und Herabsetzung. Sie unternimmt alles, um gesehen zu werden. Sie lernt von Gymnasialschülerinnen, die besser gekleidet gewesen seien als sie, die „gebügelte Blusen“ trugen. Sie lernt Gedichte auswendig und versucht, „etwas zu werden“. In der Hitlerjugend habe sie sich endlich mal „gesehen“ und „wichtig“ gefühlt. Doch die Demütigungen zu Hause und das immer wieder Erleben von Machtlosigkeit und das Erleiden von Prügeln kennzeichnen ihr Leben. Aus diesem Erleben heraus entwickelt sich eine Haltung, die sich durch Herabsetzung anderer kennzeichnet.

Ähnlich wie die Mutter wird auch Frau X. früh zur Hausarbeit gezwungen, darf keine Ausbildung machen und nicht zur Schule gehen. Sie heiratet früh, einen deutlich älteren Vikar des Vaters, den sie kaum kennt, in den sie sich mit siebzehn verliebte und der sich in sie verliebte. Sie bekommt mehrere Kinder. Angeblich bekommt sie sofort einen Jungen, bei näherem Nachfragen, zeigt es sich, dass der Sohn nach den Töchtern als drittes Kind geboren sei. Wieder zeigt sich, dass der erwünschte Junge bevorzugt wurde und sei es, dass die Sprecherin sich so ausdrückt, als sei der Junge der Erstgeborene. Sie sei nicht aufgeklärt gewesen. Und der Mann habe ihr dann ein Aufklärungsbuch geschenkt.²⁴⁸

Die Sprecherin beschreibt ihr Leben vor allem als „schauderhaft“. Die Lebensumstände nach dem Krieg mit Wohnungsnot und ohne Wassertoilette, gab es für viele Deutsche. Die Flüchtlinge seien bevorzugt worden, meint die Sprecherin. Dass es die

²⁴⁸ Etliche Frauen dieser Generation haben mir berichtet, dass sie nicht wirklich gewusst hätten, wie man schwanger wird und wie man verhütet und dass die Ehemänner, ihren Frauen Aufklärungsbücher nach der Geburt des ersten Kindes geschenkt hätten.

In der Biografie von Katja und Thomas Mann wird berichtet, dass das junge Paar auf der Hochzeitsreise in der Schweiz einen Arzt aufgesucht habe, um sich dort aufklären zu lassen.

Umstände der Zeit waren, dass ganz viele Menschen in beengten Wohnverhältnissen lebten, kein Bad hatten und ein Plumpsklo im Hof, klingt bei der Erzählerin wie ein besonders schweres Schicksal, was nur ihr widerfahren sei. Angeblich seien die Flüchtlinge bevorzugt worden. Immer wieder beschreibt Frau X. die Arbeit auf dem Feld und die Hausarbeit als besonders schlimm. Hier sieht sie nicht nur die Arbeit sondern vor allem die Herabsetzung, die darin für sie automatisch impliziert ist.

In vielen Aussagen von Frau X. kommt Bindungslosigkeit zum Ausdruck: Schon mit drei Jahren beschreibt sie, wie sie Spaß daran gehabt hätte, die gichtkranke Großmutter zu ärgern, indem sie extra gegen den kranken Fuß gestoßen habe, so dass die Oma vor Schmerzen aufgeschrien habe. Dies habe sie „interessant“ gefunden. Eine Einfühlung in den Schmerz der Großmutter zeigt sich nicht, im Gegenteil: Sie fügt der Großmutter sogar immer wieder Schmerz zu, um die lauten Schmerzensschreie zu hören.

Eine Frau, die in einem Seitenflügel des Hauses für „ärmere Leute“ gewohnt habe, die vermutlich nur freundlich zu den Kindern sein wollte, gesagt habe, „na ihr Jungs, ihr spielt wohl.“ – diese Frau sei dick und hässlich gewesen. Diese Konnotation scheint selbstverständlich für das Kind gewesen zu sein. Arm, dick, hässlich. Sie habe das unpassend, „unangemessen“ gefunden, dass die Frau „Jungs“ gesagt habe. Wenn die das noch mal sage, so würde das Kind „dicke Tante“ sagen, auch hier wird der Ausdruck „dick“ negativ gebraucht, die Frau solle doch besser in die Kirche gehen und beten. Hier drückt sich früh der Missionsgeist aus, in dem auch eine Selbsterhöhung enthalten ist, der den Kindern beigebracht wurde. Den Kindern wurden negative Introjekte beigebracht, sie seien „sündig“, schlecht, böse usw. Und dieser angebliche Mangel konnte auch gleich behoben werden, indem man sich zu Jesus bekehrte. Anderenfalls drohe die Hölle.

Das Kind empfand „Angst und Unzufriedenheit“ und „hatte Sehnsucht“ nach dem Gottesdienst, da war es „so heilig“ und da gäbe es die „Jubellieder“. Da war es „so schön, als ob wir schon im Himmel waren.“ Die Kinder werden mit Angst erzogen, sie sind von Anfang an defizitär, „sündig“, fehlerhaft und mangelhaft, mit der Hölle wird gedroht, und die Rettung durch Jesus ist dann der Ausweg, der aufgezeigt wird. In der Kirche wird im Gottesdienst und mit der Musik ein Wohlgefühl vermittelt, das eine scheinbare Harmonie und Gemeinschaft herstellt. Diese scheinbare Gemeinschaft ist außerhalb des Gottesdienstes nicht mehr zu spüren. Da herrschen wieder Gewalt, Prügel und Demütigungen. Eine echte warmherzige Gemeinschaft würde sich auch

außerhalb des Gottesdienstes zeigen. Hier wird mit systematischer Gefühlsabspaltung gearbeitet. Eine echte tragende Bindung wird nicht beschrieben.

Der Vater, der mir von einem anderen Kind als brutaler Schläger und Kindesmisshandler beschrieben wurde, hatte aber auch andere Seiten für die Sprecherin. Momente von Nähe habe die Sprecherin mit dem Vater erlebt. Der Vater wird als „poetisch“, als „naturverbunden“ dargestellt als „Bauernsohn“ von einem „sehr schönen Bauernhof“. Der Vater habe Geschichten über Tiere erzählt und über die Natur. Da war es schön, dass das Kind sich anschmiegen durfte und dem Vater zuhören konnte. In der Natur durfte der Mensch sich eins fühlen und sein. Hier werden der Vater und das Landleben idealisiert, wie auch das Landleben und der Bauernstand von den Nationalsozialisten idealisiert wurden. Jedoch die Realität des Bauernlebens, in Holzpantinen auf dem Feld in der Erde Kartoffeln ernten, wird von der Sprecherin alles andere als idyllisch beschrieben. Auch das Leben auf einem Hof damals mit Plumpsklo im Hof, wird von ihr als Pfarrfrau auf dem Pfarrhof nicht als idyllisch beschrieben.

Die sexuelle Gehemmtheit wird deutlich, als die Mutter dem Schulkind verbietet sich beim Vater beim Geschichten erzählen anzuschmiegen. Was befürchtet die Mutter da? Zu viel Nähe und Wärme oder sexuelles Empfinden oder Handlungen? Die Gehemmtheit wird deutlich, als die Erzählerin nahtlos anknüpft mit der Geschichte eines kleinen Jungen, der auf dem Töpfchen gesessen habe. Da habe sie, „da war was, was er hatte und ich hatte es nicht und die Schwestern auch nicht“- noch in der Erzählung kann die Sprecherin das Geschlechtsteil nicht benennen. Wieder durfte nicht geguckt und nicht gefragt werden- „wer verbotenes tat, der wurde geschlagen und da gabs immer Kloppe.“

Die Geschichte, dass die Kinder mit Kochlöffeln so schwer geschlagen wurden, dass die Mutter extra welche kaufen musste, da die Kochlöffel zerbrachen, passt zu der gesamten Atmosphäre von Gewalt und Verklemmtheit, nicht fragen und nicht denken dürfen nach Innen, während nach Außen die Fassade der guten Pfarrersfamilie dargestellt wurde. Diese Spaltung der Gefühle von guter Fassade nach Außen und Furchtbarem nach Innen war symptomatisch für die Zeit und die Strukturen in vielen grade auch bürgerlichen Familien wie hier bei der Pfarrersfamilie.²⁴⁹

²⁴⁹ Siehe auch Altmann (2011), Das Scheißleben meines Vater, das Scheißleben meiner Mutter und meine eigene Scheißjugend. Andreas Altmann beschreibt die Spaltung im katholischen Altötting nach dem Krieg und meint, dass der Krieg den Vater zerstört habe und so habe werden lassen. Ich meine, dass diese schwarze Pädagogik schon vorher existierte, dass die Nazierziehung dies nur noch syste-

Umso peinlicher habe das kleine Mädchen es empfunden, dass ein Junge aus der Schule miterlebt habe, dass die Mutter Kochlöffel zum Prügeln eingekauft hatte. Da wurde die Sprecherin wieder lächerlich gemacht und gedemütigt und hatte indirekt über den Jungen einen Zeugen, der auch noch die nach Außen schamhaft verschwiegenen Demütigungen und Misshandlungen durch den Kochlöffelkauf mitbekam.

Es gab kein Privatleben und nichts eigenes auch kein eigenes Innenleben. Der Krieg und die Bomben und verschiedene Umzüge aus der Stadt aufs Land und verschiedene Kinderverschickungen, da gab es kein Eigentum für die Kinder und keine privaten Flecken in der Seele. Peter Levine sagt, dass Traumatisierungen immer Grenzüberschreitungen sind.²⁵⁰ Grenzüberschreitungen sind als Demütigungen, als Prügel und als Entrechtung auf vielen Ebenen sichtbar: Beim Geburtstag muss das Obst, was es gibt, mit allen geteilt werden, so dass jeder nur einen „Bissen“ bekam. Es ist kein Geschenk an das Geburtstagskind.

Auch hier ist wieder die Spaltung und Doppeldeutigkeit, die Verwirrung, sichtbar, das Geschenk ist kein Geschenk für das Kind.

Beim Bund Deutscher Mädchen, dem Äquivalent zur Hitlerjugend für die Jungen, da kann das vernachlässigte Kind wieder „erbauliches“ erleben. Da gab es Geschichten, es wurde gebastelt, da war es „schön“. Die Erziehung der NS-Zeit trägt hier Früchte und es ist deutlich, dass die misshandelten gedemütigten Kinder und Jugendlichen sich hier wohlfühlten, weil sie nun endlich „wichtig“ sein durften, endlich, endlich, „dass wir Frauen und Mädchen auch wichtig waren für das Volk“ „und da war ich auch dann auch jemand“. Dieses Gefühl wird das kleine, nicht gesehene ständig missachtete Mädchen mit vielen anderen Kindern geteilt haben.²⁵¹ Auch wenn es sich nur um eine Pseudoidentität handelt, die auf Funktionieren und Leistung beruht, auf „Rasse“ und es kein echtes wirkliches Angenommensein ist.

Die psychische Spaltung setzte sich bei Frau X. auch nach der Kindheit fort. Im fortgeschrittenen Erwachsenenalter, als sie zur Kollegschule geht, um das Fachabitur zu machen, gibt sie sich spontan einen anderen Vornamen, da sie den eigenen nicht mag und glaubt, dass andere über sie lachen würden, wenn sie den Namen hören würden. Wieder hat sie Angst, dass sie oder sogar ihr Name lächerlich seien, so lä-

matischer gemacht hat. Vergleiche dazu auch den Film „Das weiße Band“ von Michael Hannecke und die Bücher von Alice Miller.

²⁵⁰ Peter Levine, 1.Züricher Traumatage 2009

²⁵¹ Vgl. Marks (2007)

cherlich, dass sie sich spontan umbenennt, in dem Wunsch dann anerkannter zu sein. Wenn man den Namen auch als Teil der eigenen Identität begreift, so fragt man sich, was die Sprecherin für eine Identität hatte oder ob sie eine eigene Identität hatte.

Auffällig an den Schilderungen von Frau X. ist das Herabsetzen und Lächerlichmachen anderer, oftmals schwächerer Menschen (Putzfrauen, Juden). Das Lächerlichmachen anderer ist eine beliebte Erziehungsmedthode im Nationalsozialismus gewesen.²⁵² Es geht immer um das Herabsetzen anderer, um sich damit selbst zu erhöhen. In der Schule werden die Putzfrauen von der Sprecherin abwertend beschrieben, während sie selbst durch den Schulbesuch nun ein „neuer Mensch“ gewesen sei. Beim ersten Schulbesuch, den sie schon „Studieren“ nennt, „da standen die Putzfrauen in ihren Kittelschürzen und die waren da, die fetten Putzfrauen mit den großen, grauen Feudeln“ und da habe sie „gewusst“, sie würde „nie wieder Hausarbeit“ machen. Sie „würde nun ein anderes Leben führen und endlich Akademikerin werden“. Die Abwertung der Arbeit der Putzfrauen auch als Menschen ist deutlich spürbar. Sie sind „fett“ sie haben „hässliche“ Kittelschürzen und die „großen, grauen Feudel“ stehen da als Symbol für alles, was für die Sprecherin mit Putzen und Hausarbeit und Erniedrigung verbunden ist. Nach zwei Jahren Studium an einer kirchlichen Hochschule, meint Frau X., dass sie nun Akademikerin sei und somit etwas Besseres. Sie glaubt, dass sie nun ein „neuer Mensch“ sei und dass eine Akademikerin nie Hausarbeit machen müsse. Mich erinnern die Erzählungen der Sprecherin an Aschenputtel. „Sie nahmen ihm seine schönen Kleider weg, zogen ihm einen grauen alten Kittel an und gaben ihm hölzerne Schuhe. Dann lachten sie es aus und führten es in die Küche.“ So wird der Märchentext in dem Buch „Borderline-Mütter und ihre Kinder“²⁵³ zitiert, in dem die verschiedenen Seiten von Borderlinemüttern beschrieben werden, die nach Außen fähig und charmant erscheinen können, während sie nach Innen die abgespaltenen dunklen Gefühle zeigen. Borderlinemütter können manche Kinder idealisieren und andere ihrer Kinder herabsetzen und entwerten.

Über ihren Mann berichtet die Sprecherin nichts weiter. Ich erfahre nichts darüber, wie sie sich angenähert haben, wie sie ihr Leben gemeinsam gestalteten und aufbauten oder welche Beziehung er zu den Kindern gehabt haben könnte oder wie er

²⁵² siehe in diesem Buch das Kapitel über die Erziehung im Nationalsozialismus und siehe auch Chamberlain (2003)

²⁵³ Lawson (2006), S.59

sich zu ihrer Weiterentwicklung verhalten haben könnte. Er starb irgendwann an einem nah an der Herzkammer wandernden Granatsplitter vom Krieg. Dies wird mit einem halben Satz erwähnt, mehr in Bezug darauf, dass sie es dann schwer gehabt habe, „die Kinder allein hochzubringen“, wobei die Kinder damals schon im Studium gewesen seien.

Mir drängt sich der Gedanke auf, wie denn wohl das Verhalten der Frau sich auf sein Herz ausgewirkt haben kann. Zwar wird am Anfang erzählt, dass sie sich ineinander verliebt hätten. Aber danach wird nichts mehr über die Beziehung zwischen den Eheleuten berichtet. Auch hier gibt es eine Beziehungslosigkeit, der Mann kommt in ihrer Erzählung praktisch nicht mehr vor, genauso wenig wie die Kinder vorkommen. Die Kinder kommen nur unter dem Aspekt vor, dass sie als sie klein waren, viel Arbeit machten, die Sprecherin „alles für sie getan“ habe, sie „geliebt“ habe, weil „das ginge ja nicht anders“. Ich frage mich, inwieweit die Sprecherin überhaupt in der Lage ist, sich selbst, ihre Affekte wahrzunehmen und andere empathisch wahrzunehmen. Dass Mütter ihre Kinder praktisch automatisch lieben würden, ist eine Ideologie der Nationalsozialisten. Es zeugt nicht von Liebe seine Kinder regelmäßig schwer zu schlagen.²⁵⁴

Die Kinder kommen praktisch nur in ihrer Funktion vor, dass sie Abitur gemacht hätten und studiert hätten, was für die Sprecherin die wichtigsten Handlungen im Leben eines Menschen überhaupt zu sein scheinen. Dabei hat nur ein Kind Abitur. Den anderen Kindern dichtet die Sprecherin das Abitur an. Überhaupt spricht die Sprecherin wenig von Gefühlen. Es werden Handlungen beschrieben: Im Mittelpunkt steht, was jemand macht – wie es ihm dabei geht, interessiert weniger.

Interessant ist im Falle von Frau X. auch die Situation ihrer Kinder: Wie aus Gesprächen mit der Tochter entnommen, hat die Ehe der Tochter keinen Bestand und die Tochter verlässt den beruflich erfolgreichen, studierten Ehemann und wirft ihm Kindesmissbrauch an den eigenen Kindern vor. Ihre Mutter habe ihr nicht geholfen, sich von dem Mann zu trennen und sie und die Kinder in Sicherheit zu bringen. Die Tochter, die mir von den schweren Misshandlungen durch die Mutter in ihrer Kindheit berichtete, berichtete mir, sie sei in einer psychiatrischen Klinik behandelt worden. Doch sie sei nicht „verrückt“ gewesen, nur die Umstände, der die Kinder missbrau-

²⁵⁴ siehe auch Gschwend (2009), Mütter ohne Liebe, siehe auch Homes (2005), Von der Mutter missbraucht, siehe auch Lawson (2006), Borderline-Mütter und ihre Kinder, Wege zur Bewältigung einer schwierigen Beziehung

chende Mann und dass ihr niemand geglaubt habe und niemand geholfen habe, das habe dazu geführt, dass sie in die Psychiatrie gekommen sei.²⁵⁵

Ein weiteres Kind berichtet, dass es glaube, nicht das biologische Kind der Erzählerin zu sein. Es glaube, dass das biologische Kind totgeschlagen worden sei und dann gegen das andere Kind ausgetauscht worden zu sein, um den Totschlag zu vertuschen.²⁵⁶ Es lässt sich nicht nachprüfen, was an dieser Geschichte wahr ist. Möglich ist, dass es sich um eine Spaltung handeln kann, dass das Kind nicht mehr den Schlägen und Misshandlungen, Missachtungen der Mutter standhalten konnte und daher innerlich in eine andere Realität gegangen ist. Michaela Huber und zahlreiche andere Wissenschaftler berichten jedoch, dass es natürlich die Möglichkeit gibt, dass Kinder getötet werden und dass dies vertuscht wird.²⁵⁷ Wie nah sich Muster von Kindesmisshandlung, Mustern von weitergegebenem sexuellem Missbrauch²⁵⁸ sein können, sieht man an dieser Familiengeschichte über mehrere Generationen²⁵⁹. Die Mädchen wurden nicht aufgeklärt, immer unterdrückt und früh verheiratet. Die Väter spielten eine herausragende Rolle nach Außen und waren unterdrückerisch nach Innen. Dies sind Muster, wie sie sich in Missbrauchsfamilien wiederfinden. Es gibt immer wieder grenzüberschreitende Misshandlung und Traumatisierung. Für eine genaue Untersuchung wären sorgfältige Explorationen wichtig und die Therapie der beteiligten Personen. Dass in dieser Familie schwerer emotionaler Missbrauch über Generationen stattgefunden hat, ist jedoch offensichtlich. „Ich glaube, jede Institution, die Unfehlbarkeit, Hierarchie und Patriarchat betont, die in sich geschlossen ist, in der es viel Geheimnistuerei gibt und (der es) an Offenheit mangelt, bildet ein Umfeld, in dem Kinderschänder sich ausleben können, ohne entlarvt zu werden...diese Systeme sind Brutstätten des Missbrauchs.“²⁶⁰

Die zweite Tochter der Sprecherin schließlich macht wirklich Abitur und studiert. Sie habe die Mutter immer wieder schwer beschimpft wegen ihrer Kindesmisshandlungen. Die Tochter habe sich „vehement“ gegen die Mutter gewandt und lebe im Ausland, tausende Kilometer von der Mutter entfernt.

²⁵⁵ Burgard (2002), Frauenfalle Psychiatrie, Wie Frauen verrückt gemacht werden

²⁵⁶ Dies kann eine Möglichkeit sein, unerträgliche Traumaerlebnisse, Misshandlungen zu ertragen. Siehe Huber, S. 268, Huber (2010), Multiple Persönlichkeiten, Seelische Zersplitterung nach Gewalt

²⁵⁷ Huber (2003), Trauma und die Folgen Teil 1

²⁵⁸ Egle, Hoffmann, Joraschky, (1997), Sexueller Missbrauch, Misshandlung, Vernachlässigung- Erkennung und Behandlung psychischer und psychosomatischer Folgen früher Traumatisierungen

²⁵⁹ Hirsch (1994), Realer Inzest, Psychodynamik des sexuellen Mißbrauchs in der Familie, 3. überarbeitete und aktualisierte Auflage

²⁶⁰ Burkett, Bruni, (1997), Das Buch der Schande- Kinder und sexueller Missbrauch in der katholischen Kirche, S.306

Bei Frau X. lässt sich das von vielen Zeitzeugen beschriebene rauschhafte narzisstische Hochgefühl der Grandiosität beobachten, das von einer Begeisterung getragen wird, die die dunklen Seiten, die abgespaltenen Gefühle und vor allem die abgespaltenen Taten des Nationalsozialismus, völlig verdrängt.²⁶¹ So verwundert es mich nicht, dass die Sprecherin nach ihrem Studium das Judentum verstanden haben will, während sie noch zuvor erklärte, dass die Juden „den Fluch auf sich gelegt haben, dadurch dass sie eben Jesus ermordet haben am Kreuz, das kann man auch nicht vergessen...“ Sie habe sich intensiv mit „dem Judentum“ beschäftigt und dadurch habe sie sich geändert. Die Tochter, die studiert habe, habe sie beschimpft und die Sprecherin habe da „ihre Verblendung erkannt“ und „sich um 180 Grad gedreht“. Durch die „Beschäftigung mit dem Judentum“ will sie sich geändert haben und es erscheint mir, als ob sie glaube nun wieder „ein neuer Mensch“ zu sein. Dies erinnert mich an die Idee der Nationalsozialisten, die auch „neue Menschen“ schaffen wollten. Frau X. spricht bei diesen Änderungen von „Einsichten“, die sie gehabt habe. Von eigener Therapie erzählt sie nichts.

Das ganze Auftreten von Frau X. zeigt, dass sie sich selbst und anderen ständig beweisen muss, wie wichtig sie sei. Sie habe eine „eigene Praxis“ und bilde „Studierende“ aus. Am Ende ihres Lebens seien nun „die Ängste und Panik“ weg. Von Ängsten und Panik hatte sie zuvor jedoch gar nichts erzählt; „Ängste und Panik“ deuten möglicherweise auf Traumatisierungen hin, die sich tief in die Psyche eingegraben haben. Nachdem unsere Bekanntschaft sich zuerst sehr freundlich gestaltet hatte, die Sprecherin es überaus wichtig fand, mir mit ihrem Gesprächsbeitrag „zu helfen“, änderte sich ihr Verhalten schlagartig, nachdem ich der Sprecherin das abgeschriebene unkommentierte Tonbandprotokoll gegeben hatte. Ihre Reaktion bestand darin, mir vorzuwerfen, ich verstehe sie nicht. Überhaupt hätte ich nicht das richtige Verhältnis zu meinen eigenen Emotionen. Und ich hätte es nur darauf angelegt, sie lächerlich zu machen. Ich wolle nur, dass andere über sie lachen. Da fiel der Sprecherin plötzlich ein, dass ich mich „geweigert“ hätte „ihr Fragen zu stellen“ und dass einiges nun nicht richtig erzählt worden sei. Das müsse sie noch richtig stellen.

²⁶¹ Marks (2007), S.147

3.9.5. Gemeinsamkeiten von Menschen aus systemnahen Familien

Bei der Auswertung der Interviews von Menschen aus Familien, die dem NS-System nahe standen, fällt Folgendes auf:

Die im Rahmen der vorliegenden Arbeit Interviewten berichten auffällig von einer **ablehnenden Haltung der Eltern**, von Kälte und Leere und von Misstrauen. Eine Befragte berichtete von massiv ablehnender Haltung von Seiten der Mutter. In systemnahen Familien wurde auch nach Ende des Nationalsozialismus häufig die NS-Erziehung weiter praktiziert, was mit einer strengen, stark kontrollierenden und oft die Kinder ablehnenden Erziehung einher ging. Die Befragten zeichnen sich demzufolge oft durch ein geringes Selbstvertrauen aus. Bei einer Befragten zeigten sich deutliche Tendenzen zur Herabwürdigung anderer Menschen, die mit einer unberechtigten Selbstüberhöhung und einem Missionarsgeist einher gingen.

Weiterhin ist auffällig, dass viele Nachkommen aus systemnahen Familien **Abspaltungen** vorgenommen haben, mit deren Hilfe sie in der Kindheit erlittene Demütigungen und Grausamkeiten durch die eigenen Eltern verdrängen konnten.

Eine Befragte berichtete von **massivem Alkoholmissbrauch** des Vaters und davon, dass sie selbst zeitweise suchtfährdet gewesen sei. Bei einer Nachkommin aus einer systemnahen Familie war es zu **psychisch bedingten körperlichen Erkrankungen** gekommen (Anorexia nervosa und Suizidversuch), die auch häufig als Begleiterscheinungen von Traumafolgestörungen auftreten.

Bildung und eine bessere Arbeit werden als Ausweg gesehen. Besonders bei Frau E.X. zeigt sich, dass dies auch eine Kompensation von narzisstischer Kränkung sein kann.

3.10.Menschen aus Flüchtlingsfamilien

In diesem Kapitel werden Interviews von Menschen zusammengefasst, die aus Flüchtlingsfamilien stammen. Ihnen ist gemeinsam, dass sie alle nach dem Krieg im Westen Deutschlands geboren wurden und aufgewachsen sind. Ihre Eltern und Großeltern waren als Offizier, Hochschullehrer, Lehrer oder als Bauern tätig, die sich aber nicht explizit gegen das Regime stellten, beziehungsweise in weniger offensiver Form heimlich Gefangenen Brote zusteckten oder als Zeugen einer Judenerschließung, damit nicht einverstanden waren. Eine Interviewte, Frau F.F.W., kommt aus einer christlichen Familie, die als Baptisten und Ungarndeutsche gegen die Nationalsozialisten waren und als Soldaten gegen die deutsche Seite kämpften. Für die Lebensgeschichte der Erzählenden ist das Erleben in der Kindheit als Flüchtlingskind das prägende Geschehen.

3..10.1.Interview Frau F. F. W.: „Auch wieder nicht dazugehören

Biografische Notiz: Frau F.F.W. wurde 1954 in Westdeutschland geboren. Sie ist von Beruf Religionspädagogin. Ihre Eltern sind Ungarndeutsche und kommen aus einem Ort in Ungarn, der Frau W. bekannt ist. Beide Eltern sind 1945 nach Deutschland gekommen. Damals war die Mutter 11 Jahre und der Vater 23 Jahre alt. Die Sprecherin gibt an, die ersten Jahre mit der Großfamilie, Onkeln und Tanten in einer Baracke aufgewachsen zu sein. Dies sei in einem kleinen Dorf von etwa 1500 Einwohnern in Südwestdeutschland gewesen. Sie war die älteste von vier Geschwistern, die im Abstand von drei Jahren gekommen seien. Der Jüngste sei zehn Jahre jünger als sie.

Das Interview findet in meinem Wohnzimmer statt., wir kennen uns über Tagungen. „Und wir waren, so hab ich das als kleines Kind schon empfunden, nicht unbedingt gern gesehen in diesem Dorf, sondern es war so eine Atmosphäre des Beäugtwerdens. Eh, die Leute haben manchmal auch hinter dem Rücken getuschelt, das hab ich dann so mitgekriegt manchmal als Kind. Wenn ich Einkaufen ging, dann wurde ich gefragt: Hast du denn auch genug Geld dabei? Oder ein ganz lebhaftes Ereignis ist mir noch in Gedanken, dass ich als acht- oder neunjähriges Mädchen hatte. Da war ich in einem Geschäft, sollte Strümpfe einkaufen. Und da sagte der Geschäftsbesitzer zu einer anderen Kundin: „Gucken sie mal, die hat ja den Pullover ihrer Mutter an. Den Pullover hat doch deine Mutter vor einigen Jahren hier bei uns gekauft. Oder?“ Und ich hab mich furchtbar geschämt, weil es hat gestimmt. Es war

der Pullover meiner Mutter. Er war bei der Wäsche eingegangen und ich musste ihn auftragen.“

Die Familie von Frau W. habe zu einer Baptistengemeinde gehört: „Das ist eben auch noch mal das Besondere. Sie waren nicht nur Vertriebene aus Ungarn, die jetzt sogar anfangs noch in Familien einquartiert worden waren. Sondern sie gehörten also auch noch zu dieser sogenannten Sekte der Baptisten und bildeten noch mal eine besondere Gruppe.“

Die Zugehörigkeit zu einer baptistischen christlichen Gemeinde habe den Zusammenhalt besonders bestimmt. Die starke religiöse Bindung, gemeinsame Veranstaltungen, eigene Werte und Verhaltensweisen hätten die Familie bestimmt. Freikirchliche Gruppen leben teilweise auch heute noch in Parallelgesellschaften. Die engen Wertvorstellungen und Verhaltensmaximen prägen die Lebensweise und eingeschränkte Wahrnehmung ihrer Mitglieder. Die Rollenmodelle sind stärker determiniert und festgelegt.

„Ja meine Großeltern sind etwa 13 und 17 geboren. Väterlicherseits das weiß ich nicht so genau. Etwa so um den den selben, nee, die sind älter, meine Großmutter, mütter-, nee, väterlicherseits müssten so um 1903 geboren sein und der Opa sogar schon um 1901.“

„Ja meine Großeltern hatten eine Nussbaumhandlung, hatten große Ländereien, wo sie Wein anbauten, Weinkeller und eh, mein Vater arbeitete da auch mit in diesem Betrieb.“

„Ja, die hatten Nussbäume, die sie anpflanzten und dann weiter verarbeiteten. () Ja, das Holz. Und die Großeltern väterlicherseits hatten eine Bäckerei und ein Lebensmittelgeschäft.“

„Mein Vater ungarischer Soldat und war nach kurzer Zeit verwundet, er hatte eine schwere Verwundung, ein Steckschuss unterhalb des Herzens. Eigentlich hatte man ihn schon aufgegeben. Aber er hat mit großer Willenskraft überlebt. Und er wurde dann auch noch mal eingezogen.“

Auf die Nachfrage, ob es für den Vater kein Widerspruch war, dass er Volksdeutscher war und Ungar, gibt Frau W. an: „Nein, überhaupt nicht. Mein Vater hat, das sagt er heute noch, sehr viel lieber für die Ungarn gekämpft als für die Deutschen. Ja, er war nicht einverstanden mit Hitler und allem Drum und Dran. Die ganze Familie war nicht einverstanden.“

„Auf jeden Fall. Ja, sie haben als Abwehrkampf würde ich sagen, als Abwehrkampf gegen die feindliche Übernahme gegen die Nazis. Ja. Sie haben da klar auf der Seite der Ungarn gestanden.“

Die Religion spielte bei dieser Einstellung offenbar eine große Rolle.

„Doch die (Religion) spielte ne ganz große Rolle, denn ehm, es wurde immer deutlicher, dass Hitler so was wie eine göttliche Rolle für sich beansprucht hat und das wurde ganz klar abgelehnt. Und bei uns im Hausflur hing auch immer son Spruch: Es gibt keinen anderen Gott außer mir, spricht der Herr.“

Die mütterlichen Großeltern von Frau W, seien 1913 und 1917 geboren, die väterlichen 1903 und 1901. Sie hätten eine Nussbaumhandlung gehabt, Ländereien mit Weinanbau, Weinkeller, der Vater habe da gearbeitet. Die Großeltern väterlicherseits hätten eine Bäckerei und ein Lebensmittelgeschäft betrieben. Im Krieg sei der Vater ungarischer Soldat gewesen. Er hätte einen fast tödlichen Steckschuss in Herznähe erlitten. Er sei fast gestorben und nur mit Willenskraft habe er überlebt und sei ein weiteres Mal eingezogen worden. Dass er Volksdeutscher und ungarischer Soldat gewesen sei, habe er nicht als Widerspruch gesehen, da er gerne gegen Hitler gekämpft habe. Er habe es als Abwehrkampf gegen die Nationalsozialisten gesehen. Er habe da auf ungarischer Seite gestanden. Dass Hitler eine göttliche Rolle beansprucht habe, habe er aus religiösen Gründen abgelehnt. Im Hausflur habe ein Spruch gehangen: „Es gibt keinen anderen Gott außer mir, spricht der Herr.“

Nachdem Frau W. die ersten Jahre in einer Baracke aufgewachsen sei, hätten die Eltern günstig ein Grundstück bekommen und gebaut: „Sie hatten günstig ein Grundstück bekommen von der Gemeinde und halfen sich dann alle gegenseitig Häuser zu bauen. Und eh, so kam ich sehr früh in den Genuss eines eigenen Hauses mit Garten. Wir hatten dann Tiere. Wir hatten dann sozusagen ein Selbstversorgungsunternehmen und wir mussten also als Kinder nie materielle Not leiden. Eh, eh und der Besitz des Hauses führte auch dazu, dass wir in der Nachbarschaft und im Dorf insgesamt sehr schnell positiver angesehen wurden. Und ehm, insgesamt diese ganze Familie, die ungefähr aus hundert Leuten bestand innerhalb des Dorfes, hatte bald einen sehr guten Ruf, weil es alles sehr fleißige Leute waren und hilfsbereite und freundliche Leute, so war die Einstellung. Das habe ich dann sehr bald zu spüren bekommen. Obwohl sich diese Außenseiterrolle, die sich durch die kirchliche Zugehörigkeit ergab, die bestand weiterhin.“

Nachdem sie die ersten Jahre mit der Großfamilie in der Baracke aufgewachsen sei, hätten die Eltern dann ein Grundstück bekommen und mit Hilfe der Großfamilie ein Haus gebaut. Sie hätten einen Selbstversorgergarten gehabt und Tiere. Sie hätten als Kinder keine materielle Not leiden müssen. Durch den Besitz sei die Familie positiver angesehen worden, die

Großfamilie aus etwa hundert Personen seien hilfsbereite und freundliche Leute gewesen und daher einen guten Ruf erworben, das habe sie gespürt. Die kirchliche Außenseiterrolle durch die Religion habe weiterhin bestanden. Wenn Menschen durch die Zugehörigkeit zu einer Gruppe in eine Außenseiterrolle gedrängt werden, ergeben sich zwei mögliche Reaktionsmuster: Die Betroffenen fühlen sich ihrer Gruppe noch mehr zugehörig oder sie lehnen die Zugehörigkeit explizit ab.

Auf die Nachfrage, ob die erfahrene Ablehnung mehr auf die kirchliche Zugehörigkeit oder auf die Tatsache, dass die Familie ursprünglich aus Ungarn kam, zurückzuführen sei, antwortet Frau W.: „Also es war beides. Es war beides. Für mich eh, ist das im Nachhinein gar nicht mehr nachzuvollziehen. Ob da jetzt das Eine oder das Andere im Vordergrund stand. Also ich hab mich da drin absolut wiederfinden können, so dieses nirgendwo zu Hause sein, das Unterwegs sein, das auf dem Weg sein, das ist auch für mich heute noch ein Thema.“

Das Gefühl des Nichtdazugehörens zu der einheimischen Dorfgesellschaft sei prägend für die Sprecherin. Immer wieder wird dies Thema von der Sprecherin angesprochen. Es sei ein doppeltes Nichtdazugehören.

„Ich wollte schon sehr früh in die Schule gehen. Lesen hat mir Spaß gemacht. Ich konnte schon lesen, bevor ich in die Schule kam. Aber wir hatten zu Hause keine Bücher. Und ich hab immer drauf gehofft, ich komm in die Schule und bekomme Bücher. Das war für mich was ganz wichtiges. Und war in der Schule eigentlich eher deshalb durchgängig ein Außenseiter, weil ich sehr strebsam war und sehr wissbegierig und jemand war, der von selbst gelernt hat, während die anderen immer eher dazu gebracht werden mussten.“

Das aufgeweckte Mädchen habe schon vor Schuleintritt Lesen gekonnt und habe gehofft, nun eigene Bücher zu bekommen, die es zu Hause nicht gegeben habe. In der Schule sei sie eher eine Außenseiterin gewesen, da sie immer strebsam und wissbegierig gewesen sei und selbstständig gelernt habe.

„Ja, mein Vater war 23, als er hierher kam, er hatte nichts mehr lernen können. Er war früher im Geschäft des Vaters tätig. Er war dann einfacher Arbeiter. Meine Mutter war immer sehr besorgt um uns Kinder, sie hat Kleider selbst genäht bis spät in die Nacht und hat wirklich alles getan, um uns einen, ich sag mal angepassten Lebensstil zu ermöglichen.“

„Mein Vater war 12 Jahre älter als meine Mutter. Meine Mutter war noch ein halbes Kind, als sie heiratete und dem entsprechend habe ich auch schon als junges Kind die Beziehung zwischen meinen Eltern erlebt. Ich hatte immer den Eindruck, eh, mein Vater ist der Patriarch und meine Mutter ist seine Untergebene.“

A.S.: „Wie alt waren die als die geheiratet haben?“

„Meine Mutter war damals 17 und mein Vater 29. Er arbeitete in einer Verkaufsstelle für Getränke. War Getränkefahrer und eh, arbeitete sich aber auch sehr bald hoch in dieser Firma, die ungefähr 25 Mitarbeiter hatte, war die rechte Hand des Chefs und organisierte den gesamten Vertrieb und Verkauf, machte aber auch niedrigere Arbeiten, wie den Hof kehren oder verputzen oder einen Baum fällen. Also eher ein Mann für alle Fälle. Meine Mutter war also anfänglich Hausfrau. Wir waren ja vier Kinder. Sie hatte nebenbei den großen Garten. Sie hatte die Tiere zu versorgen und als ich ungefähr neun oder zehn war, ehm, hatte sie zusätzlich einen Verkauf von Getränken bei uns zu Hause und ehm, ja da lagen immer die dicken Eisblocks bei uns im Keller und da drauf wurden immer die Getränke gekühlt, die die Leute dann so flaschenweise abholten.“

„Ja damals gabs die Volksschule. Das war also die Schule, die war durchgängig von Klasse 1 bis 8. Und mein Vater hatte also von Anfang an signalisiert, dass also gar nichts anderes in Frage käme. Ich war Klassenbeste in der vierten Klasse, durfte aber nicht, wie viele andere zum Gymnasium und auch nicht zur Realschule, sondern musste auf der Volksschule bleiben. Mit dem Argument Mädchen heiraten sowieso. Bin dann ehm, in der achten Klasse, dank eines Lehrers, der also meinen Vater mehrmals angesprochen hatte, hab ich die Erlaubnis bekommen, in die Handelsschule gehen zu dürfen, war auch da wieder die Klassenbeste und habe wiederum Lehrer gehabt, die meinen Vater dazu bringen konnten, dass ich zum Gymnasium wechseln durfte. Sie hatten für mich die Hand ins Feuer gelegt und gesagt, sie schafft das, sie wird das machen. Und mein Vater hatte gesagt, wenn das keine Kosten verursacht, dann kann sie das machen! Mein Onkel unterstütze mich ein bisschen finanziell.“

„Ja, das war die Busfahrkarte, Bücher, es war die Klassenfahrt, Kleidung, war ja auch ein Thema.“

Der Vater habe von Anfang an signalisiert, dass das Mädchen nur zur damals acht-klassigen Volksschule gehen solle. Die Mutter hat sich anscheinend nicht zu dem Thema Schule und Ausbildung geäußert. Als Klassenbeste habe sie nach der vierten

Klasse auf der Schule bleiben müssen, während andere Kinder zur Realschule oder Gymnasium hätten gehen dürfen. Da der Vater gemeint habe, dass Mädchen sowieso heiraten, habe er die weitere Schulausbildung der Tochter für überflüssig gehalten. Erst durch einen engagierten Lehrer, der sich für sie eingesetzt habe, habe sie die Handelsschule besuchen dürfen. Da sie dort auch wieder Klassenbeste gewesen sei, habe sie wieder nach der Intervention eines Lehrers zum Gymnasium gehen dürfen. Der Vater habe nur eingewilligt, nachdem der Lehrer für sie „die Hand ins Feuer gelegt“ hätte, dass sie das Abitur schaffen würde und weil für den Vater durch den längeren Schulbesuch keine Kosten entstanden. Ein Onkel hat Frau W. für die Zeit auf dem Gymnasium finanziell unterstützt, indem er für Busfahrkarte, Bücher, eine Klassenfahrt und Kleidung aufgekommen sei.

Die Atmosphäre in ihrer Familie beschreibt Frau W. folgendermaßen: „Also es war, ich sag mal mit einem Schlagwort: Rauh aber herzlich. Ja, so mein Vater hat es selten fertig gebracht, mal ein freundliches Wort rüber zu bringen oder in irgendeiner Form positiv zu loben oder ehm, Ruhe oder Freundlichkeit in die Familie zu bringen. Er war immer angetrieben von Arbeit von Hektik, von es besser machen zu wollen. Und so gab es also viele Spannungen in der Familie. Auch das Geld war knapp. Es wurde also Haushaltsgeld eingeteilt, trotzdem brachte mein Vater es fertig noch ne Menge Geld auf die Seite zu legen und noch ein Auto zu kaufen und Urlaubsreisen zu machen mit uns vier Kindern. Und das war schon erstaunlich, dafür haben wir auch eine gewisse Freundlichkeit einfach vermisst.“

Frau W. ist sich bewusst, dass ihr Vater sehr fleißig war und beruflich das für ihn bestmögliche erreicht habe. Ich deute das ewige Angetriebensein von Arbeit, von Angetriebensein und Hektik, zum Einen als Ausdruck davon, dass der Vater wieder etwas erreichen wollte, aufbauen wollte und für sich und die Familie Sicherheit und Ordnung herstellen wollte. Zum Anderen deute ich es auch als Form der Abwehr von allen Gefühlen der Ohnmacht und der Schwäche. Ich vermute, dass der Vater durch seine Kriegserlebnisse zusätzlich traumatisiert war, da er beinah an einem Steckschuss gestorben wäre, der nur sehr knapp sein Herz verfehlt habe. Auch vermute ich, dass das Gefühl mit einer Patrone herum zu laufen, die im Körper dicht neben dem Herzen gesteckt habe, ein Gefühl der Verwundbarkeit ist und bleibt. Die Patrone sei nicht herausoperiert worden, da dies zu gefährlich gewesen wäre.

Der Vater war deutlich älter als die Mutter und hat sich sehr rollenkonform verhalten in der Position als Patriarch und guter Christ im Verständnis der Baptisten. Er hat in gewisser Weise Macht ausgeübt und z.B. der Mutter das Haushaltsgeld zugeteilt. Die Sprecherin spricht

einerseits von Spannungen zwischen den Eltern und in der Familie. Nur schwach deutet, sie an, dass sie Lob und „Ruhe oder Freundlichkeit“ vermisst habe. Sie bewunderte den Vater, dass er ein Auto habe anschaffen können. Gleichzeitig vermisste sie „eine gewisse Freundlichkeit.“ Das gemeinsame Aufzählen von „Ruhe oder Freundlichkeit“ deute ich so, dass sie als Kind nicht einfach nur sein durfte. Die Kinder mussten selbstverständlich helfen und mitarbeiten. Das einfache Anerkanntsein des Mädchens habe nicht gegolten.

Die Sprecherin brachte mir als Geschenk die Biographie von Ulla Hahn²⁶² mit, in dem diese sehr anschaulich ihr eignes Schicksal beschreibt. Ein Mädchen, welches trotz seiner Begabung nur durch Fürsprache der Lehrer schließlich eine akademische Ausbildung erhält. Der Ausdruck „rauh aber herzlich“ scheint mir eher eine Verschleierung und Verleugnung, der doch sehr strengen Erziehung. Ich gehe davon aus, dass es damals Prügel gegeben hat, wie es damals üblich war. „Rauh aber herzlich“ suggeriert, dass das Rauhe nicht so gemeint gewesen sei, dass es doch eigentlich Herzlichkeit gewesen sei. Nur ist davon nichts zu spüren, denn Herzlichkeit beinhaltet Wärme, Zuwendung, auch Ruhe, auch Sosein und friedliches, wertschätzendes Miteinander. Das aber genau beschreibt die Sprecherin nicht. Denn als Kind sei sie in ihrer Besonderheit nicht gesehen und gefördert worden. So sehr sie sich auch angestrengt habe. Erst durch das wiederholte Eingreifen und die Fürsprache von Lehrern und der Zusage des Onkels Sonderkosten zu übernehmen, konnte die Sprecherin zu einer weiter gehenden Schule gehen. Auffällig ist, dass Frau W. das verletzende Verhalten ihres Vaters entschuldigt und die positiven Aspekte in den Vordergrund stellt. Hier ist deutlich der Mechanismus der Verleugnung zu erkennen: „Verleugnung ist die primitivste und mächtigste psychologische Verteidigungsbarriere. Sie benutzt eine Scheinrealität, um die Folgen einer bestimmten schmerzlichen Lebenserfahrung zu beschönigen oder zu verdrängen. Sie lässt uns sogar vergessen, was unsere Eltern uns antaten, und erlaubt uns, sie auf ihrem Podest stehenzulassen.“²⁶³

„Meine Mutter war oft sehr weich und nachgiebig und hat vieles vor dem Vater vertuscht. Aber es ist ihr auch nicht gelungen, ich sag mal so, eine gewisse Souveränität und Geborgenheit auszustrahlen, wie man das von einer Mutter erwartet. Ich hatte für mich sehr früh das Gefühl, ich bin eigentlich eigenverantwortlich und ich muss sogar noch meine Geschwister ein Stück weit erziehen und nicht nur erziehen, sondern auch ein Stück weit die Mutter ersetzen, weil meine Mutter eben auch ständig sehr viel zu tun hatte.“

Frau W. meint, ihre Mutter, sei weich und nachgiebig gewesen, habe vor dem Vater manches vertuscht. Sie habe keine Souveränität und Geborgenheit ausstrahlen können. Wie die

²⁶² Hahn (2001), Das verborgene Wort. Der autobiografische Roman erzählt über das Aufwachsen eines Mädchens in den fünfziger und sechziger Jahren, die durch Literatur und Schulbildung eine andere Welt findet als die enge, katholische, bigotte Welt der Fünfziger Jahre im Rheinland, an der sie fast zerbricht.

²⁶³ Forward (1993), Vergiftete Kindheit, Elterliche Macht und die Folgen, S.31

Sprecherin es bei einer Mutter erwartet habe. Die Sprecherin habe das Gefühl gehabt, auch als Mutter die Geschwister miteziehen zu müssen, die Mutter ersetzen müssen, weil sie so viel gearbeitet habe. Es lässt sich vermuten, dass die Mutter nicht unbedingt als Rollenvorbild in Frage kam.

Mit siebzehn Jahren hat Frau W. Abitur gemacht: „Ja, ich bin früher eingeschult worden und dann gabs noch die Kurzschuljahre.“ () „Ja und dann hab ich, ich musste also für die Schule eine ganze Menge nachholen. Ich hatte also vorher kein Französisch. Ich hatte vorher keine Mathematik in dem Sinne. Ganz viel Fächer waren also völlig neu und ich bin dann ja eingestiegen bin praktisch mit denen, die also die Mittelstufe schon gemacht hatten, musste das dann alles für mich nachholen, so dass ich also wirklich auch so eine Art Burnout hatte und also vom Lernen und Lesen lange Zeit lang wirklich mal nichts mehr wissen wollte. Und ich hab dann gesagt, auch um von zu Hause weg kommen zu können, weil es in dieser Zeit sehr stressig war zu Hause. Eine Möglichkeit ist es Krankenschwester zu lernen und dann auch im Krankenhaus zu wohnen und das hab ich dann gemacht. Ich hab das einjährige Schwesternexamen gemacht. Und danach, das war mein ursprünglicher Wunsch, schon seit der ersten Klasse wollte ich Lehrerin werden. Und das hab ich dann auch gemacht, hab dann in der Zwischenzeit meinen Mann kennen gelernt und eh, beziehungsweise den kannte ich auch schon von Kindheitstagen und wir haben uns dann gefunden sozusagen und er hatte schon sein Ingenieursstudium beendet, war drei Jahre älter und auch sehr früh fertig.“

„Ich war neunzehn und er war dreiundzwanzig und war fertig. (...) Ja das ging damals über die FH und er hatte einen Beruf gelernt und er konnte dann mit Hilfe des Berufes (...) Bauingenieur. Alles früher machen. Ja und wir haben praktisch früh geheiratet, um also auch aus unseren Familien praktisch früh weg zu kommen. Ja. Wir haben gemerkt, die Familie, auch seine Familie ist ja der Vater aus Ungarn, die Mutter nicht. (...) Ja und die fanden das auch ganz toll, dass wir uns zusammen gefunden hatten und hatten das auch im Vorfeld forciert. (...) Die wollten das. Und wir haben dann aber gesagt, wir möchten nicht so sehr die Tradition weiterleben, sondern wir möchten unser eigenes Leben leben und eigene Formen finden und deshalb auch uns relativ schnell dann abgenabelt.“

Die Sprecherin habe sehr viel für das Gymnasium lernen müssen, durch die Wechsel von der Handelsschule, habe sie einige Fächer nachholen müssen und mit siebzehn Jahren Abitur gemacht. Um selbstständig zu sein, nicht mehr zu Hause zu wohnen und eigenes Geld zu verdienen, habe sie das einjährige Krankenschwesterexamen

gemacht und im Schwesternheim wohnen können. Dass viele junge Frauen, die selbstständig leben wollten, die Möglichkeit ergriffen Krankenschwester zu werden und dann auch für wenig Geld im Schwesternwohnheim leben zu können, habe ich auch von anderen Frauen gehört. Ihr Mann habe einen ähnlichen familiären Hintergrund wie sie. Seine Eltern seien Trauzeugen bei ihren Eltern gewesen. Er sei schon sehr jung mit 23 Jahren mit seinem Fachhochschul- Ingenieursstudium fertig gewesen. So hätten sich die beiden „gefunden“, die Eltern hätten es „forciert“. Die Sprecherin und ihr Mann hätten beschlossen, ihr „eigenes Leben“ zu leben und „eigene Formen finden“ und sie hätten sich „relativ schnell dann abgenabelt.“ Dieser Wunsch und seine Umsetzung zeigen, dass die Bindung von Frau W. und ihrem Mann an das jeweilige Elternhaus nicht sehr eng gewesen sein kann.

„Ich war zum Studium in X. und das war so eine einfache Fahrt von 40 Km ungefähr und eh, hab mich eh, genau den Erwartungen meiner Verwandtschaft und Eltern also auch gefügt, in dem ich mich hab breitschlagen lassen und im dritten Semester ein Kind bekam, das meine Mutter sich unbedingt so gewünscht hatte. Und das Kind wurde an drei Tagen in der Woche von ihr betreut. Das heißt, ich musste immer noch extra, das waren dann so fünf Kilometer etwa zu ihr bringen und dann bin ich nach X. gefahren. Und hab dann mein Studium dann also in diesen drei Tagen von morgens früh bis abends spät durchgezogen. Ich war also immer nur drei Tage an der Uni.“

„Ja, also ich hatte auch ein Auto. Wir hatten ein Auto, hab dann morgens mit dem Auto das Kind zu meiner Mutter gefahren, bin dann mit dem Auto zur Bahn und dann nach X ja. Es war eh, für mich damals nicht so stressig wie interessant. Ich hab alles, was ich gelernt hab, aufgesaugt wie ein Schwamm. Und eh fand das alles total spannend und interessant. Damals, ich hab Pädagogik studiert, war das Thema anti-autoritäre Erziehung. Summerhill und so weiter, ganz oben auf. Und ich hatte nichts anderes auch zu tun, als das an meinem ersten Kind auch gleich auszuprobieren.“
Daran, die Baptistengemeinde zu verlassen, habe die Sprecherin zunächst nicht gedacht.

„Nein! Also um Gottes Willen. Das war damals noch eine heilige Kuh! Die Baptistengemeinde zu verlassen, das wäre also so gewesen eh, wie wenn ich meine Identität aufgegeben hätte. Ja? Also ich hab auch gewusst, meine Eltern hätten mich keines Blickes mehr gewürdigt, meine Schwiegereltern hätten mich nie mehr angeguckt. In der ganzen Verwandtschaft, wäre ich unten durch gewesen.“

Nach drei Jahren hat die Sprecherin das Studium abgeschlossen und ist ins Referendariat gegangen. In dieser Zeit ist sie wieder schwanger geworden.

Auf Wunsch und Druck der Familie, der eigenen Mutter, habe die Sprecherin während des Studiums ihr erstes Kind bekommen. Die Sprecherin habe das Kind an drei Tagen die Woche bei der Mutter fünf Kilometer entfernt abgegeben, es morgens mit dem Auto dahingebraucht und dann sei sie mit der Bahn zum Studium gefahren. An diesen drei Tagen habe sie studiert, das Gelernte „aufgesaugt wie ein Schwamm“, „antiautoritäre Erziehung, Summerhill und so weiter“. Sie habe das auch gleich am eigenen Kind ausprobiert. Daran die Gemeinde zu verlassen, habe sie nicht gedacht. Das wäre ein Aufgeben der eigenen Identität gewesen. Ihre Eltern und Schwiegereltern, die ganze Verwandtschaft „hätten mich nie mehr angeguckt“. Nach drei Jahren Studium habe sie das erste Staatsexamen gemacht und sei ins Referendariat gegangen. Sie sei wieder schwanger geworden.

Deutung: In verstrickten Familien darf sich niemand heraus lösen und ein eigenes Leben führen. Das wird von den zurück bleibenden Eltern und häufig auch den Geschwistern als bedrohlich empfunden. In der Dynamik der Familie versuchen nun die Eltern die abtrünnige Tochter, wieder an sich zu binden, indem sie sie drängen ein Kind zu bekommen, so dass sie hier als Großeltern wieder mit eingewoben sind in das Familiennetz der Tochter. Die Baptistenfamilie zu verlassen, war für die damals noch sehr junge Sprecherin nicht denkbar. „ Das war eine heilige Kuh!“. Ähnlich wie in traditionellen jüdisch-orthodoxen Familien, in denen Kinder, die liberal werden, von ihren Eltern als tot und als Nichtjuden betrachtet werden, habe auch hier die Sprecherin gedacht, dass ihre Eltern und Schwiegereltern und die ganze Großfamilie sie nicht mehr ansehen würden und sie praktisch ausstoßen würden, wenn sie damals schon ausgetreten wäre. Die Sprecherin habe sich also zunächst auf ihr Studium konzentriert. Strebsam und diszipliniert habe sie das Staatsexamen gemacht und sei auch gleich mit dem zweiten Kind schwanger geworden.

„Als es immer hieß, Lehrerstellen gibt es sowieso keine und ja. Der Ältere war jetzt gut drei Jahre alt und wir wollten noch ein Kind und ich hab gedacht, okay das haut genauso hin, du kannst jetzt dein Examen machen und dann kriegst du ein Kind und dann bist du sowieso zu Hause. Und der B. ist, als ich im März Examen gemacht (habe), der B. ist im Mai geboren. Wir sind dann nach M. umgezogen, weil mein Mann dann eine Stelle bekommen hat von seiner Firma und bei der er auch in X

schon tätig gewesen war und wir fanden einfach, dass diese Ortsveränderung auch gut war für uns, weil wir dann doch ein Stück Abstand gewinnen konnten.

Ja das hat aber nicht lange angehalten, sondern ich hatte grade den letzten Karton ausgepackt. Da bekam ich ein Schreiben vom Regierungspräsidenten, mir wurde eine Stelle ganz in der Nähe unserer ehemaligen alten Heimat angeboten. Ich wollte diese Stelle nicht annehmen, aber bei meinem Mann lief es nicht so, wie er es sich vorgestellt hatte. Er war sowieso schon die ganze Zeit frustriert. Und es kam ihm ganz recht, dass mir die Stelle angeboten wurde. Und er argumentierte: So, ich hab jetzt lang genug gearbeitet, jetzt kannst du auch mal arbeiten gehen. Ich bleib jetzt mal zu Haus und mache Hausmann. War für mich am Anfang sehr schwer, weil meine verinnerlichte Frauenrolle beinhaltete unbedingt die Mutterrolle und zu sagen: So, ich geb jetzt dieses neugeborene Kind in die Obhut seines Vaters, das fiel mir sehr, sehr schwer.“

Die junge Familie sei schließlich zurück in die alte Heimat gezogen. Die Frau habe zwischendurch das Kind gestillt und gearbeitet und der Mann habe sich um den Haushalt und die Kinder gekümmert, habe den größeren in den Kindergarten gebracht. Sie hätten zusammen ein Haus gekauft und er habe die Renovierung gemacht.

Damals habe es geheißen, dass es keine Lehrerstellen geben würde nach dem zweiten Staatsexamen. Da sie sich ein zweites Kind gewünscht habe, sei sie wieder schwanger geworden und habe gedacht, dass sie dann arbeitslos sein würde und erst mal mit dem Kind zu Hause sein könne. Sie seien in eine andere Stadt gezogen, wo der Mann eine Stelle gehabt habe. Sie hätten gedacht, dass der räumliche Abstand zur Herkunftsfamilie gut für sie gewesen wäre, aber die Arbeit sei für den Mann nicht so gut gelaufen. Kurz nach dem Umzug sei für Frau W. ein Stellenangebot vom Regierungspräsidenten gekommen „ganz in der Nähe unsere ehemaligen Heimat.“ Frau W. und ihr Mann praktizierten dann einen Aufgabentausch: Frau W. nahm die Stelle an und ihr Mann wurde Hausmann und versorgte die Kinder. Sie hätten zusammen ein Haus gekauft, was er dann renoviert habe. Er habe den größeren in den Kindergarten gebracht. Sie habe „zwischen durch das Kind gestillt und gearbeitet“, der Mann habe das Haus und die Kinder versorgt. Ihr sei es „sehr, sehr schwer“ gewesen das neugeborene Kind dem Vater zu geben. Zu ihrer verinnerlichten Frauenrolle habe auch die Mutterrolle gehört.

„Ich selbst fands als Lehrerin sehr spannend und hat mir von Anfang an gefallen und ich hab mich voll in den Beruf gestürzt.“ Inzwischen war Frau W. Konrektorin geworden und hat ein ungeplantes drittes Kind bekommen. „Es hat mir zunächst mal sehr, sehr große Sorgen be-

reitet, dieses Kind zu kriegen, denn ich war grad eben erst gut eingearbeitet an der Schule und wollte eben auch nicht aufhören. Aber das Glück stand auf meiner Seite. Meine Schwester bekam auch grade ein Kind und zog zu uns in das neue Haus, betreute ihr Kind, betreute mein Kind. Und eh, somit war uns dann eben allen geholfen.“

Frau W. sei noch einige Jahre Mitglied in der Baptisten-Gemeinde geblieben: „Ja. Dort war ich so lange, bis unsere Ehe anfang zu wackeln. Und ehm, das war so 88 etwa. Da wollte also mein Mann auch nicht mehr Hausmann sein. Er hatte inzwischen ein Architekturbüro aufgemacht und er machte auch Zeichnungen nebenher und ehm, betreute die Kinder nicht mehr in dem Umfang, denn die waren im Kindergarten, in der Schule und im Kinderhort. Und es gab auch eine Kinderfrau. Und für mich hieß das auch, ich hatte ein bißchen den Rücken frei und machte das, was ich eigentlich die ganze Zeit schon machen wollte. Ich bildete mich intensiv fort. Nicht nur im Hinblick auf Methodik, Didaktik, sondern auch im Hinblick auf meine eigene Person. Das war damals in den Achtzigern in. Und eh, das Ganze führte dazu, dass ich also zum ersten Mal über mich und mein Leben nachdachte. Bislang hatte ich eigentlich nur funktioniert und agiert und jetzt kam ich an eine Stelle, wo ich mich fragte, ja was hast du denn die ganze Zeit eigentlich gemacht. Das war so um meinen dreißigsten Geburtstag herum. Für mich auch ein sehr großer Einschnitt. Ich hatte eigentlich schon alles erreicht, was man normalerweise erreichen kann. Ich hatte einen netten, guten und erfolgreichen Mann. Ein Haus. Ich hatte drei Kinder. Ich hatte einen guten Beruf. Und für mich tat sich jetzt die Frage auf, was, was kommt jetzt?“

Deutung: Wie in vielen Familien, in denen die Kinder sehr eng in das System eingebunden werden und selbst sehr früh Kinder bekommen, können die Eltern sich erst als Erwachsene lösen und eigene Einsichten gewinnen. Dann jedoch sind sie meist in der Pflicht ihre Kinder zu ernähren. Sie sind beruflich eingebunden und da ihr Leben schon ein Stück weit gelebt ist, gelingt es seltener dann auszubrechen und etwas Eigenständiges zu entwickeln. Auf diese Weise tradieren sich orthodoxe Lebensweisen. Bei geistig beweglicheren Kindern kann es dann in der Lebensmitte zu Krisen kommen. Erst dann werden Wege eingeschlagen, die so von der Familie nicht vorgesehen und gewünscht waren.

„Die durch Verleugnung erlangte Erleichterung ist bestenfalls temporär, und der Preis für diese Erleichterung ist hoch. Verleugnung ist der Deckel auf unserem emotionalen Drucktopf: Je länger wir ihn draufhalten, umso stärker wird der Druck. Früher oder später wird er Druck den Deckel absprengen, und es kommt zu einer emotionalen Krise. Dann werden wir mit den Wahrheiten konfrontiert, die wir so verzweifelt vermeiden wollten, doch jetzt müssen wir uns ihnen in einer extremen Stress-Situation stellen.“²⁶⁴

²⁶⁴ Forward (1993), Vergiftete Kindheit, Elterliche Macht und ihre Folgen, S. 31

Bei einer Fortbildung habe sie dann einen anderen Mann kennengelernt. „Und damals hat dieses Seminar ein Psychotherapeut geleitet, das hieß „Bilder, Szenen aus der Schule und aus der Familie.“ Und da kamen also ganz viele Dinge hoch, aus meiner eigenen Kindheit. Es wurde mir klar, dass ich im Grunde keinen eigenen Lebensentwurf gemacht hatte, dass ich doch noch von Seiten meiner Eltern, der Verwandtschaft und der Baptistengemeinde und allem Drumrum bestimmt worden war. Ich hatte eigentlich nie selbst entschieden. Mal abgesehen davon, dass ich meinen Beruf gemacht hatte, den ich unbedingt selbst gewollt hatte. Und alles andere war mehr oder minder in Anpassung geschehen. Und eh, es gab da ein heftiges inneres Aufgewühltsein und ich hab da auch versucht, mit meinem Mann drüber zu reden, der fand das alles abartig und langweilig auch. Und konnte das gar nicht verstehen, wo es uns doch so gut ging und wir eh, das Haus grade soweit fertig hatten und die Kinder wunderbar gediehen. Und eh, also er wollte auch überhaupt keine Auseinandersetzung und legte großen Wert auf Harmonie. Und das ging mir immer mehr gegen den Strich und eh, ja. Es war natürlich auch sehr viel Arbeit die ganze Zeit gewesen und wir hatten beide gearbeitet und hatten das Haus renoviert, sieben Jahre lang mit Putzabklopfen und Hof aufreißen und allem Drum und Dran.

Und wir hatten uns natürlich auch ein ganzes Stück weit auseinander gelebt. Es gab eigentlich nur noch so alltägliche Dinge, die man miteinander verrichtete. Ja und es kam dann, wie es kommen musste, in dieser Situation tauchte dann ein Mann auf, der mich total faszinierte und der einfach all das verkörperte, was ich mir so vorstellte damals, in der sagen wir mal vergeistigten Vorstellung, von dem was Leben ist. Und eh, ich verliebte mich damals unsterblich in diesen Mann und war aber gleichzeitig auch immer noch das angepasste und religiöse Frauchen. Ehm, wir hatten uns seinerzeit versprochen, wir werden uns immer alles sagen. Und das erste, was ich machte, nach der aller ersten Nacht, ich sagte es ihm. Und das war das Ende unserer Ehe.“

Deutung: Während die Sprecherin einen Weg eingeschlagen habe, der aufgrund der Vorgeschichte schon wie vorgezeichnet erscheint, sei ihr Mann der Tradition verhaftet geblieben. Gespräche über Gefühle habe er abgelehnt. Sicher kann ich vermuten, dass er es als Junge in noch stärkeren Maße gelernt hat, seine Gefühle zu verleugnen und sich in die Männerrolle einzufügen. Durch seinen eher technischen Beruf, ist er nicht wie sie mit Fragen nach Inhalten und Gefühlen konfrontiert. Gefühle des starken Verliebtseins treten auf, wenn man in dem Anderen eine Erfüllung der tiefen Sehnsüchte vermutet. Mängel der Kindheit und des inneren Kindes melden sich irgendwann zu Wort. Und nun als sie diesem Mann begegnet, der sich als Therapeut mit Gefühlen beschäftigt, ist ihr innerstes angesprochen und sie empfindet Gefühle leidenschaftlicher Liebe. Sie spricht von „total fasziniert“ und „alles verkörpert“. Die Projektion all dessen, was sie so lange vermisste, möglicherweise ohne es benennen zu können, tritt nun schlagartig zu Tage. Zur Verdrängung und Verleugnung gehört auch immer,

dass man das, was war und was ist, nicht benennen darf. Erst durch die Aussprache und konkrete Benennung der Fakten werden Dinge real.

In christlich- fundamentalistischen Strukturen werden den Kindern von klein auf negative Introjekte einsuggeriert. Sie sollen sich „schuldig“ fühlen und „sündig“. Denn durch das mangelnde gesunde Selbstbewusstsein, werden sie formbar und lassen sich durch Machtmissbrauch unterdrücken. Das Gefühl defizitär zu sein, falsche Gefühle zu haben, lässt den Menschen an sich zweifeln und führt zu einer besonderen Selbstunsicherheit und Abhängigkeit von autoritären Strukturen. Dieses Mangel- und Schuldgefühl kann dann nach dem Schema des christlichen Fundamentalismus behoben werden, indem man an Jesus „glaubt“ und durch ihn „gerettet „ wird. So wird das System erhalten: Wer darin steckt, kann Austritte und Abweichler schwer ertragen, denn dies rührt ja an sein eigenes Selbstverständnis. Wie kann es denn jemand wagen, auszubrechen, wenn doch die Strafe, das Schmoren in der Hölle etwa, als reale Bedrohung im Raum stehen.

„Ja, er reagierte wie ein wildgewordener Berserker und ging in die Garage und nahm die Elektrosäge und sägte demonstrativ das Ehebett auseinander. Da war er also auch weiterhin zu keinem Gespräch bereit. Nachdem er mich vorher auf Händen getragen hatte, vor mir kniete und mich als „meine Göttin“ bezeichnet hatte, ehm, war das dann von heute auf morgen genau umgekehrt. (...) Ja, von den höchsten Höhen in die tiefsten Tiefen. Ja, ich hatte damit nicht nur ins Wespennest bei meinem Mann gestochen, sondern auch rundum in das Familienwespennest der Harmonie und darüber hinaus war ich von Stund an geächtet in der Baptistengemeinde.“ Frau W. gibt an, dass sie inzwischen über dreißig war und nicht mehr bereit war, sich von der Gemeinde gängeln zu lassen.

Deutung: Die Sprecherin erzählte in anderem Zusammenhang, dass der Mann stets den Raum verlassen habe oder eingeschlafen sei, wenn sie versucht habe, mit ihm zu sprechen. Seine ganze Reaktion, die Theatralik des Bettzersägens, zeigt einen narzisstisch- verwundeten Mann mit tiefer Selbstunsicherheit, die durch rollenkonform gelebte Männlichkeit überdeckt wird. Der Ehemann, der sie zuvor „auf Händen getragen hatte“, vor ihr gekniet habe und sie als „meine Göttin“ bezeichnet habe, sei nun in ein tiefes Loch gefallen. Dieses Verständnis der Partnerin, dass durch eine extreme Überhöhung gekennzeichnet ist, ist äußerst fragil. Es fordert dann vom Partner, der Partnerin auch stets, die völlige, weil „göttliche“ Perfektion. So perfekt kann ein realer Mensch, eine Frau aus Fleisch und Blut gar nicht sein.²⁶⁵ Diese Scheinperfektion entsteht nur, solange alle dunklen, unperfekten Seiten, verdrängt und verleugnet werden. Dies gehört zu der Vorstellungswelt der fundamentalistischen Christen. Das „Böse“ wird abgespalten und auf „Satan“ und diverse Feindbilder projiziert. Dies sind vor allem Ungläubige, Muslime, Homosexuelle und Abtreiber.

²⁶⁵ Henseler (2000), Narzisstische Krisen, Zur Psychodynamik des Selbstmordes, Erste Auflage 1974, Vierte aktualisierte Auflage, Westdeutscher Verlag S. 81, S 82

Zur unreifen Reaktion mit Kränkung berichtet Henseler: „Das Erleben der eigenen Person tendiert zurück in das Reich infantiler Großartigkeit. Es kommen die alten Repräsentanzen des grandiosen Selbst und der idealisierte Objekte wieder zum Tragen. Die Idealisierung bläht das Selbst und die Objekte auf, was die unerwünschte Konsequenz hat, dass nicht zu leugnende Mängel ebenfalls zu einer bedrohlichen Größe aufgebauscht werden; denn wenn ein idealer Mensch versagt, ist das keine Bagatelle, sondern ein Skandal. Da die Verleugnung nicht streng durchzuhalten ist, kommt es so zu einem ständigen Oszillieren zwischen Größenphantasien und unrealistisch hohen Minderwertigkeitsgefühlen, also negativen Größenphantasien.(...) Natürlich werden diese Ideale unerbittlich durch ein strenges, rigides, infantiles Über-Ich eingefordert. Ein Mensch, der überhöhte Vorstellungen von sich hat, wird auch seine Kräfte und Fähigkeiten magisch überhöht einschätzen. Das gilt besonders für Aggressionen, die dem Narzissmus wegen seiner Machtqualität besonders nahe stehen. Aggressive Impulse werden in ihren Auswirkungen katastrophal ja vernichtend phantasiert und müssen deswegen sorgfältig in Schach gehalten werden. (...) Darüber hinaus müssen Aggressionen sorgfältig abgewehrt werden, da sie die für diese Menschen besonders wichtige Objektbeziehungen gefährden. (Zur Qualität der „narzisstischen Wut vgl. Kohut 1973b, besonders Seite 540ff).²⁶⁶ Eine besondere Rolle spielen die zwischenmenschlichen Beziehungen von Personen, die ihren Narzißmus durch Verleugnung und Idealisierung schützen müssen.“ Durch die Partnerschaft wird der selbstunsichere Mensch in seinem labilen narzisstischen System stabilisiert. Durch den starren Charakter der Objektbeziehung, sind solche Verbindungen konfliktanfällig. Durch die Weiterentwicklung der Sprecherin, sei die Welt des Ehemannes komplett zusammen gebrochen. Eine wie auch nur irgendwie geartete Veränderung oder Annäherung war ihm nicht möglich. Das von der Sprecherin beschriebene „Wespennest der Harmonie“ zeigt als unbewusst gewähltes Bild sehr anschaulich, welcher Qualität die Harmonie dort wirklich ist. Schmerzhafte Wespenstiche erwarten den, der abweicht. Das kann in solchen Gemeinschaften bis hin zum sozialen Tod gehen. Die Sprecherin sei nun aus der Gemeinde ausgestoßen worden. Da sie inzwischen über dreißig Jahre alt war und beruflich gefestigt und einen anderen Bekanntenkreis und Kollegenkreis hatte, war sie jetzt stark genug und konnte damit umgehen.

„Und ich hab das dann trotzdem selbst auf die Reihe gekriegt, bin mit meinen Kindern in meinen Schulort gezogen. Glückliche Zufälle gibt's ja dann auch immer noch, ein guter Bekannter überließ mir seine Wohnung, unmittelbar in der Nähe meiner Schule. Ich konnte also mal kurz rüber springen und Wäsche waschen.“

Der Ehemann habe immer wieder jegliches Gespräch verweigert und sei zu den Gesprächen eingeschlafen. Den Unterhalt für die Kinder habe sie gerichtlich erzwingen müssen. Für sich

²⁶⁶ Kohut (1973b), Überlegungen zum Narzissmus und der narzisstischen Wut, Psyche27 (1973b), S. 513-554

selbst habe sie nichts bekommen und nichts gefordert. Sie habe in wilder Ehe mit einem 15 Jahre jüngeren Mann zusammen gelebt und habe die baptistische Gemeinde verlassen. Nun sei sie Mitglied der evangelischen Kirche geworden. „Ja, ich denke, dass dieses frühkindliche Gefühl des Nichtdazugehörens mich sehr geprägt hat. Es hat einerseits bei mir herausgefordert, dieses trotzdem! Der Titel von dem Buch von Viktor Frankl: Trotzdem Ja zum Leben sagen.²⁶⁷ Der hat mich mal sehr fasziniert und deshalb hatte ich mir das Buch gekauft. Und hab mich da drin in großen Teilen wieder gefunden und eh also auch diese, dieses Eingeschlossensein in diese Baptistengemeinde, eh und dann das Ausbrechen, das war auch noch mal ein ähnliches Erlebnis. Auch wieder nicht dazu gehören. Auch wieder außen vor sein und trotzdem auch wieder einen Weg finden, wo es weitergeht und wo wieder neue Horizonte sich auftun. Das hat mich auch wieder stark geprägt und beeinflusst und mich auch sehr stark gemacht. Das hat mich immer wieder mit Hoffnung gefüllt. Und ich denke, ich trage inzwischen eine Hoffnung in mir, die unendlich ist. Weil es mag, gut es mag Situationen im Leben geben, wo man die Hoffnung verlieren kann. Aber für mich ist es im Augenblick so, dass ich mir das nicht vorstellen kann. Für mich ist es so, dass ich denke, irgendwie geht es weiter. Und ein Spruch, den ich mir immer wieder sage, der steht auch so über meinem Leben: Es ist nichts so schlecht, dass es nicht auch für etwas gut wäre.“

„Ja, obwohl ich hier geboren bin, empfinde ich mich nicht als typisch Deutsche. Ich kann mit vielen Sitten und Gebräuchen nichts anfangen. Mit Lebenseinstellungen, mit Wahrnehmungen, wie sie andere Leute haben, nichts anfangen. Ganz besonders bei uns auf dem Land, was die Leute denken und sagen und was sie tun. Also Kerb feiern, also im Bierzelt schunkeln und so Sprüche kloppen, das halte ich auch so für typisch deutsche Sachen. Und da bin ich immer so ganz außen vor, ja da fühl ich mich nicht zugehörig, also auch Vereinsmeierei, das ist nicht so mein Ding.“

„Also die Demokratie als solche empfinde ich schon sehr positiv. Aber es gibt in Deutschland so dieses ständige Gefühl aus der Geschichte heraus etwas gut machen zu müssen. Eh, nicht so sein zu dürfen, wie man eigentlich ist, weil da gewissen Schulden noch zu bereinigen sind. Da fühl ich mich auch nicht zugehörig, ja weil meine Eltern auch in die vorherigen Generationen nie dafür verantwortlich waren, sondern sie waren auch dadurch Geschädigte und ich fühl mich dadurch auch geschädigt. Ich fühl mich als Geschädigte und nicht als Täter.“

Mit ihrem Vater kann Frau W. darüber reden: „Er ist immer noch ein agiler, letztendlich denk ich, auch positiver Mensch. Aber er ist manchmal auch nörglerisch. Also er hat natürlich auch das Gefühl, es ist ihm viel genommen worden ist...“

Nach dem Abschalten des Tonbandes erzählt mir Frau W. noch, dass sie eigentlich ein großes Gefühl von Freiheit habe und sich stark und frei fühle.

²⁶⁷ Frankl(1982) , ...trotzdem Ja zum Leben sagen, Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager, dtv

Nachgespräch

Ein ausführliches mehrstündiges Nachgespräch fünf Jahre später ergibt, dass die Sprecherin wegen Fibromyalgie, die sie schon damals gehabt habe, einige Jahre später so krank gewesen sei, dass sie schließlich in eine psychosomatische Kur gekommen sei. Da sie zuvor immer nur gearbeitet habe, nie Zeit gefunden habe, in Ruhe zu essen, sei sie übergewichtig gewesen. Sie habe „irgendwas in sich reingeschoben zwischendurch“. Sie habe mit einer begleiteten Diät zwanzig Kilo abgenommen. Vor allem aber sei ihr klar geworden, dass sie sich selbst nicht wertgeschätzt habe, dass sie immer nur gearbeitet habe. Das sei so lange gegangen, bis sie sich vor Schmerzen nicht mehr rühren könne. Dass es eine psychische Komponente gegeben habe, habe sie nicht wahrhaben wollen. Sie sei erst bei einem Arzt gewesen, der auf Fibromyalgie spezialisiert sei.

Der Arzt habe sie dann in die psychosomatische Klinik eingewiesen, nachdem sie gesehen habe, dass die Behandlung mit Entspannungs- und physiotherapeutischen Techniken nicht ausgereicht habe. In der psychosomatischen Klinik sei sie aufgewacht. Sie sei dort mehrere Monate gewesen. Sie habe zuvor immer wieder Ausfälle gehabt, die besonders durch Geruch entstanden seien. Sie habe ein Büro in einem Kellerraum gehabt, wo sie dreimal eine Lungenentzündung gehabt habe, das sei dann nicht mehr aufgetaucht, nachdem der Raum ins Obergeschoß verlegt worden sei.

Der Kellergeruch habe ihr nicht gut getan. Immer wieder habe sie Keller gemieden und nicht gewusst warum. Einen Fitnessraum, den ihr Mann im Keller eingerichtet habe, habe sie nicht benutzen können. In der Therapie sei die Erinnerung zurück gekommen an die Misshandlungen in der Kindheit. Der Geruch habe die Erinnerung wieder ausgelöst. Sie sei viel geschlagen worden, misshandelt. Was ich bereits Jahre zuvor gedeutet habe, stellt sich nun durch die Sprecherin noch weitaus schlimmer dar, als ich es vermutet hatte. Die Kinder seien oft ausgepeitscht worden. Neben den eigenen erlebten Misshandlungen sei es auch besonders schlimm für sie gewesen, die Misshandlungen der Geschwister mizuerleben. Sie sei viel in den Keller eingesperrt worden. Daher habe sie immer so heftig auf Kellergeruch reagiert. Vom 4.- 12. Lebensjahr sei sie immer wieder eingesperrt worden. Manchmal habe sie sich die Fäuste an der Tür blutig geschlagen, so lange gegen die Tür gehämmert, bis sie nicht mehr gekonnt habe. Aber es habe nichts genutzt. Sie habe dann erst rebelliert und schließlich resigniert.

Sie sei auch traurig gewesen, dass sie solche Eltern gehabt habe, das habe sie sich lange nicht eingestehen können. Manchmal sei sie ganze Tage in den Keller gesperrt worden. Manchmal habe die Mutter den Vater beauftragt, das Kind zu strafen. Strafen seien angedroht worden. Oder es sei am Abend mitgeteilt worden, dass sie den nächsten Tag in den Keller komme. Da sei sie dann von morgens bis abends eingesperrt gewesen.

Beide Eltern hätten sie oft herunter gemacht, sie gedemütigt, sie hätten Sätze gesagt wie: „Dir werd ich zeigen, wo's lang geht.“, „Für was hältst du dich überhaupt?“, „Nie machst du was richtig.“, „Nie kann man sich auf dich verlassen.“, „Dir treib ich deinen Dickkopf aus.“, Zum Zeitpunkt unseres ersten Gespräches habe sie noch geglaubt, ihre Kindheit sei „topp“ gewesen. Das sähe sie heute ganz anders. Andere Erinnerungen seien in der Therapie wiedergekommen: Oft habe sie mit ihrem Bruder zur Strafe Kartoffeln im Keller entkeimen müssen. Einmal als sie eingesperrt gewesen sei, habe sie vor Wut die Farbe, die es da gegeben haben genommen und damit die Wände beschmiert. Noch heute mache es ihr Spaß zu malen und in der Therapie habe ihr das Malen besondere Freude gemacht. Da habe sie ein Gefühl von Freiheit empfunden und das Gefühl, dass sie etwas tun könne.

Als sie zwölf, dreizehn Jahre alt gewesen sei, habe sie die Peitsche, mit der sie geprügelt worden sei, genommen und auf einem Hackklotz zerhackt. Sie sei so verzweifelt gewesen, dass es ihr egal gewesen sei, ob ihr Vater sie dann totschiessen würde. Sie habe mit dem schlimmsten gerechnet, damit dass ihr Vater sie schwer misshandeln würde, sogar töten würde. Als der Vater heim gekommen sei und die zerhackte Peitsche gesehen habe, habe er sich gewundert und habe nur gelacht und habe gar nichts gemacht. Das habe sie sich gewundert und sie habe sich unsicher gefühlt. Doch sie habe gemerkt, dass sie sich wehren können.

Die Mutter sei gestorben, als die Sprecherin 28 Jahre gewesen sei. Da sei die Mutter 48 Jahre gewesen. Die Mutter habe damals in einem Käseladen gearbeitet und habe schnell weglaufen wollen, als sie ihren eigenen Vater, den Großvater der Sprecherin, gesehen habe, der zum Geschäft gekommen sei, den habe sie nicht treffen wollen. Da sei die Mutter auf einer Plastiktüte ausgerutscht und gefallen, habe sich das Bein gebrochen und an den Folgen des Bruchs, einer Fettembolie gestorben, da Knochenmark aus dem Röhrenknochen in die Blutbahn gelangt sei. Die Mutter habe den eigenen Vater nicht sehen wollen, da er sie missbraucht habe. Darüber sei nicht gesprochen worden. Alle hätten es gewusst auch die Tanten. Vermutlich seien auch die von dem Großvater missbraucht worden. Die Sprecherin habe mit ihrem Vater noch mal darüber gesprochen. Der habe es bestätigt und gesagt, darüber könne man nicht sprechen. Der Vater der Sprecherin sei vor zwei, drei Jahren gestorben. Er sei krank gewesen, habe Krebs gehabt. Er habe eine Pflegerin aus Rumänien gehabt. Die Sprecherin habe sich viel um ihn gekümmert, es habe lichte Momente gegeben. Da habe er mal vernünftig mit ihr gesprochen.

Er habe das mit dem Missbrauch der Mutter durch ihren eigenen Vater erzählt. Als der Vater krank gewesen sei und sie ihm näher gekommen sei, da habe sie Alpträume gehabt. Sie habe sich immer wieder im Schützengraben gesehen und die Kugeln seien ihr um die Ohren geflogen. Es sei unerträglich gewesen. Sie habe dem Vater davon erzählt. Der habe dann erzählt, dass er mit seinem besten Freund lange Zeit im Schützengraben gelegen habe. Der

Freund sei von einer Granate schwer getroffen worden. Der habe vor Schmerzen nur noch geschrien. Dann habe er den Vater gebeten, ihn zu erschießen. Ob der Vater ihn dann erschossen habe, habe er nicht mehr erzählt. Aber sie habe dann die Alpträume nicht mehr gehabt.

Der Vater hat auch erzählt, er habe als Vier- oder Fünfjähriger auf den kleinen zweijährigen Bruder aufpassen sollen. Der Bruder sei in einen Bach gefallen und ertrunken. Da habe der Vater wohl ein Leben lang Schuldgefühle gehabt. Deshalb seien die Kinder immer von jedem Wasser ferngehalten worden. Sie hätten nicht an den Fluss gehen dürfen und auch sonst an kein Wasser. In der Schule habe der Lehrer sie mit 13 Jahren ins Schwimmbad geworfen. Er sei sich wohl nicht darüber klar gewesen, dass sie nicht habe schwimmen können. Da sei sie untergegangen. Der Lehrer habe wohl gedacht, sie tauche. Er habe es erst spät gemerkt, dass etwas nicht stimme. Sie sei herausgezogen worden und sei „ertrunken gewesen“. Im Krankenhaus sei sie wiederbelebt worden. Der Lehrer habe ein schlechtes Gewissen gehabt. Er habe sich dann sehr für sie eingesetzt, dafür dass sie auf das Gymnasium habe gehen dürfen.

Als die den Vater gepflegt habe, habe der manchmal gesagt, dass sie viel für ihn mache. Das seien schöne Momente gewesen, wo sie sich mal gesehen gefühlt habe vom Vater. Der Vater habe sterben wollen und sie gefragt, wie dass denn gehe. Da habe sie gesagt, du weißt es doch, du hast doch immer gesagt, dass man alle seine Sorgen auf den Herrn werfen soll. Dass er loslassen müsse. Und sich auf Gott verlassen müsse. Da habe er gesagt: „Du hast recht.“ So was habe der Vater noch nie zuvor gesagt, dass sie mal Recht habe. Das habe es gar nicht gegeben. Und dann habe der Vater noch etwas gesagt: „Machts nicht so wie ich.“ Das sei das letzte gewesen, was er gesagt habe, dann sei er gestorben.

Sie sei immer noch in Therapie. Es tue ihr gut. Auch ihr Sohn sei in Therapie. Er habe starke psychische Probleme, sei mit der Arbeit nicht zurechtgekommen. Heute sei die Sprecherin aufgrund ihrer Erkrankung im Ruhestand und überlege jetzt, Kurse anzubieten für ehemalige Kollegen, eine Art Beratung, damit andere davon profitieren könnten, was sie nun gelernt habe.

Zusammenfassung zum Interview mit Frau F.F.W.

Bei Frau F.F.W. muss das Interview vom Nachgespräch unterschieden werden. Die beiden Ebenen, zeitlich durch einen Abstand von fünf Jahren gekennzeichnet sind im Hinblick auf das Forschungsthema der vorliegenden Arbeit sehr interessant. Im Interview berichtet Frau F.F.W. quasi von der sichtbaren, bewussten Seite ihres Lebens und des Lebens ihrer Familie. Hier spielen die Fremdheit auf Grund von Zugezogenensein und Religionszugehörigkeit zentrale Rollen. Schon früh sei die Sprecherin immer wieder mit ihrer Herkunft als Flüchtlingskind konfrontiert gewesen. Das Thema des Fremdseins in dem Ort, wo sie aufgewach-

sen sei, ist immer wieder Thema in ihren Ausführungen. Auch die Zugehörigkeit zur Baptisten-Gemeinde trägt zu diesem Gefühl des Fremdseins bei. Das Verhältnis zum Ort ihrer Kindheit und zu ihrer Religion ist ambivalent: Obwohl sie das Fremdsein immer wieder thematisiert, bezeichnet sie den Ort ihres Aufwachsens und die Region doch als ihre „Heimat“. Die Herkunft ihrer Familie und die religiöse Zugehörigkeit, die klare Haltung gegen Hitler aufgrund der Religion und die Tatsache, dass ihr Vater gegen die deutschen Soldaten gekämpft habe, weil er aus Überzeugung gegen Hitler gewesen sei, hätten dazu geführt, dass sie sich nur bedingt mit den anderen Deutschen identifizieren könne.

Während ich die Auswertung des Interviews machte, drängte sich mir immer mehr die Frage auf, wann die Sprecherin selbst, in ihrem angetragenen und selbstgewählten Starksein und ihrem immer alles Schaffen und ihrer Perfektion, dem beruflichen Erfolg und dem Funktionieren-müssen, zusammen bricht. Und in der Tat, was sie im Interview nicht berichtet, deutete sich bereits an. Sie litt bereits an einem chronischen Schmerzsyndrom, Fibromyalgie und Erschöpfung. Bei dieser Vorgeschichte schien mir dies eine folgerichtige Entwicklung zu sein.

Das Nachgespräch spiegelt dann eine bewusste Sicht von Frau F.F.W. auf ihr Leben. Diese Bewusstmachung erfolgte im Zuge einer Therapie, nach dem die Fibromyalgie so schlimm geworden sei, dass nichts mehr gegangen sei, sie praktisch habe aufgeben müssen immer zu funktionieren. In der begleitenden Psychotherapie erinnerte sich Frau F.F.W. an großes Leid, das sie in ihrer Kindheit erfahren hat, an Misshandlungen, Bestrafungen, Quälereien. Dieses Leid hatte sie offenbar völlig verdrängt, denn im Interview fünf Jahre zuvor hatte sie nichts davon erwähnt. Sie hatte damals keinerlei Erinnerung mehr daran gehabt, eine komplette Amnesie. Es war auch für Frau F.F.W. schwer gewesen, dies zu erkennen und dass sie da eine so starke Amnesie gehabt habe.

Auch im Fall von Frau W. lässt sich eine transgenerationale Weitergabe von Traumafolgestörungen erkennen, denn eins ihrer Kinder ist ebenfalls in psychotherapeutischer Behandlung. Sehr deutlich zeigen sich im Falle von Frau W. aber auch positive Bewältigungsstrategien: Frau W. hat für sich selbst Bildung als Möglichkeit der persönlichen Weiterentwicklung, ihres Wachstums und der Integration in eine zunächst fremde Gemeinschaft erkannt. Am Beispiel ihrer Familie sah sie, wie man durch Arbeit Anerkennung bekommen und sich in Gemeinschaften integrieren kann. Es zeigt sich bei Frau W.s Lebensgeschichte ebenfalls, dass Hilfe und Anerkennung für den Lebensweg von Kindern wichtig sind. Im Falle von Frau W. war es die Empfehlung von Lehrern, dass die sehr gute Schülerin aufs Gymnasium gehen durfte und die finanzielle Unterstützung des Onkels. Eine wirkliche qualitative Verbesserung ihres Gefühlslebens erlebte sie, als sie die Therapie machte und dann auch die zuvor abgespaltenen Teile, die schweren körperlichen Misshandlungen ihrer Kindheit, in ihre Lebenserinnerungen integrieren konnte.

3.10.2. Interview Frau F.F.H.: „Ich bin zwar da, aber irgendwie, mich sieht ja sowieso keiner“

Biografische Notiz: Frau F.F.H. kam 1956 in einem kleinen Dorf in der Nähe der Universitätsstadt, in der sie heute lebt, als Hausgeburt auf die Welt. Ihre Großmutter habe der Mutter bei der Geburt geholfen. Die Großmutter sei als Flüchtling dort eingewiesen worden. Eine Hebamme sei wegen des Schnees kaum durch gekommen. Frau F.F.H. sei das zweite Kind ihrer Mutter. Es gab bereits den älteren Bruder und Halbbrüder. Der Vater sei verwitwet gewesen. Insgesamt waren es sechs Kinder und Frau F.F.H. war das vierte Kind in der Geschwisterreihe. Die Eltern von Frau H. stammten beide aus Schlesien. Sie sind Jahrgang 1927 und 1928. Sie waren bei Kriegsende also etwa 17 und 18 Jahre alt. Die ursprünglichen Wohnorte der Eltern in der Nähe von Breslau sind ihr mit Namen bekannt.

Die Sportlehrerin lebt mit ihrem Mann, einem Wissenschaftler und dem gemeinsamen Sohn in einer Universitätsstadt. Ich besuche sie in ihrer Wohnung.

„Wir haben vor sechs, sieben Jahren da mal eine Reise nach Polen (zu den Geburtsorten der Eltern) gemacht. Meine Geschwister, meine Mutter und ich haben dort mal die Wohnorte angeguckt. Aber das hat sich alles sehr verändert, meine Mutter hat kaum noch etwas wieder erkannt. Also das ne.“ Ein polnischer Arbeitskollege des Bruders habe sie begleitet und herum gefahren und so hätten sie trotz vieler Veränderungen und Neubauten die alten Häuser wieder gefunden. Die Eltern von Frau H. kämen aus der Landwirtschaft. „Ja, vor allem mein Vater. Sein Vater, der hatte ne Pferdezucht da, die eh, hatten so am Ortsrand n ziemlichen, ja doch so ganz ansehnlichen Bauernhof. Und meine Mutter eher aus einer Kaufmannsfamilie. Mein Opa also mütterlicherseits hatte n Tabakwarengroßhandel.“ Frau H. sei in einem kleinen Dorf aufgewachsen. Als sie zwei Jahre alt gewesen sei, 1958, hätten die Eltern ein Haus in einer Flüchtlingssiedlung gebaut. „Genau, ja, für die Flüchtlinge, ja mit so Stallung hintendran, ein Garten und die waren dann alle subventioniert oder was weiß ich, ne son Häuschen da gabs Unterstützung ne. Son Häuschen hatten die sich dann dort gebaut und da sind wir eingezogen. Ja.“

Nach dem Krieg gab es für Flüchtlinge, die ihren Landbesitz im Osten verloren hatten, die Möglichkeit sich einen Nebenerwerb zur Selbstversorgung aufzubauen, indem der Staat zinslose Darlehen gewährte. So wurden Millionen von Flüchtlingen, die in Häusern und Wohnungen bei den Westdeutschen zwangseingewiesen waren, wieder zu Hausbesitzern und Grundbesitzern. Das neue Eigentum war weit geringer als das, was verloren war. Aber

immerhin war es ein eigenes Haus mit großem Garten, um die Familie mit Obst und Gemüse zu ernähren. Oft wurden auch Hühner gehalten oder Kaninchen, ein Schwein, manchmal eine Milchziege oder andere Tiere, die er Ernährung dienten.

Die erste Frau des Vaters sei nach der Geburt ihres zweiten Kindes an einer Lungenentzündung verstorben. Die Kinder seien alle in kurzen Zeitabständen nacheinander gekommen. Zwischen ihr und dem älteren Bruder sei nur ein Jahr Abstand.

„Also ja, es war, eh, eh, so gewesen, dass die eine Oma in der oberen Etage auf der einen Seite wohnte und die andere auf der anderen Seite. Und die waren sich auch nicht grün.“ (...) „Das war für uns Kinder immer so eine schwierige Situation, weil es gab immer Spannungen zwischen den beiden (...) Omas und zwischen meiner Mutter und meiner Schwiegermutter. Also der Mutter meines Vaters (...), da waren schon ziemlich viele Spannungen ausgelöst schon durch die Kriegsverhältnisse. Also meine Oma wollte nicht, dass mein Vater ein Flüchtlingsmädchen heiratet. Die war sehr materialistisch orientiert, die wollte eher, dass er sich hier eine Einheimische heiratet mit Bauernhof und so was, hat die sich dann vorgestellt. Und hat das meiner Mutter sehr verübelt.“

Die Mutter des Vaters habe es der Mutter übel genommen, dass sie den Vater geheiratet habe. Sie habe sich für den Vater eine bessere Partie erhofft, eine Bauerstochter mit Hof und kein besitzloses Flüchtlingsmädchen. Obwohl er nun schon Witwer und Vater von zwei kleinen Kindern war, hegte sie diesen doch eher unrealistischen Wunsch und lehnte die Schwiegertochter ab. Sie habe sich in die Erziehung der Kinder eingemischt, besonders der älteren Kinder, die die Kinder der ersten verstorbenen Frau waren. Es habe viele Spannungen gegeben und die Mutter und die Schwiegermutter redeten schließlich nicht mehr miteinander, obwohl sie im selben Haus wohnten.

Die vielbeschworene Großfamilie war keineswegs immer so harmonisch, wie viele sich das wünschen. Die Anfeindungen der Großmutter gegen die Schwiegertochter und deren Mutter beruhten auf der Hoffnung, dass sie sich wieder ein besseres wohlhabenderes Leben gewünscht hatte. Durch die Entscheidung des Sohnes für eine junge Flüchtlingsfrau wurde diese Aussicht zerstört. In vielen Familien spielte die Vorstellung der Wiedergutmachung durch das Wiedererreichen einer ähnlich guten gesellschaftlichen Stellung wie der verlorenen eine große Rolle. Der bewusste oder unbewusste Wunsch, das Verlorene wieder herzustellen, wurde oft an Kinder und Enkel delegiert; auch wenn eine realistische Umsetzung in den meisten Fällen kaum möglich war. So kam es zu Vorwürfen und Spannungen, die kaum ausgeräumt werden konnten.

Eine angemessene Betrauerung des Verlorenen war kaum möglich, so dass viele Flüchtlinge in ihren Wünschen und Träumen in der Vergangenheit verhaftet blieben. Depressionen, ständiges Jammern, Nörgeln und Unzufriedenheit waren die Folge. Das, was sie wirklich verloren hatten an materiellen und immateriellen Werten konnte keinen passenden Ausdruck in Trauer finden. So war kein innerer Neuanfang möglich.

Beide Omas kochten jede für sich auf ihrem Zimmer. Frau F.F.H. nannte beide Großmütter Oma. Die Mutter der Mutter zog schließlich aus, ein paar Straßen weiter in eine eigene Wohnung: „Die ist dann ausgezogen, so ein paar Querstraßen und die ist dann jeden Morgen so, mit der Tasche dann gekommen und hat dann meiner Mutter dann im Haushalt geholfen, die hätte das gar nicht geschafft.“ Die Mutter des Vaters verstarb relativ früh. Da sei die Sprecherin etwa zehn Jahre alt gewesen. „Ich weiß nur so als Kind, dass mich das damals gar nicht so sehr berührt hatte. (...) Nein, ich kann mich gar nicht daran erinnern, dass mich das damals tief berührt hat, so Trauer oder so. Nur die Konfrontation mit dem Tod, ne, das ist klar. Aber so, das da ne wichtige Person für mich weg war, kann ich nicht sagen, also ne Bindung war nicht da.“

Die Sprecherin beschreibt die Bindungslosigkeit die zwischen ihr und der väterlichen Großmutter bestand. Offenbar war es der Großmutter nicht gelungen, sich für ihre Enkelkinder zu öffnen. Obwohl die Sprecherin zehn Jahre alt gewesen sei, hat sie keine positive oder warme Erinnerung an die väterliche Großmutter. Folgerichtig hat sie auch keine Erinnerung an Trauer, als diese Großmutter starb. Anders wird die mütterliche Großmutter beschrieben, die täglich mit einer Tasche zum Haus der Familie gekommen sei, um die Tochter tatkräftig im Haushalt zu unterstützen. In einem noch wenig mit Haushaltsgeräten ausgestatteten kinderreichen Haushalt, war die Arbeit nie zu Ende. Es gab es noch keine Waschmaschine und viele andere Arbeiten und das tägliche Kochen mussten ohne Convenienceprodukte von Hand erledigt werden. Für Selbstversorger gab es reichlich Arbeit im Garten.

Die Beziehung mit ihren Eltern beschreibt sie als, „ganz schwierig.“ Der Vater habe sehr schwer gearbeitet. „Der hat ja am Anfang beide Eltern mit ernähren müssen, der ist also, hat dann keine Ausbildung gemacht, der ist dann gleich ans Arbeiten gegangen im Steinbruch (...). Da hat er dann mal eine Geschichte erzählt, dass er als junger Mann ständig so ein Erbrechen hatte. Ne, der konnte keine Nahrung bei sich behalten. Und dann ist er ins Krankenhaus gekommen, die haben auch alle nichts gefunden und dann lag das an den Bauchmuskeln. Ne, der hatte so starke Bauchmuskeln, dass die den Magen dermaßen zusammen gedrückt haben. Ne, wenn der die

so ein bisschen anspannte, dann hat er sich übergeben. Dann mussten die Bauchmuskeln wegmassiert werden, die Muskeln, so hart hat er gearbeitet.(...) Und mein Vater, der war immer sehr, sehr, sehr mit sich beschäftigt. Ne, gearbeitet und am Haus und müde von der Arbeit. Der hat ja auch am Güterbahnhof gearbeitet und auch da immer schwer geschleppt. Und ich weiß noch, wenn er nach Haus kam, mussten wir Kinder immer sehr ruhig sein, weil er dann schlafen musste und so.

Was so ganz angenehm war, das sind so Spaziergänge gewesen. Er liebte sehr die Natur, er hatte dann auch später dann, wo wir dann auch alle älter waren, dann einen Hund. Zwei hatte er auch, als der erste verstorben (war, A.S.) auch einen weiteren. Und der eh, konnte stundenlang auf einem Baumstumpf sitzen und in der Natur sein. Das hat ihn auch immer sehr beruhigt. Konnte auch viel erzählen und hatte immer son Draht, wie man mit Tieren umgeht, was da richtig und was da falsch ist, konnte als Kind, ne, konnte auch ganz viel erklären, ne, so aus der Natur. Das haben wir auch immer sehr geschätzt, ne. Ich habe meinen Vater nur selten lesen gesehen. Aber ich hatte schon immer das Gefühl, er hatte ein enormes Wissen, ne, was diese Sachen angeht. Und ja eh, meine Mutter, die war ähnlich, ne, die vielen Kinder und ne, weißt ja, keine Waschmaschine, da wurde die Wäsche noch gekocht. Und dann das Essen, ne, wir waren immer neun Leute am Tisch, ne, mit meiner Oma, teilweise dann auch zehn.“

„Garten, großen Garten, ne, also. Ich weiß noch, wir Kinder durften immer nicht alle drinnen so spielen, sondern wenn schönes Wetter war, dann mussten wir immer alle raus und nachmittags, wenn schönes Wetter war, dann hatten wir immer alle noch mal Hunger gekriegt, ne und dann standen wir immer alle am Küchenfenster und meine Mutter stand drinnen und schmierte die Marmeladenbrote, die sie uns dann rausreichte, ne.(Lacht) Und das nahm dann kein Ende und ja wir mussten uns dann draußen viel aufhalten, weil die dann drin auch mal ihre Ruhe haben wollte, ne und so. Was dann auch immer problematisch war so, dann auch noch Freunde mitzubringen, ne, das konnten wir uns auch so ein bisschen abschminken, ne und so. Dann draußen spielen, hat keiner von uns dann so Freunde mit nach Hause gebracht. Oder ich kann mich nicht erinnern, dass wir dann so Kindergeburtstag gefeiert haben großartig.“

Die Beziehung zum Vater wird als ganz schwierig beschrieben. Sie zeichnet sich durch weitest gehende Sprachlosigkeit aus. Es fällt mir schwer, mir vorzustellen, dass jemand vom Arbeiten so starke Bauchmuskeln haben kann, dass er deshalb kein Essen bei sich behalten könne. Der Vater, ein ehemals stolzer Bauernsohn mit eigenem Landbesitz und Pferde-

zucht, der sich nun als Hilfsarbeiter im Steinbruch und bei der Bahn verdingen muss, wird die Situation als sehr schwer empfunden haben und ich kann mir vorstellen, dass er die Situation „zum Kotzen“ gefunden haben kann.

Mit seiner neuen Familie und den Kindern habe er es zu bescheidenem Wohlstand gebracht. Trotzdem sei er nun in einer niedrigeren sozialen Schicht ohne Aussicht auf eine wirkliche Verbesserung gewesen. Seine Mutter sei nicht mit dem zufrieden, was er erreicht habe und er habe so hart gearbeitet wie er konnte. Sein Leben bestand aus Arbeit und Erschöpfung. Wenn er nicht arbeitete, schlief er vor Erschöpfung und Müdigkeit, die Kinder mussten dann still sein.

Positiv erinnert Frau H. den Vater nur im Umgang mit der Natur und mit seinem Hund. Für viele Menschen, die sich gefühlsmäßig anderen Menschen nicht öffnen können, ist die Natur eine Möglichkeit, sich verbunden zu fühlen. Nur in der Natur, die in vielen deutschen Gedichten und Liedern seit der Romantik besungen und bedichtet wird, können sie etwas Gefühl zulassen. Die Nationalsozialisten haben die Natur und den deutschen Wald glorifiziert. Hier durfte man etwas fühlen, wie Sehnsucht und Verbundenheit, was sonst nicht erwünscht war. Auch der besonders in Deutschland überfrachtete Begriff der „Heimat“ ist hier anzusiedeln. Die Naturverbundenheit war für viele Menschen, die von den Nationalsozialisten gedrängt wurden, die offiziellen Kirchen zu verlassen, zur Ersatzreligion geworden. Naturverbundenheit bekam etwas pseudoreligiöses. Natur und Wald waren Orte, wo Gefühle der Verbundenheit empfunden werden konnten.²⁶⁸ Ein Tier, insbesondere ein Hund, der gerne als „treuer Freund des Menschen“ beschrieben wird, ist für viele Menschen, die sich anderen Menschen gegenüber nicht öffnen können, eine Möglichkeit sich verbunden zu fühlen. Tatsächlich ordnet sich der Hund dem Menschen unter. Hier kann er Macht erfahren und ständige bedingungslose Zuneigung. Auch von vielen anderen Menschen hörte ich, dass sie bei Tieren die Zuneigung und Liebe fanden, die sie bei ihren Eltern oder in der Familie vermissten. Intellektuell sei der Vater nicht interessiert gewesen. Er habe kaum gelesen. Sein Wissen über die Natur hatte er vermutlich in seiner Familie gelernt. Stundenlang in der Natur auf einem Baumstamm zu sitzen, habe den Vater beruhigt. Offenbar stand er stark unter Spannungen. Die Mutter sei mit dem Essenzubereiten, dem Haushalt und der Wäsche beschäf-

²⁶⁸ In einem Lied von Wolfgang Eberhard Möller von 1936 heißt es:

„Deutschland, heiliges Wort,
Du voll Unendlichkeit,
Über die Zeiten fort,
Seist Du gebenedeit,
Heilig sind deine Seen,
Heilig dein Wald,
Und der Glanz deiner stillen Höhn,
Bis an das grüne Meer.“

tigt gewesen. Wenn das Wetter es zugelassen habe, hätten die Kinder draußen spielen müssen. Nachmittags seien den Kindern Marmeladenbrote zum Küchenfenster rausgereicht worden. Kindergeburtstage seien nicht besonders gefeiert worden. Wünsche seien dem Mädchen nicht erfüllt worden.

Das Verhältnis zu ihren Eltern atmosphärisch zu beschreiben, fällt Frau H. schwer. „Atmosphärisch? Ich würde sagen, die war nicht vorhanden. Nee, das ist wohl, glaub ich, auch son Problem, was sich in meinem Leben zeigt. Ob ich mit einer Eins aus der Schule kam und mit einer Fünf, pfff, das interessierte die nicht so. Wichtig war, dass du keinen Ärger gemacht hast, ne, das alles reibungslos und problemlos ging, dass du sozusagen deine Pflichten erfülltest, oder so teil, dass meine Eltern teilgenommen haben an meinem Leben oder an meinen Problemen, da kann ich mich nicht dran erinnern an irgendwelche positiven Erlebnisse meiner Kindheit, wo ich so eine Verbundenheit zu meinen Eltern gespürt habe.“

Traurig, wenn nicht tonlos und enttäuscht hört sich die Stimme der Sprecherin noch heute an, wenn sie berichtet, dass es niemanden interessierte, ob sie in der Schule eine gute Note bekommen hätte. Auch sonst hätten die Eltern keinerlei Anteil genommen an dem, was sie bewegt habe. Sie habe keine Verbundenheit gespürt. Sie sei praktisch mitgelaufen in der Familie und sollte keine Probleme machen, ihre Pflichten im Haus und Garten erfüllen. An positive Erlebnisse könne sie sich nicht erinnern. Die Freudlosigkeit und Enttäuschung der Eltern wurde so auch den Kindern weitervermittelt. Nähe und Verbundenheit habe sie nicht gespürt. Die Beziehungen seien distanziert gewesen. Gefühle seien nicht gezeigt worden.

„Sonntag nachmittags das war immer eine ganz furchtbare Zeit, wo mein Vater schlief...“ Die Mutter habe das Sonntagsessen gekocht und habe dann auch geruht. Es gab „ ...so eine Langeweile und eine Leere, ne.“ Dies Gefühl begleite sie bis ins Erwachsenenleben.

An Sonntagen wenn es vielleicht Ruhe und Zeit gegeben hätte, gemeinsam etwas zu machen, etwa etwas zu spielen zu erzählen, habe sich immer müde Vater zurück gezogen und geschlafen. Auch die Mutter habe sich nach dem Sonntagsessen ausgeruht. Selbst wenn der Vater von der Arbeit müde gewesen sei, so kommt bei mir auch der Gedanke auf, dass der Vater es eher vermied, seinen Kindern und insbesondere der Tochter nahe zu sein. Und ob nicht vielleicht die viele Müdigkeit auch ein Ausweichen war vor Beziehung und Nähe, was das Abspalten des seelischen Schmerzes schwerer gemacht hätte. So sehr er seinen seelischen Schmerz über verlorenes abspaltete, so wenig konnte er Nähe und Beziehung zu dem kleinen Mädchen herstellen. Er war als Vater nicht erreichbar und stattdessen wurde die Langeweile bis hin zur Leere auch der inneren Leere spürbar.

Ausflüge habe es nicht gegeben, weil das Geld gefehlt habe, nur Spaziergänge. Auf Wünsche der Kinder sei nicht eingegangen worden. Als sich Frau H. eine Gitarre gewünscht habe, habe sie eine Blockflöte bekommen. Die Brüder hätten Fahrräder besessen. Sie als Mädchen hätte nicht einmal ein Fahrrad gehabt. Der Vater hätte sich nur Söhne gewünscht und die Tochter benachteiligt und habe es sie spüren lassen, dass sie nur ein Mädchen gewesen sei. Auch später noch, wenn sie mit ihrem Mann und dem gemeinsamen Sohn zu Besuch gekommen sei, behielte er die Geringschätzung bei: „(...) wenn ich dann so hinkam, da war dann immer die Frage: Was willst du denn hier? (...) Ja, der hat das öfter gezeigt, dass er wenig Interesse hat. Ne, der hat dann nicht mal so gesagt, das ist ja schön, dass ihr uns besucht, ne, sondern, ehm und ich hab öfter auch mit meiner Mutter drüber gesprochen und das ist scheinbar auch so, dass mein Vater auch in seiner eigenen Kindheit und auch durch den Krieg und alles so kurz gekommen ist, dass er gar nicht so väterliche Gefühle entwickeln konnte, der hat uns Kinder immer so, dann als Konkurrenten gesehen, ne, die ihm seine Frau wegnehmen, weil die ständig mit den Kindern beschäftigt ist und eigentlich die Liebe für sich haben.“

Besonders freudlos habe sie die Wochenenden erlebt, an denen der Vater geruht habe und ausnahmsweise auch die Mutter Mittagsschlaf gehalten haben. Die Leere in den Beziehungen, die innere Leere und die Gefühlsarmut, die Bindungslosigkeit habe sich nun als Langleweile und Leere ausgedrückt. Ihre Wünsche seien nicht erfüllt worden. Statt einer gewünschten Gitarre, habe sie eine Blockflöte bekommen. Hinzu sei die weitere Benachteiligung gekommen, dass sie als einziges Mädchen zwischen fünf Jungen, noch zusätzlich vom Vater missachtet worden sei. Selbst als Erwachsene sei sie bei Besuchen mit ihrem Mann und ihrem Sohn nicht willkommen geheißen worden. Wenigstens habe sie später mit ihrer Mutter über das Verhalten und die Gefühle des Vaters sprechen können und dass der Vater die Kinder als Konkurrenten um die Liebe und Aufmerksamkeit der Kinder angesehen habe.

Zwischen den Eltern habe es Spannungen gegeben, „(...) weil die Mutter dann auch eher für uns Kinder dann da war, ne, also viel da war, ne.“ Als Kind und Jugendliche habe Frau H. versucht, der Mutter Geschenke zu machen und etwas gekauft, was auch praktisch sein sollte. Es sei schwer gewesen etwas zu finden. „Also immer so Haushaltsgegenstände, weil es musste ja auch praktisch sein. Na und als Kind mal einen Kochlöffel oder so, wo ich dachte, das kann sie gebrauchen, da freut sie sich. Weil sie hat weder gelesen, noch Musik gehört, noch irgendwelche Interessen gehabt, ne, da war ja nichts. Ich konnte sie auch als Person überhaupt nicht fassen, da war ja nichts, da wusste ich auch nicht, was ich ihr schenken sollte.“

Die Mutter habe sich nicht als Individuum gezeigt. Sie habe mit den Kindern und dem Haushalt sehr viel Arbeit gehabt. Sie schien ganz in Arbeit aufzugehen und keinerlei persönliche Interessen zu haben. Für das Mädchen schien die Mutter so weit weg zu sein, dass sie praktisch gar nicht erreichbar gewesen sei. Als Mensch und letztlich auch als Mutter nicht wirklich fassbar. Trotzdem habe das Kind versucht, der Mutter praktische Geschenke zu machen, seine Liebe zu zeigen.

„Das war immer sehr belastend (...), meine Mutter hat das auch immer sehr deutlich gezeigt, sie war dann wenig diplomatisch, also wenn sie vielleicht mal gelächelt hätte, aber sie sagte dann: ‚Was soll ich damit?! Das gefällt mir aber nicht.‘ Das hat sie dann rausgelassen, das heißt, da hab ich auch als Kind manchmal ganz schön, so kann man schon sagen gelitten, dass ich sie da nicht erreicht habe. Und ja ich war auch als Kind schon sehr auch zurückgezogen. Ich hatte auch so Situationen, wo ich dann gedacht habe, so, auch an ganz wenige Dinge, dass auch meine Tante mich mal mitgenommen hat zum Friseur. So ne Dauerwelle, das dauert ja über Stunden ne und alle sich gewundert hatten, dass ich da so ruhig sitze und warte, ne. Also das war son bisschen bezeichnend für mich, man konnte mich irgendwohin setzen und absetzen und ich hab das dann so akzeptiert. Da hab ich dann das Beste so draus gemacht. Und dann hab ich die Fliesen auf dem Boden gezählt oder mir das Tapetenmuster angeguckt und habe mich mit meinen Gedanken beschäftigt oder sonst was.“

Auch mit Geschenken habe sie der Mutter nicht näher kommen können und ihre Versuche sie da zu erreichen seien von der Mutter undiplomatisch kommentiert worden. Die Sprecherin spüre es noch heute nach, wie sie da als Kind gelitten habe. Eine besondere Situation erinnert sie, als eine Tante sie mitgenommen habe zum Friseur, wo das Kind stundenlang habe warten müssen, bis die Dauerwelle fertig gewesen sei. Die anderen Erwachsenen hätten sich gewundert wie klaglos und ruhig das Kind die Warterei ertragen hätte. Sie hätte sich bereits daran gewöhnt, dass sie nichts zu erwarten hatte an Zuwendung und Aufmerksamkeit. Ihre Enttäuschung habe sie schon früh akzeptiert. Ihre so oft unbeantwortete Bedürftigkeit sei schließlich von ihr selbst nicht mehr gespürt worden. Es klingt nach Dissoziation, nach Sichwegmachen, was sie sicher früh gelernt hat, um mit der Situation umgehen zu können, das Leben ertragen zu können, indem sie sich auf Tapetenmuster und das Zählen von Fliesen konzentriert habe. Auf diese Weise habe sie den Schmerz des Alleingelassenseins, des Unbeachtetseins nicht spüren müssen. Ich kann es gut nachempfinden, wie viele

Kinder auf diese Art und Weise eine Beziehungstraumatisierung erleiden und gefühllos sich selbst und anderen gegenüber werden können in so einer kalten missachtenden Welt.

„Das weiß ich, dass ich da irgendwie, ich hab auch nie Träume in meinem Leben eigentlich in meinem Leben, ne, hab ich auch nie viel erhofft, ich hab das so hingenommen und war immer froh, wenn ich den Tag überstanden hatte und hab jetzt wenig mir jetzt in meinem Leben so ne Planung vorgenommen. Ich hab dann auch immer gedacht, andere, die planen immer, die Vorstellung, so dies und das und jenes. Ich hab immer gedacht, so als Jugendliche, ich muss immer mein Leben lang arbeiten, das war mir wichtig, Autonomie, ne, das ich nicht mal von irgendwem abhängig bin, ne, das war mir wichtig, dass ich immer arbeiten muss. Und ja, das wars so.

Und ich hab bestimmt bis fünfunddreißig, vielleicht sogar bis vierzig, ich bin ja jetzt schon über fünfzig, so dass ich den Tag gut überstanden habe und dann war ich immer ganz zufrieden, ne und ja dann hab ich den nächsten Tag versucht, ne. Und hab dann nicht so weit in die Zukunft gedacht und geplant.“

Träume, Wünsche, Hoffnungen, Ziele für ihr eigenes Leben habe sie früh aufgegeben. Es sei ihr wichtig gewesen, dass sie selbst habe arbeiten können und ihr Leben dadurch bestreiten können. Das Gefühl, dass es genüge, den Tag gut zu überstehen, habe sie von der Kindheit bis hinein in ihr Erwachsenenleben genommen. Eine Zukunftsplanung könne sie sich bis heute nicht wirklich vorstellen.

Frau H. habe sich nicht integriert in dem Dorf gefühlt, in dem ihre Eltern gelebt hätten. Sie seien in keinem Verein Mitglied gewesen. Sie fühle sich als Flüchtlingskind und nicht zugehörig. „Ja, ich hab mich da sowieso nicht gesehen gefühlt, ne oder irgendwie, ja, ich bin da zwar da, aber irgendwie, mich sieht ja sowieso keiner, ne. Das war sozusagen mein Lebens-, das Kredo gewesen.“

Als Lebensmotto ja als Glaubensbekenntnis empfindet sie, dass sie sowieso keiner sieht. Nicht zugehörig und als Flüchtlingskind fühle sie sich auch außerhalb der Familie. Dieser Zustand erinnert stark an Beschreibungen von Traumatisierungen. Und es ist deutlich, dass die Traumatisierung, die die Eltern und Großeltern erlitten, hier in der Beziehungslosigkeit, dem reinen Funktionieren, dem sich Anpassen und unauffälligen Leben weitergegeben wird. Die Jugendzeit der Eltern endete in Krieg und Vertreibung. Und so endeten auch Wünsche und Pläne. Offenbar wurde dieses Trauma nahtlos an die nachfolgende Generation weitergegeben.

Über den Krieg und die Flucht wurde in der Familie von Frau H. viel gesprochen. Die Heimat war anderswo. „(...), na aber die Einheimischen und die Menschen, das war

schon ein Problem, ne.“ Sie erinnert sich, dass die Großmutter eine einheimische Frau gefragt habe, die grade Äpfel aufgelesen habe, ob sie ein paar Falläpfel für die Kinder haben könne. „Und da sagte die Frau: Nein, die sind für die Schweine! (...) Ne, also die Geschichte, das hat meine Oma immer wieder erzählt. Das hat die nicht überwunden und die hat eigentlich ein ganz gutes Selbstbewusstsein gehabt. Aber das hat, da kam die nicht drüber weg. Das war heftig, ne.“

Das Ereignis, dass die Großmutter erzählte, illustriert sehr deutlich, wie entwertend die Flüchtlinge von den Einheimischen, den Menschen, behandelt wurden. Der einheimischen Bäuerin waren offenbar die eigenen Schweine wichtiger, als die Flüchtlingskinder, denen sie nicht mal ein paar Falläpfel gönnte. Praktisch in jeder Flüchtlingsgeschichte werden solche Erlebnisse von Entwertung und Missachtung berichtet. Die Einheimischen waren demzufolge für die Flüchtlinge Menschen, denen man nicht trauen konnte. Von denen nichts Gutes zu erwarten war. Die Einheimischen und schließlich alle Menschen waren ein Problem, denen war nicht zu trauen. Einfühlsamkeit und Mitgefühl mit den Millionen von Flüchtlingen, die aus dem Osten kamen und bei den Westdeutschen häufig zwangseingewiesen wurden, wurde nur selten gezeigt. Bücher wie „Kalte Heimat, Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945“ von Andreas Kossert, berichten schon im Titel davon.

Trotz widrigster Umstände habe die Großmutter alles getan, um etwas zur Verbesserung im Leben der Kinder beizutragen. Die Jahre des Hungers und der Entbehrungen waren noch nicht wirklich vorbei. „Die hat sich sehr aufgeopfert auch für die Kinder, dass wir immer genug zu essen hatten, ne. (...) Das war eine ganz einfache Frau, meine Oma. Da gings immer um Essen, ne, dass man da auch arbeiten kann, ne, vernünftig essen. Buch lesen galt überhaupt nichts, ne, das war Nichtstun, wenn du mal irgendwo gegessen hast und ein Buch gelesen hast, da gabs ein paar Schläge an den Hinterkopf, so jetzt geh mal raus, mach mal dieses, mach mal jenes, also da musste immer arbeiten bei ihr, also so was. Na ja, das war die Atmosphäre, ne, ich weiß noch, wie ich manchmal so heimlich mich mal verkrümelt hatte und was gelesen hatte. Schularbeiten waren natürlich was anderes, aber so mal, vielleicht mal n Comic oder n Roman oder so was.“

In dieser einfachen bäuerlichen Familie hätten Bücher nichts gegolten. Nur praktische Arbeit habe gezählt. Es habe sogar leichte Schläge an den Kopf gegeben, wenn das Kind beim Lesen ertappt worden sei. Und sofort wurde sei sie zur Arbeit nach Draußen geschickt worden. In einem Selbstversorgerhaushalt habe es reichlich Arbeit gegeben und das Unkraut im Garten sei immer gewachsen. Auch diese Atmosphäre wird von der Erzählerin als belastend beschrieben. Sie habe sich heimlich kleine Fluchten gesucht und im Verborgenen mal Comics oder einen Roman gelesen.

Die Großväter seien nicht mehr da gewesen. Einer sei nach dem Krieg beim Baumfällen im Wald ums Leben gekommen. „Aber soweit ich aus Erzählungen gehört hab, war der auch sehr depressiv und sehr ehm, und hat das nicht überwunden, die Heimat zu verlassen, dass er die Heimat verlassen musste und mit nichts und leer da stand, das war wohl ganz schwierig, aber das ist, also viel weiß ich darüber nicht. Aber der Vater von meiner Mutter, der ist vermisst.“

Die Erzählerin beschreibt den einen Großvater als depressiv, und dass er sich schwer getan habe, den Verlust seiner Heimat und seines Hofes zu akzeptieren. Dass er bei der Arbeit im Wald, beim Fällen eines Baumes verunglückte, lässt bei mir den Gedanken aufkommen, ob er nicht vielleicht bewusst oder unbewusst den Tod gesucht haben könne und die Gefahr nicht sah oder nicht sehen wollte und auf diese Weise seinem Schicksal entkommen wollte. Der andere Großvater sei als Soldat zum Kriegsdienst eingezogen und nicht mehr wieder gekommen. Ein Schicksal der Ungewissheit, was häufig für die Angehörigen schwerer zu ertragen war, als die Gewissheit des Todes.

„Ja, der war noch Soldat. Und eh, der hat den ersten Weltkrieg schon auch mitgemacht. Also der war vermisst. Da hatte meine Oma ja auch noch lange so die Hoffnung, dass der zurückkommt, weiß ich noch, da waren Briefe vom Roten Kreuz und da waren dann, irgendwann wurde der dann für tot erklärt, mit den Rentenzahlungen dann auch, wurde er für tot erklärt, ja genau.“

Wartende Angehörige taten sich schwer, ihre vermissten Männer als tot erklären zu lassen. Oft genug waren die Männer, die als „verschollen“ galten bei Kämpfen umgekommen oder im Winter erfroren oder sie waren unbekannterweise in eine Gefangenschaft verschleppt. Manche tauchten Jahre später wieder auf. Andere, die zehn, fünfzehn Jahre in russischer Gefangenschaft oder in Sibirien verschleppt waren, fanden später nach ihrer Rückkehr ins ehemalige deutsche Reich den Anschluss an die Gesellschaft nicht mehr oder nur mühsam wieder. Auch Frauen, die durch die Umstände eigene Leben aufgebaut hatten, waren nicht immer willens die eigene Selbständigkeit aufzugeben. Die Emanzipationsbewegung nach dem Krieg ist auch in diesem Licht zu sehen.

Der Vater der Mutter, der ein erfolgreicher Tabakhändler gewesen sei, sei gegen das NS-Regime gewesen. Die Mutter der Erzählerin und ihre Schwester hätten als Mädchen den Juden Brotpäckchen gegeben, wenn sie morgens und abends zur Zwangsarbeit vorbeizogen seien. Es scheint ein Arbeitseinsatz in der Nähe gewesen zu sein und die jungen Mädchen hätten gewusst, wann die Juden regelmäßig am Haus vorbei gekommen seien. (Diese Geschichte ist mir zu einem anderen Zeitpunkt auch von der Mutter erzählt worden. A.S.)

Ich vermute, dass der Vater der Mutter, der aus Breslau gekommen sei, wo es eine große jüdische Gemeinde gab, als Geschäftsmann, mit Sicherheit Juden kannte und auch vermutlich geschäftlich mit jüdischen Geschäftspartnern verkehrte. So wie die Mutter mir die Geschichte einst erzählt hatte, war es Mitgefühl, dass die Mädchen, den Juden Brotpäckchen zusteckten, die die Großmutter der Erzählerin gemacht hatte. Und die Kinder steckten die Brotpäckchen zu, damit sie nicht von Nazis bestraft werden würden, falls die Bewacher der gefangenen Juden das bemerken würden.

Die Familie hatte eine klares Verhalten zum Tun der Nationalsozialisten, deren Politik sie abgelehnt hätten. Die Mutter hatte diese Geschichte mit einem gewissen Verschmitzsein erzählt. Dies erschien mir als ein gewisser Eigensinn, dass sich diese Familie nicht alles bieten ließe und sie ihren eigenen kleinen Widerstand leisteten.

Wie die Meinung der anderen Großmutter zum Thema Nationalsozialismus war, wusste die Sprecherin nicht. Oft war es in der Generation so, dass die Frauen sich in der Meinung ihren Männern anschlossen. „Die andere Oma, das ist auch so eine merkwürdige Frau gewesen, also ich weiß gar nicht, die hat oft im Dunklen gesessen, die hat wenig geredet, die war sehr verstummt, immer dunkel gekleidet und eh, war son bisschen unheimlich. So als Kind empfand ich die.“ Auf meine Nachfrage, ob die andere Großmutter vielleicht auch depressiv gewesen sei, antwortet Frau H.: „Möglich, ne. Also ja, ja, so richtig vergrämt, also ja. Da war immer, da so keine Lebensfreude, nichts, ne. Hmm. (...) Ja, ja, also wirklich, was meinst du, wie ich mir da schon den Kopf zermartert habe, also da gabs keine so positiven Erlebnisse in der Familie. Ich kam da ganz schwer dran.“

Die Erwachsenen waren alle mehr oder stark vom Krieg gezeichnet und kamen seelisch mit der Vertreibung nicht zurecht. Ob es sich beim dem Tod des Großvaters um einen Arbeitsunfall handelt oder er vielleicht unbewusst den Tod suchte, ist unklar. Die übrig gebliebene Frau war jedenfalls sichtbar unglücklich, saß dunkelgekleidet, allein, in einem dunklen Zimmer. Frau H. erinnert sich kaum an Situationen, in denen es Lebensfreude gab. Über dem ganzen Leben schien ein dunkler Schleier zu liegen. Selbst das bewusste Suchen nach positiven freudigen Erlebnissen, führt bei der Erzählerin nicht zu wirklichen Erinnerungen.

Eine Segeltour oder Bootstour, die Frau H. einmal mit Verwandten gemacht habe, wird überdeckt davon, dass sie alle nackt baden sollten und die Sprecherin sich mit ihren sechzehn Jahren geschämt habe, sich nackt auszuziehen.

Eine der wenigen Situationen, in der die Erzählerin hätte Freude erleben können, wird überschattet, indem über die Schamgrenze des jungen Mädchens hinweggegangen wird. Ihre Bedürfnisse werden wieder nicht respektiert.

Zu einem Weihnachtsfest habe es für alle Kinder neue Schlafanzüge gegeben. Über eine Puppe hätte sie sich nicht freuen können, sie habe lieber mit den Brüdern draußen spielen wollen. „Aber ich hab total ungern mit Puppen gespielt, die lagen dann unausgepackt auf dem Boden, eh, son Plastikkafeeservice und die wollten mich da in so eine Richtung bringen. (...) Aber ich war immer stolz wie Oskar, wenn ich mal neue Schuhe gekriegt hab, die hab ich dann immer gepflegt und dann geputzt und da durfte kein Staub und kein Schmutz dran. Da war ich total stolz, wenn ich mal einen neuen Mantel gekriegt hab oder so was, das weiß ich noch. Da kann ich mich noch genau dran erinnern, an dieses Gefühl wichtig zu sein, oh jetzt hast du mal was bekommen! Oh, da hab ich mich natürlich toll gefühlt. Weil ich auch viel getragene Sachen hatte, von meiner Cousine und von anderen, ne. Und eh, dann mal so was Neues zu kriegen, das war schon was!“

Geschenke seien praktisch gewesen und orientierten sich nicht an ihren Wünschen. Sie habe sich als Mädchen in eine bestimmte Rolle gedrängt gefühlt, der sie sich nicht fügen wollen. Neue Schuhe seien für sie etwas Besonderes gewesen, was sie mit Stolz erfüllt habe, ebenso wie ein neuer Mantel. Meist habe sie gebrauchte Kleidung bekommen von älteren Kindern aus der Verwandtschaft.

„Ne, erst mal hab ich die Volksschule gemacht. Das war schon son bisschen die Ansicht, na Mädchen muss ja nicht die höhere Schule machen. Ich war schon ganz gut in der Schule. Also Realschule hätte ich schon, glaub ich, locker geschafft, aber warum die Mühe, ne. Also ich weiß nicht, ich musste dann immer für den Direktor die Post holen (...). Das hat mir natürlich auch gefallen, dass ich da schon so ein bisschen wahrgenommen wurde. Ja und dann hab ich angefangen zu arbeiten. Mit 15 eine Lehre gemacht: Also das war schon eine ziemlich harte Zeit. Ich hatte einen sehr tyrannischen Chef, ohh, also das war furchtbar. Wir Lehrlinge hatten dann so Pflichten, so Heizung abdrehen, so Telefon umstellen und so Aufgaben, die dann erledigt werden mussten und das war abends immer so unter Zeitdruck und ich musste meine Bahn kriegen und ich bin ja immer mit dem Zug dahin gefahren. Manchmal hat man da was vergessen, Fenster zu machen und solche Aufgaben, ne, das war ne ganze Liste. Und dann bin ich morgens bibbernd rein, weil der uns da immer so zur Sau gemacht hat, wenn irgendwas vergessen war, ne.“

Als sich Frau H. für diesen Beruf entschieden habe, habe sie auf keinen Fall etwas mit Menschen zu tun haben wollen: „Ich war, ich nehme an, ich war voll in der Pubertät, so voll mit mir beschäftigt, so auf Rückzug und eh, ja kam vielleicht auch gar nicht klar.“

Unter dem Beruf technische Zeichnerin hätte sie sich vorgestellt, ein ruhige Tätigkeit auszuüben, bei der sie in Ruhe zeichnen könne und mit anderen Menschen nichts zu tun habe. Doch nun sei sie mit einem strengen Chef konfrontiert gewesen und habe unter Druck arbeiten müssen.

„Und da hatte ich die Vorstellung, dass mir das liegen könnte und meine Eltern waren natürlich froh, dass ich das vorgeschlagen habe und das ich da ne Lehrstelle gekriegt habe und dass man das abbricht, kam sowieso nicht in Frage. Da bin ich meinen Eltern gar nicht irgendwie gekommen. Ich hab da nicht gut abgeschnitten, ich war zum Schluss so was von, ich wollte nur noch fertig werden, ne.“ Nach dem Abschluss habe sie nur drei Monate in dem Beruf gearbeitet. Sie sei wieder zur Schule gegangen und habe das Fachabitur gemacht. Sie habe nun einen Beruf haben wollen, der mit Menschen zu tun hätte und hätte ein Praktikum in einem Krankenhaus gemacht, um zu sehen, ob ihr das eher liegen könnte. Sie hätte gerne Krankengymnastin werden wollen, es habe jedoch kaum Plätze an einer Fachschule gegeben. So sei sie durch Zufall an einen Prospekt für eine Sportlehrerinnenausbildung geraten. „(...) ja und das war so ganzheitlich so das Konzept, das hat mich sehr angesprochen.“

Sie habe Bafög bekommen und habe jedoch auch Schulden machen müssen, um die private Schule finanzieren zu können. Anschließend sei sie in eine norddeutsche Großstadt gegangen und habe dort zwei Jahre bei einem Orthopäden gearbeitet, auch um die Schulden zu bezahlen. „Aber das war wirklich nur arbeiten. Ich bin morgens aus dem Haus und (...) bis zu zwölf Gruppen am Tag, ne, meist Kleingruppen, aber immerhin, ne Fließbandarbeit. Ich war völlig k.o. Ich bin abends nur noch ins Bett gefallen.“

Sie habe gerne wieder in ihre Heimat gewollt. Ihre Mutter habe in der Zeitung eine Anzeige von einem Krankenhaus gelesen. „Ich hatte mich beworben und hab dann die Stelle gekriegt. Da war ich wirklich happy, ne. Ich war wirklich, hab ich wirklich Glück gehabt in der Zeit haben sie kaum Kräfte gefunden. Das war wirklich auch ursprünglich auch so eine Krankengymnastikstelle. Und die haben sie dann umgeschrieben. Na, das war dann wirklich super. Und dann bin ich wieder hier gelandet.“ Dies ist eins der wenigen Male in dem Gespräch, als die Sprecherin sich freut.

Es sei ihr sehr wichtig gewesen, wieder in ihre Heimat zu kommen. Ihre Mutter habe sie dabei unterstützt. Die Sprecherin habe zeitweise mit einem Freund, einem Studenten, zusammen gewohnt. Mit sechzehn habe sie ihn kennen gelernt.

„Da hab ich erst mal angefangen so am Leben zu schnuppern. Da war ich angetan auch mit Literatur und mit allem möglichen. Das war schon eine ganz, ganz wichtige Person für mich, aber auch für meine Brüder. Also der hat viel beeinflusst, aber auch zum Ärger meines Vaters, der konnte den ja überhaupt nicht leiden. Weil der auch eine andere Denkweise hatte, ne, vieles son bisschen kritisch schon, auch Vegetarier und das waren ja auch andere Sachen, ne. Und für uns war das alles mehr so aus einer anderen Perspektive, ne andere Welt und son bisschen Lebendigkeit, ne gewisse ehm, eh, Lebensfreude dadurch auch aufgekommen, ne, das war schon toll.“

Frau H. gibt an, sie habe sich von dem Studenten angezogen gefühlt, weil er ein „Außenseitertyp“ gewesen sei. „Er kam auch woanders her und er hatte ein vernarbartes Gesicht, wirkte auch so, dass er immer Geheimnisse hatte, war auch viel so für sich und das hat mich angezogen. Dann aber den, hatte ich schon son bisschen länger ins Auge gefasst, der zog mich total an.“ Der Student, mit dem sie einige Jahre zusammen gelebt habe, sei nach dem Abschluss seines Studiums zurück nach Süddeutschland gegangen.

Die Begegnung und erste Liebe mit dem Studenten habe ihr eine andere geistige Welt gezeigt und zu anderen Begegnungen mit anderen Menschen und anderen Perspektiven geführt. Es sei eine Zeit des Aufbruchs gewesen, die Zeit einer neuen freieren gesellschaftlichen Entwicklung. Nun habe sie sich als junge Frau auch mit Menschen beschäftigen wollen und mit einer neuen ganzheitlichen Wahrnehmung auch des eigenen Körpers und des eigenen Daseins. Das habe auch dazu geführt, dass sie Fachabitur gemacht habe und anschließend eine Ausbildung zur Sportlehrerin, um mit Kranken zu arbeiten. Sie habe einige Jahre gegen den Willen des Vaters mit dem Studenten zusammen gelebt. Diese Ehe ohne Trauschein und andere neue Lebensformen hätten ihr auch andere persönliche und gesellschaftliche Weiterentwicklung ermöglicht.

Später habe Frau H. einen anderen Mann, damals auch Student, kennen gelernt. „Und bei J. war es eher so, das war son totaler Zufall, dass wir uns kennen gelernt haben. Das war dann mehr so, dass wir uns trafen, ins Kino gingen und so, er ist mir dann als Person nicht so aufgefallen, so mit dem würde ich gerne ins Gespräch kommen, das ergab sich so.“ Sie heiratete den aus Asien stammenden Wissenschaftler und sie haben heute einen fast erwachsenen Sohn.

Bei vielen Beziehungen, die Frauen mit Ausländern eingehen, habe ich den Eindruck, dass sich hierin auch das Empfinden des eigenen Andersseins und des eigenen Nichtdazugehörens zeigt.

Ihr heutiges Leben empfindet Frau H. mit innerem Frieden. „Ich merke mehr, dass ich son inneren Frieden für mich empfinde, mich so innerlich mehr gefestigter fühle, vielleicht sone Position habe, wie andere schon mit zwanzig haben, so, ne. Die in anderen Verhältnissen aufgewachsen sind, ne. (...) Ja, so, ne gewisse Selbständigkeit, so ne gewisse ehm, diese Selbstsicherheit. Das ist so. Also da kann ich mich auch mit meinen Arbeitskollegen in die Runde setzen und weiß so, was ich kann und eben so, wie ich bin, ne. Aber das hat viele Jahre gedauert, ne. Aber so junge Kollegen, wenn ich das mal so sehe, ich vergleiche jetzt mal, mit ner jungen Kollegin, die neulich im Team war, die bringen das mit 20 mit und sind dann vielleicht noch selbstbewusster.“ Lange Jahre habe sie sich selbstunsicher gefühlt und habe nicht das Gefühl der Zugehörigkeit gehabt. „Ich hab daran gearbeitet. Ich hab da lange dran gearbeitet und gedacht: Jetzt warst du nicht gut genug und jetzt war es nicht richtig oder was hast du denn da jetzt gesagt oder gemacht? Oder wie du ausgesehen hast? Oder was die jetzt denken? Das waren so Kleinigkeiten. Das war furchtbar die Zeit, ne, so, die ich da teilweise in so einer psychosomatischen Klinik durchgemacht habe, (ihrem Arbeitsplatz, A.S.), ne, so. Aber na ja, dadurch, dass ich mich jetzt auch mit der Psyche viel beschäftige, das war dann auch viel Selbsttherapie, ne, dabei, ne. Also so, dass dann auch so n inneres Wachstum bei mir möglich wurde. Und ja insofern, dann ein ganz glücklicher Zufall, ne.“

Frau H. habe an einer Gruppentherapie teil genommen und später habe sie eine Analyse gemacht. Deren Wirksamkeit stellt sie allerdings in Zweifel. „Ich weiß nicht, ob mir die wirklich was gebracht hat.“ Durch den Beruf habe sie an Workshops teilgenommen und habe eine mehrjährige Qigong-Ausbildung gemacht. Dies habe ihr mehr gebracht.

Zusammenfassung zum Interview mit Frau F.F.H.

Insgesamt zeigt dieses Gespräch wieder typische Versatzstücke des Flüchtlingskindschicksals. Die Familie ist durch den Krieg seelisch gezeichnet. Die Zerrissenheit zwischen der alten Heimat und dem nicht angekommen sein im Westen zeigt sich vielfach. Alles was zählt, ist die harte Arbeit, um wieder zu Wohlstand und Ansehen zu gelangen. Die Bedürfnisse der Eltern, die im Krieg Kinder und Jugendliche waren, wurden nicht gefragt. Es zählte nur Arbeit, Essen und Überleben. Auch die nachfol-

gende Generation wächst in diesem Klima auf. Die Bedürfnisse der Kinder werden nicht gesehen oder nicht wahrgenommen. Sie lernen, dass sie „nichts“ sind. Die Sprecherin wird zusätzlich von ihrem Vater dafür missachtet, dass sie ein Mädchen ist und kein Junge. Das nicht gesehen werden, was sie als ihr Lebensmotto, als Kredo bezeichnet, zieht sich durch ihre Kindheit. Immer wieder wird ihr vorgeführt, dass sie nichts ist. Nur mit Mühe, Therapien und harter Arbeit und durch die Beziehung zu einem Studenten, der ihr neue Welten zeigt, lernt sie mit der Zeit etwas mehr Lebensfreude und andere Möglichkeiten in der Welt zu sein kennen. Den ersten ungeliebten Beruf verlässt sie, macht ihr Fachabitur nach und nimmt sogar Schulden auf, um einen weiteren Beruf zu erlernen, der ihr mehr liegt. Ihr Minderwertigkeitsgefühl ist so groß, dass sie sich später immer noch fragt, ob sie die Realschule geschafft hätte, obwohl sie das Fachabitur gut geschafft hat. Als Gymnastiklehrerin arbeitet sie lange Jahre an einer psychosomatischen Klinik. Ihr Mann stammt aus Asien und sie haben einen Sohn. Auch hier gibt es wieder das Fremde, das sich wie ein roter Faden durch ihr Leben zieht.

Das Introjekt, dass sie nichts ist und nichts kann, lastet schwer auf ihr. Weil sie ein Mädchen ist, wird ihr weniger Wert zugesprochen als den Jungen und die Flüchtlingskindzugehörigkeit und Fremdheit, das Nichtbeheimatetsein wirken vielfach. Deutlich und symptomatisch ist die Geschichte mit den Falläpfeln. Der einheimischen Frau sind die eigenen Schweine wichtiger als die Kinder der Vertriebenen. Der Vater zeigt lebenslang, noch als sie eine verheiratete Frau und Mutter eines Sohnes ist, kein Interesse an ihr. Erst spät gewinnt sie mit Hilfe von Therapien und Ausbildungen mehr Selbstsicherheit und inneren Frieden.

3.10.3. Interview Herr M. K. L.: „Ja, der Krieg, weiß ich nicht, aber Vertreibung, das weiß ich, was dabei rausgekommen ist. Also für uns Kinder auch.“

Biografische Notiz: Herr M.K.L. wurde 1951 in der Region geboren, in der er heute auch lebt. Seine Herkunft aus einer Flüchtlingsfamilie und die damit verbundenen Kindheitsprobleme haben ihn geprägt und beeinflussen sein Lebensgefühl bis heute sehr stark. Seine Großmutter sei als Jüdin verfolgt worden. Er zeigt mir den „Flüchtlingsausweis“, den er aus seiner Kindheit aufbewahrt hat. Er ist sehr sportlich durchtrainiert und wirkt wach und kritisch. Zu dem Interview erklärte er sich spontan und selbstverständlich bereit.

Die Namen der Orte, aus denen seine Eltern kommen würden, kenne er genau. Der Vater sei aus Pommern, die Mutter sei aus dem Sudetenland. Herr L. habe eine ältere Schwester, sein Vater, Jahrgang 1924, sei Postbeamter gewesen und seine Mutter, Jahrgang 1928, Hausfrau. Seine Eltern seien 1949 nach Westdeutschland gekommen, nachdem sein Vater aus der Kriegsgefangenschaft entlassen worden sei. Der Vater sei in Russland in Sibirien gewesen. Herr L. selbst ist verheiratet und hat ein Kind.

Ich besuche den Bekannten und seine Familie in seinem geräumigen Haus in der Eifel. Wir setzen uns zum Interview in ein separates Zimmer an einen Tisch. Er ist wie viele in seiner Berufsgruppe im sozialen Bereich gekleidet, mit blauen Jeans und einem dunkelblauen Pullover.

„Mein Vater hat das Thema Krieg zu Hause nicht angesprochen, hat gesagt, er wäre nicht Mitglied in der Partei gewesen, er wäre in der Schule eingezogen worden zum Wehrdienst, Notabitur und dann ab zum Wehrdienst.“ Auf meine Frage: „Er hatte dann also nach dem Krieg keine Ausbildung.“ Antwortet Herr L.: „Ja, der ist dann entlassen worden erst mal und war nicht arbeitsfähig. Dann hat er verschiedene Hilfsjobs gemacht und dann gab es ein Programm von der Post, da hat er sich beworben. Und hat dann so eine Postbeamtenlaufbahn gemacht, gehobener Dienst. (...) Büro, Personalstelle.“

„Meine Mutter, die hat wohl während des Krieges im Haushalt gearbeitet. Hat aber nach dem Krieg keine Ausbildung mehr gemacht und dann kamen die Kinder kurz hintereinander.“

Der Erzähler meint, dass seine Herkunft aus einer Flüchtlingsfamilie, die damit verbundenen Probleme, ihn sehr geprägt hätten. Der Vater sei von der Schulbank weg Soldat geworden. Nach seiner Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft, sei der Vater zunächst längere Zeit krank und arbeitsunfähig gewesen. Er habe dann unterschiedliche Hilfsjobs gemacht. Die Post habe ein Ausbildungsprogramm angeboten, da habe er sich für den gehobenen Dienst beworben und habe in einem Büro in der Personalstelle gearbeitet.

„Die Großeltern, also mein Großvater väterlicherseits war Schullehrer gewesen, Schulleiter in Köslin, da wo die gewohnt haben, da in dem Dorf und der ist schon vor 1949 nach S.dorf gekommen. Deshalb sind meine Eltern auch nach S.dorf gegangen, weil der schon da war. Und in S.dorf ist der wieder Schulleiter geworden an der damaligen Volksschule. Er ist als Flüchtling nach S.dorf gekommen.“

Auf meinen Hinweis, dass der Großvater, wenn er während der NS-Zeit Schulleiter war, zumindest mitgemacht haben muss, antwortet Herr L.: „Ich geh davon aus, zu zutrauen wäre es ihm von seiner Art her. Er kann zumindest nicht dagegen gewesen sein, sonst hätte er nicht Schulleiter gewesen sein können.“

„Ja, ja. Mein Großvater war Maschinist in der Nähe von Aussig. Meine Großmutter war als Halbjüdin auch im KZ, hat aber überlebt.“ „Ja.“ „Und die sind, ehm, rübergekommen, sind dann vertrieben worden nach Thüringen und sind von da aus 1955 zu uns in die Wohnung gekommen nach S.dorf.“

„Wie sind deine frühen Erinnerungen, wie habt ihr gelebt?“

„Wir haben in einem alten Haus gewohnt, was jetzt auch unter Denkmalschutz steht aufgrund des Alters, Lehmbau, und hatten dort zwei Zimmer bewohnt gehabt, Wohnküche und Badezimmer alles in einem Raum und ein zweiter Raum als Schlafzimmer für die ganze Familie. Und 1955 sind dann auch meine Großeltern auch dazu gekommen, die haben dann auch darin gewohnt, in dem Haus hat mein Opa sich auf dem Speicher ein Schlafzimmer zusammengezimmert, wo sie dann schlafen konnten. Und wir sind dann 1958 in eine Postwohnung nach Bergheim gezogen. Und dann waren meine Eltern, hatten wir eine 60qm Wohnung gehabt. Da hatte ich mit meiner Schwester zusammen ein Zimmer. (...) Ja bis zwanzig, zwanzig. Ich habe dann zu Hause gewohnt, bis ich dann angefangen habe zu studieren. Dann bin ich mit dem Studium bin ich ausgezogen.“ Den Wehr- oder Zivildienst habe Herr L. wegen Untauglichkeit nicht absolviert.

Die Atmosphäre zu Hause beschreibt Herr L. folgendermaßen: „Angespannt. Wenn ich so zurückdenke, dann war es sicher auch die Situation, in der mein Vater war, beruflich schwierig, wenig Geld, meine Mutter hat im Haushalt von dem Hausbesitzer

mitgeputzt. Und da wohnten noch Leute im Haus, da hat sie auch immer mitgeputzt. Und da hatte sie dann auch nicht immer die Zeit sich um uns zu kümmern und mein Vater, wenn er von der Arbeit nach Hause kam, musste der lernen. Wir Kinder wurden dann rausgeschickt. Ich kann mich erinnern, wie wir dann mal draußen am Fenster standen, er hat gelernt, wir waren zu laut, da hat er einen Eimer Wasser rausgeschüttet.“ Auf Nachfrage zeigt sich, dass Herr L. bei diesen Begebenheiten ca. drei, vier Jahre alt war.

Die Atmosphäre sei immer angespannt gewesen. Später erzählt er von Prügeln. Die Mutter habe für die Hausbesitzer geputzt und gearbeitet. Die Situation des Vaters sei schwierig gewesen, er habe nach der Arbeit zu Hause gesessen und gelernt, um sich für die Poststelle weiter zu qualifizieren. Die Kinder seien immer nach draußen geschickt worden. Einmal seien die Kinder zu laut gewesen. Da habe der Vater einen Eimer kalten Wassers rausgeschüttet. Der Sprecher sei damals drei, vier Jahre alt gewesen.

Deutung: Wer zu seinem Kind keine tragende gute Bindung aufbauen kann, erlebt alle Lebensäußerungen des Kindes als stressig und bedrohlich bis hin zu traumatisierend. So erklären sich viele Berichte von Menschen, die nach dem Krieg geboren wurden und in frühesten Kindheit immer wieder Gewaltausbrüchen ihrer Eltern ausgesetzt waren. Zudem kommt die Traumatisierung vieler Eltern durch Kriegs-, Gewalt- und Verlusterlebnisse oft verbunden mit der Not, keine sichere Behausung zu haben, kein sicheres Einkommen und ausreichende Ernährung zu haben. Wer in eigener seelischer Not ist, ist nicht fähig entspannt auf das Kind einzugehen.

Wie in Teil 1 der Arbeit gezeigt wurde, kommt es, wenn in der Säuglingszeit eine gute frühe Bindung entsteht, so zu einer Ausschüttung von Oxytocin, dem sogenannten Bindungs- und „Kuschel“-hormon. Der Oxytocinspiegel ist wichtig für ein gutes Immunsystem und die frühe Bindung wirkt sich so lebenslang mit einem guten oder weniger guten Immunsystem aus.²⁶⁹ Die Auswirkungen dieser Bindung und des Oxytocins auf das Immunsystem sind noch Jahrzehnte später messbar! Das Oxytocin sorgt auch dafür, dass die Eltern die Kinder nicht als stressig empfinden.

²⁶⁹ Über die Zusammenhänge zwischen Bindung, Oxytocin und lebenslangen Auswirkungen auf das Immunsystem schreibt die schwedische Forscherin Kerstin Uvnäs-Moberg in Zusammenarbeit mit Eva Nissen, Anna Berit Ransjö- Arvidsson und Anne-Marie Widström: Die Bedeutung des Hormons „Oxytocin“ für die Entwicklung der Bindung des Kindes und der Anpassungsprozesse der Mutter nach der Geburt (2007), in Brisch, Hellbrügge (2007), Kinder ohne Bindung: Deprivation, Adoption und Psychotherapie, Klett Cotta

„Und ja. Eigentlich besser wurde es, als meine Großeltern gekommen sind. Weil mein Großvater war zwar am Anfang auch arbeitslos, hat dann zwar Gelegenheitsjobs in der Nachbarschaft gemacht. Aber der hat mich dann schon mal mitgenommen und dadurch hatte ich dann vielleicht auch mehr Zuwendung bekommen. Also aus der Zeit heraus habe ich das alles sehr gestresst in Erinnerung. Sehr strenge Erziehung denke ich im Nachhinein, Schläge, Schimpfen, das Ganze war sowieso sehr beengt. Ein Wohnzimmer, Schlafzimmer, da wurde dann ne Leine gespannt, wenn Badetag war, ein Tuch drüber gehängt und eine Zinkwanne aufgestellt. Da waren dann die Dämpfe in der Bude. Das war natürlich immer sehr brisant, sag ich mal.“

Als der mütterliche Großvater später mit dem Zug aus dem Osten gekommen sei, sei es besser geworden. Der Großvater sei arbeitslos gewesen und habe Gelegenheitsjobs gehabt. Doch er habe sich auch um den Jungen gekümmert, ihn mal mitgenommen, ihm Zuwendung gegeben. Der Erzähler denkt heute, dass er eine sehr strenge Erziehung erfahren habe, „Schläge, Schimpfen.“ Er habe alles als sehr beengt in Erinnerung. Am Badetag sei eine Leine im Zimmer gespannt worden mit einem Tuch darüber, eine Zinkwanne mit Wasser gefüllt worden. „Da waren dann die Dämpfe in der Bude. Das war natürlich alles sehr brisant, sag ich mal.“ Die angespannte Atmosphäre hat der Sprecher als „brisant“ in Erinnerung. Es sei immer angespannt gewesen und nur eine Kleinigkeit habe genügt, um Schimpfen oder Schläge zu provozieren. Es ist leicht nachzuempfinden, wie der kleine Junge versuchte, es den Eltern immer recht zu machen, brav zu sein, keine Schläge zu provozieren und wie es ihm trotzdem nicht gelang. Aus der Psychotraumaforschung ist bekannt, dass eine angespannte Atmosphäre verschiedene negative Wirkungen auf Kinder hat: „Das missbilligende Gesicht der Mutter kann Stresshormone wie Cortisol freisetzen, wodurch die Endorphine und dopaminergen Neuronen- auch die dadurch ausgelösten angenehmen Gefühle- abgeblockt werden. Solche Blicke wirken stark auf das heranwachsende Kind und beeinflussen die Säuglings- und Kleinkindphase entscheidend, weil das Kind für die Regulation seiner inneren physiologischen und psychischen Zustände so ungeheuer abhängig von den Eltern ist. Alles, was diese Regulation gefährdet, löst starken Stress aus, weil es das Überleben bedroht.“²⁷⁰

Was es in der Familie zu essen gegeben habe, kann Herr L. nicht mehr erinnern: „Ans Essen kann ich mich überhaupt nicht erinnern. Weiß ich nicht, kann ich mich nicht erinnern. Ich weiß, dass ich mal Essig einkaufen sollte oder Essigessenz, in der Nachbarschaft war ein Geschäft. Mir ist die Flasche runtergefallen. Ich weiß nicht,

²⁷⁰Gerhard (2006), Die Kraft der Elternliebe, wie Zuwendung das kindliche Gehirn prägt, S. 61,

was die gekostet hat, aber ich hab dafür unheimlich viel Senge gekriegt, das weiß ich noch. Das war mit dem Geld knapp da.“

„Und über die Heimat wurde da gesprochen?“ „Das wurde gesprochen bei meinem anderen Großvater väterlicherseits. Bei dem im Haushalt lebte noch die Tochter, die war verheiratet mit einem Beschäftigten bei der Knappsack und die haben sich da ein Siedlungshaus hochgezogen. Und die haben da ein Siedlungshaus gebaut, was mein Großvater als Schulleiter da mitfinanziert hat und da fanden dann immer so genannte Familientreffen statt. Und da saß dann die ganze Familie zusammen und hat nur darüber geweint, wie schön es früher gewesen ist. Das waren furchtbar ödige Veranstaltungen für uns Kinder, wir hatten überhaupt keine...“

„Öde?“

„Ödig, ödig. Wir hatten überhaupt keine Beziehung dazu und die haben darüber geweint, wie toll es früher gewesen ist und für mich waren das immer Horrorveranstaltungen diese Familientreffs. (...) Ne, weiß ich nicht, kann ich nicht sagen, der Altersabstand war zu groß. Meine Oma war wesentlich älter als mein Opa, aber die ist dann wesentlich früher gestorben.“

„Ne, soweit ich das mitbekommen habe, die sind ja vertrieben worden, sowohl aus Köslin, wie auch aus Aussig, die haben von der Vertreibung aus in Thüringen gelebt, da müssen die sich kennen gelernt haben. Auf jeden Fall ein Ort, wo da viele Vertriebene hingekommen sind. Da haben die sich kennen gelernt. Die haben sich vor dem Krieg kennen gelernt. Auf alle Fälle war das so, dass mein Vater, also meine Mutter hat gewartet, dass der aus Gefangenschaft wieder kam. Sie haben dann als er aus Gefangenschaft kam, haben die geheiratet.“

Die Eltern von Herrn L. hätten sich während des Krieges verlobt, obwohl sie sich kaum gekannt haben.

Deutung: Oft heirateten die jungen Leute, ohne sich wirklich zu kennen. Auch wusste niemand, ob der andere den Krieg überleben würde und wenn ja, in welchem Zustand.

Die Familientreffen, bei denen die Erwachsenen sich über die Vergangenheit unterhalten und über die alte Heimat gesprochen haben, waren für Herrn L. „Horrorveranstaltungen“.

Deutung: Während die älteren der Vergangenheit, ihrem Besitz, der Heimat, ihrem Stand nachtrauerten, ließen sie die nachgeborenen Kinder allein, und nahmen ihnen damit auch die Möglichkeit sich seelisch neu auf die Umgebung einzulassen, die neue Umgebung als neue Heimat zu begreifen und anzunehmen. Die Uneingebundenheit in die Heimat als erweiterte Familie und Ort der Geborgenheit fehlt. Aber

auch die Anbindung innerhalb der Familie selbst, die Bindung an die eigenen Eltern gelingt nicht. Sie sind mit ihren unverarbeiteten Gefühlen und Kriegstraumata beschäftigt, ohne dass darüber gesprochen wird. Durch das Nicht-darüber-sprechen wird nichts verarbeitet und ist zugleich hochwirksam. Die unverarbeiteten nicht angenommenen Gefühle wirken als starke Kräfte, die Energien binden und die es unmöglich machen, dass es zu guten Verbindungen zwischen den Eltern und den Kindern kommt. Immer sind äußere Themen wichtiger, das Vergangene und das neue Funktionieren, um wieder in normale Lebensverhältnisse zu kommen. Die Gefühle werden abgespalten, weil sie zu bedrohlich erlebt werden und als überflutend. Da sie als zu bedrohlich erlebt werden, werden sie sicherheitshalber ganz abgespalten. Mit dieser Art des Gefühlsumganges werden jedoch auch andere Gefühle abgespalten und es kann keine Liebe und tiefe innere Zuneigung zu dem bedürftigen kleinen Jungen und der Schwester hergestellt werden. Wie in vielen Familien, so entsteht gleichzeitig mit der Bindungslosigkeit auch eine Sprachlosigkeit und Beziehungslosigkeit. Dies drückt sich später auch darin aus, dass Eltern und Kinder im Alter oft gar keine Beziehungen mehr zueinander haben können. Jedes Gespräch ist erstorben. Häufig herrscht auch zwischen den Geschwistern eine tiefe Beziehungslosigkeit, da diese Eltern ihre Kinder oft ungerecht behandeln, können auch hier keine tiefen Beziehungen entstehen und die Sprachlosigkeit setzt sich fort in die nächste Generation.

Seine soziale Integration als Kind empfand Herr L. folgendermaßen: „Nein S.dorf war eine Flüchtlingshochburg, es gab bald mehr Flüchtlinge als Einheimische in S.dorf. Meine Eltern hatten mehr Kontakt mit Flüchtlingen als mit Einheimischen und wir hatten als Kinder mehr Kontakt mit Flüchtlingskindern. Mit Einheimischen war nicht viel, das war ein ganz kleines Dorf. Das waren vielleicht zwei Straßenzüge neu gebaute Siedlungen. Ich weiß, dass ich in dem Ort, da war ich 18, 19, ne 18 da gibt's ne Glasfabrik und da hab ich also gejobbt in den Ferien. Da hab ich also viele Leute kennen gelernt, das waren alles Flüchtlinge, die da gearbeitet haben.“

„Wie viele Leute wohnten da?“

„So 200, 300 Leute kann ich nur schätzen. Das hat sich, S.dorf ist ja riesengroß geworden inzwischen. Und dann kamen die Flüchtlinge dazu.“

„Also 200, 300 Leute und die Flüchtlinge dazu.“

„Ja, mehr, mehr, um den Kern rum ist dann gesiedelt worden und das ist dann gewachsen. Das waren ganz viele Flüchtlinge und von meines Vaters Familie aus Pommern, sind ganz viele nach S.dorf gekommen. Die haben sich alle zu uns durch-

geschlagen. Ich nehme an, dass die da ein Programm aufgestellt haben, dass da Bauland ausgewiesen wurde.“

„Und wo gabs Arbeit?“

„Eh, Köln, Köln oder Knappsack, Frechen-Knappsack oder halt Köln.“

Die Flüchtlinge seien so zahlreich zugezogen, dass sie bald eine Mehrheit dargestellt hätten. Die Kontakte hätten vor allem untereinander bestanden. Familienangehörige des Vaters seien aus Pommern gekommen und hätten sich dann zu ihnen „durchgeschlagen“. Er nehme an, dass es ein Bauprogramm gegeben habe und Bauland ausgewiesen worden sei, damit die Flüchtlinge hätten bauen können. In Köln und in der Region habe es Arbeit gegeben.

Deutung: Die Flüchtlinge teilten ihr gemeinsames Schicksal. Sie wussten, was sie verloren hatten. Die Einheimischen standen den Flüchtlingen oft feindlich gegenüber und lehnten sie ab. Dass viele Flüchtlinge durch Kredite und harte Arbeit bald ihr eigenes Haus bauten, sahen manche Einheimische mit Neid²⁷¹.

Auch die religiöse Zugehörigkeit von L.s Familie war im eher katholisch geprägten Rheinland problematisch. „Ja, das war dann natürlich das zweite Handicap, dass wir alle evangelisch waren und das habe ich dann als Kind als noch viel größere Belastung dann erlebt, das evangelisch Sein, Außenseiter als Religionskrieg.“

Zunächst habe L. aber gleichaltrige Freunde, was sich mit dem Umzug in eine andere Stadt aber änderte: „In S.dorf hatte ich einen Sonderstatus, weil mein Großvater da der Schulleiter war. Da hat sich auch keiner an mich dran gewagt. Wir wohnten auch noch gegenüber der Schule, da hatte ich einen Sonderstatus gehabt, ne, das war ein absolut geschützter Raum. Da hatte ich gar keine Konfrontation. Die hatte ich, als ich nach Bergheim gezogen bin, 1958, da bin ich in Bergheim zur Schule gekommen. Da war es dann hart.“

„Wieso?“

„Ja erstens war ein neues Siedlungsgebiet erschlossen worden, bei den Einheimischen hieß das „die Wiesen“. Wir haben dann quasi in den Wiesen gewohnt, das war auch nur über Feldwege, war das dann angeschlossen, man musste dann durch Matsch und so was durchgehen. Das Zweite war die, na wie gesagt, wir waren dann die Auswärtigen, die Pimocks²⁷², von der Sprache her schon gar nicht mehr.“

²⁷¹ siehe auch Kossert, Andreas (2008), Kalte Heimat, Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945, Siedler

²⁷² Pimock ist ein rheinländischer Ausdruck für zugezogene Fremde, die über die Brücken vom anderen, fremden Rheinufer kommen. Der heilige Nepomuk wurde von seinen Gegnern ertränkt und so wurde er später zum Schutzheiligen der Brücken. So gesehen hat er den Flüchtlingen die Überquerung der Brücken ermöglicht. Der Ausdruck Pimock und auch der Ausdruck „Kartoffelkäfer“ waren abwertende Ausdrücke, die die Fremdheit und Schädlichkeit der zugezogenen Flüchtlinge unterstreichen sollten.

„Wer hat euch so genannt?“

„Ja die Einheimischen, das ist ein Ausdruck hier, ein rheinländischer Ausdruck hier für Flüchtlinge. So Bergheim war wesentlich größer, hat mehr Einheimische gehabt und wir waren eine der ersten, die dahin gezogen sind.“

„Was gabs für Nachbarn?“

„Ja, die Nachbarn, da waren einige Nachbarfamilien, das waren Flüchtlinge, mit denen ist man ausgekommen, das war auch nicht das Problem in der Schule, wenn man mit der Ursprungsfamilie zusammen kam. Da die Geschichte, was ich vorhin schon angesprochen hatte, wo meine Mutter mich einkaufen geschickt hat, in die Metzgerei und ich sollte Gewiegtes holen. Und die Metzgerei, ein voller Laden und da sagte die Metzgerin, weißt du was, geh erst mal nach Hause und frag was das sein soll. Und das war natürlich eine relativ große Blamage und es war weit, bis in den Ort rein zu laufen und ich musste dann wieder nach Hause gehen und musste erst mal fragen. Für mich war das was ganz normales, Gewiegtes, das Wort Gewiegtes, Gehacktes. Ach. (Er atmet).“

Der Erzähler sei als Flüchtling und als Evangelischer gedemütigt worden. Die Einheimischen hätten sie Pimocks genannt. Seine Sprache sei anders gewesen, (Hochdeutsch, A.S.). In S.dorf habe er einen Sonderstatus gehabt,. Sei geschützt gewesen, weil sein Großvater der Schulleiter gewesen sei. Nach ihrem Umzug nach Bergheim, da habe es mehr Einheimische gegeben, da sei es schwer für ihn gewesen. Sie hätten im Flüchtlingswohngebiet gewohnt, in den „Wiesen“, seine Familie sie mit als erste dahingezogen, da habe er über matschige Feldwege hinlaufen müssen. Mit den Nachbarfamilien, die auch Flüchtlinge gewesen seien, „sei man ausgekommen“. Eine Geschichte erinnert er besonders, da habe er im Metzgerladen „Gewiegtes“ holen sollen, die Metzgersfrau habe angeblich nicht gewusst, was das sein soll, habe ihn vor dem vollen Laden gedemütigt, habe ihn nach Hause geschickt, damit er fragen solle, was das denn sein solle.

Deutung: Noch heute Jahrzehnte später merke ich dem Erzähler seine Belastung, das Erlebnis der Kränkung im Metzgerladen deutlich an. Er atmet schwer, als er von diesem Kindheitserlebnis erzählt. Er sei etwa neun Jahre alt gewesen. Ähnlich wie in der Erzählung der Sprecherin F. F.W., die in einem Lebensmittelladen gedemütigt wurde, erlebt auch hier der kleine Junge deutliche Ausgrenzung und Abwertung durch einheimische Erwachsene. Während er in der Grundschule einen gewissen Sonderstatus gehabt habe und einen gewissen Schutz, da sein Großvater Schulleiter gewesen sei, sei er im anderen Ort offenen Anfeindungen ausgesetzt gewesen. Nachdem der kleine Junge lange gelaufen sei, um im Dorf beim Metzger Hackfleisch zu holen, habe er lange in dem vollen Laden anstehen müssen. Als er endlich an die Reihe gekommen sei, habe ihn die Metzgersfrau gedemütigt, ihn abge-

wiesen, ihn angeblich nicht verstanden, da er angeblich das falsche Deutsch gesprochen habe, ihn nach Hause geschickt, weil sie angeblich nicht verstehen könne, was „Gewiegtes“ sein könnte. Allein die Tatsache, dass der kleine Junge den hier gebräuchlichen Ausdruck Gehacktes nicht gekannt habe, habe genügt, um ihn abzuweisen und einer Herabsetzung auszusetzen. Er habe den weiten Weg noch mal nach Hause gehen müssen, um nachzufragen und dann noch mal in das Dorf zu laufen und einzukaufen. Auf diese Art und Weise wird von den Einheimischen auch impliziert, dass ihre Sprache die eigentlich richtige sei. Hinzu kommt die unterschiedliche Religion. Oft wurden Evangelische von Katholiken als Ungläubige oder Heiden betrachtet.²⁷³

Situationen der Demütigung haben sich offenbar wiederholt: „Ja, das war da. In der Volksschule gings, aber dann bin ich zur Realschule gegangen, da war ein Lehrer, der hat prinzipiell nur rheinischen Dialekt gesprochen, da habe ich kein Wort verstanden. Da bekam ich dann einen Klassenkameraden zugeteilt, der den Dolmetscher für mich gemacht hat.“

„Hat der aus Prinzip rheinischen Dialekt gesprochen oder konnte der nicht anders?“

„Der wollte nicht anders. Der fand das gut so zu sprechen und hat auch Deutschunterricht gemacht und Plattdeutsch und rheinischen Dialekt und eh, wenn ich dann gefragt hab, was heißt das jetzt? Dann ist ihm das zu blöd geworden und dann hat er einen Schüler dahin gesetzt, mir das zu übersetzen.“

Deutung: Menschen, die es nötig haben, andere zu demütigen, andere klein zu machen, haben einen Minderwertigkeitskomplex, ein unsicheres Selbstwertgefühl bis hin zu einer narzisstischen Störung. Das Herabsetzen anderer, gibt ihnen das Gefühl besser zu sein. Narzissten, die ein unsicheres Selbstwertgefühl haben, müssen sich ständig vergewissern, dass sie vermeintlich besser sind als andere. Destruktive Narzissten betreiben die Herabsetzung anderer systematisch, um so ihr eigenes fragiles Selbst zu stabilisieren und einen für sie wichtigen Machtastand herzustellen. Nur das Gefühl der Macht und Überlegenheit gibt ihnen Sicherheit. Gefühle und Nähe, echtes Vertrauen sind für sie beängstigend, da sie die Gefühle nicht spüren können und schon gar nicht in der Lage sind, sich in andere hineinzuversetzen. Da das komplette NS-System auf der Herabsetzung und Beschämung anderer aufgebaut war, hatte diese Art der Erziehung eine lange Tradition in deutschen Schulen, die sich bis in unsere heutige Zeit zieht und immer noch in vielen Schulen anzutreffen ist. Die emotionale Bedürftigkeit des beschämten Kindes, Kriegstraumatisierung und Gefühlsabspaltung setzten sich nach dem Krieg in dieser Erziehungstradition fort.²⁷⁴ Ein positives, aufbau-

²⁷³ Siehe auch Kossert (2008)

²⁷⁴ Über die strukturelle Abwertung anderer als Erziehungsmethode, chronische Beschämung und etabliertes Instrumentarium des Machtaufbaus schreibt Stephan Marks in seinem Buch: Warum folgten sie Hitler, Die Psychologie des Nationalsozialismus (2007)

*endes, integrierendes Miteinander in der Schule hätte dem Jungen ein ganz anderes Lebensgefühl und Weltbild vermitteln können.*²⁷⁵

Herr L. berichtet, die einheimischen Jungen hätten ihn in den Pausen verhaun. Sie hätten ihm auf der Toilette aufgelauert. Teilweise hätten sie ihm mit mehreren Jungen aufgelauert, um ihn auch auf dem Schulweg zu verhaun. So sei er kilometerlange Umwege gegangen, um diesen Prügelein zu entkommen. Er sei auf diese Weise praktisch ständig auf der Flucht gewesen, um den Angriffen der anderen Schüler auszuweichen.

Deutung: Von den Erwachsenen fühlte sich anscheinend niemand dafür zuständig das Kind zu schützen. Im Gegenteil, der Hass, die Häme, die Abwertungen der einheimischen Lehrer, der Metzgerfrau und anderer Erwachsener, wird dazu beigetragen haben, dass die einheimischen Kinder, sich prügelnd auf den schwächtigen Jungen stürzten.

„Dann hab ich da Mittlere Reife gemacht, hab ich versucht ne Lehre zu machen, hab das aber nach einem Jahr geschmissen, weil der Betrieb dabei war, den Bach runterzugehen, da haben die sich nicht um die Lehrlinge gekümmert. Das war ich, hab die Lehre gemacht, wollte Technischer Zeichner werden mit dem Hintergrund klassische Ausbildung dann Ingenieur, dann auf die Ingenieursschule zu gehen anschließend. Da waren acht Lehrlinge in einem Kellerraum, derjenige, der für uns zuständig war, hat sich nicht gekümmert. Was ich da gelernt habe, ist Pokern. Wir haben den ganzen Tag gepokert. Einmal die Woche kamen wir aus dem Keller raus abwechselnd, hat dann einer Lichtpausdienst gehabt. Der stand dann den ganzen Tag an der Lichtpausmaschine und hat Lichtpausen gemacht.“ Die Eltern hätten Herrn L. in dieser Situation nicht unterstützt, im Gegenteil: „Die haben mich gezwungen. Ich wollte auch gar nicht in den Betrieb, die haben mich gezwungen da zu arbeiten und nach dem Motto, was man anfängt, das muss man auch zu Ende bringen. Ich wollte auch was ganz anderes lernen. Aber da haben sie sich auf die Beratungsliste der Berufsberatung verlassen.“ (...) „Ich wollte Maschinenbau machen. Oder Gartenbau. Die zwei Dinge gabs für mich. Aber damals ist mir gesagt worden, ich hätte Schweißhände gehabt. Und mit Schweißhänden kann man keinen Beruf haben, wo man abwechselnd draußen oder drinnen ist, bzw. bei Maschinenbau würden mir die Maschinenteile verrotten.“ Heute vermutet Herr L., dass es sich um eine „bedarfsorientierte Berufsberatung, keine individuelle Berufsberatung“ gehandelt hat. Die

²⁷⁵ Es gab bereits vor der Jahrhundertwende Reformpädagogik und Reformbestrebungen in Schulen, die versuchten „eine Erziehung vom Kinde her“ zu gestalten. Viele Reformpädagogen wurden von den Nazis ermordet, wie z.B. Kurt Adams, Gertrud Feiertag, Paula Fürst, Clara Grunwald, Janucz Korczak, Adolf Reichwein, Theodor Rothschild, Elisabeth von Thadden. Die reformpädagogischen Verbände wurden 1933 entweder verboten oder lösten sich selbst auf.

fremdbestimmte Berufswahl wurde von den Eltern unterstützt, die sich sehr stark von Äußerlichkeiten leiten ließen: „(...) das Kriterium für meine Eltern war die Ausbildungsstelle zu nehmen, dass dort ein Mann saß, der einen Anzug und eine Krawatte trug, der das getragen hat, ein seriöser älterer Mann und ein Betrieb, wo ich gerne hingegangen wäre, auch wenn der Beruf mich nicht so interessiert hätte, wo ich das vielleicht auch gerne gemacht hätte, das war ein jüngerer Mann, da ging das auch ganz locker zu, der hatte auch kein Einzelbüro, da lief ein Radio mit Musik drin. Und das war meinem Vater schon suspekt. Ne, Musik beim Arbeiten, das geht nicht. (...) Musik und Arbeit geht nicht. Arbeiten ist kein Vergnügen. Und im Nachhinein habe ich dann erfahren, dass das einer der angesehensten Betriebe in Köln war in der Berufsschule. Und dass die auch die beste Ausbildung geliefert haben.“

Schließlich kam Herr L. über gesundheitliche Probleme aus der Situation heraus: „Ich hab dann mit Krankheit reagiert auf diese Ausbildung und irgendwann hat dann mein Arzt meine Eltern angerufen und hat gesagt, sie sollten sich mal mit mir unterhalten. Der Arzt hat sich dann mit mir unterhalten und hat über die Ausbildung mit mir gesprochen. Und meine Eltern sind dann daraufhin, mich befragt. Und dann hat mein Vater gefragt, was willst du machen? Und dann hab ich gesagt, ich will wieder zur Schule gehen. Und dann hat mein Vater gesagt, okay, wenn du eine Schule findest, die dich aufnimmt. Dann kannst du kündigen.“ Offenbar reagierte Herr L. auf seine missliche Ausbildungssituation mit massiven psychosomatischen Problemen: „Ich habe Magenprobleme gehabt, ständig Magenprobleme und Kreislaufprobleme gehabt.“ Außerdem zeigte er selbstverletzendes Verhalten: „Ja ich weiß auch, dass ich von einem Kollegen auf der Arbeit hab mir in die Finger schneiden lassen. Über zwei Gelenke hinweg, damit das auch genäht werden musste, damit ich mal nicht dahin musste. Damit ich nicht zeichnen musste. (...) Das war ja um mal 14 Tage da nicht hinzumüssen. Selbst der Lichtpausdienst. Das war eine alte Ammoniakanlage, keine Absauganlage, ich bin da ständig umgekippt von den Ammoniakdämpfen, Verätzungen und das Einkaufen gehen für die Bediensteten war furchtbar, da läuft man morgens durch die Firma und fragt jeden, was er zum Frühstück haben will und mit dem Geld dann hinterher und das war furchtbar.“ Die Eltern hätten kein Einsehen für L.s Leiden an der Situation gehabt: „Nein, das interessierte nicht. Da gabs auch überhaupt keine Möglichkeit mit meinen Eltern zu sprechen. Im Nachhinein weiß ich, dass ich relativ früh angefangen habe, mir im Keller, wo wir gewohnt haben eine Ecke ein-

zurichten. Und hab mich dann in den Keller verzogen und bin dann ausgewichen vor meinen Eltern.“

Deutung: Herr L. wurde als Jugendlicher mit seinen offensichtlichen Problemen bei der Ausbildung völlig alleine gelassen. Die Eltern halten starr an Regeln fest („Was man anfängt, muss man auch zu Ende machen“) anstatt sich die konkrete Situation anzusehen und sie mit ihrem Sohn zu besprechen. Herr L. reagiert mit psychosomatischen Problemen, mit selbstverletzendem Verhalten und mit Rückzug von den Eltern.

Schließlich habe Herr L. die Ausbildung abgebrochen und sei zur Höheren Handelsschule gegangen, wo er schließlich das Fachabitur abgelegt habe. „Das Fachabitur hat mir den Weg geöffnet, ich konnte alle Fachhochschulstudiengänge und eventuell an der Uni ja Betriebswirtschaft hätte ich studieren können. Und eh, wusste aber nicht, was ich da machen sollte. In den Beruf bin ich da gekommen, weil unser Religionslehrer hat sich da kündigt gemacht, wie er jeden gefragt hat, was er machen wollte. Und ich hab gesagt, ich wüsste nicht, was ich tun sollte. Und da hat er gefragt, ob ich denn in der Kirche ein Praktikum machen wollte.“ Herr L. habe ein Praktikum im Jugendheim absolviert. „Und während des Praktikums habe ich dann beschlossen Sozialarbeit oder Sozialpädagogik zu studieren und hab mich dann beworben und habe einen Platz bekommen.“

Deutung: Wie in vielen anderen Berichten, in denen Eltern sich nicht um ihre Kinder kümmern, war es auch hier ein Lehrer, der dem Jungen weiter half, ihm einen Beruf vorschlug und einen Praktikumsplatz vermittelte.

Über den Krieg wurde in L.s Familie kaum gesprochen. L. weiß nur, dass der Vater „unterernährt war und nichts zu essen hatte im Krieg und dass er dankbar gewesen wäre, wenn sie das bekommen hätten, was wir bekamen. Und dass er gerne das Fett gegessen hat vom Fleisch.“

Herr L. hat noch eine Schwester, die ein Jahr älter sei als er. Sie habe sich häufig in Konfrontation zu den Eltern befunden, was auf L. bezüglich eigener Kritik an den Eltern abschreckend gewirkt habe: „Ich hab gesehen, dass das nichts bringt. Ich hab mich dann eher zurückgezogen in den Keller. Meine Schwester hat halt immer Auseinandersetzungen geführt mit meinen Eltern. Aber später hat sie dann eingepackt mit meinen Eltern. Dann war das umgedreht. Die hat keine dieser Dummheiten angestellt, die ich gemacht habe, wofür ich geschlagen wurde. Wie das mit dem Essig. Oder ich weiß in S.dorf, da war ein Spülbecken, aber da war ein Eimer drunter, da gabs keinen Abfluss dran. Wenn ich an den Wasserhahn wollte, dann musste ich auf den Eimer klettern. Da ist dann mal der Eimer umgekippt, da ist

dann die ganze Lauge da durch die Wohnung geflossen, da habe ich dann Senge gekriegt. Und solche Sachen habe ich gemacht.“

Deutung: Das Beispiel von der Schwester zeigt, dass Kinder, die „auf Konfrontation“ mit den Eltern waren, dadurch oft Problembewältigungskompetenzen erworben haben, indem sie für sich selbst den Eindruck gewinnen konnten, dass sie es selbst in der Hand hätten, wenn sie geprügelt oder geschimpft wurden. Unbewusst lösten sie den Mechanismus des Prügelns aus, so dass sie quasi ihren Anteil schon kassiert hatten, bevor die Eltern wieder aus niedrigem Grund ausrasteten und prügelten. Durch ihr Verhalten und das Gefühl, dass sie es kontrollieren könnten, haben sie den Eindruck weniger traumatisiert zu sein, als Kinder, die sich verletzt zeigen und sich zurückziehen.

Herrn L. s „Dummheiten“ von denen er erzählt, für die er mit schweren Prügeln bestraft wurde, wie das Fallenlassen einer Essigflasche oder das Umkippen des Eimers, auf den er klettern musste, um überhaupt an den Wasserhahn heran zu reichen, sind eher Ungeschicklichkeiten. Ich deute sie als Teil der ständigen Überforderung, denen der kleine schwächling gewachsene Junge ausgesetzt gewesen war. Statt, dass die Eltern eine Fußbank vor das Waschbecken gestellt hätten, damit das Kind allein an das Wasser heran reicht, wird er verprügelt, weil er aus Versehen, mit dem Eimer, der ihm als Stufe dient, umfällt. Ob er sich etwa dabei weh getan hat, spielt keine Rolle. Nur das ausgelaufene Wasser, dient als Grund, ihn mal wieder zu verprügeln.

L.s Verhältnis zu seiner Schwester sei eher ambivalent. „Wir haben uns als Kinder natürlich viel gezankt, das wurde aber später in der Pubertät dann besser unser Verhältnis zueinander.“ Zusammen gespielt hätten die Geschwister eher wenig und sie hätten auch unterschiedliche Freundeskreise. „Wo wir dann nach Bergheim zogen und auf verschiedene Schulen gingen, meine Schwester hatte ihre Freundinnen und ich hatte meine Freunde gehabt. Meine Schwester ist Volksschullehrerin, Grundschullehrerin jetzt. Die ist zum Gymnasium gegangen. Das hatte man mir nicht zugebilligt. (...) Weil man geglaubt hat, ich wäre zu blöd dafür. Weil ich mich zurückgezogen habe.“

Deutung: Dass der Erzähler und seine Schwester sich oft zankten, hält der Erzähler für „natürlich“. Auch wundert es ihn nicht, dass sie kaum zusammen gespielt haben, was bei Geschwistern mit so einem geringen Altersabstand verwundert. Anscheinend kann er sich nicht vorstellen, dass Kinder gut miteinander auskommen können. Da er keine gute harmonische Beziehung erlebt habe, scheint er den Eindruck zu haben, dass Beziehungen spannungsreich verlaufen müssten. Hier wird es wie auch in anderen Gesprächen mit dem Erzähler deutlich, dass die Schwester offenbar eine engere Beziehung zur Familie gehabt habe. Sie sollte die Tradition des Lehrerberufs fortsetzen, den der Vater wegen des Krieges nicht habe

fortsetzen können. Durch die Auseinandersetzungen und Kämpfe mit den Eltern hat sie anscheinend eine wenn auch durch Aggressivität geprägte aber engere Beziehung zu den Eltern. Seine Eltern hielten den kleinen Jungen für dumm, weil er sich wegen der häufigen Prügel in eine innere Immigration zurückgezogen habe.

Auch Herrn L.s Verhältnis zu den Großeltern väterlicherseits, dem Lehrer, sei offenbar schwierig gewesen. „Mein Großvater hat mich nicht gemocht, das war ganz klar im Nachhinein. Meine Schwester hat er gemocht, mich hat er nicht gemocht. Meiner Schwester hat er ein Sparbuch eingerichtet, mir nicht. Vielleicht war meine Schwester strebsamer. Und ich war mehr praktisch veranlagt. Aber das zählte ja nicht. Meine Schwester, die war vielleicht strebsamer, aber die hat sich auch unheimlich anstrengen müssen, um das Abitur zu machen.“

„Wie kam es, dass die Schwester Abitur machen sollte?“

„Das weiß ich nicht. Vielleicht als Erstgeborene und vielleicht deshalb, als das erste Enkelkind, das geboren war. Und die musste Abitur machen und Lehrerin werden. Die hatte gar keine andere Chance als Lehrerin zu werden. Das war mein Großvater. Das war der Beruf dieser Familie. Mein Vater hätte auch Lehrer werden sollen, wollte auch Lehrer werden. Aber wie gesagt der Krieg. Das hat auch mit dem Krieg zu tun. Das hat er immer wieder gesagt. Er hätte Lehrer werden wollen. (...) er hätte ja dieses Mikätzchen, dieses Mikatzstudium machen können, aber da hatte er schon mit der Post angefangen, als das mit dem Mikatz kam. Und dann hätte er noch mal ne Ausbildung machen müssen und das wollte er nicht mehr. Hat es hinterher wohl bereut hat er mal gesagt.“

1953, als der Erzähler drei, vier Jahre alt gewesen sei, seien die mütterlichen Großeltern mit dem Zug gekommen und hätten ihr gesamtes Hab und Gut auf einem Bolterwagen mitgeführt. Der Großvater habe ihm vorsichtig zugeblinzelt. Das sei nicht plump vertraulich gewesen. Sie hätten Herrn L. die Möglichkeit gegeben, sich anzunähern. Die Großeltern hätten mit in der Zweizimmerwohnung gewohnt. 1958, als der Erzähler mit den Eltern und der Schwester umgezogen sei, seien die Großeltern in der Wohnung geblieben. „Das Verhältnis zu den Großeltern war gut. Mein Opa war für mich das große Vorbild und ich bin dem immer hinterher gelaufen. Wie gesagt, der hat immer so in der Nachbarschaft so Gelegenheitsjobs gehabt. Hat auch später bei ner großen Baufirma als Maschinist gearbeitet. Ich weiß, dass ich mit meiner Oma jeden Mittag dahin gegangen bin und wir haben das Essen dahin gebracht, das Schmidtchen und eh, ich durfte dann bei dem auf den Baumaschinen rumturnen. Und der hat dann in S.dorf hat damals Straßen gebaut durch diese Baufirma und

dann mussten abends da die Laternen angezündet werden. Da bin ich mit ihm rumgelaufen, die Laternen anzünden. (...) Und als wir dann in Bergheim gewohnt haben, sind die auch oft nach Bergheim gekommen.“ Mit dem Großvater mütterlicherseits hat Herr L. offenbar auch gespielt und „gescherzt. Und der hatte halt sehr viele handwerkliche Sachen gemacht und das hat mich halt sehr interessiert. Da habe ich dem nachgeeifert.“ 1959 sei die Oma gestorben. Der Opa sei in dem Dorf allein gewesen und der Jungen habe ihm mit dem Fahrrad Mittagessen gebracht, wenn der Opa im Wasserwerk, wo er später gearbeitet habe, Mittagsschicht gehabt habe. Vom Krieg haben aber offenbar auch diese Großeltern nichts erzählt. Herrn L.s Wissen, wie diese Großeltern die NS-Zeit verbracht hätten, ist ebenfalls begrenzt: „ich weiß, die sind ja als sogenannte Sudetendeutsche da rausgeschmissen worden von den Tschechen, vertrieben worden und von der Erzählung meiner Mutter her, müssen die zu Hause im Wald ein sehr schönes Haus gehabt haben, sehr gut gelebt haben. Und wie gesagt, als sie dann vertrieben worden sind, war das weg. Und ich nehme an, dass das auch so mit ein Grund war. Ich weiß, dass mein Vater, mein Großvater später mal versucht hat, nen Lastenausgleich zu kriegen. Ich weiß, dass das ein großes Thema zu Hause gewesen ist, so Lastenausgleich. Aber ich weiß nicht, ob was gekommen ist oder ob der überhaupt was draus gekriegt hat oder ob da was draus geworden ist.“

Herr L. hat auch offenbar nicht nachgefragt: „Ich kann mich gar nicht dran erinnern, ob ich mal gefragt habe. Ich glaube, wenn ich gefragt habe, gab es auch nur Druck für mich, ne. Ja, ich denke, so unbequeme Fragen endeten immer mit Gegendruck. Deshalb tat sich da nichts. Und dann wars auch wieder gut.“ Herrn L.s Großmutter sei als Jüdin verfolgt gewesen habe er erzählt bekommen und hat es mir auch zu Beginn unseres Interviews erzählt. Erst im Nachhinein, nach unserem Gespräch, als er noch mal nachgefragt habe, wie es gewesen sei, habe er etwas anderes erfahren. Dass die Großmutter mütterlicherseits im Sudetenland als NS-Frauenführerin tätig gewesen sei. Nach dem Krieg sei sie verfolgt worden von den Tschechen und in einem tschechischen Lager gewesen.

Herr L. sagte, in der Schule sei die NS-Zeit überhaupt nicht besprochen worden. Heute lebe Herr L.s Mutter noch, das Verhältnis ist jedoch angespannt. Der Vater sei 2001 gestorben. Im Nachhinein reflektiert L., dass er mit ihm „überhaupt nicht“ habe sprechen können: „Wir waren zwei unterschiedliche Welten.“

Herr L. selbst ist sehr engagiert und macht viel politisch. Auf die Frage, was er denkt, woher dieses Engagement komme, antwortet er: „Ja, weil ich also für mich hat sich eigentlich heraus kristallisiert, ich wollte nie so werden wie mein Vater. Und da rühren auch, denke ich mal, meine ganzen Schwierigkeiten her, dass ich, ich eigentlich immer, immer kontra war. Alles, was Autorität ist, war für mich ein unheimlicher Horror. Und da hab ich gegen gekämpft. Und hab immer versucht, nicht so zu sein, wie mein Vater ist.“

Auf die Frage, ob sich für ihn als Kind der Flüchtlingsstatuts bemerkbar gemacht habe, antwortet Herr L.: „Ja, mit Sicherheit! Ich sag immer, ich empfinde mich, obwohl ich im Rheinland geboren bin, nicht als Rheinländer. Für mich sind die Rheinländer in ihrer Mentalität ein sehr arrogantes oberflächliches Volk, von ihrer Mentalität sehr eingenommen, sehr von sich überzeugt, intolerant. Ja, ich finde auch, dass ich wenig Kontakt zu reinen Rheinländern habe, weil ich mit denen gar nicht so gut auskomme. Und eh, ja das hat mich eigentlich mein ganzes Leben so geprägt. So, dass ich durchgängig immer wieder so Erfahrungen gemacht habe. Wo ich gedacht habe, Mensch, das hättest du wissen müssen.“

„Wie würden sie den Mentalitätsunterschied ausdrücken? Z.B. die Intoleranz?“

„Ja, ich habe gesagt, dass ich mich immer gegen Autorität gestellt habe und auch immer so ein bisschen gegen den sogenannten Mainstream anzugehen, mich dem nicht zu unterwerfen. Ich denke mal, das habe ich in meinem Berufsleben so gehandhabt und auch in meinem ja, wie gesagt, wenn ich dann privat Kontakt bekommen habe zu einem Kollegen und hab dem dann was rausgelassen, weil ich gedacht habe, der hört dir zu, der ist wirklich an dir interessiert, dann ist es eigentlich nur darum gegangen, irgend ein Thema für irgendwelchen Tratsch zu finden.“ Ein Gefühl von Heimat empfinde Herr L. nicht: „Nee, also der Begriff Heimat ist für mich mit nichts besetzt. Gar nicht. Also ich könnte mit dem Begriff Heimat nichts anfangen. Ich wüsste gar nicht, was ich als Heimat bezeichnen soll. Weder der Ort, wo ich geboren bin, wo ich lange gelebt habe. Bergheim überhaupt nicht. Das ist für mich ganz furchtbar, wenn ich daran denke, wenn ich das auch sehe, wenn ich dahin komme. Und wo ich jetzt bin halt hier.“ Die Heimat der Eltern habe Herr L. vor einiger Zeit mit einem Freund zusammen besucht: „Ja, ich bin vor zwei Jahren mit meinem Freund, der mit der Prager Universität zusammen arbeitet im Obstbau, ehm, Baumzuchtungen und so was, der hat mich mal mitgenommen darunter. Und dann haben wir auf dem Rückweg extra mal da einen Umweg gemacht. Ja, ich weiß nicht Uschbiki oder

ich weiß nicht, wie das da jetzt heißt. Kann ich gar nicht aussprechen. Ja und dann sind wir da durch gefahren.“ Ein Gefühl von Heimat habe Herr L. bei diesem Besuch aber nicht empfunden.

Seine Eltern empfinde Herr L. als stark angepasst in der neuen Heimat: „(...) meine Eltern, die haben sich unheimlich angepasst. Die haben sich den rheinischen Brauchtümern immer angepasst. Die waren integriert in Bergheim. Die standen im Vereinsleben dort.“ L. vermutet auch, dass die Eltern sich wohlgefühlt hätten: „(...) für meine Eltern ist Bergheim der Mittelpunkt der Welt gewesen dann.“ Über die Heimatgefühle seiner Schwester kann Herr L. wenig sagen, da die beiden kaum Kontakt hätten, was nach Herrn L.s Vermutung auch damit zusammenhängt, dass die Schwester ungewollt kinderlos sei und er selbst eine Tochter habe.

Noch einmal konkret auf die Themen Krieg, Flucht und Vertreibung angesprochen, resümiert Herr L.: „Ja, der Krieg, weiß ich nicht, aber Vertreibung, das weiß ich, was dabei rausgekommen ist. Also für uns Kinder auch. Also ich kann nicht sagen, dass ich mich an eine glückliche Kindheit zurück erinnern kann, dass ich gesagt hab, in S.dorf und später dann in Bergeheim, dadurch dass ich evangelisch war, da sind wir ja verprügelt worden, da mussten sie Angst haben. Ja, als Evangele, wenn sie da erwischt worden sind auf dem Heimweg, da habe ich Prügel gekriegt. Ich weiß, dass ich da manchmal zwei Stunden gebraucht habe, um nach Hause zu gehen, dass ich da Umwege gegangen bin, um den Katholiken nicht zu begegnen. (...) Die Evangelen hatten am Ende des Schulgeländes auf einer alteingesessenen Volksschule ne Baracke hingestellt bekommen. Und die hatten aber keine eigene Toilettenanlage und dann hatte man auf dem Schulhof einen Strich gezogen. Und diesen Strich dufte man nicht übertreten und wenn, dann haben die Katholiken einen verprügelt. Und eh, die Evangelen durften nicht mal auf das Katholenklo gehen, durften nur auf das Katholenklo gehen, wenn die Katholen den Schulhof geräumt hatten. Wenn die also drin waren, zum Ende der Pause, dann durften wir aufs Klo gehen und da haben sich immer ein paar Katholen versteckt und sich eingeschlossen und wenn wir reinkamen, haben wir auch Prügel gekriegt.“ Die Eltern hätten bei diesem „Religionskrieg“ nicht eingegriffen. Überhaupt hätten die Eltern sich kaum um die Belange der Kinder gekümmert: „Ich weiß noch, als ich die Lehre beendet habe, durfte sie beenden, wo ich dann die Bescheinigung der Schule hatte, dass die mich annimmt, von dem Zeitpunkt an, hat sich mein Vater auch nicht mehr für meinen beruflichen oder schulischen Werdegang interessiert.“ Er „hat sich rausgehalten, auch nichts gefragt. Mal ne blöde

Bemerkung gemacht, als ich ins Studium gegangen war, weil er meinte, eigentlich müsstest du doch mehr machen. Am Anfang des Studiums habe ich zu Hause gewohnt und da müsste ich das, was ich in der Vorlesung mitgeschrieben habe, müsste ich das zu Hause in einer ordentlichen Kladde mir eintragen oder so was. Und wenn er das nicht gesehen hat, dann hat er das mal erwähnt, aber sonst gar nicht. Und auch später als ich im Beruf war, hat er nicht gesagt, was machst du da? Ich weiß, dass er bei anderen Leuten erzählt hat, hat auch mit meiner Berufsbezeichnung angegeben. Und hat was erzählt, was er sich ausgedacht hat.“

Zusammenfassung zum Interview mit Herrn M.K.L.

An M.K.L. ist vor allem das Fremdheitsgefühl auffällig, das ihn sein Leben lang begleitet: Obwohl er im Rheinland geboren worden sei, empfinde er sich nicht als Rheinländer. Er halte die Rheinländer für ein „arrogantes, oberflächliches Volk, von ihrer Mentalität sehr eingenommen, sehr von sich überzeugt, intolerant.“ Er habe wenig Kontakt mit reinen Rheinländern, komme nicht gut mit ihnen aus. Das habe sein Leben geprägt, da habe er immer wieder negative Erfahrungen gemacht. Sicher drückte sich darin auch das Gefühl der einheimischen Erwachsenen aus, die die Flüchtlinge so negativ sahen, dass deren Kinder sich als ausführende Instanz im Recht wähten, wenn sie die Flüchtlingskinder mit der „falschen Religion“ verhauten, ihnen auflauerten, um sie zu quälen und zu verhöhnen. Auch der Deutschlehrer habe seine Ignoranz gezeigt, indem er rheinischen Dialekt gesprochen habe und einen „Übersetzer“ neben den Erzähler gesetzt habe, damit dieser die rheinische Sprache übersetzt bekommen sollte. Auf die Idee Hochdeutsch zu sprechen, sei der Lehrer wohl nicht gekommen. Seine den Schüler missachtende Haltung kann dazu beigetragen haben, dass die katholischen einheimischen Kinder auf ihre Art das Flüchtlingskind unterdrückt hätten.

Der Flüchtlingsjunge hat sein Lebensgefühl aus der Kindheit bis heute nicht aufarbeiten können und lebt nun auch als Erwachsener in seiner „Antihaltung“ fort. Ein entspanntes Wohlbefinden und ein harmonisches Familiengefühl, was er sich eigentlich wünschen würde, mag sich nicht einstellen. Weihnachten und beschauliche Familienfeste seien ihm zuwider. Eigentlich ist er so mit seiner „Antihaltung“ beschäftigt, dass er darüber keine warme, weiche Atmosphäre zu Hause aufbauen kann. Sein Kind sei ihm sehr wichtig und er kümmere sich sehr darum und möchte, dass es eine gute Kindheit hat, die ihm selbst verwehrt worden sei. Auf seine Frau könne er nicht in gutem Maße eingehen. Dies hat er sicher auch zu Hause nicht bei den Eltern erlebt. Das doppelte Flüchtlingsgeschick als Flüchtlingskind in einer fremden Region mit einer anderen Religion und als ungeliebtes sozial verwaistes Kind in der eigenen Familie prägen sein Leben.

Die gesamte Kindheit erscheint überschattet von dem Vertreibungsschicksal der Familie, die aus Pommern und dem Sudetenland stammt. Über den Krieg, der Vater war Soldat und be-

fand sich in russischer Gefangenschaft, wurde nicht gesprochen. Als der Vater nach jahrelanger Gefangenschaft wieder nach Hause kam, brauchte er lange, um sich gesundheitlich zu stabilisieren. Als sich nach einigen Jahren die Möglichkeit ergab, in den höheren Postdienst zu kommen und Beamter zu werden, habe der Vater zu Hause lernen müssen und die Kinder hätten „sich unsichtbar“ machen müssen und den Vater nicht stören dürfen, der unter den beengten Verhältnissen zu Hause versucht habe, in seinem Leben doch noch etwas beruflich zu erreichen und eine angesehene Position zu bekommen.

Nur der Großvater habe sich um den Jungen gekümmert und habe ihn an seinen handwerklichen Tätigkeiten teilnehmen lassen und ließ den Jungen sein Gefühl für Männlichkeit sich entwickeln. Der Vater sei als Autorität für den Jungen abstoßend gewesen. Wärme und Zuneigung seien nicht gezeigt worden. Der Junge habe nicht so werden wollen wie der Vater; alle Autoritäten finde er heute schrecklich. Die Eltern, der Vater hätten ihn zu einer Ausbildung in einem Betrieb gezwungen, wo der Sprecher nicht habe arbeiten wollen. Dass es ihm dort nur schlecht gegangen sei, hätten die Eltern nicht akzeptieren können. Dass er immer wieder ohnmächtig geworden sei von Dämpfen, habe nicht interessiert. In seiner Not habe er sich sogar die Hand schwer verletzen lassen, damit er nicht zur Arbeit gemusst habe. Die ausweglose Situation habe ihn in psychosomatische Erkrankungen gezwungen. Erst als der Hausarzt sich für den Jungen eingesetzt habe, hätte er die ungeliebte Arbeitsstelle verlassen dürfen und zur Schule gehen dürfen.

Die Eltern hätten sich nicht gekümmert. Sie hätten keine Partei für den Sohn ergriffen, nicht einmal hat er eine gute Erinnerung zu berichten. Immer sei er entwertet worden, runtergemacht und habe sich um sich selbst kümmern müssen. Dass solche sozial verwaisten Kinder es ein Leben lang schwer haben und sich nicht wohl und entspannt in dieser Welt fühlen können, ist vorhersehbar. Zu dem Flüchtlingsschicksal als Fremder mit einer anderen Religion in einer fremden Umgebung aufzuwachsen, kommt das entfremdet Sein in der Familie. Die eigenen Gefühle, Bedürfnisse und Wahrnehmungen, die keinen Platz finden und nicht gesehen werden, führen zu einem allgemein entfremdeten Gefühl in dieser Welt. Das ganze Nichtgesehen und Nichtgeschätzt werden führt zu einem allgemeinen Gefühl der Wertlosigkeit und des Unwohlseins. Dass der in seiner Kindheit ständig so entwertete Junge später an einer Depression erkrankte, verwundert nicht, es erscheint grade zu vorhersagbar und als zwingende Folge aus dieser Kindheit.

Dass seine Großmutter als „Halbjüdin“ verfolgt worden sei, erwies sich im Nachhinein als Familienmythos, der dem Jungen damals erzählt worden sei. Bei Nachfragen bei seiner Mutter im Anschluss an unser Gespräch, habe es sich herausgestellt, dass die Großmutter von den Tschechen nach dem Krieg in ein Arbeitslager gebracht worden sei, weil sie in einer NS-Frauenorganisation eine leitende Stelle im Ort gehabt habe, habe die Mutter nun erzählt. Dass die Familie sich hier ähnlich verfolgt und ungerecht behandelt gefühlt haben mag „wie

die Juden“, mag zu diesem Familienmythos beigetragen haben. Möglicherweise kann es ein Verdrängen eines Schuldgefühls in der Familie gewesen sein, was auf diese Weise versucht wurde umzudeuten. Häufig hätten Täter später ihre eigene Beteiligung vertuscht und heruntergespielt, um sich „reinzuwaschen“ und gemeint, „ihnen sie es ja genauso gegangen wie den Juden“ und damit sei quasi eine Gerechtigkeit hergestellt. In keiner der von mir interviewten Familien kam es in Widerstandsfamilien oder jüdischen Familien vor, dass es selbstverständlicher Teil der Erziehung war, dass Kinder geschlagen wurden. In anderen Familien gehörte diese Gewalt gegen Kinder als „normaler Erziehungsstil“ zum Selbstverständnis. Nachgespräche ergeben, dass der Sprecher seit einigen Jahren wegen „Burnout“ in Rente sei. Auch ergibt sich, dass die bestehende Ehe seine zweite Ehe sei. Seine jetzige Frau denke daran, sich zu trennen, wenn das Kind, die Schule abgeschlossen habe. Sie fühle sich nicht geliebt, nicht in ausreichendem Maße gesehen. Ihr Mann gehe nicht auf sie ein. Sie empfinde ihren Mann als kalt und als gefühlsmäßig nicht aufgeschlossen. Das könne sie nicht mehr ertragen. Er versuche alles Mögliche im Haus und in praktischen Dingen für sie zu tun, doch das reiche ihr nicht. Hier zeigt sich auf erschreckende Weise, wie die vorgelebten Muster der Eltern von den Kindern übernommen werden. Auch Herr L. kann diesem Muster offenbar nicht entfliehen, obwohl er seinen Vater explizit ablehnt und bewusst anders sein möchte.

3.10.4. Interview Herr M.F.C.: „Die Kriegsgeschichten meines Vaters haben in mir Bilder hervorgerufen- fast als hätte ich es selbst erlebt.“

Biografische Notiz: Herr M.F.C. wurde 1952 in Süddeutschland geboren. C.s Mutter stammt aus Schlesien, sein Vater aus Mecklenburg- Vorpommern. C. gibt an, er sei behütet bei den Eltern seiner Mutter in einem Dorf aufgewachsen. Seine Eltern seien nicht verheiratet gewesen. Die Mutter sei berufstätig in einem Büro in der Stadt tätig gewesen. Er habe sie die ersten zehn Jahre seines Lebens wenig gesehen, weil er bei den Großeltern lebte. Danach habe sie bis zu seinem Abitur halbtags gearbeitet. Zum Zeitpunkt der Geburt des Erzählers waren die Großeltern, bei denen er zehn Jahre lang überwiegend lebte, über 60 und über 50 Jahre alt gewesen. Die Mutter habe ihren Sohn an den Wochenenden besucht.

Der Vater sei Arzt gewesen, Professor und Offizier. Er habe in Westdeutschland gelebt und sei zum Zeitpunkt der Geburt des Erzählers 59 Jahre alt gewesen. Der Vater sei kurz zuvor aus der Gefangenschaft gekommen und habe die Mutter kennen gelernt, weil sie eigentlich mit einem Kameraden verlobt gewesen sei. Der Vater habe die Briefe der Mutter an ihren Verlobten in der Gefangenschaft gelesen und habe die Frau treffen wollen. Nachdem der Vater aus der Gefangenschaft freigekommen sei, habe er die Frau besucht und es sei zur Zeugung gekommen. Der eigentliche Verlobte habe später das Angebot bekommen, seine ehemalige Verlobte zu heiraten, doch der habe sie dann nicht mehr gewollt. Der Vater des Sprechers sei jedoch zu dem Zeitpunkt der Zeugung mit einer anderen Frau verheiratet gewesen.

Der Vater sei Jahrgang 1893 gewesen und er sei 97 Jahre alt geworden. Nach dem Tod der ersten Frau habe er die Mutter geheiratet und sie hätten noch elf Jahre zusammen gelebt. Die Großeltern stammten aus der Nähe von Breslau und hätten dort ein Lebensmittelgeschäft betrieben und drei Häuser besessen. Sie hätten sich ihren Lastenausgleich als Rente auszahlen lassen.

Bereits in der Vorgeschichte wird deutlich, wie schwierig die Verhältnisse in dieser Zeit oft waren. Alle Beteiligten sind aus ihrem ursprünglichen Umgebungsfeld heraus gerissen worden und mehr oder weniger entwurzelt gewesen. Der Vater des Sprechers, der durch die Briefe der Verlobten seines Mitgefangenen, etwas über die Mutter des Sprechers erfahren habe, habe diese Frau kennenlernen wollen. Und es sei zur Zeugung des Kindes gekommen.

In der vorliegenden Erzählung sei der Mann schon verheiratet gewesen, (habe mehrere Kinder gehabt), und hatte aufgrund seines Alters und weil er schon verheiratet und Vater war, auch Erfahrung. Als Arzt habe er mit Sicherheit gewusst, wie man verhüte. Er habe aber seine erste Frau nicht verlassen wollen, mit der er auch Kinder gehabt habe. Da Scheidung damals gesellschaftlich nicht anerkannt gewesen war, sei eine Scheidung vermutlich nicht in Frage gekommen. Der Vater habe die Mutter des Sprechers seinem Kameraden, dem ursprünglichen Verlobten der Frau „angeboten“, nachdem sie schwanger geworden sei. Dieser ursprüngliche Verlobte habe sie dann aber nicht mehr gewollt. Ob die junge unerfahrene Frau sich darüber bewusst gewesen sei, dass sie schwanger werden würde und welche Konsequenzen das haben würde, geht nicht aus den Aussagen von C. hervor.

Sie habe in einem Büro in der Stadt arbeiten müssen, während ihre Eltern das Kind, den Erzähler, aufzogen hätten. Nach dem Tod der ersten Frau, habe der Vater mit 86 Jahren die Mutter des Erzählers geheiratet und sie hätten noch elf Jahre gemeinsam gelebt.

Zu dem Thema Flucht und Vertreibung habe ich mit dem mit mir befreundeten Arzt mehrere Gespräche geführt. Das Gespräch findet in seiner Wohnung in Norddeutschland statt.

Herr C. hat ambivalente Erinnerungen an seine Kindheit: „Ich sag ja, den Verlust oder das Nichtdasein meiner Eltern habe ich natürlich schmerzlich empfunden, ehm und auf der anderen Seite, eben diese Atmosphäre im Allgäu in einem kleinen Dorf in der Nähe von L. aufzuwachsen, habe ich eben sehr idyllisch empfunden. Es gab ja kein, ja keinen modernen Wohlstandstress, kein Geschäft. Tja, alle waren relativ arm und haben bescheiden gelebt und alles war einheitlich. Die Kirche war hundert Meter entfernt, die Schule war hundert Meter entfernt. Die Spielkameraden wohnten in Nachbarhäusern. Spielzeug hatten wir überwiegend nicht. Wir haben überwiegend draußen gespielt und mit der Natur gespielt. Es war eigentlich, was das anbelangt, auch eine sehr hohe Geborgenheit.“

„Nach der Geburt gab es ein paar Schwierigkeiten, ich war kurz im Kinderheim, da hab ich nicht richtig gegessen. Meine Mutter war da ziemlich verzweifelt und hat dann zu ihrer Mutter gesagt: Mensch, kannst du nicht das Kind nehmen, das will nicht essen im Kinderheim und das geht nicht. Was ich natürlich ganz schön stark fand, dass meine Mutter mich ins Kinderheim gegeben hat und nicht von vornherein geklärt hat, wie zieh ich dieses Kind groß. Sie hätte ja auch sagen können: Also liebe Eltern, zieht mit mir nach L. und wir nehmen uns eine Wohnung und ich kümmer mich um mein Kind wenigstens nach der Arbeit. Eine Sache, die ich sicherlich nicht richtig verstanden habe, genauso wenig wie ich glaube, dass meine Mutter ja, ehm,

nicht wusste, dass mein Vater nicht irgendwo gebunden war, weil es eigentlich selbstverständlich war, dass die meisten Männer verheiratet sind, wenigstens verwitwet sind. Und da nicht nachzufragen, angeblich hätte sie da nicht nachgefragt. (...) Ja, das ist alles wie in einem Nebel von nicht zugeben wollen und ja wie meine Tante dann mal sagte, ja wenn ich schwanger bin, dann wird er mich wohl heiraten, dann muss er mich heiraten. Und dem Selbst und den Lügen, die man sich selbst fabriziert hat, sagen wir mal, um diese schwierige Situation ein Kind abzugeben, um da auch vor seinem eigenen Gewissen bestehen zu können.“ Die Mutter sei dann mit einem weiteren Kind schwanger gewesen und habe es unter Komplikationen abgetrieben. „Genauso wie ich durch meine beste Tante weiß, dass meine Mutter abgetrieben hat und ich sonst wahrscheinlich eine drei Jahre jüngere Schwester hätte.“

Deutung: Auffällig ist der Widerspruch zwischen der scheinbaren Idylle, in der Herr C. aufgewachsen ist und dem Makel, der an Mutter und Sohn hängt, weil die Mutter nicht mit dem Vater verheiratet war. Die Großeltern, die sich an Stelle der Eltern um den Jungen gekümmert haben, waren selbst vom Krieg und dem Verlust der Heimat und ihres Besitzes seelisch gezeichnet. Aus Überforderung hat die Mutter das Kind erst in ein Kinderheim gegeben, wo der Säugling aber nicht habe essen wollen. Eine solche Trennung eines Säuglings von der Mutter führt zu frühen Bindungsstörungen und seelischen Belastungen. Das Verweigern des Kindes von Nahrung kann ein Zeichen einer Bindungsstörung sein. Die Bindung an die Mutter ist durch die genannten Umstände von Anfang an problematisch gewesen.

Erschwert wurden die Umstände dadurch, dass die Mutter durch die Fluchtgeschichte als junge Frau ihren Status als Tochter einer Kaufmannsfamilie verloren habe und als Tochter aus einem angesehenen Geschäftshaushalt heraus plötzlich zu einer mittellosen jungen Frau geworden sei, die im Büro habe arbeiten müssen. „Ja, das ist alles wie in einem Nebel von nicht zugeben wollen...“ Der Erzähler scheint die Beziehung der Mutter und ihren Gefühlen und Sehnsüchten wie in einem Nebel zu empfinden und auch ihre Äußerungen dazu, scheinen nebulös zu bleiben, wie die Beziehung zu dem Vater damals gewesen sei. Aber auch wie die Mutter die Beziehung zu ihm als kleinem Säugling habe gestalten können.

Der Vater habe die junge Mutter damals nicht geheiratet. Er habe sogar noch seinem Kriegskameraden vorgeschlagen, seine ehemalige Verlobte doch noch zu heiraten, was dieser abgelehnt habe. Die Mutter scheint dem Vater die ganzen Jahre treu geblieben zu sein. Von einer anderen Beziehung weiß der Erzähler nichts.

Herr. C. äußert Enttäuschung über seine Mutter: Dass sie das Aufziehen von ihm nicht besser geplant habe, nicht seine Eltern zuerst angesprochen habe, ihn in ein

Kinderheim verbracht habe, habe ihm nicht gefallen. Trotzdem der Vater gebunden gewesen sei, habe sich die Mutter auf weitere sexuelle Beziehungen zu ihm eingelassen und eine weitere Schwangerschaft riskiert. Zu dem Verhalten seines Vaters äußert der Erzähler sich nicht. Dass der Vater auch nicht aufgepasst habe und als verheirateter Mann offenbar eine sexuelle Beziehung zu der Mutter seines außerehelichen Kindes hatte, stellt der Sprecher nicht in Frage. Das womöglich die Mutter ihr Leben in Gefahr gebracht haben könnte durch die Abtreibung, scheint keine Überlegung für den Erzähler zu sein.

Kommentar: Unzählige Frauen, ließen Abtreibungen über sich ergehen. Sie waren in seelischer Not und wurden von ihrer Familie und meist den Erzeugern im Stich gelassen. Abtreibungen kamen gerade in den ungeordneten Zeiten während und nach dem Krieg vor. Da Abtreibungen per Gesetz verboten waren, gingen schwangere Frauen zur Abtreibung zu sogenannten Kurfuscherinnen und Engelmacherinnen. Das waren Frauen, die gegen Bezahlung- oft mit gefährlichsten Methoden- den Fötus im Mutterlieb töteten. Unzählige Frauen litten Schmerzen und nicht wenige starben an Infektionen oder verbluteten. Abtreibung war seit 1871 dem Beginn des deutschen Kaiserreiches verboten. Das Reich brauchte Soldaten. In ländlichen Gegenden und nicht nur dort wurde Abtreibung als Schwangerschaftsverhütung betrieben. Bis in die 70er Jahre hinein wurde in ländlichen, besonders katholischen Gebieten wie dem Schwarzwald auch Gebärmuttern herausoperiert, um mit der Gebärmutter auch gleich einen Fötus zu entnehmen. Diese Methode beschrieben von der Frauenärztin Ehret-Wagner, war dem katholischen Denken näher, da auf diese Art, weder eine verbotene Verhütung, noch eine verbotene Abtreibung praktiziert wurde. Wie es den Frauen dabei ging, welches Selbstwertbewusstsein sie dabei entwickeln konnten, welches Verhältnis zu ihrem Körper sie hatten, lässt sich nur vermuten, konkrete Untersuchungen dazu gibt es nicht. „So wurden 1969 nur noch 276 Frauen wegen Abtreibung vor den Richter zitiert und zu Minimalstrafen verurteilt. (...) Aber die zentrale Funktion des Gesetzes war trotzdem weiterhin erfüllt: die der Einschüchterung und Entmündigung. Das Gesetz schwebte weiterhin wie ein Damoklesschwert über den Frauen und Ärztinnen.“²⁷⁶

Der Arzt Dr. Richard Hausknecht von der „Organisation für geplante Elternschaft“ erzählt, wie es vor der Legalisierung der Abtreibung zugeht. „Die Frauen lagen nackt auf unseren Operationstischen, halb verblutet, mit schrecklichen Gegenständen in der Vagina und zerstörten Körpern.“²⁷⁷ Aus Deutschland gibt es aus der Zeit keine offiziellen Zahlen. Für das Jahr 1969 gibt es aus den U.S.A. die Zahl, dass 5000 Frauen an illegalen unsachgemäßen

²⁷⁶ Schwarzer (2007), Die Antwort, S.77

²⁷⁷ Schwarzer (2007), S.78

Abtreibungen verbluteten und starben.²⁷⁸ Welche Angst, welche Scham, welche Traumatisierungen neben den körperlichen Schäden die überlebenden Frauen durchlitten, lässt sich nur erahnen. Neben der gesellschaftlichen Ächtung waren zusätzlich die körperlichen Folgen zu verkraften. Sexualität außerhalb der Ehe bedeutete für Frauen gesellschaftliche Verachtung und im Falle unerwünschter Schwangerschaft, war die Abtreibung mit der Gefahr des Todes verbunden.

Herr C. der Erzähler spricht von der für ihn schwierigen Beziehung zu seiner Mutter. Die unsichere Bindung des Kindes an die Mutter unter diesen unsicheren Umständen ist impliziert. Dass frischgeborene Säuglinge in Kinderheimen starben, kam nicht selten vor. Häufig verweigern Kinder die Nahrung, wenn sie nicht genug Zuwendung bekommen. Ohne Bezugsperson treten alle Schäden des Hospitalismus bis hin zum Kindstod auf.²⁷⁹ Herr C. empfindet es selbst als Glück, dass er als Kind dann von den Großeltern aufgezogen wurde, die zu Ersatzeltern geworden seien.

Zu seiner Großmutter habe der Erzähler uneingeschränkte Liebe empfunden und er habe sie als seine wirkliche Mutter empfunden. Zu ihrem Sterbebett sei er nicht von Verwandten gerufen worden, was er als schmerzlich empfunden habe. Erst als sie tot gewesen sei, sei es ihm mitgeteilt worden. Der Großvater wird von dem Erzähler als depressiv beschrieben. Herr C. vermutet, dass er nicht damit zu Recht gekommen sei, dass er sein Geschäft verloren habe. Aber auch die Großmutter habe sich mit den erlittenen Verlusten schwer getan: „Tja und meine Großmutter war natürlich ein angenehmes Leben gewöhnt mit Dienstmädchen und eigenem Haus und jetzt sozusagen in einem hundert Jahre alten Bauernhaus ne Zweizimmerwohnung ohne Kalt- und fließend Warmwasser zu wohnen, ja das hat sie natürlich auch nicht so leicht verkraftet. Hat sich in die Religion geflüchtet, in die schöngeistige Literatur, in die Musik, hat die Realität ihres Lebens nicht mehr bearbeitet. Ich war, wie sie immer sagte „ihr Sonnenscheinchen“ und sie hat mich im Gegensatz zu ihren Kindern liebevoll erzogen. Ihre Kinder besonders auch meine Mutter klagen noch heute, wie knallhart und unbarmherzig meine Mutter beziehungsweise meine Großmutter gewesen ist.“

Herrn C.s Großeltern seien durch die Kriege traumatisiert gewesen. Ob der Großvater schon am Ersten Weltkrieg teilnahm, ist Herrn C. nicht bekannt. Da er aber über sechzig Jahre alt war, ist es zu vermuten, dass er den Ersten Weltkrieg aktiv als Soldat erlebt haben kann. Die Kriegsbegeisterung erfüllte im Ersten Weltkrieg die Massen und viele Jugendliche meldeten

²⁷⁸ Schwarzer (2007), S.68

²⁷⁹ Chamberlain (2003), Huber (2010), Multiple Persönlichkeiten, Seelische Zersplitterung nach Gewalt

sich freiwillig. Welche Erlebnisse er da gehabt haben mag, lässt sich nur vermuten. Sollte er nicht als Soldat am Ersten Weltkrieg teilgenommen haben, so wird er zumindest durch die hohen Verluste, viele seiner Schulkameraden verloren haben und anderes Leid und Elend des Krieges auch mitbekommen haben. Wie die Beziehung zwischen der Großmutter und dem nach dem Krieg depressiven Mann war, berichtet der Erzähler nicht.

Nach den vier Jahren mit einzügiger Volksschule sei Herr C. in die Stadt gezogen zu seiner Mutter und dort zum Gymnasium gegangen. „Das war sicherlich ein Einschnitt, sozusagen diese Idylle aus dem Dorf, in diesem Leben, was fast hundert Jahre vorher gewesen ist, war sicherlich ein ganz großer Bruch aus der Kindheit herauszufallen, ja in eine Leistungsgesellschaft.“ Auf dem Gymnasium sei Herrn C. aber auch klar gewesen, dass er nur durch Leistung selbst den Aufstieg schaffen würde: „In der Schule war mir damals schon klar, wenn ich aus meiner Armutsmisere heraus wollte, dass ich unbedingt das Abitur schaffen müsste, denn mein Vater hat nicht sehr großzügig gezahlt.“

Der Vater habe die Mutter und das Kind mehrmals im Jahr für einige Tage besucht. Weil der Sprecher die vielen Tanten, die auch in der Nähe der Mutter gewohnt hätten, satt gehabt habe und näher zu seinem Vater gewollt habe, sei er als Student nach Norddeutschland in die Nähe des Vaters gezogen. Sein knapp sieben Jahre langes Studium habe der Vater bezahlt. „Das hat mein Vater bezahlt, was ich sehr nett von ihm fand, was seine damalige Frau meine monatlichen Studiengelder, die ich überwiesen bekam, sogar erhöht hatte, was mich doch sehr berührt hat, von ihrer Art, wie sie sich mir gegenüber verhalten hat. Fand ich eine sehr nette, sehr faire Frau, die übrigens auch aus Schlesien stammte und die Tochter eines Pastors war.“

Der Sprecher habe zwei ältere Halbgeschwister, zu denen er wenig bzw. keinen Kontakt habe. Die ältere Schwester habe sich von ihm und seiner Mutter um das „Erbe meines Vaters geprellt“ gefühlt. Nach dem Tod der ersten Frau habe der Vater zuerst bei seinem ältesten Sohn auf dem Hof gelebt. Er sei ebenfalls Offizier gewesen und habe nebenher eine Pferdezucht betrieben. Dort habe sich der Vater nicht wohl gefühlt und habe dann die Mutter des Erzählers geheiratet und sei zu ihr nach Süddeutschland gezogen.

Bei der anstehenden Berufswahl habe „der Mensch an sich“ den Sprecher am meisten interessiert und er habe überlegt, zur Bundeswehr zu gehen, Lehrer zu werden oder Psychologie zu studieren. Die Psychologie sei ihm zu immateriell gewesen und so habe er Medizin studiert. Anschließend habe er seinen Wehrdienst als Stabsarzt

absolviert. Während dieser Zeit habe er seine Frau geheiratet. Nach drei Jahren und nach weiteren zwei Jahren seien die gemeinsamen Söhne auf die Welt gekommen. Sein Vater habe Tiermedizin, Humanmedizin und Landwirtschaft studiert und sei Professor für Geschichte der Veterinärwissenschaft in Berlin gewesen. Er sei bereits im Ersten Weltkrieg Offizier gewesen, da habe er sich freiwillig gemeldet. 1933 habe er sich reaktivieren lassen, weil er nicht in die NSDAP gewollt habe oder weil er sonst keine Professur bekommen habe. Er habe halbtags an der Universität und halbtags als Offizier für Veterinärmedizin gearbeitet. „Und so war er auch im Zweiten Weltkrieg überwiegend für die Versorgung der Truppe, für die Pferde, für die Kühe, für die Ernährung zuständig, war am Schluss des Zweiten Weltkrieges 1944, bevor er gefangen genommen wurde, Oberst.“

„(...) und es war dann alles weg nach dem Krieg, das Vermögen, der Besitz. Ja, er hat dann nach dem Krieg erst mal bei den Briten gearbeitet. Ich glaube als Arzt in seinem Lager. Später bei seinem Sohn auf dem Hof, später in Bad X. eine kleine Badepraxis aufgemacht, da war er schon sechzig Jahre alt.“

Trotz der Entfernung und der unehelichen Situation scheint es eine vertrauensvolle Beziehung zwischen Mutter und Vater sowie zwischen Sohn und Vater gegeben zu haben. Es habe viele Gespräche gegeben und der Sohn sei schließlich auch beruflich in die Fußstapfen des Vaters getreten. Die Ehefrau des Vaters, sei dem Fehltritt des Mannes gegenüber tolerant gewesen und habe dafür gesorgt, dass der Erzähler mehr Studienunterhalt vom Vater erhalten habe. Auch der älteste Sohn, der Halbbruder des Erzählers, sei Offizier wie der Vater gewesen. Nebenbei habe er einen Hof gehabt und Pferde gezüchtet. So scheint der Vater eine starke Identifikationsfigur gewesen zu sein und den Beruf des Offiziers seinen Söhnen positiv vermittelt zu haben. Der Vater habe mehrere Studien abgeschlossen und eine Professur gehabt.

Über den Krieg habe der Erzähler mit seinem Vater „vielleicht hunderte Male geredet, über den Ersten Weltkrieg, über den Zweiten Weltkrieg. Er hat mir sein Tagebuch zu lesen gegeben.“ Der Vater habe es drucken lassen oder von der Mutter abschreiben lassen. Die Beteiligung des Vaters am Krieg sei unterschiedlich gewesen. Im Ersten Weltkrieg, als er im Offiziersrang noch nicht so aufgestiegen gewesen sei, sei er mehrfach in gefährlichen Situationen gewesen. Im Zweiten Weltkrieg, habe er zum Teil befehligende Funktionen gehabt und habe sich überwiegend um die Versorgung der Truppe gekümmert.

„Er ist auch oft, weil seine Ehe nicht so gut war, angeblich freiwillig Patrouille geritten und hätte natürlich auch von Partisanen erschossen werden können. Er hat zum Teil angeblich wegen einer nicht so glücklichen Ehe, häufig auf Fronturlaub verzichtet und war bereit Dinge zu tun, die nicht ganz ungefährlich waren.“

„Er war an der Ostfront eingesetzt im Mittelabschnitt. Er hat das Massaker in Kiew erlebt, wo, weiß ich nicht, fünfzigtausend Juden erschossen wurden. Das hat er mir mehrmals erzählt. Ich hab die Briefe, die er an seine damalige Frau geschickt hat, wo er das Massaker in Kiew erwähnt (...).“

Der Vater habe seinem jüngsten Sohn verschiedene Erlebnisse erzählt, u.a. als ein Soldat versucht habe, mit einer einzigen Kugel eine Mutter mit ihrem Baby auf dem Arm zu erschießen. Der Vater habe solches Verhalten abgelehnt.

Vor 1943 oder 1944 habe der Vater nicht von solchen Massakern gehört. Nun habe er sie selbst erlebt und sei davon so berührt gewesen, dass er die Vorkommnisse an höhere Stellen berichtet habe, darauf hin sei er belehrt worden, dass er darüber nicht sprechen solle und sonst erschossen würde.

„Also mein Vater hat natürlich versucht, auch seine Geschichte ein bisschen zu beschönigen.“ Von seinem Halbbruder habe der Sprecher erfahren, dass sein Vater einige Jahre Mitglied der NSDAP gewesen sei und einige rechte Schriften verfasst habe, die der Bruder ihm auch gezeigt habe. Der Sprecher habe sich in der Pubertät sehr mit dem Thema auseinander gesetzt und habe die Konzentrationslager Fürstenberg und Dachau besucht. Er sei zu der Auffassung gelangt, dass er sich selbst vielleicht auch nicht besser verhalten hätte und auch ein Mitläufer gewesen wäre. Trotzdem der Erzähler nicht bei seinem Vater aufgewachsen sei, hätten sie doch eine relativ enge vertrauensvolle Beziehung gehabt. Der junge Mann habe immer wieder mit seinem Vater über die NS-Zeit gesprochen „vielleicht hunderte Male“ und der Vater habe auch bereitwillig Auskunft gegeben. Er habe sogar sein Tagebuch welches gedruckt oder von der Mutter abgetippt worden sei, dem Sohn zu lesen gegeben.

Deutung: Der Vater stellt sich als im Grunde, heute würde man sagen- naiven- Mitläufer dar, einer der lange Zeit nichts mitbekommen haben wolle von der Judenverfolgung und dann gegen Ende des Krieges, als die Massaker und Judenverfolgung immer schlimmer geworden seien, habe er einige Massaker selbst erlebt. Dass er sie vorher nicht mitbekommen haben will, könnte daran gelegen haben, dass er im Krieg gewesen sei und vielleicht gar nicht viel Informationen aus dem Zivilleben erhalten habe. Möglicherweise hat er aber auch einfach, wie so viele die Fakten verdrängt.

Der Halbbruder des Sprechers habe ihm von „rechten Schriften“, die der Vater verfasst habe erzählt, die Schriften gezeigt und dem Erzähler auch die Mitgliedschaft in der NSDAP mitgeteilt. Trotzdem sei der Vater vermutlich der Ansicht gewesen, dass vieles nicht so umgesetzt werden würde, wie Adolf Hitler es schon in seinem Buch „Mein Kampf“ aufgeschrieben habe. Erst als der Vater die Massaker selbst erlebt habe, sei er geschockt gewesen und habe versucht es an höhere Stellen zu melden. Diese hätten ihn zum Schweigen verpflichtet. Erst da scheint er verstanden zu haben, was wirklich passiert sei. Die Menschenverachtung habe sich in Episoden gezeigt, wie dem Soldaten, der seinen „sportlichen Ehrgeiz“ darein gesetzt habe, mit nur einer Kugel eine Mutter mit ihrem Säugling auf dem Arm beide zu erschießen. Bei Herrn C. lässt sich ein großes Bemühen erkennen, den Vater zu verstehen, der sich in einer ambivalenten Lage befunden habe, einerseits das Offiziersleben geliebt habe, auch die Ausritte, das Abenteuer, die männlichen Rituale. Andererseits sei es irgendwann nicht mehr zu übersehen gewesen, dass er in einem menschenverachtenden Unrechtsregime gelebt habe, in dem auch er ein handelnder Teil gewesen sei. Auch der Sprecher glaube, dass er in der gleichen Situation sich vielleicht ähnlich wie der Vater verhalten hätte und als Mitläufer agiert hätte. Möglicherweise sei die Verflochtenheit seines Vaters und seines Halbbruders mit dem Militär auch ein Grund für ihn gewesen, seinen Wehrdienst als Stabsarzt abzuleisten.

Dass seine Frau, die er inzwischen geheiratet habe und mit der er Kinder bekommen habe, gegen das Militär eingestellt gewesen sei, sei für den Sprecher zu einem großen Problem geworden: „Ja, das war sicherlich so eine Situation, dass meine jetzige Exfrau damals sehr gegen die Bundeswehr war und ich unter ihrem Druck oder ihrem Einfluss oder wie man das nennt, am Schluss der Wehrdienstzeit den, ähhh, Wehrdienst noch nachträglich verweigert habe und noch zweimal, ähhh, durch diese, ähhh, Gewissensprüfung durchgefallen bin und erst am Schluss vor dem Verwaltungsgericht in H. meine Anerkennung als Kriegsdienstverweigerer erreicht habe. Da spiegelt sich sicherlich meine ambivalente Haltung wider zum Militär und zu der Notwendigkeit im Zweifelsfall auch sich zu verteidigen und zu töten.“

Obwohl der Sprecher schon seine Zeit als Militärarzt fast abgeschlossen gehabt hätte, habe er dann unter dem Einfluss der Frau seinen Wehrdienst verweigert. Dies habe sicherlich zu erheblichen Konflikten und psychischen Belastungen geführt. Seine ambivalente Haltung zu dem Thema ist ihm noch heute anzumerken. In der sonst so klaren oft druckreifen Sprache, kommen in diesem Teil des Interviews plötzlich viele „Ähs“ vor.

Er habe damals mit seiner Familie in Norddeutschland gelebt. Er habe dann seine Facharztausbildung gemacht. Seine Frau habe Theologie studiert. „Tja, das übliche Familienleben mit Freude und Schmerz, Kinderkrankheiten, Schönem und weniger Schönem, äh, Ehegeschichten und schöne Fernreisen, wie die meisten auch und

vielen Fernreisen, weil meine, äh, Exfrau ihr Theologiestudium in dieser Zeit, als die Kinder klein waren durchziehen musste und dazu fast vierzehn Jahre gebraucht hat.“
Kommentar: Da ein normales Theologiestudium leicht sieben Jahre dauerte, zumal falls noch die Sprachprüfungen abzulegen wären, ein Latinum, ein Graecum, ein Hebraicum abzulegen waren, fand ich, dass vierzehn Jahre eine normale Zeit waren, wenn die Frau noch die Kinder und den Haushalt zu versorgen hatte und somit nicht Vollzeit studieren konnte. Er selbst habe Vollzeit sieben Jahre für sein Medizinstudium gebraucht.

Dass seine Frau aus Westdeutschland gestammt hätte, habe C. als trennend empfunden. „Also ich denke schon, dass sie nicht verstanden hat, wie es ist, nichts mitzubringen, auch in die Ehe nichts mitzubringen, ähh, nicht mal einen Stuhl oder einen Tisch. Und dann da in einer Gegend zu wohnen, die eigentlich nicht die eigene Heimat ist, wie zum Beispiel damals in Bayern. Wo die Leute eine andere Sprache gesprochen haben, einen bayrischen Dialekt und nicht so wie ich Hochdeutsch.“ (...) „Ich denke, dass es auch ein Stück weit ein Fehler war, bei ihr und ihrer Familie ein Stück weit Heimat zu suchen und das da aufzubauen.“ (...)

„Also, was ja eben schon sehr gut zeigt, dass das ein wichtiger Punkt war, dass unsere sogenannte Honeymoonzeit, also die Reise nach der Hochzeit, äh, ursprünglich geplant war nach Polen, nach Masuren, dann aber ausfiel, weil da schlechtes Wetter war in Polen, Überschwemmung und wir nur, ähh, die Heimat meiner Mutter besuchen konnten in Schlesien, in Breslau für drei Tage und dann sind wir wieder, wegen des schlechten Wetters zurück gefahren. Aber immerhin sind wir eben neben Italien und Frankreich eben auch in Polen bei meinen Vorfahren gewesen. Damals habe ich auch zum ersten Mal die Häuser meiner Großeltern gesehen, die alle noch gut erhalten sind.“

„Meine Schwiegermutter, die ich sehr geliebt habe, mehr als meine eigene Mutter, ist leider, wie das zweite Kind da war, nach einem halben Jahr später gestorben, die uns eine große Hilfe gewesen ist, so dass die übliche Hilfestellung durch die Großeltern am Beginn der Ehe schon weggebrochen ist.“

„Das war ein vorübergehendes Heimatgefühl, genau so wie das Heimatgefühl in dem Dorf, in dem ich aufgewachsen bin, hm, aber ich würde Polen und war eh, zweimal eh, in Drachenberg, wo meine Großeltern herkommen und hab das Rathaus in Breslau gesehen und für mich bedeutet es schon ein ganz starkes Heimatgefühl, in dieser Gegend zu sein, was also durchaus größer ist, als das Heimatgefühl in Bayern, wo jetzt das Haus, wo ich gelebt habe, dem Erdboden gleichgemacht wor-

den ist, wo ich das dann da, außer dem Dorf auch nichts ist, wo ich drin gelebt hätte, kein Haus mehr da ist.

Es ist sicherlich ein Trost, dass die Häuser meiner Großeltern in Polen gut in Schuss sind und weiter bestehen, auch wenn da andere drin sind. Es ist doch ein gutes Gefühl, dass da etwas ist von der Vergangenheit.“

Deutung: Eine innere Zerrissenheit, eine Heimatlosigkeit, in der Sprache und in der Kultur prägen Herrn C.s Lebensgefühl. Den Versuch, Heimat in der Familie seiner Frau zu suchen, sieht er rückblickend als Fehler an. Es zeigt, dass er sich als Flüchtlingskind gefühlt hat und nicht als einheimischer Bayer. Er habe auch nicht den süddeutschen Dialekt gesprochen und habe Hochdeutsch gesprochen. In Schlesien in den noch bestehenden Häusern seiner Großeltern suchte er vermutlich während der Hochzeitsreise nach Verbundenheit und Heimat.

Die Ehe scheiterte, als die Frau ihre Abschlussprüfung gemacht habe. Jahre vorher habe sich der Erzähler in eine Krankenschwester verliebt. Die Beziehung sei zwar platonisch geblieben, jedoch habe diese Beziehung wiederholt zu Spannungen in der Ehe geführt. Es sei um einen Machtkampf gegangen und seine Frau habe nicht gewollt, dass er diese andere Frau getroffen habe. Von seiner Frau habe er sich eher dominiert gefühlt. Der Versuch, dass beide beruflich vorankommen sollten und gleichzeitig eine Familie mit Kindern haben wollten, sei sehr schwierig gewesen. Die Gefühle für die Heimat seiner Frau in Norddeutschland und das Dorf in Süddeutschland, wo er aufgewachsen sei, beschreibt der Erzähler als „temporäre Heimatgefühle.“

Er habe viel darüber philosophiert, was aus ihm geworden sei, wenn es den Krieg nicht gegeben hätte und dass er dann im Wohlstand aufgewachsen wäre und sicherlich nicht so viel über Lebenssinn, Glauben, Gut und Böse nachgedacht haben würde. Zeitgleich mit der Scheidung habe Herr C. eine schwere Krankheit durch gemacht. Da er nicht gewusst habe, wie es bei ihm wegen seiner Erkrankung weitergehen würde und er die Kosten der Scheidung befürchtet habe, habe er die nächstbeste Stelle angenommen: „Und weil ich wusste, dass Scheidung teuer ist, weil ich wusste, die nächst beste Stelle die werde ich nehmen, um auch diese ganzen Abschläge die durch Frühpensionierung und Ehescheidung usw. auf mich zukommen, finanziell verkraften zu können und nicht finanziell total einzubrechen und mir gar nichts mehr leisten zu können, wie viele andere, anderen Eheleuten es danach geht, dass dann einer von beiden in Armut fällt.“

Die Schwiegermutter, zu der er die Beziehung sogar als Liebe beschreibt und die ihnen mit dem ersten Kind sehr geholfen habe, sei kurz nach der Geburt des zweiten Enkelkindes gestorben. Über die Gefühle seiner Frau zu der Mutter und dem Tod der Mutter kurz nach der Geburt des zweiten Kindes sagt er nichts. Er und seine Frau hätten beide versucht, beruflich erfolgreich zu sein, was nicht leicht gewesen sei mit zwei kleinen Kindern.

Für die Orte, in denen er gelebt habe, in Bayern und in Norddeutschland habe er „ein temporäres Heimatgefühl“ gehabt, während er für die Orte in Schlesien, in denen seine Familie früher gelebt habe, ein wesentlich tieferes Heimatgefühl habe. Er sei zweimal dort gewesen.

Die Frage, was aus ihm geworden wäre, wenn er dort aufgewachsen wäre, in Wohlstand und unter anderen Umständen, hat Herrn C. immer wieder beschäftigt. Er meint, dass er aufgrund dieses Bruches in der Geschichte und in seiner Familie mehr über Lebenssinn, Glaube, Gut und Böse nachgedacht habe. Es lässt sich aber feststellen, dass mit diesen unrealistischen Vergleichen auch eine gewisse Unzufriedenheit einher gehe.

Der Erzähler habe sich sehr viel mit seinem Gefühl der Heimatlosigkeit beschäftigt. Er empfinde sich, auch wenn er das nicht im Wortsinn sagt, als gescheitert. Er habe hohe berufliche Ziele gehabt, die er nicht erreicht habe. Die Ehe sei belastet gewesen von unterschiedlichen Ansprüchen. Seine Frau, die Theologin, habe nicht gewollt, dass er Stabsarzt bei der Bundeswehr gewesen war. Der Tod der Schwiegermutter, die ihm seelisch nahegestanden habe, die er sogar mehr geliebt habe, als er seine eigene Mutter geliebt habe, sei schwer für ihn gewesen.

Durch die Scheidungssituation und die Erkrankungssituation habe er dann ganz pragmatisch Entscheidungen danach getroffen, womit er habe Geld verdienen können. Wieder in Armut zu fallen, sei ihm besonders bedrohlich erschienen.

Mit seiner Exfrau würde er sich zu Familienfeiern mit den Kindern treffen. Er hätte die Scheidung gerne einige Jahre hinausgezögert, in der Hoffnung, dass die emotionalen Verletzungen dann nicht so eine Rolle gespielt hätten. Doch nachdem seine Frau Pastorin geworden sei, sei es ihr Wunsch gewesen, für klare Verhältnisse und eine schnelle Scheidung zu sorgen. Die Kinder seien damals dreizehn und sechzehn Jahre alt gewesen. „Und der Große hat gesagt, na gut, dann streiten sich Mama und Papa nicht mehr und der Kleine hat gesagt, für den war es sicherlich eine schreckliche Situation. Am Scheidungstag kam er mir auf der Straße mehr oder weniger zufällig weinend entgegen und ich konnte ihn ein Stück vielleicht auch noch trösten und war mit ihm noch kurz weg. Drei Monate nach der Scheidung ist vielleicht noch hinzu zu fügen, eh, wurde bei meiner Exfrau ein Krebs festgestellt, Gott sei Dank ohne Metastasen.“

Die Frau arbeite während der Woche an einer anderen Stelle und fahre am Wochenende zu den Kindern, die inzwischen über 20 Jahre alt seien. Sie würden im ehemaligen gemeinsamen Haus wohnen. Der ältere mache eine Ausbildung und sei berufstätig, der Jüngere befinde sich noch in der Ausbildung.

„Mein Leben ist ein Stück weit eine Art Zigeunerleben, ich weiß nicht, wie es weitergehen wird, ich weiß nicht, wie es enden wird und ich hab mich darauf eingelassen, ein Leben zu leben überwiegend in der Gegenwart, ohne Jahre oder Jahrzehnte voraus zu planen. Ich weiß nicht, welchen Urlaub ich machen werde in den nächsten Monaten. Ich weiß nicht, ob das mit meiner jetzigen Freundin weiter geht. Ich denke eher nicht. Aber ich bin bereit, mich vom Leben überraschen zu lassen.“

Seinen Großvater habe er eher als alten Mann erlebt, der Haus und Garten in Ordnung gehalten habe, ihm beigebracht habe Dinge wie zum Beispiel das Fahrrad zu reparieren. Spielen habe er mit dem Großvater nicht gekonnt. Sein Großvater sei gestorben als der Erzähler etwa 17, 18 Jahre gewesen sei und seine Großmutter sei gestorben als er Mitte 30 gewesen sei. Seine Großmutter sei katholisch gewesen und habe sich in ihrer Jugend in einen evangelischen Musiklehrer verliebt. Ihr Vater habe ihn die Treppe runter geworfen. „Und mehr oder weniger aus Frust hat sie dann einen katholischen Kaufmann geheiratet und in den dreißiger Jahren als Geschäftsfrau mehr schlecht als recht gelebt.“

„Ich bin auch katholisch getauft worden. Das heißt, ich bin später nach einer mehr oder weniger bewegten religiösen Vergangenheit meiner Exfrau zu Liebe, weil sie Pastorin werden wollte, dann konvertiert zum evangelischen Glauben.“ In diesem Sinne habe er auch keine religiöse Heimat „ (...) aber in der tiefsten Tiefe denke ich, dass ich mit der Einheit das gefunden habe, was ich mir eigentlich vorstelle. Dass es keine Trennung gibt zwischen Gott und Welt zwischen der einen und der anderen Religion.“

„Eh, durch die problematische Kindheit und Jugendzeit ist mir klargeworden, dass letzte Heimat, letzter Sinn, eigentlich nur jenseits des Sichtbaren liegen kann.“

Herr C. erzählt von eigener ehelicher platonischer Untreue und meint, dass es leicht gewesen sei, seine Ehefrau zu belügen und eine Geliebte nebenher zu haben und es zu machen wie viele andere, die dann in der bequemerer Ehe bleiben würden. Aber er habe nach seiner Krankheitsdiagnose „eine hundertprozentige ehrliche Entscheidung, eine Entscheidung zur Wahrheit“ gewollt. Über sein Leben sagt Herr C., er sei heute zufrieden, wenn er auch nicht glücklich sei. Durch seine Krankheit sei er gesundheitlich beeinträchtigt. Er wolle jedoch in-

nerlich so viel wie möglich beweglich bleiben. Er hofft, dass er noch einmal eine Partnerin zum Heiraten findet. Wo er leben wird, weiß er noch nicht. „Was mir immer deutlicher wird, dass ich das Gefühl habe, dass ich nicht nur dreiundfünfzig Jahre gelebt habe wie jetzt, sondern dazu auch etwas, was meine Eltern, vor allem mein Vater gelebt hat, der so alt geworden ist, ehm, auf mich übergegangen ist, dass ich manchmal den Eindruck habe, dass mein inneres Erleben durchaus die Zeitspanne von 1983 bis jetzt umfasst und nicht nur diese dreiundfünfzig Jahre., die ich gelebt habe, die ich persönlich gelebt habe, durch die Beschäftigung, intensive Beschäftigung mit der Vergangenheit, sind alle diese Dinge für mich sehr lebendig geworden und auch immer noch lebendig. Und auch vor allem die Kriegsgeschichten meines Vaters haben innere Bilder in mir hervorgerufen. Das es fast so wäre, als hätte ich sie gesehen. Und es ist sicherlich etwas versöhnliches, was nach den ganzen Schwierigkeiten in der Pubertät auch das positive Erleben so wahrzunehmen, wenn ich fast hundert Jahre überblicke in meinen Gefühlen, sicherlich nicht im rationalen Gesichtspunkt.“

Deutung: Das Interview zeigt verschiedene typische Zeichen einer traumatisierten Familie auf. Immer wieder kommt es im Gesprochenen zu Verwechslungen zwischen Großmutter, Mutter und Großvater und Vater. Die Situation, in der der Sprecher aufwuchs, läd auch dazu ein, dass diese Verschiebungen noch mehr entstehen. Die Mutter war mit einem verheirateten Mann liiert, der im gleichen Alter wie der eigene Vater gewesen sei. Die katholischen Großeltern des Sprechers waren vermutlich nicht begeistert, dass sie von einem so viel älteren verheirateten Mann schwanger geworden sei. Die Mutter habe die eigene Mutter, als „knallhart und unbarmherzig“ empfunden, dies wird die Situation mit dem unehelichen Kind nicht einfacher gemacht haben.

Von etlichen Frauen dieser Generation habe ich gehört, dass sie heirateten und Kinder bekamen und gar nicht wirklich wussten, wie eine Schwangerschaft entstehe. Und nicht wie man verhütet. Das Thema Sexualität war für viele ein Tabu. Es war für viele eher ein angstbesetzter Bereich. Es ist möglich, dass die Mutter nicht wusste, wodurch die Schwangerschaft wirklich entsteht oder wie eine Schwangerschaftsverhütung möglich ist. Nach der Geburt habe die Mutter arbeiten müssen, um sich und das Kind zu finanzieren, dazu habe sie das Kind in einem Heim abgegeben. Dort habe es psychosomatisch reagiert und nicht gegessen. Erst nachdem das Kind im Kinderheim nicht gedieh, hätten es die Großeltern zu sich genommen, die nicht mehr berufstätig gewesen seien. Der Großvater sei depressiv gewesen, nachdem er sein Geschäft und seinen Besitz in der Heimat verloren habe. Vermutlich wäre er auch aufgrund seines Alters über 60 Jahre nicht mehr in der Lage gewesen ein neues Ge-

schäft in einer für ihn fremden Umgebung aufzubauen. Die Großmutter habe nun eine neue Aufgabe in der Aufzucht des Enkels gefunden. Sie habe ihn, „mein Sonnenscheinchen“ genannt. Das Kind habe ihr wieder Lebenssinn und eine Zukunftsperspektive gegeben. Die ledige Mutter habe arbeiten gehen müssen und ihren Lebensunterhalt und den des Kindes verdienen müssen. Vermutlich hätte sie gerne das Leben einer Ehefrau und Hausfrau an der Seite eines angesehenen Mannes geführt. Vielleicht hatte sie einige Jahre darauf gehofft, dass der Vater des Sprechers sich für sie entscheiden würde und seine erste Frau verlassen würde. Ob sie so die Entstehung eines weiteren Kindes billigend in Kauf genommen habe, wird nicht berichtet. Dass sie im Fall einer zweiten Schwangerschaft abgetrieben habe, als sie erkannt habe, dass der Erzeuger sie nicht heiraten würde, wisse der Erzähler von der Schwester der Mutter.

Kommentar: In der NS- Zeit war es durchaus im Sinne des Ideals, dass angesehene SS-Männer mehrere Frauen hatten und viele Kinder zeugten. Ein führender Nazi wie Heinrich Himmler²⁸⁰ hatte neben der Ehefrau eine andere Frau. Himmler wollte das für SS- Männer empfehlen, auch wenn er damit gegen bürgerliche Konventionen verstieß und seine Ideen nicht überall Anklang fanden. Dies war im Sinne der Rassenideologie wünschenswert auf diese Weise mehr „arischen Nachwuchs“ zu zeugen. Die Spitze dieser Ideologie war die Stiftung „Lebensborn“, in der SS-Männer mit „arischen“ Frauen Kinder zeugten, um die „Rasse“ zu vermehren.

Die Mutter des Erzählers, die katholisch war und ihre Heimat, ihre vertraute Umgebung, ihr gesellschaftliches Eingebundensein verloren habe, habe jahrelang auf ihren Verlobten gewartet, der erst im Krieg und dann in einem Gefangenlager gewesen sei. Wie lange sie zuvor mit dem Verlobten zusammen gewesen sei, wie gut sie sich überhaupt gekannt hätten, wurde nicht erzählt. Millionen von Frauen erging es im Krieg ähnlich. Viele verloren ihre Männer durch den Tod oder bekamen schwer an Körper und Seele verwundete Männer wieder, wenn sie den Krieg überlebten. Für die jungen Frauen war die Auswahl, einen geeigneten Mann zu finden, eingeschränkt, da es durch den Krieg nur noch sehr wenige Männer gab. Viele junge Witwen nahmen dann auch wesentlich jüngere Männer oder eben ältere Männer.²⁸¹ Im Falle von Herrn C.s Mutter hat der ersehnte Mann die junge Mutter nicht geheiratet, weshalb

²⁸⁰ Himmler (2007), Die Brüder Himmler, eine deutsche Familiengeschichte. Auf Seite 110 ff beschreibt die Autorin Katrin Himmler, eine Großnichte von SS-Führer Heinrich Himmler, das Bild Himmlers von der „idealen Frau“, in dem „Verehrung und Verachtung dicht beieinander lagen“. Die Männer stehen weit über den Frauen.

²⁸¹ Bekannt ist als Beispiel der Chorleiters der Fischer-Chöre Gotthilf Fischer, der sich als junger zwanzigjähriger Mann mit einer Witwe von Ende zwanzig mit zwei kleinen Kindern verheiratete.

die junge Frau ihr Kind zuerst in ein Heim gegeben habe und dann zu den Großeltern gab. Das Zusammenleben mit der Mutter und den Großeltern war vielleicht nicht nur aus praktischen Gründen, weil die Mutter in der Stadt arbeitete nicht möglich. So wie die Mutter die Beziehung zu ihrer Mutter beschrieben habe, die Großmutter sei „knallhart“ gewesen, habe es sicher auch Spannungen zwischen den Eltern und der „gefallenen“ Tochter gegeben.

Nachgespräch: Gespräche mit Herrn C. einige Jahre später ergeben, dass die Mutter regelmässig mit Selbstmord gedroht habe, Borderlinerin gewesen sei und dass der Vater ein ausgeprägter Narzisst gewesen sei. Seine Mutter habe zwischenzeitlich andere Männer kennen gelernt, die auch ernsthaft interessiert gewesen seien und sich auch um ihn gekümmert hätten. Jedoch habe die Mutter die Männer immer mit dem Vater verglichen und der sei eben mit seinen Titeln immer besser abgeschnitten. Der Sprecher habe zwischenzeitlich eine zweite Frau geheiratet, die Ehe sei gescheitert, da sie starke pathologische Züge habe, immer wieder mit Selbstmord drohe, wenn ihr etwas nicht passe, ihm „peinliche Szenen“, „Eifersuchtsszenen“ vor anderen gemacht habe. Sie hätten schon nach ganz kurzer Zeit getrennt gelebt. Sie habe seinen Hausschlüssel abgeben müssen und würde jetzt wieder dort leben, wo sie herkomme. Er würde aber gern die Söhne der Frau finanziell unterstützen und hoffe, dass sie ihm später einmal dankbar dafür seien. Die Selbstmorddrohungen seiner Frau, dagegen sei er „ganz allergisch“, das könne er „gar nicht haben“, das erinnere ihn sehr an seine Mutter, das sei ihm „unerträglich“.

Von Religion halte er inzwischen „gar nichts“ mehr. Auch der Buddhismus sei nichts mehr. Er glaube inzwischen, dass es „gar keinen Gott“ gäbe. Das sei „alles Unsinn“. Mit seinem Sohn aus erster Ehe habe er ein Haus gekauft, das der Sohn renoviere. Da sei auch eine Wohnung für ihn den Vater drin. Da könne er später mal hinziehen. Er denke darüber nach, sich vorzeitig pensionieren zu lassen. Sein Gesundheitszustand und seine psychischen Probleme, da wäre das kein Problem. Er wisse es aber nicht.

Zusammenfassung zum Interview mit Herrn M.F.C.

Auch bei Herrn C. dominiert sehr stark das Fremdheitsgefühl, das in der Flüchtlingsgeschichte von Mutter und Großeltern begründet ist. Bei Herrn C. kommen noch schwierige Familienverhältnisse hinzu. Der Junge wächst ohne Vater auf, der bereits eine andere Familie hat, und auch die Mutter ist in den Anfangsjahren überfordert

und gibt das Kind zu den Großeltern. Der Junge hat sich von Anfang an eine intakte Familie gewünscht, in der sich Vater und Mutter um ihn kümmern würden. Schon früh sei ihm bewusst gewesen, dass er ein gutes Abitur machen müsse, um der Armut zu entkommen. Er müsse etwas Handfestes studieren und einen angesehenen Beruf ergreifen. Wie der Vater sei er dann Mediziner geworden.

Während des Studiums sei der Vater zu einer wichtigen Bezugsperson geworden, es habe häufige Gespräche gegeben, in denen er auch viel vom Vater und von seinem Kriegseinsatz erfahren habe, so z.B. auch über die Ambivalenzen des Vaters aus der Kriegszeit und zu dem Massaker von Babi Jar einer Schlucht bei Kiew, wo die SS etwa 40.000 Juden ermordet habe. Wie sein Vater und sein älterer Halbbruder, (hier ist es nicht klar, ob der Bruder vielleicht auch schon im Zweiten Weltkrieg Soldat war oder erst später zur Bundeswehr ging), sei der Sprecher zur Bundeswehr gegangen und sei Offizier und Stabsarzt geworden. Herr C. habe eine Frau geheiratet, die antimilitärisch eingestellt war, was naturgemäß zu Spannungen führen musste, in deren Folge Herr C. dann den Wehrdienst nachträglich verweigert habe, was mit erheblichen Auseinandersetzungen gegenüber der Bundeswehr verbunden gewesen sei und schließlich vor dem Verwaltungsgericht geendet habe. Dies muss auch zu Diskussionen und Spannungen mit dem Vater und dem Bruder geführt habe.

Es wird deutlich, dass Herr C. sich oftmals in Konflikten zwischen seiner Ursprungsfamilie und der Familie seiner Frau befunden habe. Einerseits habe der Erzähler vermutlich dem Ideal des Vaters und vielleicht des Bruders nacheifern wollen, andererseits habe er sich seiner pazifistisch eingestellten Frau gegenüber verpflichtet gefühlt und habe eine eigene Einstellung zu dem ganzen Themenkomplex gewinnen wollen. Auch habe es dem Zeitgeist der 1968er Jahre entsprochen, den Kriegsdienst kritisch zu sehen und zu verweigern. Das Thema 1968 kam in dem Interview sonst nicht weiter vor. Seine Frau, habe Pfarrerin werden wollen, sie habe ihn gedrängt, zum evangelischen Glauben zu konvertieren, was er getan habe. Zwei Söhne, die er mit seiner Frau bekommen habe, hätten christlich- biblische Namen bekommen. Das Aufgenommen-sein in die Familie seiner Frau habe er positiv gesehen. Zu seiner Schwiegermutter habe er eine tiefere Zuneigung als zu seiner eigenen Mutter empfunden. Seine eigene Mutter und die Rolle, die sie in seinem Leben gespielt habe, fand insgesamt kaum Erwähnung. Das Gefühl, von ihr vernachlässigt worden zu sein und abgeschoben worden zu sein, überwiege bis heute.

Seine beruflichen Karrierewünsche hätten sich zwar nicht erfüllt, doch er habe auch unter dem Gesichtspunkt, dass er aufgrund des nicht vorhersehbaren Fortschreitens seiner Erkrankung und der Ungewissheit der Kosten, die die Scheidung und die doppelte Haushaltsführung mit sich bringen würden, eine Arztstelle angetreten, die sich ihm geboten habe. Die Arbeit befriedige ihn. In der neuen Umgebung und in der relativen Einsamkeit habe er sich eingerichtet. Er habe weitere Beziehungen zu Frauen gehabt und pflege Freundschaften mit Männern. Seine Heimatlosigkeit als Flüchtlingskind, sicher auch unter dem besonders engen Verhältnis zu den Großeltern, empfinde er aber immer sehr stark. Die Heimatlosigkeit drücke sich auch in dem Wechsel des Lebens in völlig unterschiedlichen Regionen in Deutschland aus. Auch der Religionswechsel spricht für eine Entwurzelung, vom katholischen zum evangelischen und dann zum buddhistischen Glauben, bis schließlich hin zum Agnostiker, „es gibt keinen Gott“, die Herr C. selbst auch so erkennt. Für ihn geht mit Wurzellosigkeit eine Weltoffenheit einher, sowohl in Bezug auf Lebensregionen als auch in Bezug auf berufliche Entwicklungen, Soldat oder Pazifist und schließlich die Hinwendung zu einer neuen Partnerin oder Ehefrau, die er sich noch für die Zukunft wünsche. C. denkt von sich selbst, dass das Bewusstsein, das er durch die intensive Beschäftigung mit seiner Familiengeschichte und der Geschichte seines Vaters bekommen habe, lassen ihn sich eingebunden fühlen in frühere Generationen und Zeiten.

3.10.5. Gemeinsamkeiten von Menschen aus Flüchtlingsfamilien

Bei den in diesem Abschnitt Interviewten handelt es sich um Nachgeborene aus Flüchtlingsfamilien, die selbst nicht die Flucht erlebten, sondern das Thema ausschließlich über die Eltern und Großeltern kennen. Im nächsten Abschnitt, in dem es um Menschen geht, die in der NS-Zeit verfolgt wurden, kommen zwei Betroffene zu Wort, die als Kind bzw. Jugendliche selbst auf der Flucht waren.

Die befragten Nachkommen aus Flüchtlingsfamilien zeigen ein unterschiedliches Bild. Das **Gefühl des Fremdseins und des Nicht-Dazugehörens** erwähnten alle Interviewten. Bei manchen entstand dieses Gefühl durch einen fremden Dialekt, bei manchen aber auch durch massive Zurückweisung durch die einheimische Bevölkerung, sowie durch eine andere Religion. Mehrere Befragte zogen öfter um, wieder in die Nähe des Ortes, wo sie aufwuchsen. Ein Befragter wechselte auffällig oft den Woh-

nort und zog dabei quer durch Deutschland. Bei den Befragten aus Flüchtlingsfamilien handelt es sich um Menschen, die erst nach dem Krieg geboren wurden. Während sie das Gefühl des Fremdseins durchaus selbst erlebten, ist das Gefühl der Heimatlosigkeit eher ein von den Eltern weitergegebenes Gefühl. Die Ablehnung durch Einheimische gleichen sich. Eine einheimische Frau gibt ihre Falläpfel lieber den Schweinen als den Flüchtlingskindern. Ein Mädchen erlebt hämische Bemerkungen, weil sie einen eingelaufenen Pullover der Mutter aufträgt und wird beim Einkaufen gefragt, ob sie genug Geld dabei habe. Ein kleiner Junge wird im Fleischerladen weggeschickt, weil er nicht das richtige Wort für Gehacktes sagt. Der tägliche Schulweg wird zur Tortur und er nimmt stundenlange Umwege in Kauf, um nicht von einheimischen Jungen verhaßt zu werden.

Zwei der Befragten berichten von **Minderwertigkeitsgefühlen** und vom Nichtgesehen-werden, was für den dritten Befragten aus dieser Gruppe keine Rolle zu spielen scheint. Auffällig ist, dass die beiden, die von Minderwertigkeitsgefühlen berichten, von beiden Elternteilen erzogen wurden, während der dritte Befragte bei den Großeltern bzw. nur bei der Mutter aufwuchs. Seine Position bei der Großmutter als „Sonnenscheinchen“ hat ihn wohl davor bewahrt, sich unerwünscht zu fühlen, auch sein Vater hat ihn anerkannt, selbst wenn er nicht mit der Mutter gelebt habe. Zudem ist er in der Lage durch gute Schulleistungen und sein Medizinstudium eine anerkannte berufliche Situation zu erreichen. Frau W., die nicht von Minderwertigkeitsgefühlen spricht hat ihre gesamte Schulzeit durch besondere Leistungen hervortreten können und dann eine beachtliche berufliche Karriere gemacht, bis sie durch eine psychosomatische Erkrankung habe ausscheiden müssen.

Auch die anderen Flüchtlingskinder fallen wegen „Burnout“ aus, haben jahrelang Therapien gemacht, an sich gearbeitet oder stehen am Rande der möglichen Frührente.

Hier zeigen sich die Auswirkungen von kindlicher Misshandlung, Missachtung und chronischer Überforderung in Kombination mit dem Gefühl des Unerwünschtseins und mangelnder Geborgenheit.

Auffällig ist weiterhin, dass die befragten Nachkommen aus Flüchtlingsfamilien **keine geradlinigen Biografien** haben, sondern diese durch Brüche gekennzeichnet sind (Partnerwechsel, Berufswechsel, mehrere Umzüge usw.). Ein Befragter scheint in seiner ersten Ehe den Konflikt geradezu gesucht zu haben, weil er sich als Mitglied

der Bundeswehr bewusst für eine antimilitärisch pazifistische eingestellte Frau entschied.

Die Befragten haben sich durch beruflichen Entwicklungen und weiterführende Ausbildungen und Studien einen Platz im Leben erschaffen. Innerlich wirken sie nach wie vor, wie nicht wirklich angekommen. Ihre gesundheitlichen Probleme und psychischen Belastungen zeigen die zu frühen dauerhaften Belastungen durch die nicht zuwendungsfähigen und in den meisten Fällen auch gewalttätigen Eltern.

3.11.6. Menschen aus verfolgten Familien

Die in diesem Kapitel Interviewten waren zumeist durch eigene Veröffentlichungen ihrer Lebensgeschichte und Lesungen zu der Verfolgungsthematik in Erscheinung getreten. So waren sie auch bereit, mir dazu ein Interview zu geben. Wie viele Jahre, Jahrzehnte, Gefühle der Scham und des Unerwünschtseins, Ängste sie davon abgehalten haben, mit ihrer Geschichte in die Öffentlichkeit zu gehen, zeigen, wie sehr gesellschaftliche Entwicklungen auch ins Private hinein wirken.

Neben den älteren Befragten, die selbst zu den Verfolgten gehörten, als Ehefrau eines Verfolgten, bzw. als Kinder von Verfolgten selbst von den Auswirkungen in unterschiedlicher Form betroffen waren, finden sich im folgenden Kapitel auch nach dem Krieg geborene Kinder, die man ebenso zu den Flüchtlingen wie zu den Verfolgten zuordnen könnte. Da sie aber, wie sich in den Interviews zeigt, von der Familiengeschichte, den seelischen Auswirkungen der Verfolgungstraumatisierung durch die Eltern, in besonderem Maße betroffen sind, habe ich sie diesem Kapitel zugeordnet. Einige der Erzählenden kenne ich seit vielen Jahren und sie gehören zu meinem Freundeskreis. Aufgrund ihres Alters sind mehrere der älteren Sprecher kurze Zeit nach dem Interview verstorben. Umso dankbarer bin ich, dass ich zuvor noch die Gelegenheit hatte, hier ein Gespräch zu bekommen.

3.11.7. Interview Frau J.: „Natürlich war ich gegen die Nazis“

Biografische Notiz: Frau J., wurde 1923 in Dortmund geboren. Sie stammt aus einer Bergarbeiterfamilie und war das einzige Kind ihrer Eltern. Ich besuche die kleine alte Dame an einem Nachmittag in ihrer Wohnung in Dortmund. Sie ist mir bekannt, da sie sich trotz ihres Alters immer noch in der kommunistischen Szene engagiert und über Verfolgung im Dritten Reich publiziert hat. Sie hat uns Kaffee gekocht. Die Wohnung ist mit gepflegten beigen Sitzmöbeln eingerichtet und an den Wänden hängen Portraitszeichnungen, die ihren Mann und Familienmitglieder zeigen. Sie empfängt mich freundlich, sehr gepflegt gekleidet mit einer schönen Bluse und einem Rock.

Frau J. gibt an, in Dortmund geboren zu sein, genauer „in Barop also Groß Barop. Mein Mann auch. Groß Barop, das ist ja heute, wo die Uni ist da. Das Dorf existiert ja noch. Und mit sechs Jahren sind wir erst von Groß Barop nach Barop gezogen. Dann bekamen wir erst eine eigene Wohnung. Und wir hatten bei den Großeltern im

Haus eh ein Zimmer zeitweilig, da war Platz für Kanarienvögel für Eheleute und fürs Kind.“

1929 sei Frau J. in eine weltliche Schule gekommen, weil ihr Vater es für richtig erachtet habe, sie nicht auf eine religiöse Schule zu geben: „Das war aber schon zu einem sehr ungünstigen Zeitpunkt. Da die weltlichen Schulen so im Abflachen waren. Ich bin 29 eingeschult worden. Und eh wir hatten dann teilweise zu zwei und drei Schuljahren in einer Klasse Unterricht. (...) Ich bin dann zeitweilig auf dem Schulhof gewesen, hab mit der Klasse, die da drunter war, Rechnen geübt, Einmaleins abgehört und während die anderen Grammatikunterricht hatten. Und als die Nazis an die Macht kamen, wurden diese Schulen aufgelöst.“

Die Eltern und die Großeltern von Frau J. seien politisch aktiv gewesen: „Mein Großvater, bei dem wir dann erst gewohnt haben (...), der war Sozialdemokrat. Mein Vater der ist dann so um die dreißiger Jahre, ich weiß nicht so genau, zur KPD übergetreten. Und ich hab die Nazizeit eigentlich ziemlich unproblematisch – ich hab nur wahrgenommen, dass meine Mutter in der Etage drunter am Flurfenster stand eine Etage drunter am 30. Januar und sagte auf einmal: Willi auch der und auch der ist dabei, die dann alle mit dem Fackelzug der Nazis auf einmal durch die Gegend liefen. Also das ist mir noch erinnerlich. Ach, davor kommt noch eine Sache. Es muss Anfang 1933 gewesen seine. Es gab große Arbeitslosigkeit und es gab in der ganzen Stadt Hungermärsche und meine Mutter und spätere Schwiegermutter, die ich aber schon kannte, weil wir ja ein paar Häuser auseinandergewohnt hatten, die nahm mich mit. Und als wir dann durch die Straße kamen, eine Straße hier in der Nähe, wo meine Tante wohnte, da war mein Vater oben im Fenster, früher war das ja noch üblicher. Und wenn was war, dann guckte man. Der sagte hinterher zu meiner Mutter: Du hast doch gar keinen Hunger. Und da sagte meine Mutter: Hast du schon mal was von Solidarität gehört?“

Deutung: Wie selbstverständlich hat die Mutter die Erzählerin schon als Kind zu politischen Demonstrationen mitgenommen. Die Mutter geht mit zu den sogenannten Hungermärschen, obwohl sie selbst nicht an Hunger leiden müsse. So hat das Kind schon früh einen wichtigen Eindruck über politische Verantwortung und Selbstverständnis vermittelt bekommen.

„Und es war bitterkalt. Und so warme Kleidung hatten wir ja auch nicht und dann sagte einer, oder ob die Polizisten sagten, wir sollen raufkommen. Wir liefen ziemlich am Ende, ob meine Schwiegermutter auch mit den Knien Last hatte, obwohl sie noch gar

nicht so alt war. Und dann sagten welche hinten: Die fragen die aus. Und dann sagte meine Mutter, was soll die denn sagen? Und ich weiß nicht, ob die mich da schon raufgehievt hatten und dann saß ich da zwischen den Polizisten in ihren warmen Mänteln und so im Auto. Das war son Überfallauto, wie man früher sagte. Sone mit Verdeck und so. Ja ich hab mich da richtig mullig gefühlt und so. Das war nicht mehr lange und dann hat sich der Zug dann in Barop aufgelöst. Also jedenfalls.“ Frau J. hatte bei dieser Demonstrationen einen freundlichen Eindruck von den Polizisten: „(...) die haben auch nicht geprügelt oder so was, die haben einfach aus Sicherheitsgründen den Zug begleitet. Ich weiß nicht, ob in Dortmund irgendwo behindert wurde. Es sind viele Umzüge gewesen. Das weiß ich nicht.“

Deutung: Dass die Mutter mit dem Kind sich zum Aufwärmen auf den Polizeiwagen gesetzt habe zeigt, dass sie die Polizisten nicht als Gefahr ansah, sondern eher auch als Sympathisanten mit den Demonstrierenden, die bereit sind die Menschen aufzuwärmen.

Meine Frage nach der Atmosphäre in ihrer Familie versteht Frau J., ohne dass es explizit so formuliert wurde, als Frage nach der *politischen* Stimmung: „Ich weiß nur, dass meine Eltern immer Radio hörten, das war etwas mehr als ein Volksempfänger, etwas stärker und mein Vater war damals auch noch jung. Wenn wir dann Radio hörten, dann hörte man das Radio auch weit weg. Sagte meine Mutter schon, stell das Ding mal leiser. Na jedenfalls kam dann meist Sonntags mein Großvater, meine Oma war schon tot, mit meiner jüngsten Tante, die ein Jahr jünger war als ich. Meine Mutter war die älteste von zehn und wir bekamen eigentlich auch von den Nazis und so wenig mit zu der Zeit.“

„Mein Vater war schon ein bisschen streng ja. Aber Schläge oder so gabs nicht. Ich weiß nur einmal, hab ich den Hintern versohlt bekommen, als wir in Hombruch spazieren gingen und zu dieser Zeit, das konnte ich ja nicht wissen, sind oft Kinder weggekommen und ich bin ohne mich abzumelden nach Hause gelaufen vom Nachbarort, weil ich zur Toilette musste. Ich hätt ja mal sagen können, ich geh schon. Da haben die mich überall gesucht und als mein Vater nach Hause kam, da sah er mich vor dem Haus. Da kriegte ich den Hintern versohlt, da kam mein Opa, der war hinterher gelaufen und sagte: Hör auf. Also das war das Elternhaus war schon in Ordnung. Eh, mein Vater. Ja es lief dann alles bis Januar 1935 lief dann alles weiter. Ach so mein Vater war noch am 1. April 1933 nach Hause gekommen und sagte: Ich hab die Kündigung. Und da sagte, meine Mutter, ein Aprilscherz? Weils der erste April war. Da wurde keiner mehr gekündigt zu der Zeit. Mein Vater hatte aber noch auf der Gewerkschafts-, also der nächste der zu den Betriebsratswahlen kandidiert und er war

noch entlassen worden. Meine Mutter ging putzen, hatte verschiedene Putzstellen. Mein Vater kochte. Mein Vater versuchte dann auch mit meinem Onkel in irgendwelchen Gärten zu arbeiten. Und dann hatten befreundete Familien ein Grundstück gekauft mit abgeholzten Bäumen. Und dann haben sie diese Stümpfe gerodet. Fünf Mark die Woche. Aber das waren noch junge Männer, die ja Arbeitskraft hatten, die was tun wollten, die nicht so Hause so rumsitzen wollten. Meine Mutter ging putzen, Wäsche waschen bei anderen und eh das schlimmste war eine Stelle, wo sie auf dem Brett noch waschen musste und das war eine katholische Familie, die auch Nazigeegner waren und die anderen bis auf eine, die wussten auch alle, dass mein Vater eingesperrt war.“

Deutung: Die Stimmung sei bestimmt gewesen von der gemeinsamen politischen Verantwortung, die die Familie empfunden habe. Die Eltern hätten gemeinsam Radio gehört, um informiert zu sein. Sonntags seien der Großvater mit einer jüngeren Tochter zu Besuch gekommen, auch um Radio zu hören. Im Gegensatz zu anderen Interviewten, die die Atmosphäre zu Hause und zwischen den Eltern kaum in Worte fassen können, weil so viel Bindungslosigkeit herrscht, fällt Frau J. gleich einiges dazu ein. Frau J. beschreibt ihre Kindheit als zugewandt und unterstützend. Schläge habe es nur ein einziges Mal gegeben und da sei der Großvater eingeschritten, um dem Vater Einhalt zu gebieten. Schon der Großvater sei gegen Schläge eingestellt gewesen. Und bei dem Vater sei dies nur ein einziges Mal vorgekommen.

Im Januar 1935 sei der Vater von Frau J. eines Nachts von der Gestapo abgeholt worden. Sie hätten eine Wohnküche gehabt und ein Schlafzimmer und sie habe – eine Seltenheit damals – ein eigenes Zimmer gehabt und nicht wie andere Kinder mit im Elternzimmer geschlafen. Die damals zwölf Jahre alte Frau J. sei schlaftrunken aufgewacht und in der Küche seien die Eltern aufgeregt gewesen. Da seien Männer mit Schlapphüten und langen Mänteln gewesen und hätten sie ins Bett geschickt und gesagt, dass der Papa morgen wieder da sein würde. Die Männer hätten den Vater mitgenommen. Sie selbst habe sich zur Mutter ins Bett gelegt, sie hätten beide gezittert vor Aufregung. Der Vater sei dann lange nicht wieder gekommen. „Und wir hörten dann, der ist verhaftet und der. Das hörte ich dann so von meiner Mutter. Und eh meine spätere Schwiegermutter auch. Die aber oft bei uns gewesen war und aus unserm Garten sich Obst und Gemüse sich mitgenommen hatte. Und meine Eltern hatten immer einen Garten, den sie bearbeiteten und eh. Ja und ich war dann übergangslos von der weltlichen Schule in die evangelische Schule, die im gleichen Gebäude war. Hatte auch keine Schwierigkeiten mit den Mitschülerinnen oder mit Schülern. Das ging alles sehr glatt. Dann wurde gesagt, Druck in den BDM zu gehen und eh ich war im letzten Schuljahr. Das war der letzte Winter. Da kam ein Lehrer zu mir, der auch das Naziabzeichen trug. Aber

ob der Nazi richtig war. Dann sagte der: Geh doch da Samstags einfach hin. Willst du denn deiner Mutter immer noch schwer machen? Und eh ja dann bin ich Samstags dahin gegangen.“

Frau J. sei von der staatlichen Schule in eine evangelische Schule gewechselt, wo es keine Probleme gegeben habe. Nur ein Lehrer mit NS-Abzeichen, von dem Frau J. aber nicht gewusst habe, ob er wirklich ein Nationalsozialist gewesen sei, habe sie gedrängt am Samstag in den BDM zu gehen, damit die Mutter nicht noch mehr Repressalien hätte erdulden müssen. Als die Klasse einen Nazifilm habe ansehen sollen, habe die Mutter dem Kind kein Geld für den Film gegeben. „Da haben die anderen gesagt, wenn die nicht mitkann, gehen wir auch nicht. Da hat der Lehrer meine 10 Pfennig bezahlt. Ich weiß nicht, ob es „Hitlerjunge Quex“ oder so was war. Ich kann mich da nur ganz schwach erinnern an diesen Film. Ich hab da wohl auch gar nicht richtig hingeguckt ja das und dann hatte ich insofern Glück. Die Jungen sind ja immer auf dem katholischen Schulhof, da sind die ja immer samstags gedrillt worden. In der HJ, aber ich hatte die Marga Lorenz die BDM-Führerin da. Wir haben samstags Sport gemacht, das war mir sowieso recht. Auch wenn es Winter war. Und das war neben dem Parkhaus Barop, was abgerissen ist, da war so ein kleineres Gebäude, da war ich im Turnverein. Ja war ich auch noch. Und las uns Geschichten von Heidi vor.“

Deutung: Den NS-Film hat Frau J. nach eigenen Angaben nicht mehr in Erinnerung, sie habe wohl „nicht richtig hingeguckt.“ Meine Deutung ist, dass sie den Film vielleicht auch nicht sehen wollte.²⁸² Die Erzählerin habe es als Glück empfunden, dass die Mädchen nicht so gedrillt worden seien wie die Jungen. Die Mädchen hätten schöne Heidi-Geschichten vorgelesen bekommen, was sie als harmlos empfunden habe. Die Jungen hätten marschieren geübt. Die beiden „Heidi“ – Bücher der schweizerischen Schriftstellerin Johanna Spyri erschienen 1880 und 1881. Spätere Spielfilme und Animationsfilme haben teils nur wenig mit dem Originalbuch zu tun, in dem die Menschen durchaus als vom Schicksal gezeichnete und vom Leben enttäuschte Personen dargestellt werden. Es gibt soziale Ungerechtigkeit und Elend. Jedoch ist die Heldin „gut“ und daher wird sie vom Leben mit Happy End belohnt. Viele Nationalsozialisten, besonders auch die Jugendlichen, die sich in der Nazibewegung engagierten, waren idealistisch eingestellt und hatten die Vorstellung eine

²⁸² In ihrem „Gorilla-Experiment“ ließen die Sozialwissenschaftler Christopher Chabris und Daniel Simons einen Mann in einem Gorillakostüm durch ein Basketballspiel laufen- mehr als die Hälfte der Zuschauer bemerkte ihn nicht, da sie auf das Spiel achteten. Siehe auch Chabris, Simons (2010), Der unsichtbare Gorilla

gute soziale und patriotische Sache zu unterstützen. Die beiden Kinder aus den Heidi-Geschichten, ein naturverbundenes Mädchen wie Heidi, die erst nicht lesen kann und Peter, der nicht gern in die Schule geht, passen durchaus in die NS-Ideologie, die die Kinder lieber wild und sportlich haben wollten als intellektuell und geistig interessiert.

Der Vater von Frau J. habe lange Zeit im Gefängnis gesessen. „Mein Vater bekam drei Jahre Zuchthaus, weil man ihm wohl nachweisen konnte, dass er drei mal fünfzig oder zweimal fünfzig Pfennig gegeben hatte. Er hatte natürlich gesagt, für die Familien der Eingesperrten. Aber das wurde dann ausgelegt für die Fortsetzung der KPD. Für die zwei, dreimal fünfzig Pfennig geben wurde drei Jahre Zuchthaus. Ich weiß dann noch, eine Geschichte kommt dann irgendwie im Dunkeln. Einmal hat mein Vater einmal eine Schreibmaschine von einer Stelle zur anderen transportiert. Ich weiß jetzt nicht mehr, warum ich dabei war- vielleicht als Tarnung, und eh, und dann hat der Postbote der irgendwie, ich konnte dann zu der Zeit, das nicht deuten, aber später, sagte der so, na, na (deutet nein mit dem Zeigefinger). Der hatte doch gemerkt, dass mein Vater was schleppte, nech. Ich weiß nicht, wer dann diese illegalen Flugblätter noch gemacht hatte und eh, ich hab auch hinterher nicht mehr gefragt. Ich wollte so oft meinem Sohn schon sagen, du ich hab meinen Vater nicht gefragt. Du kannst jetzt noch fragen. Bald nicht mehr. Und na ja gut, also jedenfalls wurde er dann verurteilt und ich kriegte dann, kam 37 aus der Schule und da ich ja nicht christlich, ich bin zwar getauft worden, bin aber nicht christlich erzogen.“

Die Mutter habe sie im Alter von zwölf Jahren einmal mitgenommen zum Besuch des Vaters. Dieses Erlebnis habe sie sehr mitgenommen: „(...) das war so schrecklich. Wir wurden in einen kleinen Raum geführt. Davor war Maschendraht. Dazwischen war so anderthalb Meter, zwei Meter ein freier Raum. Dann war noch mal Maschendraht. Wie ein Tier im Zoo, konnte ich meinen Vater sehen. Und das hat mich irgendwie doch sehr mitgenommen. Meine Mutter hat mich dann auch nicht mehr mitgenommen.“ Jahrzehnte später schrieb sie ein Buch über Frauen, die in Dortmund in Gestapohaft kamen und oft aus niedrigsten Anlässen heraus ins Gefängnis kamen, wenn sie der Gestapo nicht regimetreu genug erschienen.

Deutung: Die Erinnerung an diese Begebenheiten, die Verhaftungen und die Verurteilungen, ist für Frau J. auch heute noch belastend, was sich in ihrer angestregten Atmung und in Stöhnen äußert, während sie davon berichtet.

Auch hier, ähnlich wie in der Geschichte von Frau K. ist die Familie im Hintergrund unterstützend und versucht den Angehörigen zu helfen, sie finanziell und psychisch zu unterstützen.

„Von meiner Mutter ne Schwester, ja. Und ehm, na ja gut, wir hatten dann Kaninchen in der Zeit, mein Großvater hat dann auch dafür gesorgt, dass wir, ich glaub, das Gras gemäht wurde und es musste dann auch Löwenzahn gesucht werden und so was. Eh und eh, was einem so einfällt. Wir haben dann Ähren gesammelt. Aber da war mein Vater da zu der Zeit, erinnere ich mich. Wir haben Ähren gesammelt und ich war natürlich faul da, immer diese Dinger da aufzuheben. Meine Mutter hat dann diese gesammelten Ähren da zur Mühle, wir hatten damals in Barop noch eine Mühle, gebracht und dann gab es eine Menge weißes Mehl. Dann hat sie einmal einen ganz herrlichen Stuten gebacken,(lacht, freut sich) an den kann ich mich noch erinnern. Und das war so, Ähren gesammelt, Stuten, Kartoffeln, na das war später. Kartoffeln auflesen, das war für mich, ich kam und kam nicht vorwärts. Mein Vetter, der hatte Geburtstag und ich wusste, da gab es Erdbeertorte, aber ich kam nicht hin, weil mein Vater sagte, lies erst die Kartoffeln auf. Ich habe viel später erst begriffen, dass ich die trockene Erde an den Händen nicht haben konnte. Also das Bücken und das Aufheben wäre ja nicht schlimm gewesen, aber die trockene Erde an den Händen, also wenn es heute wäre, würde ich sagen, ich würde mir da einen Eimer Wasser daneben stellen, heute hätten wir ja auch Handschuhe, na ja, das sind aber so, das Leben war damals eben so. Ja.“(Stöhnt)

Deutung: Die Arbeit auf dem Feld ist ein wichtiges, immer wiederkehrendes Thema für Frau J.: Sie beschreibt, wie sie Kartoffeln lesen musste und das nicht gekonnt habe. Später habe sie gedacht, dass ihr die dreckige Erde an den Händen etwas gemacht habe, dass sie da einen Eimer Wasser neben sich oder Handschuhe gewünscht habe. Öfter beschreibt Frau J. dass sie Sport machte und dass ihr das Bücken nichts ausgemacht habe. Ihre mangelnde Fähigkeit Ähren und Kartoffeln zu sammeln erklärt sie, durch „Faulheit“ und Abneigung gegen Erde an den Händen. Meine Vermutung dazu ist eher, dass sie schon damals die Skoliose hatte, die nun im Alter deutlich als Buckel hervortritt und ihr dadurch das Bücken schwer fiel und dies galt bei den Nazis als bedenklicher Makel, so dass sie vermutlich bemüht war, zu beweisen, dass sie sportlich und körperlich fit war und dass es moralische Mängel, „Faulheit“ und Abneigung gegen Erde an den Händen waren, die sie daran gehindert hätten, gut zu arbeiten. Es war in der NS-Zeit besonders wichtig als körperlich fit und gesund und makellos zu erscheinen. Da der Mensch funktionieren sollte und als „Herrenrasse“ körperlicher stark sein sollte und „Sportlichkeit“ immer betont wurde und als besonders wichtiger Wert angesehen wurde.

Als der Vater im Zuchthaus war, habe sich die Mutter „natürlich nicht viel anmerken lassen, außerdem war das so, dass sie immer weg war zur Arbeit und ich hatte einen Schlüssel. Abends wurde dann noch ein bisschen gekocht, manchmal eh bekam ich auch bei einer Familie eine Etage tiefer etwas zum Mittagessen. Wenn meine Mutter da irgendwo, wo sie arbeitete, teilweise hatte sie bei Chefarzt S. vom Johannishospital eine Stelle gehabt und da in der Küche ging man da sehr großzügig mit den Sachen um, und da kriegte sie schon mal was mit. Ich weiß nicht, irgendwas war auch mal mit Geflügel oder mit Fleisch und dann konnten sie da unten ein tolles Essen machen. In dieser Zeit. Und ich war eben ein Schlüsselkind und eh 1937 als ich aus der Schule kam, bekam ich keine Lehrstelle. Obwohl ich ein gutes Zeugnis hatte. Aber am Arbeitsamt lag ja fest, die hatten doch in den Unterlagen, was los war.“

Obwohl der Vater dagegen war, wurde Frau J. mit 14 Jahren konfirmiert. Sie wollte das selbst gern, denn sie wollte nicht „wieder so außerhalb von allem“ sein. „Alle anderen gingen mit und ich hätte dann wieder so eine Sonderstellung gehabt und eh da muss ich sagen, ich weiß nicht, was der in der SA für eine Funktion bei uns in der Straße gehabt hatte, da kam sein Junge und brachte mir ein Sträußchen Margueriten. Das waren damals meine Lieblingsblumen übrigens. (lacht) Und ich muss insofern sagen, wir wohnten in einer Straße, wo wir keine Nachteile erlitten hatten. Also unsere Familie, meine Mutter und ich, wir sind nicht irgendwie schikaniert oder schlecht behandelt worden. Wir wohnten auch in einem Haus, unter uns wohnte ein ehemaliger Reichsbannermann. Das war die Schutzorganisation der SPD. Und die hatten zwei Kinder, die waren etwas älter als ich. Und der unten, der Sohn des Vermieters, Geschäftsmann, eine Straße weiter.“

In der Schule nach ihrem Berufswunsch gefragt, habe Frau J. Schuhverkäuferin angegeben, „weil man doch so schön, die Leiter hoch und runter gehen konnte. Und da sagte mein Lehrer, nee, nee, das ist nichts für dich, geh mal lieber ins Büro, ne. Und dann saß da eines Tages ein älterer Herr. Und dann sagte meine Mutter, du kannst eine Lehrstelle bekommen.“

„Der saß bei ihnen zu Hause?“

„Ja, der saß da. Ich hatte irgendwie, ob ich annonciert hatte oder irgendwie, ich weiß nicht mehr, wie das war. Ob wir da angerufen hatten. Oder ob. Das kann nicht sein. Das kann ich heute nicht mehr sagen. Komisch, das ich das nicht nachgeforscht habe oder so. Ja, der saß da, eh, hatte ein Geschäft, Dentalvertrieb, das heißt zahnärztliche Artikel, das war natürlich kein Vergleich zu heute, ein bescheidenes Ge-

schäft in der Ludwigstraße da. Wo heute das Konzerthaus ist, da in der Nähe, die Frau war Jüdin und eh, da bin ich dann in die Lehre gekommen und eh, na ja, es war nicht sehr schön. Die Frau war ja schon gehetzt. Hatte auch ein Jahr vorher ihr einziges Kind, n Fünfjährigen, verloren. Das war ja schon durch die Nazizeit irgendwie unterdrückt und hat mich natürlich wahrscheinlich ungewollt, ziemlich schikaniert. Da waren aber zwei ältere Aushilfskräfte, die kamen zweimal die Wochen und machten Buchführung. Und die waren eigentlich sehr nett zu mir.“

In dieser Firma habe Frau J. ab 1937 Bürokauffrau gelernt, bis die Firma ein Jahr später aufgelöst worden sei, „weil die Ärzte, ja, die Zahnärzte diese Firma boykottierten. Nichts holten. (...) Weil die Frau jüdisch war. Er war alleiniger Inhaber, also die Frau gar nicht. Aber sie wussten, die Frau ist Jüdin. Und die haben die Firma boykottiert und es wurde immer weniger. Und ich kann mich noch erinnern, dass einmal ein Mann kam und der hat sich zwei Bohrschläuche ausgeliehen. (...) und da machte mir die Frau Bergmann noch Vorwürfe, wenn der nicht wiederkommt, muss deine Mutter die Schläuche bezahlen. Das war natürlich hart. Meine Mutter sollte die. Und ich wusste, ich kriegte zehn Mark in der Lehre, das die Handelskammer hat da fünfzehn Mark mussten die geben und zehn Mark kostete ein Kittel, wenn man das überlegt, ne. Und die Fahrkarte.“

„Zehn Mark die Woche oder im Monat?“

„Im Monat! Und dann muss man ja sehen, ich musste ja auch die Monatskarte haben und ich wohnte nicht weit vom Bahnhof Barop (...) Dann bin ich da jeden Tag hin und hergerannt, mittags sogar. Jedenfalls war das ein jüdischer Arzt, der brachte die Bohrschläuche wieder. Der hatte sich die nur ausgeliehen, um mal noch jemanden-“

„Zu behandeln.“

„Zu behandeln. Später ist mir das alles erst bewusst geworden, ne.“

Frau J. habe dann eine Rechtsanwaltslehre begonnen. Von der Frau des Zahnarztes habe sie gewusst, dass sie nach Argentinien habe flüchten können. Beim Ausräumen der Wohnung habe ein Mann geholfen, den Frau J. nach dem Krieg wieder getroffen habe „in der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes. Der war auch eingesperrt gewesen. Aber nur Monate weise, aber der hat vielen jüdischen Familien geholfen, dass sie weg kommen konnten. Und wie mir die Familie später erzählte, die Juden waren ja zum Teil auf dem Westenhellweg von Geschäftsleuten oder was. Die hatten da, die Tochter von diesem Schmitz hieß der, die saßen und da nahmen auch den Koffer mit und mein Vater hat gesagt, tut alles in nen Kopfkissenbezug und

nehmt es euch über die Schulter, der wusste schon was los war. Aber die haben ja geglaubt, die haben denen ja erzählt den Juden, die konnten wie umgesiedelt werden und so. Der sagte, die saßen da auf gepackten Koffern und lackierten sich noch ihre Nägel, so ahnungslos waren die Menschen, nech. Na ja, jedenfalls, nur über, dass der da geholfen hat. Der hat sehr vielen geholfen auch diesen Bergmanns. Und wie ich dann später gehört habe, alles was er so von den Leuten untergebracht hatte, das ist ja in den Bomben alles auf dem Westenhellweg und so alles in den Kellern nachher vernichtet worden. Da war ja nichts von da und die Menschen sind ja auch fast alle nachher nicht wieder gekommen.“

Frau J. habe dann 1938 das Judenpogrom erlebt. Sie sei aus dem Dortmunder Bahnhof gekommen, sei die HansasträÙe hochgegangen, LudwigsträÙe, BetensträÙe, überall habe sie Möbel auf der SträÙe gesehen, Gegenstände, Glas. Im Büro habe sie erfahren, was los sei. Sie sei ganz aufgeregt gewesen. Neben dem Schreibtisch des Chefs sei der Hausmeister gestanden, der sei in der zivilen SS gewesen. Sie habe sich aufgeregt, weil sie an die Frau ihres früheren Chefs gedacht habe. Dabei sei sie vom Hausmeister angepöbelt worden. „Und dann sagte dieser da von nebenan. Sie fressen wohl auch die polnische Knoblauchwurst! Hab ich nie vergessen den Ausspruch. Also erstens hätten, hatten wir keine polnische Knoblauchwurst oder eh Wurst Fleischwurst, Blutwurst gekauft, wenn wir schon hatten, ne. Und diese Hartwurst das war doch nun was besonderes, ne. Aber das war schon so, die hatten schon Polen, den Überfall auf Polen hatten die schon im Kopf. Darum eben der Hass auf Polen muss schon so gewesen sein. Wie so sollte der sonst so einen Spruch machen, ne.“

Mit ihrem Chef habe Frau J. keine Probleme wegen der divergierenden politischen Meinungen gehabt. Der Chef sei zwar bekennender Nationalsozialist gewesen, habe sie aber in Ruhe gelassen und auch zu Festen eingeladen. „Während des Krieges ist er dann eingezogen worden. Ich hab die Gehilfenprüfung da gemacht, bin aber weiter da geblieben. Und hab später, als die Bürovorsteherin heiratete, eh, die Arbeit da weiter machen können, war Rechtsanwalt und Notariat.“ „Ich hab von ihm keine besonderen Äußerungen im Kopf oder so, ich kenn ihn nur, dass er als guten Chef, der auch zu mir gut war und eh zunächst haben wir noch einen Betriebsausflug mit seinem Hansa gemacht, oben zu den Externsteinen²⁸³ und so weiter. Aber dann wurde

²⁸³ Die markante Sandsteininformation der Externsteine am Rande des Teutoburger Waldes liegt im südlichen Westfalen. Die Nationalsozialisten hielten sie für einen Kultplatz einer angenommenen germanisch-nordischen Hochkultur.

sein Auto ja auch eingezogen und so weiter als der Krieg war, nech. Dann gabs ja kein Auto mehr. Nu ja, ich konnte von da aus, oft musste ich runter marschieren zum Amtsgericht oder Landgericht, er trug ja seine Akten nicht selbst. Dann hab ich seine Tasche dahin getragen, fand ich immer sehr interessant. Da am Gericht. Und da erinnere ich mich, das während des Krieges, der ja dann auch ausbrach. Also ich hab, will aber nicht vorweg, der Kriegsausbruch, den hab ich so erlebt, dass ich von dem Fenster der Märkischen Straße die jungen Männer, auch ältere Männer, teilweise mit Pappkartons oder Koffern, die dann eingezogen wurden. Aber nebenan von der gleichen Etage war noch ein Büro von der Versicherung, da war eine ältere Angestellte oder Mittelalter sagen wir mal. Und eh die war sicher Nazi, aber irgendwie auch sehr nett zu mir und eh, ja, der eine Gehilfe wurde auch eingezogen und der Chef wurde auch eingezogen. Der war dann, wie ich hinterher hörte, Verwaltungsgerichtsrat in Belgien oder wo.“

„Und dann wurde die Firma ausgebombt. Ich weiß nicht mehr, ob es 43 war oder 44 war. Die Praxis wurde ausgebombt und ich wurde übernommen von einem Rechtsanwalt Gerlich oder wie er hieß. Weiß ich nicht mehr, müsste ich noch ins Arbeitsbuch gucken, da war ich nur kurze Zeit, während die andere Kollegin da geblieben ist. Eine frühere Schulkameradin, die ich noch zum Rechtsanwalt Budde da geholt hatte. Ja, und von da aus wurde ich dienstverpflichtet, zu Heinrich August Schulte, war ne kriegs, eh kriegswichtige Firma. Schiffbau, Stahl.“ Dort habe Frau J. auch im Büro gearbeitet und sich in eine neue Materie einarbeiten müssen. „Ich hatte ja keine Begriffe, wie die hießen, aber das hab ich ja dann schnell gelernt, waren auch noch nette Kolleginnen. Wir mussten dann während des Krieges dauernd unsere Akten in Koffern in den Keller tragen, wenn Fliegeralarm war und eh, ich hab in dieser Zeit eigentlich auch noch Handball gespielt. Ich war in Barop im Handball. Vorher war ich in einem als, vor der Nazizeit war ich in Groß- Barop in einem Turnverein, der wurde aber dann erst mit einem Treuhänder weiter geführt, aber dann war der ganz eingestellt und dann hab ich später Handball gespielt, hier in Barop. Und dann hab ich einmal gesagt, hab ich mich beschwert, dass wir die Koffer runterschleppen mussten, und dann hab ich die Kerle, hab ich gesagt, zu den anderen, die gehen ohne. Ich hab gesagt, ich kann die schweren Koffer nicht tragen. Und dann sagt der zu mir, aber den Sonntag auf m Sportplatz, da können sie rumrennen. Nech, also, das war an und für sich auch ein netter guter Mann, aber nur das so eben diese. Ja und dann haben wir den schweren Angriff hier auf Dortmund dann hier in dem Keller erlebt und

haben gebibbert und getan, das war ja fürchterlich und ja und da am 21. Februar 45. Vorher waren wir da schon dauernd, meine Mutter weckte mich da. Ich war ja grade im Schlaf und da war ja, dann liefen wir in die Schlackenhalde zum Unterstand und so weiter, na ja, also bis wir dann am 21. Februar 45 plötzlich unser Haus in Flammen stand. Ich war im Keller, meine Patentante, die in der Rettenbacher Straße dann in Dortmund schon ausgebombt war, dann vorübergehend da vorn in dem Haus wohnte, das war dann aber auch getroffen, dann wohnte die bei uns. Und Mutters jüngste Schwester wohnte auch bei uns. Und eh, ja, später hab ich immer gesagt, zum Glück sind auf unser Haus nur Brandbomben gefallen. Denn es waren mehrere Tote in unserer Straße auch der SA- Mann, der mir durch den Sohn Blümchen bringen ließ, war auch da in dem Haus, waren sechs Tote, in nächster, da waren in der näheren Umgebung waren fast zwanzig Tote. Und deswegen hab ich immer gesagt, es sind zum Glück bei uns nur Brandbomben drauf. Und dann haben wir noch einige Koffer und so etwas aus dem Keller holen können. (...) Ich hab ja Schulkameradinnen, eh Sportkameradinnen gehabt, die ham nicht ein Foto mehr aus der Jugend gehabt. Ich hab vor einigen Jahren noch eine Reproduktion machen lassen, die sind aus, die sind ausgebombt und die hatten gar nichts mehr, nech und eh, so hatten wir wenigstens noch ein paar Fotos und so etwas noch solche Sachen hatten wir dann noch ein paar Sachen. Und zum Glück hatte meine Mutter noch vorher noch solche Wäschestücke geschenkt gekriegt von einer Putzstelle, da war der Mann gestorben und die Frau war dann auch die Frau Gusmann war dann auch tot und so, dass wir also die Wäsche, die dann schmutzig irgendwo oben lag, missen konnten, weil wir dann noch im Keller irgendwas hatten. Sind dann mit meiner Mutter, meine Mutter und ich sind dann noch Am Beilstück bei einer Familie untergekommen. Und eh ham da noch ein paar Tage im Schlafzimmer auf der Erde geschlafen, wenn man jung ist, geht das alles. Und eh, dann eh, kriegten wir, meine Mutter kriegte ein Zimmer am Saveriweg, an der Kirche, ich mein, sie kenn die Gegend ja hier nicht, ham wir auf einem Zimmer gewohnt, und eh dann als die Amis kamen, vorher haben wir dauernd im Keller und so. Dann haben wir uns gefreut, dass es soweit war, ich hab meine Haare gewaschen, hab mein kleines bisschen Schmuck, was ich so hatte in meine Schürzentasche oder so und dann schellt es und der einzige Mann bei uns im Haus macht die Tür auf und da kommen drei Amis rein. Der einzige Mann-“ (Bandwechsel) „was der gesagt hat, weiß ich nicht mehr und meine Mutter, die war geistesgegenwärtig, die riss die Haustür auf und sagte: Raus! Da bin ich nach draußen gelaufen.

Und wie wir dann hinter her gehört haben, haben die ne Mutter von drei Kindern in der Nachbarstraße vergewaltigt. Der Mann mit dem Gewehr in Schach gehalten, die Frau hinter her dann immer noch gesehen. Ich musste dann immer daran denken, das ich noch davon abgekommen war.“(Bewegt)

Deutung: Frau J. erzählt die Erlebnisse von ihrer Arbeit und dem Krieg, der furchtbaren und vernichtenden Bombardierung der Stadt Dortmund, wasserfallartig herunter und die Begebenheit mit amerikanischen Soldaten die die Nachbarin vergewaltigt hätten, möglicherweise auch die eigene Mutter? Und die Sprecherin erzählt von ihrem eigenen knappen Entrinnen. So dass ich erst später merke, was hier eigentlich erzählt wurde. Frau J. erzählt zwar die Begebenheiten, aber ich merke auch selbst, wie ich insbesondere die Vergewaltigung eigentlich nicht wirklich hören möchte. Ich drücke meine Abwehr indirekt aus, indem ich einfach weiter in der Chronologie gehe und frage, wie es war, als ihr Vater wiederkam. Trotz Ausbildung in Gesprächsführung und Annehmen und Wertschätzen der Klientin, fällt es auch mir manchmal schwer, immer angemessen auf die Aussagen einzugehen. Frau J. habe sich gefreut, dass der Krieg vorbei war und sie habe sich schön gemacht, die Haare gewaschen, sich etwas Schönes angezogen und ihren wenigen Schmuck angelegt. Dann seien die Soldaten gekommen und treten nicht als Befreier auf, sondern als Vergewaltiger. (Für die meisten gab es nie eine helfende Psychotherapie und die Folgen dieses erlittenen Leides sind bis heute unübersehbar.²⁸⁴ Man kann sich fragen, wie Frauen nach solchen Erlebnissen eine positive Beziehung zu ihrer eigenen Sexualität oder Männern entwickeln konnten. In vielen Fällen wurde das Thema einfach verschwiegen. Viele Kinder, die aus Vergewaltigungen im Krieg hervorgingen, litten und leiden ein Leben lang unter ihrer Herkunft. Auch die Kinder, die aus Liebesbeziehungen zwischen Besatzern und einheimischen Frauen hervorgingen, hatten es ein Leben lang schwer.) Frau J. hatte sich schön gemacht und wäre vielleicht auch eine Liebesbeziehung mit einem Amerikaner eingegangen, wenn es sich ergeben hätte. (In den Niederlanden gibt es etwa 50000 Kinder zwischen Soldaten und einheimischen Frauen. Sie wurden bis heute diskriminiert. Vergl. Radio-Feature von Anja Arp: Mof-fen- Kinder, Radio WDR 5, 09.08.2007. Die Mütter wurden als Mof-fen- Huren diskri-

²⁸⁴ Siehe auch Sander, Johr, (Hrsg) (2005), Befreier und Befreite, Krieg, Vergewaltigung, Kinder, Drohlshagen (2005), Wehrmachtskinder auf der Suche nach einem nie gekannten Vater, Olbricht (1997), Folgen sexueller Traumatisierung für die seelische Entwicklung und das Körpergefühl von Frauen, Böhmer (2000), Erfahrungen sexualisierter Gewalt in der Lebensgeschichte alter Frauen. Die Buchtitel weisen darauf hin, dass sich die sexualisierte Gewalt, Vergewaltigungen im Krieg bis heute auswirken.

miniert und erst Mitte der neunziger Jahre ist das Thema in den Niederlanden öffentlich diskutiert worden.)

Was mir vor meiner Untersuchung in dieser Massivität nicht so klar war, war die Tatsache, dass praktisch alle von mir interviewten Frauen direkt oder indirekt Vergewaltigungen erlebt oder miterlebt haben. In bereits oben genannten Studien sprachen etwa fünfzig Prozent der befragten Frauen von eigenen Vergewaltigungen. Ich vermute fast, dass die Zahl noch höher liegen kann. Was das auch für uns Nachfolgende und insbesondere Töchter an seelischer Belastung bedeutet, wäre weitere Untersuchungen wert.

Nach drei Jahren sei der Vater von Frau J. aus dem Zuchthaus entlassen worden, auf Grund eines Gnadengesuchs der Mutter ein Vierteljahr eher als geplant. „(...) und als ich dann im Bahnhof ihn abholte, meine Mutter hatte ihn von Dortmund oder wo abgeholt und ich hab ihn gesehen und plötzlich war der mir so klein. Ich war ja gewachsen.“(lacht) Der Vater sei ihr erst etwas fremd gewesen. Er habe dann auf der Zeche in Dortmund gearbeitet und habe einen Wehrausschließungsschein gehabt, den er im Krieg zurückziehen sollte, aber „da hat er gesagt, sie haben den ausgestellt, dann müssen sie das machen, der hat keinen Antrag gestellt.“

Auf die Frage, ob ihr Vater dann verändert gewesen sei durch den Zuchthausaufenthalt antwortet Frau J. nach einer Pause: „(Das) kann ich nicht sagen.“ Das Interview stockt merklich an dieser Stelle und ich bitte Frau J., den Unterschied zwischen Gefängnis und Zuchthaus zu erklären: „„Ja das Zuchthaus gibts ja heute nicht mehr. Das war ne strengere, strengere Haft, also im Ganzen, ne. Zuchthäuser das waren Herford, Hameln, das waren Zuchthäuser und da waren viel strengere Haftbedingungen. Ich weiß, das ein Kamerad, der auch in seinem Prozess war, der hatte also einen Kassiber mal mitgegeben. Das einer da Selbstmord gemacht hat, der hatte da, ist mit der Haft nicht fertig geworden.“ Frau J.s Vater hatte Einzelhaft, hat aber „glaube ich, da in der Polsterei auch gearbeitet, nech. Ich weiß nur, dass er am meisten dann immer über den Weißkohl, über den Kappes mit den dicken Strängen da drin, obwohl sie nachher in den KZs ja froh gewesen wären, wenn sie den noch gekriegt hätten. Aber meine Mutter durfte erst mal kein Kappes kochen. Aber dann hat sie ihn auch immer sehr fein geschnitten und so nech. Das gehörte ja eigentlich früher zur täglichen wöchentlichen Nahrung, Wirsing oder Weißkohl oder so.“ Frau J meidet das Thema merklich und setzt mit ihrer Erzählung zu einem späteren Zeitpunkt wie-

der ein. Der Vater „wurde dann also wehrwürdig erklärt und wurde noch im Januar 43 eingezogen im Strafbataillon. Kam nach Baden-Württemberg auf den Heuberg, das war eine KZ-ähnliche Ausbildungsstätte, das war alles abgesperrt, konnten kaum raus und so und wurden dann nach Jugoslawien geschickt. Mein Vater – wir waren dann wieder alleine, meine Mutter und ich – aber ich hab ja wieder gearbeitet – von meinem Vater kamen dann ja noch Briefe und so, aber am Ende des Krieges war da Feierabend mit Briefen, bis er dann eines Tages einen Brief eh- schickte- ich muss den Brief auch noch haben, dass er in Hamburg mit einem Lazarettzug nach Hamburg gekommen ist, weil er Malaria hatte. Da hat meine Mutter ihn aus Hamburg abgeholt. Zu der Zeit hatten wir ja Geld, man konnte ja auch nichts dafür kaufen, ich hab ja auch gearbeitet, also die Fahrt war für sie kein Problem da, ihn abzuholen. Ja das war aber dann schon, da war der Krieg schon aus.“

Deutung: In diesem Abschnitt mit vielen „ eh“ und Pausen, spürt man die Betroffenheit, die emotionale Bedrohung und Anstrengung, die der Kriegseinsatz des Vaters mit sich brachte. Die Nationalsozialisten bestimmten, wer in ihren Augen „wehrwürdig“ war und wer nicht. Die Entscheidungen wurden nach Belieben bzw. den Bedürfnissen geändert.

Während der Abwesenheit des Vaters sei die Mutter von Frau J. weiterhin politisch aktiv. Alle Frauen hätten „untereinander sehr zusammengehalten, mit uns Kindern Ausflüge gemacht und so. Und natürlich haben die untereinander Kontakt gehalten und eh. Tja, dann war der Krieg aus, wir waren ausgebombt, tja. Und dann eines Tages, also wir hatten ein Zimmer, da komm ich von der Arbeit nach Hause, da war das nicht mehr, da hatten die Amis diese Siedlungshäuser besetzt. Und hatten noch mein Konfirmationsbild, was meine Mutter nicht aus der Schublade genommen hatte und ein Bild, was meine Mutter so hatte, das hat son Fotograf, der das auf der Straße fotografiert hatte, ich hab das noch in Erinnerung, das war sehr schön, das ham die Amis mitgenommen, aber weiter war ja nichts. Aber dann ham die aber nur ein paar Tage diese Wohnung beschlagnahmt, wir kriegten dann eine andere Stelle, wo sie richtige Siedlungshäuser hatten und dann kam ja, eines Tages meine spätere Schwiegermutter zu uns, wo meine Mutter und ich dann wohnten. Und hatte sich, da hier, im Rombergpark da waren ja hier über dreihundert Menschen ermordet worden und da ihr Sohn auch im KZ war, kam sie weinend und sagte, unser Heinz, der liegt bestimmt auch so da. Und da hab ich gesagt, nein! Ich sag, der kommt wieder! Und sie hat dann später gesagt, ich hätte ihr damals so viel Mut gemacht, aber das war ja

Wunsch, dass er wieder kam. Mein Onkel, von meiner Mutter der jüngste Bruder, da hab ich auch gesagt, der kommt wieder, der war aber nich, ist aber nich wieder gekommen, ne. Ja! Und dann kam der aber eines Tages aber wieder. Im Juni. Mein späterer Mann. Und eh, wir machten ja die Tür, seitdem das gewesen war, nicht mehr auf, sondern Kläppchen, wo man dann gucken konnte. Und dann hab ich gerufen, Heinz! Ich kannte ihn ja vorher. Ich hab ja, als ich zwölf Jahre alt war, hat er meine Mutter noch mal besucht, eh, weil ja die alle in einem Prozess waren, seine Mutter und mein Vater und so. Und dann hab ich natürlich schon mal hingeblickt, nech, er war achteinhalb Jahre älter. Ja und dann- (atmet) hat er dann hier die Jugendbewegung in Dortmund aufgebaut, als er aus dem KZ kam. Er hatte schon zwischen den Toten gelegen und hat sich dann erst mal da unten in Klagenfurt im 14. Abm- Krankenhaus gelegen, als er aus dem KZ kam. Das er überhaupt zu Kräften kam und dann nach Hause. Na ja, das wars dann. – Dann haben wir die Jugendbewegung hier in Dortmund aufgebaut. Zuerst eine einheitliche Jugendbewegung, in der alle Richtungen waren. Dann hat aber die SPD wieder eine eigene Jugendbewegung haben wollen und die katholischen haben das auch. Und dann wurde unter Führung meines Mannes der Dortmunder Jugendring gegründet. Das ist jetzt sechzig Jahre her.“

Nach dem Krieg habe Frau J. geheiratet, „den Heinz J., der wieder gekommen ist“ und den sie aus der kommunistischen Jugendbewegung gekannt habe und der auch eine Karriere als politischer Häftling hinter sich hatte. Frau J. sagt sie „war noch nicht so doll fürs Heiraten. Endlich war frohes Jugendleben. Und der wurde von allen umschwärmt und getan und ne. Ja. Das war einer, der auch in Großbarop geboren war und den ich gesehen habe, als ich zwölf Jahre alt war und dann waren wir einmal auch bei meinem Großvater und dann mussten wir immer da, so eine einsame Strecke rumgehen und da waren so Büsche und dann hatten wir Angst. Da sag ich hier, gehen wir nicht vorbei, Hanni, und dann gingen wir zurück und da unten im Haus war eine und dann sagt die, lass euch doch den Heinz nach Haus bringen. Die wusste, dass der da war. Das war also, bevor der ins KZ kam oder nach Holland gegangen ist in die Emigration. Na ja, das war also der Weg und dann hat er uns da ausgefragt, was wir uns für Filme anguckten und so, er war ja schon politisch orientiert. Und dann ist er zu anderthalb Jahren Jugendgefängnis, eh, verurteilt worden, hat die in Bochum, im Jugendgefängnis anderthalb Jahre Jugendgefängnis, hat die in Bochum abgesessen. Hat dann wieder illegal gearbeitet hier. Hat dann wieder verschiedene

Leute zusammen geholt, hat dann verschiedene Kontakte gehabt und ist dann in die Emigration.“

Als sie über ihren Mann spricht, kommt Frau J. immer wieder auf dessen politische Aktivitäten zu sprechen. Auf die Frage, ob er auch Bergmann sei, antwortet sie: „Nein, der ist gelernter Gärtner. Und eh, einmal war der Pfingsten 33 für zwei, drei Tage hier auch eingesperrt. Aber dann konnten sie dem nicht nachweisen, dass er Flugblätter verteilt hatten hier an der Bäumke. Und dann ist er noch mal, dann haben sie eine große Antikriegsaktion gemacht, mit eh, mein Mann war im kommunistischen Jugendverband, mit Sozialdemokraten, mit halt so Linken alle zusammen, da haben sie eine Jugendkonferenz gemacht, wo wirklich zwanzig teilgenommen haben, ham beschlossen, dass sie am Antikriegstag- oder war der 1. August der Antikriegstag- ja ham se ne große Aktion gemacht, an Telegrafmasten und so weiter rote Fahnen angebracht, Flugblätter, Klebezettel, Hitler bedeutet Krieg und so weiter und so nech. Ja und dann ham sie, drei, vier Tage später, ist er verhaftet worden, aus seinem Zimmer, das er bewohnte, aus dem Bett geholt worden blutig geschlagen. Und dann eh in die Steinwache.²⁸⁵(...) da war er achtzehn. Und jedenfalls eh, ist er von da aus, weil er keine Aussagen gemacht hatte, trotz obwohl er ein paar Mal schwer misshandelt wurde. Da sagt er, gehen sie erst mal ins Moor. Ins Bürgermoor, oben bei Papenburg. (...) Und dann hat er im Anfang des Jahres 34 hat er n Prozess bekommen, ist nach Holland geholt worden. Weil er hier gefährdet war, er war zu bekannt, und dann ne erneute Verhaftung drohte. Dann ist er bis zum 1. September 39 als Deutschland die Polen überfallen hatte, ist er von der holländischen Polizei, die lebten ja illegal, kriegten ja auch keine Unterstützung nichts.“

Heinz J. sei dann in Holland interniert worden, „weil er illegal da war. Sie hatten ihn vorher noch nach Belgien abgeschoben mit mehreren, dann sind sie wieder zurück. Nech und so. Ja und dann haben sie auf der Insel Fleland relativ noch gutes, ham auch große Kontakte zur Bevölkerung gehabt. Gibt auch eine Broschüre darüber, die mein Mann später gemacht hat. Damit für die Kinder dann zu Ostern, was ja viele Holländer nicht so kannten, ham sie Ostereier bemalt und was alles so war. Später dann gute Kontakte mit der Bevölkerung gehabt, die dann winkend und weinend am Hafen gestanden haben, als sie von der Gestapo abgeholt wurden und nach Deutschland. Dann ist mein Mann ja nach Groningen und von Groningen wieder in die Steinwache und von dort ins KZ Sachsenhausen. Da ist er im Februar 45 noch

²⁸⁵ Die Steinwache ist ein Dortmunder Gestapo-Gefängnis gewesen. Heute ist dort eine Gedenkstätte.

nach Mauthausen transportiert worden. Und dann unten zwischen den Toten liegend, ham ihn zwei Kameraden daraus geholt, er war so schwach, na ja. - (Atmet schwer).“ Später hätten sie die Jugendbewegung aufgebaut: „Jugendbewegung Groß- Dortmund. War ja deutsche Jugendbewegung Groß- Dortmund. Als die Verbände dann selbständig wurden, wurde dann die FDJ daraus, die ja dann später verboten wurde. Aber da war mein Mann dann schon nicht mehr dabei. Hat ja dann schon- (atmet).“ Heinz J. habe dann später nicht wieder als Gärtner gearbeitet. „Er hat politisch dann und später war er Journalist, da hat er für holländische und Luxemburger Zeitungen auch geschrieben. Der hat die Gärtnerarbeiten bei uns im Garten gemacht. (lacht) Und Bäume gepflanzt, wenn ich das sehe, die er gepflanzt hat und- (Pause).“

Im September 1945 hätten Frau J. und ihr Mann geheiratet. Im Oktober 1946 sei der Sohn zur Welt geworden. Auch nach Kriegsende bleiben Frau J. und ihr Mann politisch aktiv. „Wir haben dann gegen die Wiederaufrüstung uns betätigt. Ich bin in der Adenauerzeit dann auch verurteilt worden, mein Mann auch.“

„Wieso das denn?“

„Ja, es gab damals eine Arbeitsgemeinschaft „Frohe Ferien für alle Kinder“. Es gab ja noch keine Ferienlager und so etwas und die DDR, die hatten ja Ferienlager und so etwas, die Betriebe, die hatten ja alle Betriebsferienlager und so. Und dann hab ich mitgeholfen, durch diese Arbeitsgemeinschaft und dann, dann gabs in Dortmund ein paar Frauen und auch ein paar Männer, haben wir Kindertransporte in die DDR, mit Sonderzügen, wo die Verhandlungen zwischen Bundesbahn und Reichsbahn blieben. Wir konnten doch keine Kinder illegal rüberschicken, die sind alle normal mit Bussen oder mit Zügen gewesen. Und die wurde dann verboten hinterher, eh die Organisation. Und eh danach ist auch nichts mehr geschehen. Für die Sache bis zum Verbot, wurden wir dann verurteilt.“

„Was hat man ihnen denn vorgeworfen? Dass sie die Kinder in die Ferien schicken?“

„Ja, sicher, dass die da politisch be- wurden, das war in der Adenauerzeit, das ist schon wirklich-.“ Die Ferienbewegung sei als kommunistische Organisation angesehen worden. „Ne es gab dann auch einen Prozess hier in Dortmund. Und vor allen Dingen also. Eh, neun Monate Gefängnis auf Bewährung hab ich dann gekriegt. Das waren ja noch die alten Nazirichter, und der Staatsanwalt Schneider, der beherrschte das dann weiter oder Oberstaatsanwalt war auch n alter Nazi und mm.-“ Auch Heinz J. sei verurteilt worden. „Ja, gab es während des KPD Verbots, die KPD wurde ja 1956 verboten. Und dann hat 60, 61 dann hat er, dann hatte sich eine unabhängige

Wählergemeinschaft gebildet und mein Mann wurde vorgeworfen, er hätte ihm Auftrag der illegalen KPD kandidiert. Also ein Mann mit so einer politischen Vergangenheit, der musste nicht irgendwo einen Auftrag oder irgendwas kriegen. Angeblich soll dann eine Besprechung in Ostberlin gewesen sein, wo dann einige, die wurden dann auch mit 19 oder 20 vor Gericht gestellt in Düsseldorf, aber mein Mann ist dann nie zu dieser Konferenz gewesen und so. Ja.“

„Aber er wurde verurteilt!“

„Ja, er wurde verurteilt. Zu sieben Monaten, wenn ich mich nicht irre. Ich hab so viel gelesen in letzter Zeit.“

„War das auf Bewährung oder wurde er dann eingesperrt?“

„Nein, sie wollten ihn einsperren. Er wurde dann auch hier in Dortmund angeblich, eh, ich hab die Sachen dann hier alle aufm Haufen liegen, dann ich noch mal richtig.“

„Also er wurde jedenfalls nicht eingesperrt?“

„Nein, aber mit viel Mühe, eh, Minister Heinemann und Dr. Posser, ein bekannter Strafverteidiger und mit vielen ehemaligen KZ-Häftlingen, die alle für ihn interveniert haben, zum Beispiel Dr. Reinhold Hallen, der Herausgeber der Kölnischen Rundschau, ach er hatte ja mit so vielen in- und auswärtigen Persönlichkeiten, mit denen er im KZ war, wo er im KZ war, das kannte ich immer nur, Johannes Maria Verweyen²⁸⁶, der mit meinem Mann zusammen in der Häftlingsschreibstube in Sachsenhausen gearbeitet hat, jetzt fand ich das Büchlein, da hab ich's mal gelesen, der ist von Sachsenhausen nach Bergen-Belsen geschickt worden und da ist er ja gestorben.“

„Wie fanden sie denn die Atmosphäre dann nach dem Krieg?“

„Ja, da waren die, die wieder reinkamen, die waren doch die Nazis, das waren doch diejenigen. Wir mussten ja schon wieder kuschen, nech.“ „Ja, das war schon so, selbst die sozialdemokratischen Frauen, die waren so verbohr. Ich weiß nicht, ob ich mal zum 8. März²⁸⁷ oder was, da zu ihnen gehen wollte. Nein, die wollen da nichts von wissen!“

²⁸⁶ Johannes Maria Verweyen, ein vom Niederrhein stammender Philosophieprofessor, der zur altkatholischen Kirche übertrat, hatte bereits seit 1927 eine leitende Position in der theosophischen Gesellschaft innehatte, wurde als Gegner des NS-Regimes ohne Angabe von Gründen seiner Professur enthoben und kam im KZ um. Der Essener Rechtsanwalt Gustav Heinemann, der spätere Bundespräsident, der engagierte evangelische Christ und Politiker, der in der Adenauer Zeit gegen die Wiederbewaffnung eintrat und deshalb auch von der CDU über die GVP in die SPD ging und der Rechtsanwalt, Kanzleipartner, spätere NRW Justizminister Dieter Posser waren gemeinsam gegen die Wiederbewaffnung und setzten sich für Deserteure und Verfolgte des NS-Regimes ein.

²⁸⁷ Frau J. meint hier den Weltfrauentag am 8.März, der in kommunistischen und sozialdemokratischen Kreisen und in sozialistischen Staaten gefeiert wurde. Für den Tag werden je nach Quelle unterschiedliche historische Gründe angegeben. Heu-

Auf meine Frage, ob sich nichts geändert habe, seit der NS-Zeit, reagiert Frau J. angestrengt, räuspert sich, spricht wasserfallartig und springt in den Gedanken. In ihrer Erregung bildet sie keine ganzen Sätze und springt thematisch: „Ja, sicher. (Räuspert sich). Dann waren wir gegen den Abwurf der Atombombe, dass die Amis da noch mal später, da haben wir überall Unterschriften gesammelt. Ich sag schon, es gab keine Türklinke hier in Barop, die ich nicht in der Hand gehabt hätte, um Unterschriften zu sammeln. (...) Aber es hat ja dann doch was genützt und wenn ich heute höre, dass die Amis da im Iran und weißte, die ham se doch schon mit zigtausend Toten und Menschen, die da drunter leiden, die ham die Bombe doch abgeworfen. Und der regt sich heute auf der Busch. Ich meine, ich bin, Israel und die anderen haben doch auch Atombomben. Nech und die Iraner, ich bin auch nicht der Meinung, dass sie das weiter, sie das weiter ausbauen. Aber ich bin der Meinung, das müsste dann doch für alle sein. Auf unserm Gebiet sind ja auch noch Atombomben stationiert. Wo, weiß ich nicht, Süddeutschland oder wo. Die müssten ja auch alle weg sein.“

Auch der Sohn von Frau J. sei politisch aktiv. Er sei Gymnasiallehrer, würde aber nicht verbeamtet, weil er aus politischen Gründen Berufsverbot gehabt hätte. Er könne jetzt allerdings als Lehrer arbeiten, „kommt auch noch gut klar, wird jetzt 60, kommt auch mit den Schülern noch gut klar, während andere ihre Schwierigkeiten haben, die haben ja nicht mehr so ihre Hände auf der-“

Ich versuche, das Gespräch bei Frau J. selbst zu belassen und frage, was sie meint, wie die NS-Zeit ihr Leben geprägt habe: „Ja geprägt hat es mich durch meinen Mann. Ich hab später immer gesagt, der hat mich so lange geschoben, bis ich von alleine lief. (...) Er hat dann das KZ-Sachsenhausen-Komitee, dann hier gemacht und wir sind auch in vielen Ländern. Im internationalen Komitee war er, haben auch viele Länder besucht, viel in Frankreich gewesen bei den, jetzt war ich, ich bin jetzt im Förderverein Gedenkstätte Steinwache, im Vorstand,“ „Hmm.“ „nachdem mein Mann gestorben war.“ „Hmm.“ „Der hat den gegründet.“ „Hmm.“ „und wir fahren nächste Woche, diese Woche nach Vught“ (sprich Vücht) „in Holland zu einer Gedenkstätte, wo man 44 viele Holländer aus Sachsenhausen hin transportiert hat. Fahrn wir mit 6, 7 Leuten. Meine Enkelin kommt ja aus Holland dann auch hinzu, die spricht ja perfekt inzwischen holländisch, die freut sich schon darauf, dass sie dann auch dahin kommt.“

te wird der Tag auch von UNICEF begangen als Tag gegen Ungleichbehandlung von Frauen, gegen Genitalverstümmelung, für Mädchenbildung und auch von feministischen Gruppierungen gegen die Unterdrückung lesbischer Lebensformen.

Ich frage, was der Mann von Frau J. über die Holländer erzählt habe, ob diese überwiegend im Widerstand gewesen seien oder ob er auch NS-Sympathisanten wahrgenommen habe. Darauf antwortet Frau J., sie wisse nicht, ob die Holländer in ihrer Mehrheit politisch gewesen seien. Es habe einen Drucker in Lewarden gegeben, der habe die illegalen Schriften gedruckt, der habe sich engagiert, da habe ihr Mann lange gewohnt. Ihr Mann habe mehrere Essstellen gehabt, wo er in der Woche hingegangen sei. Einmal habe eine Hausfrau ihn gefragt, ob er noch etwas möchte. Da habe er die hungrigen Augen des Kindes gesehen und gesagt, er sei satt. Dann habe er sich dort abgemeldet. Dann habe er zwei Tage die Wochen kein Mittagessen gehabt. Dann habe er eine Essstelle aufgeben müssen, da man ihn dort gesehen habe. Das sei schwer gewesen, dann habe er keine Mittagessenstellen gehabt. Es habe die illegale „Rote Hilfe“ gegeben, die sei aufgebaut worden und habe den Immigranten geholfen. Sie seien nur auf die Hilfe der holländischen Menschen angewiesen gewesen, da sie nicht hätten arbeiten dürfen.

Ihre eigene Rolle in der NS-Zeit sehe Frau J. eher passiv. „Natürlich war ich gegen die Nazis. Aber da kann man nicht sagen, dass ich groß politisch schon war. Natürlich gegen die Nazis. (...) Als Kind nimmt man das ja mehr vom Gefühl war, da kann man das ja noch nicht intellektuell verstehen. (...) meine Schulkameradinnen, die zum Teil ja auch echt in der BDM waren und auch richtig, aber ich hatte gute Freundschaften mit ihnen. Also ich, das ist nicht allen Kindern so gegangen. Ich hab da Glück gehabt, dass ich so wohl, da wo ich wohnte, da in der Straße und auch in der Schule nicht diese Nachteile hatte. Ich hab nur einen Musiklehrer gehabt, was heißt Musik, Singen und er hat mich einfach einmal, er hatte mich so aufm Kieker. Und dann sagte er einmal: Roll deine Himmelsaugen nicht so. Ich hatte gar keine Himmelsaugen. Ich hab ziemlich kleine Augen. (Lacht unsicher). Und dann bin ich da so, wir waren zu dritt in der Bank, da bin ich da aufn Flur und hab mich da nicht mehr blicken lassen. Hab bis zum Ende des Unterrichts da gewa-. Das war der einzige. Aber das war das einzige Mal, das ich irgendwas hatte.“

„Und diese sogenannte Kristallnacht, also die Pogromnacht, die haben sie ja auch richtig bewusst erlebt damals?“

„Ja, nur was da am nächsten Tag zu sehen war.“

„Wie war da so die Stimmung der Bevölkerung im Allgemeinen?“

„Da sprach doch keiner drüber.“

„ Die Atmosphäre?“

„(Leise)Da sprach doch keiner drüber. Wir haben zu Hause, meine Mutter und ich, aber da wurde nicht groß drüber gesprochen.“

Sie habe von der Pogromnacht 1938 nur das mitbekommen, was am nächsten Tag zu sehen gewesen sei. „Darüber“ nicht zu sprechen zeigt schon in der Formulierung, dass Frau J. die Tabus der Zeit noch internalisiert hat. Sie kann die Pogromnacht, von den Nazis verharmlosend „Kristallnacht“ genannt, nicht wirklich benennen. Die Verbrechen der Nationalsozialisten waren tabuisiert. Dass Tabus dazu dienen, eine Gesellschaft oder Gruppe zusammen zu halten, hat Hartmut Kraft in seinem Buch „Tabu“ herausgearbeitet. Sie haben also eine sehr wichtige Funktion. Volker Ullrich (2002) schreibt „Über die Ermordung der Juden und die Leiden der Völker in den von Hitlers Wehrmacht besetzten Ländern senkte sich hingegen ein eiserner Vorhang des Schweigens. Auch gutwillige Deutsche, beobachtete der Schriftsteller Arthur Koestler 1953 reagierten, wenn die Rede auf Auschwitz kam und Belsen komme, mit >dem gekränkten Gesichtsausdruck einer viktorianischen Lady, in deren Gegenwart man das anstößige Wort `Geschlecht` erwähnt hat... Über solche Dinge redet man nicht und damit punktum.“²⁸⁸ Nur mit ihrer Mutter, aber immerhin hier, habe Frau J. darüber sprechen können. Jeder Deutsche wurde zum Schweigen aufgefordert, angeblich waren überall Feinde, die von Goebbels inszenierte Kampagne „Feind hört mit“ unterstützte dies Feindbewusstsein. Die Denunziation wurde zum Volkssport in Deutschland. Siehe dazu auch Frau Jungs Buch über Frauen in Gestapohaft in Dortmund.

In der Rückschau sagt Frau J. über ihr Leben: „Ich bin immer tätig gewesen durch meinen Mann schon und auch so und mach jetzt in seinem Sinne weiter, was ich noch kann. Ich war Samstag, mit zwei PKWs waren wir in Stuckenbrock, wo die 65000 russischen Kriegsgefangenen umgebracht wurden, n paar Italiener, n paar Franzosen waren dabei auch. Aber da sind 65000 Menschen sind da umgebracht worden. Da ist immer am Antikriegstag also am ersten Samstag im September eine Gedenkveranstaltung. Da bin ich gewesen und jetzt nach Holland fahren. Da muss ich gleich mal mein Papier, wir können gleich mal einen Blick da ins Zimmer werfen. Durch meine Augengeschichte, ist jetzt auch alles ziemlich liegengeblieben. Ich hoffe, dass das jetzt auch mit den Kopfschmerzen mal aufhört.“

Frau J. zeigte mir dann noch Papiere in ihrem Schreibzimmer, wo sie auch Broschüren aus der Nachkriegszeit verwahrte. Frau J. ist eine sehr engagierte Altkommunis-

²⁸⁸ ZEIT Dossier, DIE ZEIT 52, Internet: www.zeit.de/archiv/2002/52/S_45

tin, die auch heute noch politisch aktiv ist, so gut es in ihrem Alter und mit ihrem Gesundheitszustand möglich ist. Sie ist durch ihre Herkunft und Familie geprägt. Aktive politische Arbeit machte sie erst zusammen mit ihrem Mann, dem Widerstandskämpfer Heinz J. nach dem Krieg. Ein Bewusstsein für die Verbrechen in der DDR, der Sowjetunion und den Stalinismus scheint sie nicht zu haben. Ihr kleines Buch über die Frauen in Gestapohaft in Dortmund zeigt auf, wie viele Frauen auch Opfer des Naziregimes wurden und dass oft schon kleinste „Vergehen“ oder selbst das reine Unterstellen von „Vergehen“ genügten, um in Haft zu kommen und Opfer beliebiger Misshandlungen, Folter und Ermordung zu werden. Ihre Sprache und ihre Lebensgeschichte zeigen deutlich, wie sehr sie auch von der Zeit geprägt wurde und dann in der kommunistischen Arbeit das Mittel gegen den Faschismus sah und sieht. Ihr Sohn und die Enkelkinder würden die Familientradition fortführen.

Zusammenfassung zum Interview mit Frau J.

Frau J. stamme aus einer politisch aktiven kommunistischen Familie, ihr Vater habe in der NS-Zeit drei Jahre lang im Zuchthaus gesessen. Die Atmosphäre im Elternhaus scheint sehr offen gewesen zu sein, Frau J. wusste auch als Kind über die Gründe der Verhaftung des Vaters Bescheid. Auffällig ist, dass auch Frau J. bestimmte Tabus der NS-Zeit verinnerlicht hat. Als es um die sogenannte Reichskristallnacht geht, spricht sie ganz leise und abgehackt. Auch das Thema von Vergewaltigungen nach dem Krieg ist für Frau J. verständlicherweise so mit Scham besetzt, dass sie noch sechzig Jahre später körperlich reagiert, als sie darüber berichtet.

Aktivität und Engagement spielen eine große Rolle im Leben von Frau J.. Kommt das Gespräch an Punkte, über die Frau J nicht gerne berichten will (wg. Tabuisierung u.ä.), lenkt sie in eine Richtung, in der wieder über Aktivitäten, seien es ihre eigenen, die ihres Mannes oder ihres Sohnes, berichtet wird.

Gewalt und Abwertung habe es in der Familie nicht gegeben. Sie erinnert nur ein einziges Mal, dass der Vater sie geschlagen habe und da habe der Großvater sofort eingegriffen und den Vater gestoppt. Solidarität und die Verbundenheit mit anderen Menschen in vielfältigen lebenspraktischen unterstützenden Bezügen und auch politischen Bezügen kommt oft in dem Interview zur Sprache. Auch zwischen den Generationen, den Großeltern, den Eltern und anderen Verwandten und dem Sohn und den Enkeln von Frau J. scheint es eine enge Verbundenheit und viele Bezüge und

Gedankenaustausch zu geben. Sie nimmt lebhaften Anteil am Leben der Kinder und fährt sogar mit der Enkeltochter zu ehemaligen Verfolgtentreffen.

Im Vergleich mit Kindern aus Täter-Familien fällt bei Frau J. auf, dass sie insgesamt mit ihrem Leben im Reinen ist.

3.11.8. Interview Frau S.V.K.: „Kind, schweig still“

Biografische Notiz: Frau K. wurde 1933 als einziges Kind ihrer Eltern geboren und lebt im Ruhrgebiet. Frau K. war als Kind auf der Flucht, weil ihr Vater in der sozialdemokratischen Partei war und die Familie verfolgt wurde.

Sie ist mir aus Veröffentlichungen bekannt, in denen sie über ihr Schicksal berichtet und sie hat Lesungen dazu abgehalten. Sie empfängt mich freundlich mit Kaffee und Kuchen in einem an das liebevoll eingerichtete Reihenhaus angebauten Holzanbau mit Blick auf den gepflegten Garten, in dem ihr Mann während unseres Besuches in Sichtweite arbeitet. Frau K. braucht starke Schmerzmittel, da sie an einer schweren Bandscheibenerkrankung leidet.²⁸⁹

Bei einem gemeinsamen Besuch von Frau K. und ihrem Sohn im ehemaligen Gestapo-Gefängnis Steinwache²⁹⁰ in Dortmund sei die Idee entstanden, dass Frau K. ihre Erinnerungen aufschreibe. Auf Grund von Reaktionen bei Lesungen aus ihrem ersten Buch, in denen eine starke Tendenz zu spüren gewesen sei, das Geschehene relativieren zu wollen („dann immer wieder darauf hingewiesen wurde, dass das gar nicht so schlimm gewesen wäre“), habe Frau K. weitere Bücher geschrieben „Ja, denn man hätte ja immer wieder gehört, dass die dann in Sicherheit gewesen wären, das dann also nichts mehr gewesen ist. Naja. (Resigniert) Und eh in der Schule, ich hab an mehreren Schulen auch gelesen und da ist natürlich die Stellung zu politischen Emigranten anders, denn die sehen das so, wie es hier passiert. Wenn die hierhin kommen, da gibt es natürlich verschiedene Hilfen. Und können es gar nicht begreifen, dass es da natürlich in Frankreich keinerlei Hilfen gegeben hat, finanzieller Art und dass man da also wirklich sehen musste, wie man zu Recht kam. Und das hat mich bewogen das neue zu schreiben. Da bin ich dann mehr ins Detail gegangen und hab dann mehr über meine Mutter geschrieben, über meinen Vater natürlich auch. Aber eben auch über meine Mutter, die ja ebenfalls auch verfolgt gewesen ist hier in Dortmund. Und die auch in Frankreich auch die Hauptlast zu tragen hatte.“

²⁸⁹ Vergl. Das Kapitel über Psychobiologie des traumatischen Prozesses und Bandscheibenerkrankungen

²⁹⁰ Die Dortmunder Steinwache ist ein Gebäude, in dem während der NS- Zeit eine Gestapo- Wache mit etwa 50 Zellen war. Dort wurden zwischen 1933-1945 etwa 65.000 Menschen inhaftiert, misshandelt, gefoltert, etwa die Hälfte davon aus politischen Gründen. In der Pogromnacht 1938 wurden die meisten Dortmunder Juden dorthin gebracht. Die Steinwache galt als die „Hölle Westdeutschlands“. Bis 1976 war eine Polizeiwache dort- nach dem Krieg teilweise mit identischer Besetzung. Heute befindet sich dort eine ständige Ausstellung zu dem Thema Widerstand und Verfolgung in der NS- Zeit.

Die Familie von Frau K. sei 1936 nach Frankreich geflüchtet und dort setzen auch die frühen Kindheitserinnerungen von Frau K. ein: „Wie zum Beispiel die Metro. Das erste Mal Metro. Oder wie wir auf dem Bahnhof ankamen, der fremde Mann. Ich hatte ja keine Ahnung, was das für ein Mann ist. Man hatte mir immer gesagt auf den Bildern, das ist Vater. Aber was hatte ich für ne Ahnung was Vater ist.“ Frau K. habe mit ihrer Mutter allein in Dortmund gelebt, während der Vater bereits kurz nach ihrer Geburt geflohen sei, nachdem er zuvor mehrfach verhaftet worden sei und es Hausdurchsuchungen gegeben habe. Über einen Schwager sei er ins Saargebiet gekommen, was noch nicht dem deutschen Reich angegliedert gewesen sei. Er sei zusammen mit dem bekannten Dortmunder Sozialdemokraten Hansmann, dem ehemaligen Stadtdirektor im Saarland gewesen. Nach dem Anschluss des Saarlandes an das Deutsche Reich sei der Vater weiter nach Frankreich geflohen. Der Vater sei Idealist gewesen, es sei nicht um die Partei gegangen, es sei wichtig gewesen gegen den Nationalsozialismus zu sein.

Die Mutter von Frau K. sei nicht einfach dem Vater gefolgt, sondern sie habe auch fliehen müssen. „Meine Mutter musste sich ja hier erst ständig bei der Gestapo melden. Sie hat ja, auch als mein Vater schon weg war, hat sie ja noch politisch weitergearbeitet. In meinem Kinderwagen sind dann die Flugblätter transportiert worden, die dann im Dunklen irgendwo abgeladen worden. Und sie musste ständig zur Gestapo und wurde immer wieder gefragt, wurde gefragt, wo mein Vater ist. Na, ja und dann wurde immer wieder gesagt, sie soll sich scheiden lassen. (...) Man würde mich sonst ihr wegnehmen und mich zu einer deutschen Familie geben, damit ein deutscher Mensch aus mir wird.“ Ein mit dem Vater befreundeter Arzt habe falsche Papiere besorgt mit denen die Mutter und das Kind nach Frankreich hätten fliehen können. Ihr Vater habe keine Arbeitsgenehmigung in Paris gehabt, die Mutter habe dort gearbeitet, um die Familie zu ernähren und auch politisch dort gearbeitet, das hätten die Emigranten erwartet. Ihr Vater habe gut französisch gekonnt, die Mutter habe sich schwer getan mit der Sprache, die Erzählerin habe Französisch und Deutsch gelernt. Ihr Vater sei studierter Landwirt gewesen und die Mutter sei Polsterin und Dekorateurin gewesen. Der Vater sei in Deutschland arbeitslos gewesen, habe alles gearbeitet, was gekommen sei, habe in einem Sarglager und Möbelgeschäft bei Verwandten gearbeitet, beim Einsargen geholfen, beim Boxverein als Punchingball gearbeitet, im Chor bei der Städtischen Bühne gesungen, im Kino Klavier gespielt.

Die Herkunft des Vaters aus einer angesehenen Dortmunder Familie habe nichts geholfen, es sei die Zeit der Arbeitslosigkeit gewesen.

Nach der Flucht habe die Familie von Frau K. in einer Art Hotel in einem Vorort von Paris gelebt. „Und da haben wir in so, ein, zwei kleinen Zimmerchen gewohnt und da kann ich mich gut dran erinnern. Sehr spärlich möbliert. Ja, (seufzt) und das ging dann, unter ziemlich vielen Strapazen für meine Mutter, die ja gearbeitet hat“ Bei aus Deutschland geflohenen Juden, die früh geflohen seien und noch Geld gehabt hätten, sei die Mutter angestellt worden, sie habe geputzt, gewaschen, gebügelt. Waschen und Bügeln habe sie in dem kleinen Zimmerchen gemacht auf einem kleinen Kanonenofen, auf dem auch gekocht worden sei. Das sei bis 1937, 1938 gegangen. Einmal sei ihnen der Vater als Litfaßsäule entgegen gekommen, da habe die Säule sie angesprochen, die Mutter habe gesagt, „das ist Vater.“

„Ja unsere weiteren Möglichkeiten, Geld zu verdienen, hatten mein Vater und ich. Mein Vater bekam die Möglichkeit in einem Film zu spielen, in der Statisterie. Und zwar in dem Film „La grande illusion“, „Die große Illusion“, ja also von Renoir. Renoir war der Regisseur und Erich von Stroheim war ja einer der Hauptdarsteller. Und da hat mein Vater einen deutschen Offizier gespielt, ausgerechnet mein Vater, allerdings einen deutschen Offizier im Ersten Weltkrieg. Und kurz drauf, hatte ich dann auch die Möglichkeit, ich hab dann auch in einem Film gespielt, und zwar in Werthers Leiden. Und so haben wir auch noch ein bisschen Geld gehabt.“ Frau K. habe ebenfalls als Statistin in einem Film mitgespielt und habe „das zweitjüngste Geschwisterkind von Werthers Charlotte“ dargestellt. „Wir waren da, glaub ich, sieben oder acht Kinder. Ich weiß es nicht mehr. Ja und das war da eben auch so ein Verdienst, den wir da hatten. Und dann bekam mein Vater die Möglichkeit, also da war ein Nansenfond²⁹¹.“

Der Nansenfond habe arme Bauern in Frankreich unterstützen sollen, um die Landflucht in Frankreich zu mildern. Dort habe ihr Vater mit Zuschüssen eine sehr kleine Landwirtschaft in der Nähe von Bourges gepachtet, wo sie dann zur Schule gegangen sei. Der Vater sei während des Krieges von den Franzosen interniert worden, in die Fremdenlegion gekommen und zusammen mit anderen Emigranten hätten sie eine große Eisenbahn bauen müssen. Die Mutter sei mit dem Kind allein geblieben

²⁹¹ Der norwegische Philanthrop Odd Nansen war der Sohn des berühmten Polarforschers und Zoologen Fridjof Nansen. Odd Nansen wurde am 6. Dezember 1901 in Kristiana, heute Oslo geboren und starb am 27. Juni 1973 in Oslo. Er war Architekt und Philanthrop, Mitbegründer von UNICEF 1946. Odd Nansen war selbst mehr als drei Jahre in Sachsenhausen inhaftiert. Er berichtete darüber in seinen Tagebüchern. 1936 gründete er den Nansenfond für Flüchtlinge und für Staatenlose.

und habe die Arbeit allein schaffen müssen. Als der Krieg ausgebrochen sei, habe sie sich regelmässig auf der Kommandantur melden müssen. Bei dieser Erzählung ist die Anstrengung und Beklemmung Frau K. deutlich anzumerken.

„Als Deutsche? Oder als was?“

„Ja, als Deutsche (leise, beklemmt). Frauen und Kinder wurden ja nicht interniert, ne. Es wurden ja nur die Männer interniert.“ „Ja.“ „Ja und dann hat sie auch wieder schwer gearbeitet, (ächzt), erst mal unsern kleinen Kotten. Von Landwirtschaft hat sie vorher nie eine Ahnung gehabt.“ „Hmm.“ „Und eh bei den Bauern, (ächzt), hat sie gearbeitet. Dann kamen die Deutschen. Und dann kam das, was eigentlich den Titel meines zweiten Buches ausmacht, „Kind, schweig still“, Kind schweig still, keiner darf merken, dass wir Deutsche sind.“ (Die Erzählerin ächzt.)

„Wie alt waren sie da?“

„Zwischen sechs, sieben.“ „Hmm.“ „Sieben Jahre ungefähr als die Deutschen da waren.“

„Und dann haben sie sich da als Französin gegeben, sozusagen.“

„Ja, wir haben da nicht gesprochen, so dass keiner was merkte. Aber immer die Angst, was machen die Franzosen, wir waren ja nicht so, es war ja nicht so, als hätten wir davon ausgehen können, dass die uns alle helfen, wir waren ja, wir waren die Sal Boche! Ne. Wir waren die Deutschen. Aus welchem Grunde wir da waren, spielte ja eigentlich keine Rolle. Wichtig war nur, wir waren die Sal Boche, wir waren die Deutschen. Ich habs natürlich ganz besonders zu spüren bekommen in der Schule. Vorher hatte ich Freunde, bei Kriegsausbruch, nach Kriegsausbruch keine mehr. (Sie atmet beklemmt.)“²⁹²

Die Geflohenen waren nun offenbar in einer schwierigen Situation. Die Franzosen hätten sie als Feinde gehasst, hätten sie jederzeit an die Deutschen verraten können. Die Deutschen als Besatzungsmacht seien gefährlich gewesen, da sie beim Bemerkten, um wen es sich hier bei der jungen Frau mit dem kleinen Kind handeln würde, die Geflohenen jederzeit in die Hände der Gestapo hätten geben können. Die Beklemmung und Angst sind bei der Erzählerin noch heute spürbar. Die Geflohenen

²⁹² Die Sal Boches Allemand, wörtlich „deutscher Drecksack“, ist ein Begriff aus der Propaganda des Ersten Weltkriegs, in dem die Franzosen vor den bösen Deutschen warnten, die plündern, verstümmeln und vergewaltigen sollten. Später wurde dieser Begriff allgemein als Schimpfwort gegen Deutsche gebraucht.

und das Kind hätten sich praktisch unsichtbar machen müssen, um nicht aufzufallen und sich an die Bevölkerung anpassen, ohne dazu zu gehören.²⁹³

„Ein ganz einschneidendes Erlebnis war es für mich, in der Schule wurde immer am Anfang am Tagesanfang die Marseillaise gesungen und als der Krieg ausgebrochen war, da wurde mir das verboten, da hieß es, ich wär keine Französin, ich wäre ne Deutsche, ich dürfte das nicht singen. Und wenn das dann von der Lehrerin gesagt wird vor der ganzen Klasse“ - „Ja. (...) Dann wissen die Kinder auch, da ist irgendwas.“ Von da an hätte Frau K. als Feind gegolten, sei als schuldig angesehen worden, dass die Väter der anderen Kinder im Krieg gewesen seien. Die Kinder hätten nicht mehr mit ihr gespielt, sie als deutschen Drecksack beschimpft. Da habe sie selbst nicht mehr mit den Kindern spielen wollen. Die Siebenjährige habe dann immer die Zeit bei ihrer Mutter verbracht und ihr bei der Arbeit geholfen.

Der Vater sei 1940 oder 1941 auf Grund eines Augenleidens aus der Legion entlassen worden und habe sich in Südfrankreich befunden. Die Mutter habe überlegt, wie sie wieder zusammen kommen könnten, da der Vater nicht in das besetzte Frankreich gekonnt habe. Die nur ein Meter und Fünfzig große Mutter habe mit Hilfe der Hofverpächter zuvor Butter und Käse verkauft, um Geld zu verdienen. Sie habe bei Bauern für die ganzen Knechte gekocht. Sie habe Männer gebraucht, die die schwere Feldarbeit wie das Pflügen hätten machen müssen und dafür habe sie gekocht und am Bach gewaschen, bis sie wunde Hände gehabt hätte. Die Verpächter hätten geholfen die Kuh, die Hühner, Kaninchen und anderes zu verkaufen, damit die Mutter mit dem Kind dann etwas Geld gehabt habe. Dann seien sie nach Paris gegangen. „Weil nur von Paris aus Möglichkeiten bestanden, weiter zu kommen. Man musste ja dann irgendwie schwarz über die Grenze, über die Demarkationslinie. Und da gabs auch, so wie es das dann hier auch gegeben hat, als wir noch die Ostzone hatten, diese, ja, Schleuser, Schlepper, die gabs da natürlich auch.“ (Bei diesen Beschreibungen fangen Frau K.s Hände an zu zittern, weil die Angst nach all den Jahrzehnten offenbar immer noch so stark in Frau K. ist.)

„In Paris haben wir in einem Hotel Fromentane gewohnt, das waren aber Bekannte. Die, also die kannten wir durch meinen Vater. Und zwar hatte mein Vater. Also dieses Hotel Fromentane, das war am Mont Martre. Also nicht direkt am Mont Martre, sondern an der Straße, diese Straße, wo auch das Mouline Rouge und diese Sachen da sind. Ich weiß noch so genau, das ging da so links runter, da war dann die-

²⁹³ Die Auswirkungen solchen Unsichtbarmachens auf nachfolgende Generationen beschrieb die israelische Psychologin Dinah Wardi, (1997)

ses kleine Hotel Fromentane und da hat meine Mutter auch gearbeitet, deswegen kannten wir die auch. Die Fromentanes, die haben meine Mutter da auch als Putzfrau usw. da beschäftigt und da sind wir dann auch hingegangen und haben da etliche Tage, vielleicht waren es auch Wochen, ich weiß es nicht, dahingegangen, bis es möglich war, dass wir weiterkamen.“ Mit einer Gruppe von etwa 20 Leuten, in der Frau K. das einzige Kind war, seien sie schließlich von Fluchthelfern über die Pyrenäen geführt worden. Doch viele hätten aufgegeben und nur ihre Mutter mit ihr und vier fünf anderen hätten den Mut gehabt, weiter zu gehen. Die sogenannten Fluchthelfer seien verschwunden. Der Bus, mit dem sie zuerst gefahren seien, in dem ihre ganzen Sachen gewesen seien, sei zu gewesen. Schafhirten hätten ihnen Käse und Brot gegeben. Sie hätten nichts mehr gehabt als die Sachen, die sie auf dem Leib getragen hätten. Sie hätten sich von Datteln und Cormes²⁹⁴ ernährt, die unterwegs an Bäumen und Büschen gewachsen seien. Von Perpignan aus seien sie in ein Sammellager gegangen.

(Frau K. ist erregt bei der Schilderung und man merkt ihr die Spannung und Belastung an. Sie versucht mit angestrengtem Lachen, den Schmerz zu überdecken.)

Die Erzählerin berichtet, dass das Lager in dem sie mit der Mutter gewesen sei, so furchtbar gewesen sei, dass kleine Kinder gestorben seien „wie die Fliegen“. „Es gab ja nichts.“ Der Ernährung, die Wassersuppen seien so „minimal“ gewesen. Ihrer Mutter sei es gelungen, den Vater zu informieren. „Und dann hat er uns da geholt und dann sind wir nach Cassis gekommen. Und da war es eigentlich ähnlich wie es auch in Paris gewesen ist. Es ist aber nicht so, wenn man sich jetzt vorstellt hier, die Emigranten, die da waren auch in Paris, die wären eine Einheit gewesen. Das war ganz sicher nicht so. Sondern das waren ganz kleine Klübchen. Nach Parteizugehörigkeit. Da waren die Juden, da waren die ehemaligen Kommunisten, da waren SPD-Leute. Das war nicht eine Einheit. Sondern jede Gruppe für sich. (...) Und nachher in Südfrankreich war es ähnlich. Auch hier war es so, dass mein Vater gearbeitet hat am Hafen, wo er grade was gefunden hat. Und da haben wir aber, kann man sagen, einigermaßen, kann man sagen einigermaßen gut gelebt. Wir bekamen zwar keine Lebensmittelmarken, mussten alles auch so kaufen und soweit es eben möglich war, denn Fisch brachte mein Vater schon mal mit vom Hafen. Ja und eh- (stöhnt ange-

²⁹⁴ Corme, *Sorbus domestica*, Speierling, ein Baum aus der Familie Rosaceae. Ein Verwandter der Eberesche. Verbreitet in Mittel- und Südeuropa. Die birnenförmigen reifen Früchte sind 2-4cm groß, sehr vitaminreich und lecker. Wenn sie unreif verzehrt werden, sind sie sauer und unbedenklich.

strengt) dann gab es da auch keine Arbeit mehr. Es waren zu viele Emigranten, die da waren. Das wimmelte ja alles dann von Emigranten grade da in den Bereichen.“

Die Emigranten hätten je nach Möglichkeit nach Spanien, nach Portugal, nach Amerika gewollt. Es sei wie ein riesiger Wartesaal gewesen. Der Vater habe alle Arbeiten angenommen, als Holzfäller und als Schafhirte für ein paar Wochen in den Bergen. Die Mutter und das Kind seien immer mitgezogen. Sie seien immer unterwegs gewesen. Tageweise sei sie in die Schule gegangen, wenn das möglich gewesen sei. Der Vater und die Mutter hätten sie „soweit es eben ging“ unterrichtet, das einzige Buch sei ein Rousseau gewesen, aus dem sie lesen gelernt hätte, auch wenn sie nichts verstanden hätte. Eine „relativ schöne Zeit“ für ein paar Wochen habe es auf einem Weingut gegeben. Es habe reguläre Wanderarbeiter aus Spanien gegeben. Die Mutter habe dort gearbeitet, für alle gekocht, der Vater habe in den Weinbergen gearbeitet. Am schlimmsten sei es gewesen, als sie zurück nach Cassis gegangen seien. „Und da wars am allerschlimmsten. Da gabs nichts mehr zu essen für uns“, sie hätten sich nur von Tomaten und Mais ernährt und in dieser Zeit furchtbar abgenommen. Sie seien fast verhungert.

Sie wohnten „in einem kleinen Zimmer. Und das sind auch so Dinge, die seh ich, die seh ich förmlich vor mir, die sind richtig eingegraben. Ich könnte es zeichnen. (...) Und in der Situation wurden wir dann hinterher, hat mein Vater wohl gedacht- und oder meine Mutter, dass sie auf uns angesetzt waren-“

Der Ehemann von Frau K. kommt herein und sagt, dass er die Häckselmaschine im Garten anmachen möchte. Frau K. schlägt ihm vor, die Tür zum Garten zu schließen. Ich nehme das Gespräch mit der Frage wieder auf: „Und das war so, dass sie da ein Zimmer hatten, wo sie auch gekocht haben?“ Den Satz, dass Frau K.s Eltern und damit sicher auch Frau K. sich nun direkt verfolgt fühlten, habe ich hier überhört. Der Ehemann, der wie auf Bestellung zu diesem Zeitpunkt aus dem Garten ins offene Gartenzimmer eintrat, hat an der Stelle den Redefluss unterbrochen. Vermutlich finde ich die Aussage, „dass sie auf uns angesetzt waren“, selbst zu belastend. Die Vorstellung, dass die NS-Spitzel, die Gestapo, die Folterer direkt auf der Suche nach der kleinen geflohenen Familie ist, ist so bedrohlich, dass ich hier die relativ unwichtige Frage danach stelle, wo die Familie gekocht hat.

„Mal gabs Tomaten mit Mais, mal gabs Mais mit Tomaten, ne. (...)Gedrückte Stimmung war natürlich. Hoffnung, dass es besser wurde, war jetzt nicht mehr. Jetzt wars

ja auch schon, dass ja schon die Juden aufgefordert wurden, das Land zu verlassen und eh (atmet schwer). Es war ja nur abzusehen, wann die Deutschen da auch hinkommen würden. Es war ja nur abzusehen, wann die Deutschen da auch einmarschieren würden, ne.“

Deutung: Hier unterbreche ich wieder, anstatt einfach zu zuhören. Die Vorstellung der direkten Bedrohung, die von Frau K. auch im Rückblick als besonders bedrohlich empfunden wird, scheint für mich zu schwer zu sein. Die Erzählerin drückt das Geschehen durch Wiederholung der Bedrohung aus und ihr immer wieder schweres Atmen, gemischt mit Versuchen zu lächeln, an Stellen, an denen sie besonderen Schmerz empfindet, den sie versucht, damit zu unterdrücken. So empfinde auch ich die sehr bedrohliche Situation mit ihr und versuche unbewusst durch meine Unterbrechungen ihre aufbrechenden schmerzlichen Gefühle zu kontrollieren und zurück zu halten.

Mit anderen Kindern habe sie in dieser Zeit nicht gespielt, sie sei weiter ein „Sale Boche“ gewesen und es sei erzählt worden, die Deutschen hätten den anderen die Arbeit weggenommen.

„Und wie da alles da war. Und dann wurden wir eines Tages am Strand von einem Mann angesprochen. (Sie atmet schwer.) Im Nachhinein würde ich sagen, der war auf Emigranten, nicht direkt vielleicht jetzt auf uns, sondern auf Emigranten grundsätzlich angesetzt. Und eh, (räuspert sich), eh, der hat dann erst mal so getan, als ob er auch ein Emigrant wäre, in Gesprächen gefragt, wie es uns ginge und, und, und, und, und. Na, ja, man hat sich erst mal ganz normal damit unterhalten, ne, der sprach ja deutsch mit uns, ne. Und (atmet) dann sagt er, ob wir denn schon mal, ob mein Vater denn schon mal davon gehört hätte, dass man sich in Marseille auf einem ganz bestimmten Büro zurückmelden könnte. Und mehr als dass man zum Militär müsste, könnte einem gar nicht passieren. Ja und die Lage war so verzweifelt, ja wir waren am Verhungern! Dass mein Vater wohl der Ansicht war, das kann er der Familie nicht mehr zumuten und alles, was auch meine Mutter an Angst hatte, denn sie hatte ja auch politisch gearbeitet, ne-“

Die Anspannung macht sich während des Gesprächs über die ausweglos erscheinende Situation ständig auch durch die angestrengte Atmung bemerkbar und der ganze Körper der Erzählerin steht unter Spannung.

„Ne, tja, das stand jetzt hinten an. Das Kind war am Verhungern. Man war selber fast am Verhungern. Also! -hat er sich zurückgemeldet. Ja und dann ging das alles

ganz schnell. Ganz schnell. Ganz schnell. Ganz schnell. Ganz schnell bekamen wir Papiere. Wir bekamen ne Marschroute, wir bekamen Eisenbahnkarten, genau, wann wir zurücksollten, wann wir nach Marseille sollten, wann wir zum Zug, in welchen Zug, das war alles klar, das ging so schnell, das können nur ein paar Tage gewesen sein. Ja- und als wir dann in diesen Zug kamen, waren wir nicht die einzigen, da saßen schon ein paar andere drin. Auch alle so zusammen geholt, ne. (...) Und dann gings (atmet schwer) Richtung Deutschland, (...) dachten wir. Und in Charlon-sur-Saône, wurde der Zug gestürmt von SS-Leuten und die Männer wurden alle verhaftet, (...) die wurden in Handschellen abgeführt. (...) Wohin (atmet) wusste keiner. (...) Und die Frauen und die Kinder wurden weiter transportiert nach Paris. Und an diese Fahrt erinnere mich auch sehr gut.“

„Sie waren dann acht Jahre.“

„Na, da war ich dann schon neun, als wir dann nach Deutschland da zurückkamen. Tja, wohin, wohin die Männer gekommen sind, wusste zu dem Zeitpunkt keiner und wir die Frauen und die Kinder, wir wurden unter Bewachung weggebracht. Keiner von den Bewachern sprach mit uns. Keiner von uns hat sich getraut zu fragen, wo es hinging. Und dann kamen wir nach Paris und wurden da in einem Hotel, ich würde heute sagen in einer Absteige (...) wurden wir dann so, ich sag jetzt mal interniert! Denn wir durften ja nicht mehr (...) das Hotel durften wir dann auch nicht mehr verlassen. Da mussten wir drin bleiben, bis ein, ein Transport zusammen gestellt war, ein Sammeltransport nach Deutschland. Da waren wir dann ein paar Wochen.“

Ich versuche, der Situation irgendetwas Positives abzugewinnen, indem ich nachfrage, ob es etwas zu essen gegeben habe und damit wieder die Gefühle zu kontrollieren. Die Bedrückung und die Lebensgefahr, in der sich die Männer befinden und auch die Frauen und Kinder ist spürbar. Die ungewisse bedrohliche Zukunft und die ganze Situation, der Gefangenschaft, der Rechtlosigkeit und des Ausgeliefertseins sind spürbar und mächtig.

„Ja, wir bekamen etwas zu essen. Für die einzelnen Zimmer gab es einen Raum mit ner Kochgelegenheit, wo dann auch eben ein bisschen was heißes gemacht werden konnte. Jedenfalls selber kaufen konnten wir ja nichts, denn wir konnten ja nicht raus. Und eh, es gab etwas Gemüse, sicher, es gab etwas Brot. Aber es war sicherlich nicht besonders viel, nehme ich an.“

Unter den Internierten, darunter auch viele Kinder, war eine ganz schlechte Stimmung. „Jeder hat sich zurückgehalten. Und bei denen, die zurückkamen, waren gar

nicht viele Emigranten in dem Sinne. Das meiste waren Juden. Waren also jüdische Frauen und Kinder. Und eh, dann in Saarbrücken- endete dann die Fahrt, endete dann für uns alle die Fahrt- (hustet plötzlich). Und eh, ja, wir hatten dann die Möglichkeit über etliche Umwege nach Dortmund zu kommen. Auch wieder über, über einen Onkel.“

„Also sie wurden freigelassen?“

„Ja. Wir. Wir. Die anderen nicht. Nein. Die wurden weiter transportiert.“

„Nur die Deutschen.“

„Nur die, ich sag jetzt mal, nur die Arier.“ Wohin die Juden gebracht wurden, weiß Frau K. nicht.

Deutung: Ich antworte mit gequältem Lächeln. Mein unpassender Ausdruck, der von den Nazis geprägt wurde, „die Deutschen“, impliziert, dass die jüdischen Deutschen keine Deutschen seien, und dass „Deutsche“ und „Juden“ ein Widerspruch in sich sei. Auch der Ausdruck von Frau K. „die Arier“ zeigt, wie gequält die Situation für uns heute im Rückblick ist. Und wie bewusst wir uns der Situation sind, dass hier deutsche Menschen, nach Belieben aussortiert wurden, wenn sie einer behaupteten „falschen Rasse“ angehörten oder als politisch Verfolgte einer falschen Rasse zu sortiert wurden. Hitler spricht in seinem Buch „Mein Kampf“ davon, dass Sozialdemokraten auch Juden seien. George Weidenfeld spricht in seiner Autobiografie „Von Menschen und Zeiten“, davon „Juden und Sozialdemokraten, das war das gleiche.“²⁹⁵ Die Terminologie transportiert auch das Gedankengut. Frau K. und mir ist klar, dass es hier für uns keine passende Ausdrucksweise gibt.

„Wir wurden also praktisch da freigelassen (...) und jeder war auf sich allein gestellt. (...) Und jeder musste sehen, wie er da irgendwo weiterkam.“

Mit Hilfe von Verwandten seien sie wieder nach Dortmund gekommen. Sie habe geglaubt, dort würde es besser sein. Aber es sei erneut schwer gewesen. Ihre Wohnung sei von anderen bewohnt worden, sie hätten im Gästezimmer bei den Großeltern gewohnt. Regelmäßig hätte die Mutter sich bei der Gestapo melden müssen, sei nach anderen Emigranten ausgefragt worden. Die Mutter habe sich unwissend gegeben. Es seien immer Vorwürfe der Großeltern gekommen, dass es so was in ihrer Familie nicht geben dürfe, dass sie „mit Politik nichts zu tun“ haben dürften. „Das gehörte sich nicht in solch ner Familie...“, die sehr religiös gewesen sei. Die Religion habe eine große Rolle gespielt, es sei gebetet worden, es habe Tageslosungen ge-

²⁹⁵ Weidenfeld (1995), Von Menschen und Zeiten, Die Autobiografie

geben, die Großmutter sei Missionarstochter gewesen, der Großvater habe eine gute Position auf der Zeche gehabt und einige Kirchenchöre geleitet. Die Großmutter habe neben den sieben Kindern noch einen Lebensmittelladen betrieben. Der Großvater ist nach Auffassung von Frau K. scheinheilig gewesen, „ein Nickel“. „Weil er eben immer wieder widerwärtig war, meiner Mutter gegenüber, eh, mir gegenüber auch teilweise, aber das ist ein anderes Kapitel, da möchte ich nicht drüber jetzt nicht weiter.“ Die Beziehung zwischen Mutter und Großmutter sei jedoch gut gewesen. Die Mutter habe es auch später immer gesagt, dass die Großmutter eine liebe Frau gewesen sei. Auch zu dem Kind sei die Großmutter lieb gewesen. „Das kenn ich nicht anders.“ Die Großmutter habe sie zur Schule gebracht, angemeldet, der Schulbesuch sei nach kurzer Zeit aus politischen Gründen verboten wurden.

Nach dem Schulverbot sei sie in den Kindergarten gegangen, wo sie mit drei schon gewesen sei. Die Kindergärtnerin habe sie in guter Erinnerung gehabt, sie sei dort freundlich aufgenommen worden, habe mit den kleinen Kindern gespielt. Der Vater sei auf der Dortmunder Steinwache gewesen, man habe ihn zu Hochverrat verurteilt und 1944 sei er in ein Arbeitslager gekommen, wo man medizinische Versuche mit ihm gemacht habe, an denen er letztlich gestorben sei.

Frau K.s Stimme klingt nun erstorben, still und kraftlos. Teilweise zittert sie und auch die Stimme zittert.-

In dieser Sequenz ist es deutlich, wie wichtig für eine schwierige Situation, das unterstützende aktive Zuhören ist. Frau K. fällt es sehr schwer, sich zu äußern und diese extrem belastende Situation zu berichten. Hätte Frau K. nicht schon alles in einem Buch veröffentlicht und wiederholt darüber öffentlich berichtet, so hätte ich es möglicherweise für zu viel gehalten, dies Interview zu machen. Hier wartete ich, und nahm kurz ihre Hand, bis sie bereit war, weiter zu sprechen.

„Wie das Lager hieß, weiß ich auch, ja Pavenstedt das ist bei Gütersloh. Und er hat es nachher eh also ehm, das war so kurz so bevor er starb, kriegte meine Mutter Nachricht, sie könnte ihn holen, er würde für die Dauer seiner Krankheit beurlaubt. Da hatte er aber schon mehrere Blutstürze hinter sich, ne. Und eh, dann wurde er, dann hat mein, mein Onkel, also Bruder meines Vaters und dieser Arzt, der übrigens auch die Papiere besorgt hat, geholt. Und das ist jetzt so ne Verbindung mit dem Kindergarten. Ich kam aus dem Kindergarten und sie trugen meinen Vater ins Haus. Son Elendsbündel. (...) Ja und dann hat er (räuspert sich heftig) noch 14 Tage gelebt, bei uns im Haus und dann hat seine Schwester, die Diakonisse, hat ihn gepflegt

und meine Mutter hat ihn gepflegt. (...) Bis er starb, ne. (...) Aber das hab ich natürlich auch alles mitgekriegt, ne. (...) Dieses fürchterliche Husten und Keuchen, ne. (...) Und nach Luft Ringen, er ist mit Tuberkulosebazillen eh, ehm ist er geimpft worden.“ So sei der Vater als Opfer von „medizinischen Versuchen“ zu Tode gekommen.

Die Mutter der Erzählerin habe auch auf der Liste der unerwünschten Nazigegner gestanden, deren Erschießung durch die Nazis geplant gewesen sei. Viele sind dann in einem Dortmunder Waldstück, der Bittermark, erschossen worden. Dazu sei es bei ihrer Mutter nicht mehr gekommen. Sie hätten erst später davon erfahren. Weil sie ausgebombt gewesen seien, nichts mehr gehabt hätten, seien sie bei Verwandten im Siegerland gewesen und dort weitergereicht worden. So sei die Mutter zufällig der Erschießung entkommen.

„Na ja und wie ist es für mich weitergegangen? Na ja, erst mal Verbot des Schulbesuchs hatte ich ja schon gesagt, Tochter des Zuchthäuslers. Das ist die B.! Die! Der Vater sitzt im Kasten! Das ist ein Volksverräter! (...) Das waren so die Freuden, die ich hatte. Als ich geglaubt habe, wenn ich nach Deutschland komme wird alles besser. (...) Ja! (atmet) Und auf die Weise hat sich das dann immer weiter abgespielt. Bis der Krieg zu Ende war. Und wenn man glaubt, dass es dann auch zu Ende gewesen wäre. Das war es mit Sicherheit nicht! (...) Denn Menschen stellen sich nicht gleich um, ne!“

„Wann war der Krieg um in Dortmund?“

„Im Mai 44, ehm 45. Und mein Vater ist im September 44 gestorben.“

„Ja, das ging dann weiter. Ich hab dann aber auch, selbst wenn ich die Möglichkeit gehabt hätte, ich hab keinen Kontakt mehr gesucht. (...) Ich bin dann wieder zur Schule gegangen. (...) dann waren die Engländer hier. Muss man überlegen. In Frankreich nur sporadisch zur Schule gegangen und immer nur in kleinen Dorfschulen, wo nichts Besonderes war. Dann hier vierzehn Tage oder drei Wochen in Dortmund im vierten Schuljahr, weil ich lesen konnte. Weil ich gut lesen konnte, kam ich ins vierte Schuljahr. Da war ich dann vierzehn Tage oder drei Wochen. (...) Ja und dann war ich ein halbes Jahr vielleicht im neunten Schuljahr. Ich sprang vom vierten Schuljahr ins neunte Schuljahr.“ Bis dahin war Frau K. kaum zur Schule gegangen, der Vater habe mit ihr Deutsch und Französisch Lesen geübt. Die Großmutter sei mit zwei älteren Lehrerinnen gut bekannt gewesen und habe es organisiert, dass sie Schreiben und Rechnen und anderen Schulstoff habe nachholen können. Mit zwölf,

dreizehn Jahren habe sie dann die Möglichkeit bekommen, eine Aufnahmeprüfung für das Aufbaugymnasium zu machen.

„Damals hieß es Aufbauschule, wurde hier in Dortmund neu gegründet und wir wurden da, hatten da vierzehn Tage Prüfung für die Aufbauschule, wurde unter Aufsicht eines Psychologen gemacht, Dr. Gallé. Ich weiß den Namen noch genau. Aber aufgrund, ehm, des der ganzen Geschichte mit mir, durfte ich dann die Schule besuchen. Ich war dann bis zur, also bis zur Mittleren Reife war ich dann in der Schule, damals Aufbauschule, dann Aufbaugymnasium. Das fing also an mit der FK also mit der Förderklasse, Untertertia, Obertertia. Und eh, dann war die Zeit so, dass man sich überlegen musste, wie es dann so weitergehen sollte. Und da dachte meine Mutter, ob es ein Fehler war oder nicht, kann ich nicht so beurteilen. Es ist am besten, das Kind von der Schule zu nehmen und zu sehen, dass sie eine Lehrstelle kriegt. (...) Und dann hat meine Mutter eben eine Lehrstelle gesucht. Ich hab dann eine kaufmännische Ausbildung gemacht, bei einer Zeitung. Damals noch die NVZ. Die damals, zwei Jahre der Lehrzeit hatte ich um. Die damals, dann wurde die Zeitung verboten. Ja, auf jeden Fall kommunistisch angehaucht, wie sie genau hieß, weiß ich jetzt nicht. Und eh ich weiß nur den Namen NVZ. (...) Neue Volkszeitung, genau. Ja, das wars. Ja und als die dann verboten wurde, da hab ich einen Anschlussvertrag gekriegt, in einer Baufirma ja und nicht sehr lange danach, als ich dann mit meiner Ausbildung fertig war, hab ich geheiratet!“

Kommentar: Frau K. scheint ihr Lebensziel erreicht zu haben mit der Heirat. Gleich einem sentimentalen Heimatfilm aus der Zeit, in dem die Geschichte zu Ende ist, wenn das Paar sich bekommt, beendet sie ihre Erzählung.

Die Angst vor Verfolgung bleibt auch nach dem Krieg eine Konstante im Leben der Mutter von Frau K. Die Mutter habe immer nur Angst gehabt, dass es wieder zu Verfolgungen kommen könne. Die Mutter sei mit der Organisation Verfolgte des Naziregimes in die DDR gereist, da habe sie „vermutlich ein bisschen tiefer geguckt. Und sie hat gesehen, was das für ein Regime war.“ Das DDR- Regime habe ihr Angst gemacht. Sie habe deshalb alle Unterlagen vernichtet und zerrissen, das täte der Erzählerin heute leid, dass sie da nichts mehr habe. Die Mutter habe Alpträume gehabt „Da hab ich oder wir beide eigentlich drunter gelitten. Sie hat geklammert. Sie hat furchtbar geklammert.“ Außerdem zeigte sie massives Vermeidungsverhalten. „Wenn wir irgendwohin wollten, sei es, ehm, zu irgendeiner Veranstaltung. Dann hatte sie entweder eine Gallenkolik oder sie hatte Herzschmerzen. (...) Damit wir zu Hause blieben. Und ich bewundere meinen Mann heute noch! Ne, also, das der das

alles so mitgemacht hat, en. Ich glaube es gibt nur ganz wenige Männer, die das gemacht hätten. Die das mitgetragen hätten! (...) Also Urlaub. Wir alleine? Gar nicht möglich, meine Mutter kam mit. (...) Und so lächerlich es sich vielleicht anhört. Ne. Sie hat kein Zimmer für sich gehabt, sie hat bei uns geschlafen.“

„Ja, das war dann sehr romantisch. Und als wir dann die Möglichkeit hatten, hier das Haus zu bauen, eh, also aufgrund, es ist ne Kriegsbeschädigtensiedlung. Meine Mutter bekam dann die Möglichkeit hier mitzubauen. Ach, da gabs dann auch noch Anfeindungen. >Wovon können die denn bauen? Ach nur von de KZ-Pfennige.< So wurde das immer so genannt. Ja, ja. Hmm . “

„Ja, ich sagte schon, wir wohnten da in Hörde. Ich sagte ja schon, wir hatten keinerlei Vergünstigungen, außer dass wir ein paar Lebensmittelmarken mehr kriegten. Aber wir konnten das auch alles gar nicht kaufen. Meine Mutter kriegte nur eine ganz winzig kleine Hinterbliebenenrente. Meine Mutter hat die Marken verschenkt im Haus. Und da ging es schon los. Die kriegen ja genug. Die haben ja die KZ-Marken. Meine Mutter hat, ich weiß nicht, wo der Hintergrund dafür war. Zum Beispiel hatte sie, einen halben, können sie sich vorstellen, einen halben Bombentrichter. Man war glücklich, wenn man einen halben Bombentrichter hatte. Da konnte man nämlich was drin pflanzen. (...) Und wenn sie da etwas geerntet hatte, sie hat das verschenkt, sie hat das im Haus verschenkt (...) an die Leute, die mehrere Kinder hatten.“

„Danke schön. Wurde nicht. Im Moment schon. Aber hinterrücks. >Die könnens doch, die kriegens doch. Die kriegen doch alles. Die kriegen doch alles in die Fot gesteckt.< Hinterrücks. >Wovon können die denn gebaut haben? Doch nur von de KZ-Pfennige!<“

„Wann haben sie denn gebaut?“

„1958.“

„Hmm.“

„>Nur von de KZ-Pfennige!<. Dabei, weil es da eine kleine Entschädigung geben hat. Das glauben ja immer viele, die haben wer weiß was gekriegt, ne. Ehm. Ich sag das jetzt ganz ohne Neid. Die Juden haben gekriegt.“

„Auch nicht viel.“

„Wie viel, weiß ich nicht. Ich weiß nur, dass wir etwas bekommen haben, als meine Mutter schon tot war.“

Sie hätten viele Anfeindungen und Missgunst erlebt, dass sie „KZ-Pfennige“ als Wiedergutmachung bekommen hätten. Die Mutter hätte eine „ganz winzig kleine Hinterbliebenenrente“ bekommen und das angebaute Gemüse an Familien mit Kindern verschenkt, da sie einen

halben Bombentrichter gehabt habe, wo sie Gemüse angebaut habe. Da habe man drüber geredet, dass sie etwas verschenken könne und ihnen das geneidet.

„Ja. Wann ist die gestorben?“

„Meine Mutter ist 64 gestorben.“

„Und wann ist sie geboren?“

„1901.“

„Ja.“

„Und sie ist sehr schwer krank gewesen. Sie ist sehr schwer herzkrank gewesen. Vermutlich durch diese ganze schwere Arbeit, ne, was sie gemacht hat. (...) Und eh, dann diese, auch hinterher diese Anfeindungen. Aber nicht nur von diesen Leuten. Aber auch Anfeindungen von Leuten von denen man es gar nicht geglaubt hätte.“

„Ja.“

„Die auch damals schon gesagt haben: Ja die haben sich doch in Sicherheit gebracht.“

„Ja. Und welche Leute waren das, von denen man das nicht geglaubt hätten?“

„Die zum Beispiel selber im Konzentrationslager waren. Die gesagt haben, wir haben im Konzentrationslager gesessen und die haben sich in Sicherheit gebracht.“

„Ja. (räuspert sich) Ich hab aber immer das Gefühl gehabt, ich hab dem nicht entsprochen. Ob mein Vater das so gesehen hätte im Nachhinein. Ich war ja noch klein, als er starb, das so gesehen hätte, das weiß ich nicht. Meine Mutter hatte, ja die hat Erwartungen gehabt. Nur- ich konnte diesen Erwartungen nicht entsprechen. Also ich hab auch die Schule, also ich kann nicht sagen, dass ich da wer weiß was für Zeugnisse gehabt hätte. Es stand nur immer. Untern Zeugnis stand immer B. darf weiterhin als Gastschülerin am Unterricht teilnehmen.“

„Ah. Solche Anfeindungen gabs auch. Das war nicht alles nur eitel Freude, ne, ne. Und als Emigranten, ne, als Leute die weg waren, waren wir ja hier im ganzen Raum, die einzigen. Und es hat auch hinterher nicht viele Kontakte gegeben. Die einzigen Kontakte, die wir auch hinterher noch nach dem Krieg hatten, war einmal diese Familie, meiner Mutter da, die diese Frau auch bis zum Tode gepflegt hat. Und der Mann der war auch im Gefängnis gewesen, dann aber eingezogen wurde als Soldat. Die Frau hatte nachher Unterleibskrebs, ne, zwei Kinder und meine Mutter hat die nachher bis zum Tode gepflegt. Und ein anderer Kontakt war, das nachher, der Sohn war nachher hier Leiter der Volkshochschule in Dortmund. Die waren auch in Frankreich gewesen. Wolfgang Körner. Mit der hatten wir auch Kontakt, aber wenig. Ich sowieso

nicht. Ich war ja noch ein Kind. Aber da konnte man eigentlich auch nur sagen, Bekannte.“

„Sie lag im Hüttenhospital. Die einzige Vergünstigung, die wir bekamen, war dann dass sie da privat lag, das war dann die Vergünstigung. Dann hat sie Digitalis bekommen. Ich bin zum Chefarzt gegangen und habe gesagt, sie möchte so gerne nach Hause. Da hat er gesagt, junge Frau, sie haben zwei kleine Kinder, da waren, da hatte ich noch die beiden Jungs, das Mädchen kam später dazu.“

„Ja.“

„Und was wollen sie machen? Die können sie nur vom Bett zum Sessel und vom Sessel ins Bett tragen. Das schaffen sie gar nicht mit zwei kleinen Kindern. Wie wollen sie das machen? Also ich kann ihnen nur sagen, was ich da die letzte Nacht erlebt habe, mit ihrer Mutter. Er ist die ganze Nacht bei ihr gewesen. Und ich hab da noch nie was, ich hab da auch nachher nicht gehört, dass es das gibt. Er hat mir gesagt, sie hätte einen Digitalisschock gehabt. Und im Rahmen ihres Digitalisschocks hätte sie praktisch die ganze Zeit noch mal im Zeitraffer erlebt. In der Nacht. Ne.“

„Und auch dann gesprochen.“

„Ja. Deshalb, er hat mir das ja dann nachher erzählt. Ja. Wann hab ich wieder angefangen ein bisschen Vertrauen zu haben? Eigentlich muss ich sagen, viel durch meinen Mann“-

„Ja. Ja.“

„- und dann als ich beim Roten Kreuz angefangen hab. Das hat mir, ich hab immer das Gefühl gehabt, ich hab ja nichts geschafft. Ich bin eigentlich den Erwartungen meiner Eltern, den hab ich nicht entsprochen.“

„Was waren das für Erwartungen?“

„Ja, vielleicht mehr. Studium. (...) Es gab wohl verschiedenes, was ich auch nicht geschafft hab. Ich hatte einen Lehrer, der glich meinem Vater so unheimlich und den hab ich angeschwärmt. (...) Einen anderen Lehrer hatte ich auch noch. Ich weiß noch, unsere Lehrer waren ja noch alle in Militäruniform. Die hatten andere Knöpfe und ohne, ne, die hatten ja auch nichts. Ein anderer Lehrer, der hat mir sogar kostenlos Mathematiknachhilfe gegeben. Also da, das muss ich sagen, also. Aber trotzdem, ich hab immer das Gefühl gehabt, das ist nicht das, was ich hätte, was ich hätte machen mögen. Es gab zwei Berufe, die ich gerne hätte machen mögen. Ich hätte gerne was im Bereich Sport gemacht. Ich hätte auch gerne was im Bereich Medizin gemacht. Im

Bereich Medizin, Krankenschwester, Kinderkrankenschwester oder so was. Aber das war wieder meine Mutter, Büro, Büro. Das ist jetzt das einzig wahre.“

Kommentar: Zu der damaligen Zeit galt eine Bürotätigkeit für eine Frau im allgemeinen als eine gute Position. Wenn man bedenkt, dass die meisten Frauen und Mädchen bestenfalls eine achtjährige Volksschule abgeschlossen hatten und keine Berufsausbildung hatten, sondern als Dienstmädchen, Haushaltshilfe oder ähnliches arbeiteten, so war die Mittlere Reife und eine gelernte Tätigkeit im Büro schon etwas „besseres“.

„Und wieso?“

„Das weiß ich nicht. Also wenn sie schon nicht studiert, dann soll sie wenigstens ins Büro gehen. Wie man das so manchmal sieht. Und für mich war einfach beim Roten Kreuz. Das ging alles sehr, sehr schnell. Ich hab einfach mit meinem ältesten Sohn zusammen einen ersten Hilfskurs gemacht. Mein ältester Sohn war zu der Zeit vierzehn.“

„Ja.“

„Und er war damals elf oder zwölf Jahre alt, da kam dieser Berufswunsch. Und er wollte unbedingt. Und wir haben uns eben aus diesen Gründen, weil ich ja nicht das werden durfte, was ich wollte, habe ich gesagt, meine Kinder dürfen das machen, was sie wollen. Zuerst haben wir natürlich gedacht, das ist genau wie bei anderen Kindern, zuerst, das ist genau wie bei anderen Kinder, wenn sie Lokomotivführer werden wollen. Der wollte zur See. Und das haben wir auch erst so gesehen. Und dann fing er aber an und hat sich sehr viel Fachliteratur geholt über Seefahrt. Und dann fing er an und ich hab sehr viel gelesen in der Bibliothek in Wellinghofen. Und da wurde ich mal gefragt, sagen sie mal, liest der R. diese Bücher eigentlich wirklich? Ja, der liest die. Das ist doch sagenhaft, der ist doch erst dreizehn Jahre. Ja ich sag, der liest diese Bücher. Na ja und wir habens ihm dann auch ermöglicht und mit vierzehn ging er dann nach Finkenwerder zur Seefahrtsschule. Hat dann auch da die ganze seemännische Ausbildung gemacht bis zum Steuermannspatent für große Fahrt. Und dann kam ja da bei der Seefahrt, das da alles unter anderer Flagge war, panamesischer Flagge usw. Und dann waren da vielleicht noch zwei ausgebildete Leute auf dem Schiff. Alles andere war Hilfskräfte und so. Und dann ist er an Land geblieben und hat dann einen anderen Weg eingeschlagen. Das ist also der, der jetzt im Management ist bei so einem großen Konzern. Der ist also beim R.- Konzern. Und mit dem zusammen hab ich damals den Erste-Hilfe-Kurs gemacht. Und dann wurde ich von dem Mediziner, der den Kurs leitete, wurde ich dann gefragt, sagen sie mal, wir machen grade einen Sanitätskurs, wollen sie da nicht mitmachen? Ja. Dann

hab ich den Kurs gemacht. Und dann ging das Schlag auf Schlag. Als ich den Kurs gemacht hatte, wurde ich zitiert zum Roten Kreuz, ob ich nicht eintreten wollte ins Rote Kreuz und ob ich keine Lust hätte, für sie Ausbildung zu machen. Und da war für mich, ich? Ausbildung? Ich vor anderen Leuten stehen? Anderen Leuten was erzählen? Das kann ich nicht, das kann ich nicht. Aber sie haben mich dann weg geschickt, ja und dann hab ich, ich kann gar nicht sagen, wie viele Lehrscheine ich dann habe und das hat mir, das hat mir, viel gebracht. (...) Das hat mir gezeigt, ich kann doch was. Und ich hab's furchtbar bedauert, dass ich meiner Mutter das dann nicht mehr zeigen konnte.“

Bandende.

Frau K. erzählt mir ohne Band noch verschiedenes aus ihrem Leben. Sie scheint aber auch froh zu sein, dass die Bandaufzeichnung zu Ende ist. Unter anderem habe sie jahrelang beim Roten Kreuz Kurse gegeben in Yoga und Entspannungstechniken. Ihr eigenes Leiden, Ihre Bandscheibenschäden, die vermutlich aus der überstarken seelischen Belastung, der körperlichen Belastung, der Fluchtgeschichte, der Mangelernährung in der Wachstumsphase und der Feldarbeit herrühren, hat sie damit nicht kurieren können. Sie ist körperlich leidend und braucht starke Schmerzmedikamente. Die Erzählerin berichtete noch, dass sie nach dem Krieg wegen der Unterernährung zur Kindererholung hätte geschickt werden sollen. Da sei im Gesundheitsamt der Arzt gewesen, der auch mit den „medizinischen Versuchen“ den Tod ihres Vaters verschuldet habe. Nach Interventionen der Mutter sei der Arzt dann dort weggekommen.

Zusammenfassung zu Frau S.V.K.

Das Leben von Frau K. ist gezeichnet durch die Verfolgungsgeschichte. Aus nachvollziehbaren Gründen ist sie misstrauisch und kann sich nur schwer auf andere Menschen einlassen und Vertrauen fassen. Die Schule sei unterbrochen gewesen, eine normale Kindheit habe es in keinem Bereich gegeben.

Die lange Ausbreitung ihrer Schulgeschichte deutet darauf hin, wie wichtig ihr die Schule, endlich ein Erfolg, eine sichtbare Anerkennung gewesen sein werden. Von vielen Menschen dieser Generation, insbesondere aus Verfolgtenfamilien die abgebrochene Ausbildungen und häufig nur wenige reguläre Schuljahre hatten und keine gute und adäquate Ausbildung erhalten konnten, habe ich gehört, dass sie dem bis ins hohe Alter nachtrauern. Es scheint wichtig zu sein, offizielle Abschlüsse zu haben.

Auch wenn sie vielleicht im Leben auf andere Weise auch finanziell gut verdient haben, scheint das kein Ersatz für eine anerkannte Bildung zu sein. Die Erzählerin habe sich zu nichts zugehörig gefühlt und dieser Zustand des Abgetrenntseins findet sich bis heute. Er ist ein typisches Kennzeichen von Traumatisierung. Die Zerrissenheit, nirgends dazu zu gehören, weder zu den Franzosen, noch zu den Deutschen, sei nach der Rückkehr nach Deutschland noch weiter gegangen, da habe sie auch nicht zur Schule gehen können. Der Vater sei durch einen „medizinischen Versuch“ grausam zu Tode gekommen. Die Mutter habe auch auf der Liste derer gestanden, die hätten erschossen werden sollen. Nur durch das zufällige Ausgebombtsein und dem Unterschlüpfen bei Verwandten, seien sie dem Entkommen. Zu dem Gefühl von Traumatisierung gehört auch das Gefühl des Nichtdazugehörens, des Abgespaltenseins.

Auch nach dem Ende des Dritten Reiches habe sie sich nicht dazugehörig gefühlt, die anderen Kinder hätten sie weiter als Kind eines Zuchthäuslers, Volksverrätters betrachtet. Häufig sind die Beziehungen in Verfolgtenfamilien zwischen den Kindern und den Eltern besonders eng, was sich auch an der Geschichte von Frau K. zeigt. Da, wie in diesem Falle, Mutter und Tochter gemeinsam überlebt haben, waren sie in besonderem Maße aufeinander angewiesen. Schon früh mussten solche Kinder ihre kindlichen Bedürfnisse zurück stellen. Es kam häufig zu Parentifizierungen, da die Kinder sich verantwortlich auch für das Überleben und das Wohl der Eltern fühlten. Die Beziehungen sind dann besonders eng, symbiotisch und belastet. Eine normale Kritik und Abnabelung von den Eltern ist dann nicht möglich. Die Kinder fühlen sich den Eltern gegenüber besonders verpflichtet und die Eltern klammern sich an ihre Kinder. Die unklare Identität ist belastend, sie gehören nirgends richtig dazu, werden von den Franzosen als Feinde betrachtet und von den Besatzungsdeutschen mit Folter und dem Tod bedroht.

Das Dilemma der Verfolgung besteht auch darin, dass sie nicht wissen, wohin sie können, zu wem sie gehören dürfen. Sie sind auf der Flucht, aber wissen nicht, wohin sie können. Sie können nirgends ankommen und sind nirgends erwünscht. Frau K. hat dennoch eine glückliche und tragfähige Partnerschaftsbeziehung entwickeln können. Zu ihrem langjährigen Mann habe sie eine treue und zuverlässige Beziehung. Auch zu ihren Kindern habe sie eine besonders enge und vertrauensvolle Beziehung. Ein Sohn habe einen kaufmännischen Beruf. Die Tochter sei Sozialarbeiterin.

rin. Ein Sohn sei Berufsoffizier geworden²⁹⁶. Die Politik scheint merkwürdig ausgeklammert aus der Familie. Ihr Mann halte sich von Politik fern, obwohl er eine gewisse Karriere in der Gewerkschaft gemacht habe. Zum bundesrepublikanischen Staat empfinde sie Distanz. Sie hüte sich vor Politik und habe immer vermieden, sich wieder irgendwo politisch zu engagieren.

²⁹⁶ Dass ein Sohn Berufsoffizier geworden sei, mag als Gegensatz zur Familiengeschichte der Mutter erscheinen. Dies kann eine Überkompensation sein. Überkompensationen trifft man teilweise auch bei Menschen aus verfolgten Familien, die sich gerade dann mit Waffen und möglicherweise Soldatentum beschäftigen, um Gefühle der Schwäche und Ohnmacht abzuwehren. Es kann auch eine Anknüpfung an den Vater sein. Worum es sich hier handelt, kann nur hypothetische Vermutung sein.

3.11.9. Interview Frau F.J.J.: „Meine Haschara²⁹⁷ in Deutschland hat drei- ßig Jahre gedauert“

Biografische Notiz: Frau F.J.J. wurde 1922 in Schlesien in eine katholische Familie geboren. Ihr Vater war gelernter Malermeister, habe in verschiedenen Berufen und auf einer Grube in Oberschlesien als Sanitätsabteilungsleiter gearbeitet. Ihre Mutter war gelernte Verkäuferin. Frau J. sei das älteste von drei Kindern. Sie sei in einer Kleinstadt in einer Wohnung aufgewachsen. Die Mutter sei in der Ehe nicht berufstätig gewesen und habe sich um die Kinder gekümmert. Die Sprecherin sei in einen katholischen Kindergarten mit Nonnen gegangen. Mit sechs Jahren sei sie in die achtklassige Volksschule gekommen. Zu Hause sei deutsch gesprochen worden. Die Schule sei polnisch gewesen. Der Teil Oberschlesiens habe seit 1748 zu Preußen gehört und davor 200 Jahre zu Österreich und davor zu Böhmen. Es habe polnische, tschechische, österreichische und preußische Einflüsse gegeben.

Nach dem gemeinsamen Schabbatmorgen in der Gemeinde mache ich zu Hause das Interview. Der Ehemann ist anwesend und spricht teils mit. Seine eigene Lebensgeschichte und wie er als polnischer Jude die Zeit der Verfolgung immer wieder knapp überlebt hat, hat er in einem Buch veröffentlicht.

Die Erzählerin hat frühe Erinnerungen an den katholischen Kindergarten mit Nonnen, in den sie gegangen sei. Sie beschreibt ihre Mutter als „Opfer des Pruzifizierens“. Die Mutter sei eine „Kolonistentochter“ gewesen und in der deutschen Stadt Sohrau aufgewachsen. Der Vater sei vom Land gewesen und habe Deutsch erst in der Schule gelernt.

1928 habe die Weltwirtschaftskrise begonnen und Leuten, die ihre Kinder auf deutsche Schulen geschickt hätten, da „drohte ihnen ja Arbeitsverlust“. So hätten die Eltern ihre Kinder auf polnische Schulen geschickt. Wer seine Kinder auf deutsche Schulen geschickt habe, habe sich deutschen Verbänden angeschlossen, um Unterstützung zu erhalten.

Nach dem Abschluss der Volksschule habe Frau J. für drei Jahre die Handelsschule in Rybnik für 20 Zloty im Monat besucht. Der Vater habe 180 Zloty im Monat verdient, das Gymnasium bei den Ursulinen hätte 50 Zloty gekostet und wäre zu teuer gewesen. Dazu seien Kosten für Fahrgeld und Schuluniform und Bücher gekommen. Mit

²⁹⁷ Das hebräische Wort Haschara bedeutet Eingewöhnung

dem Abschluss der Handelsschule sei ein Berufsabschluss als Bürokraft verbunden gewesen mit Einkauf und Verkauf.

Zu Hause seien die Eltern nicht politisch gewesen. „Wer in Oberschlesien Verstand hatte, der hat sich rausgehalten aus der Politik.“ „Alle waren katholisch. Die zugereisten Beamten waren evangelisch. Die zugereisten Beamten (), die () in der letzten Phase des Preußischen Reiches zugereist sind zu den Gruben, die waren evangelisch. () Das Establishment war deutsch und evangelisch. Und das ist so gelaufen bis in die dreißiger, bis in die späten dreißiger Jahre.“

Die Zugehörigkeit zur Religion wird weniger als eine echte Überzeugung beschrieben als vielmehr eine Zugehörigkeit zu einer Gruppe, zu der man eben aufgrund von Geburt gehört habe. Die Mehrheit der Bevölkerung sei eindeutig katholisch gewesen. Nur die zugezogenen Beamten aus dem Reich seien evangelisch gewesen. Insofern habe die Religionszugehörigkeit auch eine Schichtzugehörigkeit bedeutet.

Wer in der Gesellschaft aufsteigen, einen offiziellen Posten in der Verwaltung, dem Militär oder juristischen Laufbahn bekleiden wollte und jüdisch gewesen sei, sei zum Protestantismus konvertiert.

(Was viele heute nicht mehr wissen: Der deutsche Kaiser und König von Preußen war gleichzeitig oberster Bischof der deutschen evangelischen Kirche.)

In dem kleinen Ort, wo Frau J. aufgewachsen sei, habe es keine Juden gegeben, sie hätten in den großen Städten Breslau, Gleiwitz, Beuthen gelebt.

Nach der Handelsschule habe Frau J. angefangen auf der Grube im Büro zu arbeiten. Bald habe sie zu einer besseren Stelle gewechselt und von dort wieder zu einer besseren Stelle.

Die Polen hätten 1922 die Verwaltung übernommen und die Deutschen seien 1939 einmarschiert. Bei ihrer Arbeit habe sich nichts geändert, für manche andere habe sich hingegen viel geändert.

Bis 1939 hätten die deutschen und deutschgesinnten Beamten ganz normal gearbeitet. Und „im Frühjahr 1939 wurden sie alle entlassen () (und) polnisch gesinnte und polnisch gebildete Leute aus verschiedenen Ämtern, denen man angeboten hat, die verlassene Arbeit aufzunehmen.() Am 1.September wurde das deutsch. Aber bis September- zwischen Mai und September sind alle rausgeflogen. Ja. (...) Und drei Monate später sind die Entlassenen wieder zurückgekommen.“ In der NS- Zeit habe es unter den Deutschen „genug Hurra-Patrioten“ gegeben. Das Deutsche sei nicht preußisch sondern nur nazistisch gewesen. Die Arbeiter hätten sich nicht an der Politik beteiligt. Es habe „Drückeberger“ gegeben, die sich „zum Osteinsatz gemel-

det“ hätten, um dann leitende Posten in den Gruben zu übernehmen. 1939 sei der Krieg sehr kurz gewesen, früh um sechs seien die Truppen durchgezogen. „Und das war alles. Und die erste Tätigkeit der deutschen Behörde sei es gewesen alle polnischen Verwaltungsbeamte, die sich „orientierungslos“ versammelt haben, einzusperren.

„Und manche sind nicht wieder zurückgekommen.“ () „Ganz einfach man hat sie eingesperrt in ein KZ. Und im KZ hat man dafür gesorgt, dass sie umgekommen sind. () Es gab kein Warum. Es hat nach einem Warum niemand gefragt. Das ist so wie der Jan schreibt in seinem Buch. Man hat die Leute zusammen getrommelt und an eine Mauer gestellt und erschossen.“ () „Das haben alle mitbekommen. () Dabei ist zum Beispiel der () polnische Direktor der Grube ist dabei in einem KZ umgekommen. Eh, man hat die Leute geführt zur Arbeit und () da ist der Aufseher gekommen, hat ihm die Mütze vom Kopf gezogen, weggeschmissen. Hol dir die Mütze selbst. Und auf dem Weg zur Mütze hat man ihn erschossen. Das hieß dann auf der Flucht erschossen. So ist dann der Direktor der Grube umgekommen.“

Die Menschen seien „zusammen getrommelt“ worden, „an eine Mauer gestellt und erschossen“. Alle hätten es mitbekommen.

Kommentar: Die Nationalsozialisten hatten das Ziel allen Menschen, die in irgendeiner Form in leitenden Positionen waren, zu ermorden. In einigen Universitäten wie zum Beispiel in Torn wurden einfach alle Lehrer und Professoren in der Aula zusammen gerufen, um sie dann zu ermorden. Diese Methode ging so weit, dass selbst Pfadfinderführer ermordet wurden. Das Ziel war es, die Polen ihrer Akademiker und Führungskräfte zu berauben, um sie besser ausbeuten und unterwerfen zu können.

Die Arbeit auf der Grube sei weiter gegangen und es seien Kohlen nach Italien exportiert worden. Jeder Haushalt habe einen Fragebogen mit dreißig Fragen bekommen. Bis zum Kriegsende seien alle zu „preußischen Staatsangehörigen“ geworden. Nach dem Versailler Vertrag habe es polnische Pässe gegeben. Nach dem Versailler Vertrag habe es in Oberschlesien 15 Jahre lang von 1922 bis 1937 eine selbstverwaltete Autonomie gegeben. Im kleinen Grenzverkehr habe man mit einer Zirkulationskarte in den deutschen Bereich Schlesiens fahren können. Frau J. sei jedes Jahr zwei Monate zu Besuch bei ihrer Tante in Gleiwitz gewesen. Ab 1939 habe sie dann selbst in Gleiwitz gelebt und gearbeitet. 1945 seien die Russen gekommen. Ihr Chef habe von vielen Vergewaltigungsfällen durch russische Soldaten erzählt und habe die Erzählerin, die eine junge Frau gewesen sei, nach Westen geschickt, damit sie sich in Sicherheit habe bringen sollen. So sei sie nach Delitzsch in Sachsen gekom-

men. In Dresden sei sie fünf Tage vor der Bombardierung gewesen. Sie habe überlegt, ob sie sich die Stadt ansehen solle und einige Tage bleiben solle und habe sich entschieden, dass sie das noch später tun könne. Sie sei zu einer Tante gefahren, einer Cousine der Mutter in Sachsen und sei sie erst mal geblieben.

(Wenige Tage später wurde Dresden in schweren Bombardements in Schutt und Asche gelegt und zehntausende Menschen den Tod.)

Nachdem die Amerikaner gekommen seien, habe es eine Vereinbarung zwischen Amerikanern und Russen gegeben und Thüringen und Sachsen seien russisch geworden. Viele Menschen seien in den Westen geflohen, die Amerikaner hätten aber aufgepasst, damit nicht zu viele gekommen seien. Sie sei versucht gewesen, in die amerikanische Zone zu kommen, es sei unmöglich gewesen. Drei Cousinen hätten Männer gehabt, die alle aus dem Krieg zurückgekommen seien. Es sei ein besonderes Glück gewesen und eine seltene Begebenheit, dass alle Männer der Familie und der Schwiegersohn zurückgekommen seien.

Deutung. Es zeigt sich hier eine Anteilnahme am Leben anderer in der Familie. Es wird als besonders angesehen, dass alle Männer zurückgekommen seien. In vielen Familien starben Männer als Soldaten. Immer wieder erlebte Frau F.J.J. Situationen, in denen Bedrohung und Gefahr vorherrschten. Aber sie kommt aus allem heil heraus. Es zeichnet sich eine Verbundenheit zu ihrer Familie ab, bei der sie immer wieder wohnt und Unterstützung bekommt.

Die Amerikaner seien am 20. April 1945 gekommen und zuvor seien alle Lebensmittelmagazine von der Bevölkerung geplündert worden. Es habe große Bombardierungen auf Dresden und Sachsen gegeben und die Russen seien gekommen. „Und dann hat auch die Entnazifizierung angefangen. Und dann hab ich gedacht, das selbe kannst du auch in Gleiwitz haben. Nech. Hat ja keinen Sinn hier zu sitzen.“ Sie sei zu ihrer Tante nach Gleiwitz gefahren und habe dort wieder gearbeitet. „Das war dann polnisch. Da wir beider Sprachen mächtig waren, hat sich nicht viel geändert. Die Situation ist so, kommen die Polen, spricht man polnisch, kommen die Deutschen, spricht man deutsch. Und man macht weiter.“

In Oberschlesien habe es kaum Gymnasien und Hochschulen gegeben. Die nächsten Universitäten seien in Loben in Österreich und in Niederschlesien in Breslau gewesen. Alle höheren Posten seien immer mit Leuten aus dem Reich besetzt gewesen. Die Polen hätten dann nach dem Weltkrieg verschiedene Hochschulen eingerichtet, eine Hochschule in Gleiwitz, wo ihr späterer Mann studierte habe und eine medizinische Akademie für die Ausbildung von Ärzten in Beuthen. „Die polnische Intelligenz, die überlebt hat, (...), die Deutschen und die Russen. Die Polen mussten

sich doch in Acht nehmen vor den Deutschen und den Russen. Die haben doch nur eins im Kopf, die Polen niedermähen, nachdem es ihnen gelungen ist, die Juden nieder zu mähen, dann die Polen.“

Auf einer Party mit anderen jungen Leuten habe sie ihren Mann²⁹⁸ kennengelernt. Es habe zwei Juden auf der Party gegeben. Sie habe seine Diplomarbeit abgetippt. Es habe viele junge Witwen unter fünfzig Jahren gegeben. Sie seien in verschiedenen Berufen beschäftigt worden. Es habe viele Partys gegeben. Da hätten sich die Leute getroffen, um sich kennen zu lernen und neue Partner zu finden. „Wir hatten eine gemeinsame Sprache. Denn (ihr Mann) sprach deutsch. Ja das war es was mir (den Mann) so sympathisch gemacht hat, das war die deutsche Sprache. Und der (Mann) hat gelernt auf den vielen Fluchten. Ja er hat jüdisch gesprochen und wer jüdisch spricht, dem ist die deutsche Sprache ganz nahe.“

Über das Ausmaß der Verfolgung der Juden sei damals noch wenig bekannt gewesen und die Polen seien auch nicht daran interessiert gewesen das Thema in die Öffentlichkeit zu bringen. (Es gab auch nach dem Krieg in Polen Pogrome gegen Juden. Noch Ende der Fünfziger Jahre gab es Pogrome in Polen gegen Juden. Die Polen die in aller Regel katholisch waren, hatten viele Vorurteile gegen Juden.)

Die Judenverfolgung ist ein wichtiges Thema im Leben von Frau J.: „Und obwohl Russland so verschrien ist und Russland so negativ dargestellt wird, so haben sich doch in Russland mindestens eine viertel Million Juden gerettet. (...) Bevor die Juden massenhaft aus Russland gekommen sind, da sind ja auch schon polnische Juden aus den deutschen KZs gekommen. Und sie wollten ihre Wohnungen wieder besetzen. Und was haben die Leute gemacht? (...) Sie haben, die Leute, ein Pogrom gemacht in Kelze und die haben die Leute ermordet. (...)Und wer war es der sie ermordet hat? Nu, die Polen, die die Wohnungen der Juden schon besetzt haben.“

Ihre Mutter und deren Schwester hätten ihr ganzes berufliches Leben nur bei Juden in jüdischen Geschäften gearbeitet. „Denn wir hatten kein Problem mit solchen Begriffen. () Für meine Mutter waren die Juden Upperclass. So einfach war das. Stimmt das?“ Zwischen durch lässt sie sich von ihrem Mann die Geschichte bestätigen.

„Und die schönsten, klügsten und vornehmsten Menschen in Sohrau waren Juden.“

Der Mann fügt hinzu: „Auf jeden Fall, die hatten eine ganz andere Einstellung.“

²⁹⁸ Der Mann stammte ursprünglich aus einer orthodoxen jüdischen Familie. Von der Familie hat fast niemand überlebt. Er hat es geschafft, mehrfach aus einem KZ zu entkommen und aus dem ins KZ fahrenden Zug. Dann lebte er jahrelang unter falscher Identität bis zum Kriegsende.

In Russland hätten sich mindestens ein Viertel Million Juden gerettet, die seien dann zurück nach Polen gekommen und auch die überlebenden Juden aus den KZs seien zurück gekommen. Als sie in ihre alten Wohnungen zurück gewollt hätten, sei es in Kelze zu einem Pogrom durch die Polen gekommen, die in den Wohnungen gewohnt hätten.

Deutung: Aufgrund des Bildungsniveaus der Familie und der Mutter, die sich als Preußin verstanden habe, scheint es selbstverständlich in der Familie gewesen zu sein, dass man keine Vorurteile gegen Juden gepflegt habe. Das wurde auch an die Kinder weitergegeben, die entsprechend offen auf andere zugingen und zugehen. Zum preußischen Selbstverständnis gehörte eine gewisse Toleranz auch gegenüber Andersgläubigen oder Andersfarbigen. Das war Prinzip preußischer Politik und preußischen Selbstverständnisses. Der Begriff „schöner Mensch“ meint hier, vor allem jemand der gepflegt und gebildet ist und gute Umgangsformen und einen guten Charakter hat. „A schejner Jid“ ist ein Mensch, mit einem guten Charakter. Bildung und Lernen ist das oberste Prinzip jüdischer Lebensweise. Das Lernen der Thora wird als wichtigste Grundlage des Judentums angesehen und das Lernen an sich hat daher einen hohen Stellenwert.

Der Mann, der den Krieg und die Verfolgung nur mit sehr vielen Tricks und sehr viel Glück überlebt hat, während fast seine komplette Familie ermordet wurde, sei ohne Probleme in der Familie der Frau angenommen worden. Sie habe als Preußin ähnlich gedacht wie die Mutter. Im Dezember hätten die Erzählerin und ihr Mann geheiratet und hätten eine 53 qm Wohnung in Kattowitz bekommen und eine Anstellung. Dem Mann sei, da er so einen guten Abschluss gemacht hätte, eine Stelle an einer Technischen Hochschule angeboten worden, die zu einer militärischen Akademie gehörte.“ Denn was sollte ein einzelner Jude in einer polnischen Stadt nach dem zweiten Weltkrieg.“ Da er jedoch nicht nach Zentralpolen gewollt habe und nicht an eine militärische Einrichtung gewollt habe, habe die Erzählerin für ihn eine andere Stelle in Oberschlesien gefunden. Sie habe einem Filialleiter bestimmte Materialien besorgt, die er gebraucht habe und er habe dafür die Stelle für den Mann und eine Wohnung dazu besorgt. 1954 und 1955 hätten sie ihre zwei Kinder bekommen.

Es habe noch etwa 30 000 Juden in Polen gegeben und die meisten, die aus Russland gekommen seien, seien schnell weiter gezogen und hätten zumeist in die USA auswandern wollen oder in andere Länder, in denen sie Verwandte gehabt hätten und Beziehungen gehabt hätten. Nach Israel hätten die meisten nicht gewollt.

Mit dem neuen Volksempfänger, den die Familie besessen habe, hätten sie durch Zufall Jerusalem und BBC gehört. Es seien Menschen zur Blutspende aufgerufen worden wegen des Suezkrieges. Sie hätten gedacht, dass sie dort hinreisen müssten, um zu helfen. Da so viele Juden aus Russland gekommen seien und Arbeit und Wohnung gebraucht hätten, hätten die Erzählerin und ihre Familie leicht eine Ausreisegenehmigung bekommen, um nach Israel auszuwandern. 1957 seien sie nach Israel gegangen. „() und so wie wir geartet waren ohne jüdische Religion und links, so war die ganze Alijah. Die Überlebenden polnischen Juden waren geschmacksneutral.“

Die Familie habe vier Jahre in Israel gelebt und in der Nähe von Tel Aviv gewohnt und hätten dort viele Verwandte gehabt, Onkel des Mannes, die ihnen hilfreich zur Seite gestanden hätten. Man hätte ihnen eine Wohnung zugewiesen in einer Umgebung mit anderen polnischen Akademikern. Der Mann hätte sofort eine Arbeit gefunden. Nach einem Jahr habe er eine Stelle an einer Hochschule gefunden. Durch seine religiöse Erziehung in der Kindheit hätte er auch hebräisch gesprochen. Die Familie habe nun zu Hause und mit den Nachbarn polnisch gesprochen und die Kinder hätten im Kindergarten und in der Schule hebräisch gesprochen. Da die Arbeit schlecht bezahlt gewesen sei, hätte der Mann zwei Arbeitsstellen angenommen, er hätte Mathematik unterrichtet und hätte an einer Hochschule gearbeitet und hätte dort Elektrolabors geleitet. Sie zeigen mir alte Fotos aus der Zeit, auf denen der Mann in einer Gruppe anderer Hochschullehrer steht. Es sind eine Art Jahrbuchfotos. Er hätte Schulbücher geschrieben und hätte 48 Stunden die Woche unterrichtet. Allerdings habe er das Klima nicht vertragen und sei ständig krank gewesen und hätte unter dem Schwitzen gelitten unter Erkältungen, Furunkulose, Hexenschüssen. Ein Onkel aus Berlin habe dann gesagt: „Gehts dir hier nicht gut. Geh nach Europa zurück, da ist dein Platz. Da hat sich der (Mann)() hat sich dann abgesegnet, äh, wie sagt man, äh, abgesegnet gefühlt. (Lacht.) Geh doch zurück nach Deutschland. Willst du nicht versuchen, nach Deutschland zu gehen?“

Wieder hätten sie Kontakt zu Verwandten aufgenommen, die in Deutschland gelebt hätten, eine Schwester der Frau und Tanten.

Er: „Aber wir wollten nicht nach Deutschland. Wir wollten nach Amerika kommen.“

Sie: „Ja, aber wir haben uns bemüht Ausreise nach Amerika. Doch es wäre gegangen, wenn wir noch drei Jahre gewartet hätten.“

Er: „Da haben wir uns gedacht, da warten wir die drei Jahre in Deutschland.“

„Die Einwanderungsrate für die Polen hat fünf Jahre gedauert. () Also galten wir als Polen.“ () „Aber es sind schon drei Jahre (in Deutschland) vergangen, da haben uns die Papiere hier erreicht. (Für die Einwanderung in die USA, A.S.)

Aber wir haben uns schon gedacht. Ach, um Gottes Willen, noch mal Möbel einkaufen, schrecklich.(Lacht)“

Schon als sie die Umsiedlung nach Deutschland geplant hätten, hätten sie ein paar Wochen zuvor mit den Kindern schon Schreiben und Lesen geübt und sie auf die deutsche Sprache und Schrift vorbereitet. Es seien praktische Gründe gewesen, warum sie sich für Deutschland entschieden hätten. Sie hätten die Sprache gesprochen, eine Einreisegenehmigung bekommen und hätten familiäre Kontakte gehabt. Nachdem sie eine Wohnung und Möbel gefunden hätten, hätten sie es praktischer gefunden dort zu bleiben. Eigentlich hätten sie in Deutschland auf die Einreisepapiere nach Amerika gewartet. Auch für die Kinder, die nun zum zweiten Mal eine andere Sprache und ein anderes Land kennen gelernt hätten, hätten sie es einfacher gefunden nicht mehr auszuwandern.

Er: „Wir haben uns schon so wohl gefühlt, dass wir auf Amerika verzichtet haben.“

Sie: „Und die Kinder haben zuerst polnisch gesprochen, dann hebräisch, (). Dann musste man schnell, schnell Deutsch lernen. Und dann haben sie innerhalb von einem Jahr deutsch gesprochen und dann haben sie sich eingereiht hier, nahtlos. Verstehst du, um was es geht?!“ ()

Die Erzählerin und ihr Mann hätten viel Wert darauf gelegt, dass die Kinder nicht mit einem Ausländerstigma aufgewachsen seien. Sie seien immer sehr gut gekleidet gewesen, „...wie die Puppen“ und hätten schnell die Sprache gelernt und hätten sich äußerlich angepasst. Dass sie Juden seien, hätten sie ihnen nicht deutlich gesagt. Erst kurz vor dem Abitur sei es ihnen deutlich geworden. Das Thema und die Verfolgungsgeschichte des Vaters seien damals nicht besprochen worden.

Die Kinder hätten sich dem Judentum zugewendet. Die Tochter „wollte sich immer jüdisch verheiraten, es waren hier keine brauchbaren Juden da. Da müsstest du dann nach Israel gehen, für ein paar Jahre und dort, äh.“ Sie hätte dann einen jüdischen Freund gehabt, dessen Vater ein SPD-Politiker gewesen sei. Nach einem abgebrochenen Studium in Israel sei er zu einer großen Computerfirma gegangen. Später sei er wieder nach Israel gegangen.

Deutung: Anpassung und Nicht-Auffallen spielen eine große Rolle. Dass sie Juden gewesen seien, hätten die Eltern den Kindern nicht direkt gesagt. Über das Verfolgungsschicksal des Vaters hätten sie lange nicht gesprochen. Dennoch haben die Kinder sich dem Judentum

zugewandt. Hier zeigt sich der Wunsch der Kinder, einerseits den Eltern zu gefallen, andererseits etwas zu haben, dass sie aus der Anpassung heraushebt.

Die Tochter sei nach ihrem Studium nach Berlin gegangen und würde dort arbeiten. Der Freund habe eine befristete Stelle an der Uni in Berlin gehabt. Vorher hätte sie zwei Jahre in den USA studiert. Der Vater hätte dem Freund den Vorschlag gemacht nach USA zu gehen und ihm das zu finanzieren, doch das habe er nicht gewollt. „Da war mein Mann sehr sauer. Er braucht sie hier, was soll das? () Und er (der Freund) war inzwischen in Berlin. Dort sind, äh, eine Dozentur hat er bekommen.“ Die Stelle sei nicht verlängert worden. (...) Ja man hat ihn nicht angestellt und da war er sehr beleidigt und da, er hat viele Angebote gehabt. Aber alle Angebote von der Pieke auf. Ja. Nein. Er wollte sofort Professor werden. () Der (Freund) man muss sagen, er ist gebildet und ausgebildet, aber er kann das Material nicht verwenden, verstehst du? Ja? Kennst du solche Leute?“

Als die Familie nach Deutschland gekommen sei, seien sie gleich Mitglied der Jüdischen Gemeinde geworden und die Kinder seien in Kindertanzgruppen in der Gemeinde gegangen. 1983 sei die Erzählerin offiziell zum Judentum konvertiert. „Aber es wurde bei uns nicht so viel Religion betrieben. Verstehst du? Das, was sich heute abspielt, das konnte ich mir nicht vorstellen vor vierzig Jahren“ Nach dem Krieg spielte die Religion in den jüdischen Gemeinden nicht die wichtigste Rolle. Es war ein Klub Überlebender und es war nicht so wichtig, ob jemand offiziell konvertiert war, wenn er aus einer gemischten Familie stammte. Die Nationalsozialisten hatten die Menschen nach Belieben in Juden oder Mischlinge eingeteilt und entsprechend ging es für Juden oder aufgrund der Zuteilung zu den Juden um Fragen des Überlebens und nicht um Fragen des Glaubens. Der Mann von Frau J. lebt heute wieder orthodoxer. In seiner Kindheit sei er traditionell polnisch-orthodox aufgewachsen. Sie sei mit ganz großen Bedenken nach Deutschland gekommen: „Mein Mann hat gesponnen, es wäre das Beste nach Deutschland zu gehen, denn er kennt ja die Sprache, er kennt die Verhältnisse in Deutschland und er würde sich daher hier am besten fühlen. Da habe ich ganz große Bedenken gehabt. Der (Mann) hat sie nur als Verfolger gekannt, aber ich hab sie als Arbeitgeber gekannt. Ehm, ich will zwar nicht sagen, dass man mich in irgendeiner Weise verfolgt hat. Aber die preußische Disziplin, das war so was Schreckliches für mich. Ich wollte hier nicht unter die Räder kommen und dann hab ich mich sehr schwer getan. Ich kann dir nicht sagen, wie mir die Leute im Büro auf die Nerven gingen.“ ()

„Diese preußische Geschäftigkeit. Immer wieder nur Ordnung, Ordnung und nochmal Ordnung. Und für die Ordnung lassen sie sich totschiagen. Ja, aber ich hab mich dann schwer hier eingeordnet.“ Der Mann habe sich leichter eingeordnet. „Ja aber mein Mann ist im Stande überall Fuß zu fassen. Es ist eine Eigenschaft des jüdischen Volkes, sie können sich überall einordnen, (), das geht einem oberschlesischen Proletarier nicht in den Sinn, sich überall einordnen, wir sind so voller eh, polnischer und deutscher Eigenschaften, dass sich die Eigenschaften immer im Wege stehen. Das ist so schrecklich vom Polnischen ins Deutsche zu übersiedeln, ich kann dir das gar nicht sagen.“ Der Mann sei drei Monate in Deutschland gewesen und habe eine Arbeitsstelle gesucht und dann eine Wohnung. Dann sei die Erzählerin mit den Kindern nachgereist.

„Viele Jahre haben wir gebraucht. Ich hab dreißig Jahre gebraucht, (), ich sag immer meine Haschara in Deutschland hat dreißig Jahre gedauert. Da sagt man zu mir (), ein Ärzteehepaar, da sagt die Frau Doktor H.: Was heißt Haschara? Ich sag die Eingewöhnung ins Deutsche.“ Ihr sei durch das Gespräch mit einer aus Hannover kommenden Ärztin deutlich geworden, dass es auch anderen Menschen in Schwaben ähnlich gegangen sei. Das habe ihr geholfen, mit ihrer Situation zu Recht zu kommen. „Diese Aussprachen haben mich ins Gleichgewicht gebracht. Es gibt hier Leute, die fühlen sich so fremd, dass wenn sie nicht Arbeit hätten und Wohnung und Auskommen, dann würden sie abhauen. Weil die Schwaben solche sture Leute sind. Und dann hab ich aufgehört zu hadern mit meinem Schicksal. Denn ich hab gesehen, dass Leute, die vom anderen Volkstum keine Ahnung haben, sich auch so schwer tun. Ich hab dreißig Jahre hier gehadert mit meinem Schicksal.“

() „Jetzt habe ich in allen Schichten der Bevölkerung Freunde. (...) „Von Angenommen kann überhaupt keine Rede sein. Ich muss mich ihrer annehmen. Ich hab gar nicht darauf gewartet, dass sie mich annehmen. () Und wir sind sehr froh, dass wir hier nicht eingenommen sind, sonst müssten wir ja hier in ihr ganzes Vereinsleben und so weiter. Mit Einmarschieren und so weiter und das ist uns zuwider.“ ()

Obwohl sie sich nicht mit der schwäbischen Mentalität und dem traditionellen Brauchtum habe anfreunden können, hätten sie sich dort eingerichtet. Die Kinder hätten erst als junge Erwachsene mehr über die Verfolgungsgeschichte erfahren, die der Vater überlebt habe. Zwischen dem Freund der Tochter und den Eltern sei es zum Streit gekommen. Der Freund habe seinem Schwiegervater vorgeworfen, warum er nicht gegen die Nationalsozialisten gekämpft habe. Seine theoretischen Überlegungen zu der Zeitgeschichte hätten die Schwiegereltern sehr erzürnt. Außerdem habe er keine Kinder haben wollen. Die Tochter habe Kar-

riere gemacht und sich von dem Freund getrennt. Später habe die Tochter einen anderen nichtjüdischen Mann kennen gelernt und geheiratet. Sie hätten ein Kind. Die andere Tochter sei zweimal verheiratet und habe zwei Kinder. Die Eltern seien zufrieden damit, dass ihre Kinder studiert hätten, beruflich erfolgreich seien und Kinder hätten. Das sei wichtig für sie. Die Interviewten verstarben 2008 und 2009. Sie waren über 60 Jahre miteinander verheiratet.

Zusammenfassung Frau F.J.J.

Diese Lebenserzählung ist in vieler Hinsicht typisch für Juden, die in Deutschland leben. Die menschliche Tragödie zeigt sich unter den immer wieder schwierigen Umständen, irgendwo einen Platz in der Gesellschaft zu finden, ein Auskommen zu finden. Mehrfach seien sie in andere Länder gereist, hätten sich angepasst, sich immer wieder der anderen Kultur, der Sprache, den Umständen angepasst.

Mit Glück, Intelligenz und unglaublichem Mut habe der Mann, der Sprecherin den Krieg überlebt. Sie selbst stamme aus Oberschlesien und habe sich mehreren Sprachen und Kulturräumen zugehörig gefühlt. Man habe sich angepasst und habe für sich und die Familie gesorgt, so gut es nur gegangen sei. Immer wieder nimmt die Erzählerin Anteil am Schicksal der Familie und auch der anderen Menschen und der verfolgten Polen ebenso wie auch der verfolgten Juden. Schwarzweiß gibt es nicht, in dieser Melange aus Werfelschem Schicksal, Chuzpe, Mut und Fleiß.

Was in dieser Familie zählt, sind menschliche Werte und das Aufeinander-bezogen-Sein. Wie schon ihre Eltern dafür gesorgt hätten, dass sie eine bestmögliche für die Eltern bezahlbare gute Ausbildung erhalten habe und beruflich gut habe für sich sorgen können, so hätten auch die Erzählerin und ihr Mann für die Töchter gesorgt. Vor der Auswanderung hätten sie die Kinder auf die neue Sprache vorbereitet, die ebenfalls eine gute Ausbildung und bestmögliche Unterstützung erhielten. Die Töchter hätten beide ein vollakademisches Studium absolviert und seien beruflich erfolgreich.

Auffällig ist es, dass es zwischen den Generationen offenbar ein gutes Einverständnis gibt. Schon während der unterschiedlichen Besetzungen und während des Krieges seien unterschiedliche Familienmitglieder unterstützend und hilfreich gewesen. Die Mutter und die Schwester der Sprecherin, seien ihr zugetan gewesen, hätten sie bei den Heiratsplänen und der Familiengründung unterstützt, hätten den jüdischen Partner akzeptiert. Obwohl die Sprecherin ihren Vater als oberschlesischen Proletarier bezeichnet, ist sie doch in vieler Hinsicht durch Ausbildung und Werte über dem Durchschnitt der einfachen Bevölkerung. Auch die Mutter und die Schwester seien berufstätig gewesen und hätten bei jüdischen Geschäftsleuten gearbeitet. Eine gewisse kulturelle Offenheit ist da auch sichtbar. Immer wieder habe sie auch bei der

Tante gelebt, wo sie zwei Monate im Jahr die Ferien verbracht habe und andere Verwandte und Cousinen seien nahe Bezugspersonen gewesen, mit denen sie gelebt habe und wo sie in Kriegszeiten Zuflucht gefunden habe, an deren Schicksal sie Anteil genommen habe, denen sie beigestanden habe und die ihr beigestanden hätten.

Auffällig ist auch eine Ablehnung alles Politischen. Frau J. berichtet, sie habe Immer wieder versucht, ohne politisches Bekenntnis durchzukommen. Anpassung und Harmonie im Privaten sind ihr dennoch wichtig. Mit dem jüdischen Mann, sei es für sie selbstverständlich gewesen, dass sie sich zum Judentum bekannt habe. Zuerst hätten sie in Oberschlesien gelebt und es vermieden in den östlicheren Teil Polens geschickt zu werden, wo es keine Juden gegeben habe. Als viele überlebende Polen aus Russland und den Konzentrationslagern zurück gekommen seien, habe es Pogrome in Polen gegeben. Noch Ende der fünfziger Jahre habe es in Polen Pogrome gegeben. Als sie in ihrem Volksempfänger BBC, Radio Jerusalem, von einem Aufruf zum Blutspenden während des Suezkrieges gehört hätten, seien sie aus Idealismus von Polen nach Israel gegangen.

Die Kinder hätten sie auf das neue Land vorbereitet, wo sie sich gut integriert hätten. Die Erwachsenen hätten mehr Probleme gehabt. Sie habe Probleme mit der hebräischen Sprache gehabt. Ihr Mann habe sehr viel gearbeitet, zwei Stellen gehabt, um genug Geld zu verdienen und er habe das heiße Klima nicht vertragen und sei chronisch krank gewesen.²⁹⁹ Erst als ein Onkel aus Berlin ihnen gesagt habe, warum sie nicht nach Deutschland gingen, hätte der Mann sich abgesegnet gefühlt nach Deutschland zu gehen. Auch hier zeigt sich wieder ein starkes Bestreben, in Harmonie mit den Ansichten der Familie zu leben und niemanden enttäuschen zu wollen.

Sie hätten beschlossen nach Amerika zu gehen und da es dafür nicht so schnell ein Visum gegeben habe, seien sie erst mal nach Deutschland gegangen, um dort auf das amerikanische Visum zu warten. Der Mann habe schnell eine Arbeitsstelle gefunden und dann dort eine Wohnung gesucht und dann sei sie innerhalb von drei Monaten mit den Kindern nachgekommen. In Deutschland hätten sie eingerichtet und seien aus praktischen Gründen geblieben. „ Ach, um Gottes Willen, noch mal Möbel einkaufen, wie schrecklich.“ Obwohl sie sich nicht wohl gefühlt hätten und mit der deutschen und der schwäbischen Mentalität nicht zu Recht gekommen seien.

²⁹⁹ Noch in den 1980er Jahren blieben nur etwa 2 Prozent der Einwanderer aus Europa in Israel, da die Lebensumstände dort schwierig waren.

Noch nach dreißig Jahren fühle sie sich in Süddeutschland fremd. Sie habe sich einerseits als Preußin, andererseits als Oberschlesierin und liberale Jüdin gefühlt. Immer wieder seien es pragmatische Gründe gewesen, irgendwohin zu gehen.

Die Töchter, die beide Diplomstudiengänge abgeschlossen hätten und beruflich sehr erfolgreich seien, seien insofern gut integriert. Im jugendlichen Alter hätten sie von der Verfolgungsgeschichte des Vaters erfahren und hätten sich selbstverständlich dem Judentum zugehörig gefühlt. Sie hätten Schwierigkeiten gehabt passende Ehemänner zu finden, da es kaum Juden in Deutschland gegeben habe. Die jüdischen jungen Männer hätten entsprechende Probleme mit sich und dem Schicksal, hätten sich nicht gut integrieren können oder würden mit der deutschen Gesellschaft hadern, in die sie kein Kind hätten setzen wollen. Auch hier zeigen sich die typischen Geschichten wie sie in vielen jüdischen Familien so und in ähnlicher Form vorkommen.

Was kaum thematisiert wird, was sich aber im Umgang der Erzählerin mit ihrem Mann immer wieder zeigt, ist das tiefe Einverständnis, was zwischen beiden herrscht, eine tiefe Verbundenheit und Liebe, die sie über all die Jahre trägt und sie all die vielen Schwierigkeiten, die dies Leben mit sich bringt, auch schwere Krankheiten, von denen hier nicht erzählt wird, die mir bekannt sind. In einem anderen Gespräch erzählte mir die Erzählerin, dass sie ihren Mann immer bewundert habe. Diese tiefe Achtung und der Respekt, den die Eheleute miteinander lebten, prägte die Beziehung.

Ethik, Moral und gegenseitige Hilfe wurden hier gelebt, ohne dass es großartig benannt wurde. Auch die Religion, die nicht als leere Hülle in Erscheinung tritt, spielt aber sehr wohl als Gottbezogenheit, gelebte Spiritualität und Mitmenschlichkeit eine Rolle.

Die selbstverständliche Förderung der Töchter, dass sie studieren und zum erfolgreichen Beruf kommen, ist wie wir in anderen Geschichten sehen, die in der gleichen Zeit stattfanden, keineswegs selbstverständlich. Alles wurde dafür getan, dass es die Kinder gut haben und zu etwas bringen. Ihre Lebenswege passen den Eltern nicht immer, aber die Töchter werden unterstützt und gefördert, soweit es geht. Es ist nur nachvollziehbar, dass sie zu weltoffenen wachen Menschen werden, die sich beruflich und sozial engagieren und sich auch gut um ihre Kinder kümmern. Es verwundert mich nicht, dass in einem späteren Gespräch eine der Töchter zu mir sagte, dass ihre Mutter ihre beste Freundin gewesen sei.

3.11.10. Interview Frau F.J.S.: „...und ich habe mich in erster Linie als Jüdin gefühlt“

Biografische Notiz: Frau F.J.S. wurde 1954 in Oberschlesien, Polen geboren. Sie ist die Tochter von Frau F.J.J., die zuvor interviewt wurde. Zur Erinnerung: Der Mann von F.J.J., also der Vater von F.J.S. ist jüdisch-polnischer Herkunft und wurde in der NS-Zeit verfolgt, die Mutter ist ursprünglich katholischen Glaubens und konvertierte zum Judentum. Frau F.J.S. wohnt in Süddeutschland.

Ihre früheste Kindheitserinnerung ist ein Sandkasten. Mit zweieinhalb Jahren sei sie mit der Familie, Vater, Mutter und zwei Kinder nach Israel ausgewandert. Sie seien mit dem Schiff von Marseille nach Haifa gefahren. Ihre früheste Erinnerung in Israel sei der Besuch einer Hühnerfarm, wo sie ein kleines Küken in die Hand nehmen durfte, welches dann auf ihr Kleid defäkiert habe. Sie erzählt diese Begebenheit mit Lachen. Ihr Leben in Israel vom dritten bis zum achten Lebensjahr habe sie als „ganz normales Leben“ empfunden. Sie habe zusammen mit anderen Kindern viel auf der Straße gespielt, mit (...) Nachbarsjungen, da gabs auch son paar nette Erinnerungen und eh das war schön. Viel Sonne, viel Sand, viel Meer.“ Zu Hause und auf der Straße hätten sie polnisch gesprochen und in der Schule hebräisch. Ihre Mutter habe kein Iwrit (Neuhebräisch) gekonnt, was jedoch kein Problem gewesen sei, da die Nachbarn auch polnisch gesprochen hätten. Die Grundschule habe sie als normal empfunden. Eine weitere Erinnerung sei, dass die Mutter Geld gespart habe und das Geld gezählt habe, ob es für ein Ticket nach Deutschland reiche. Die Mutter hätte den Kindern in Israel schon deutsche Buchstaben und die Sprache beigebracht.

Nach einiger Zeit sei Familie nach Deutschland gegangen. Die Mutter habe mit den Kindern einige Wochen in der Nähe ihrer Schwester im Ruhrgebiet, da die Wohnung in Süddeutschland, wo der Vater Arbeit gefunden hatte, noch nicht fertig gewesen sei. Die Wohnung sei eine „Durchgangslagerwohnung, das waren solche Mietskasernen, in denen wir ein Zimmer hatten.(...) Und da war ein Gasofen. (...) Wir haben es versucht, (ihn, A.S.) einmal anzuwerfen, wir Kinder.(..) Und das nicht angekriegelt, aber das Gas ging. Aber wir haben es nicht gerochen, aber meine Mutter hatte, als sie kam, riecht, stürzt, Fenster auf, Gas aus. (...) Das muss wohl vor Weihnachten gewesen sein, da hat sie uns einen Nikolaus, einen Schokoladennikolaus mitgebracht. Und in (...) gabs dann einen kleinen Weihnachtsbaum auf dem Tisch. Das war dann deutsch. (lacht) Die Kinder seien zuerst im Ruhrgebiet in die Schule gegangen.

Nach etwa drei Monaten seien sie dann nach Süddeutschland gezogen dort in die Grundschule gegangen. Sie hätten schnell Freundschaften geschlossen und innerhalb von drei Monaten Deutsch gesprochen. Sie hätten bereits im Ruhrgebiet Hochdeutsch gelernt und das Süddeutsche hätten sie nicht mehr gelernt. Heute sagt sie von sich: „Ich spreche schriftdeutsch.“

In der Schule habe es auch andere Kinder aus dem Osten gegeben. Ihre beste Freundin sei aus Berlin gewesen. „Aber ich war völlig integriert. Man hatte seine Freunde, man hat Geburtstagsfeiern gehabt. Na ja. Kein Problem, gell. Im Religionsunterricht höchstens. (...) Ja meine Eltern haben mich ja in den Religionsunterricht gehen lassen. (...) Ja und der Pfarrer da, das war ein hundsgemeiner. (...) Einer war ganz alt. (...) Und wir waren dann über die Schule gezwungen, in den Religionsunterricht zu gehen. (...) (Kommunionsunterricht) (...) Und der andere Pfarrer, der jüngere, das war (...) sehr, sehr streng und hundsgemein. Und der wusste, irgendwas stimmt mit unserer Familie nicht.“ Sie vermutet, dass sie auch katholisch getauft waren, ist sich aber nicht sicher.

In ihrer Kindheit war ihr nicht bewusst, dass der Vater Jude war. Obwohl sie ein paar Jahre vom, dritten bis achten Lebensjahr in Israel lebten, war es nicht thematisiert worden, was das bedeutet. Der enge Zusammenhalt der Familie wurde durch die Einwanderung nach Israel noch verstärkt. Dort hatte sie gute Kontakte zu anderen Kindern, mit denen sie auf der Straße spielte. Während ihre Mutter gute Kontakte mit anderen polnisch sprechenden jüdischen Familien hatte. Sie fühlte sich als Kind in Israel voll integriert und hat schöne Erinnerungen an die Spielkameraden und das Meer.

Für die damals liberal eingestellten Eltern, spielte die Religion keine große Rolle. Vielleicht wollten sie den Kindern auch einfach die Eingliederung erleichtern. Ich vermute, dass die Mutter gedacht hat, dass es am einfachsten sei, die Kinder in dem katholischen Unterricht einfach mitlaufen zu lassen. „Weil meine (Eltern, A.S.), damals in Polen haben sie, mein Vater, damals nicht wieder so religiös, wie er jetzt alles nach holt. () Wir waren so für die Gesellschaft waren wir so assimiliert worden.() Und wir sind in den katholischen Unterricht gegangen und mussten den ganzen Druck aushalten. Und die Pfarrer haben uns jedes Mal gefragt, wart ihr denn am Sonntag auch in der Kirche? Und da sind wir nicht gegangen in die Kirche also. Da hat er solchen Druck ausgeübt. Und er war schon sehr penetrant und unangenehm. () Das wir angefangen haben, so sporadisch in die Kirche zu gehen. () Und er hat uns gefragt, ja und was sind eure Eltern? Und irgendwie hab ich mir gedacht, dass er nicht wird hören wollen, dass wir, dass mein Vater ein Jude ist, also, hab ich gesagt evangelisch. Mein Vater ist evangelisch.“ Die Kinder gingen also unter dem Druck des Pfarrers am

Sonntag in die Kirche. Dem eigenen Vater sagten sie, sie gingen Spazieren. „Also ich weiß, dass wir innerhalb des katholischen Religionsunterrichts, ich ziemlich viel gelogen habe.“

Frau S. war sich ihrer Zugehörigkeit zum jüdischen Glauben als Kind nicht bewusst: „Also richtig bewusst, man ist sich irgendwas anderes. Also es gab ja noch nebenher einen (jüdischen, A.S.) Religionsunterricht, wir hatten ja einen Religionslehrer, der hat uns zu Hause besucht. () Dann ist er gestorben. Früher kannte man nicht so viele (jüdische) Kinder. Der Herr X. Dann wurden wir beschwichtigt, dass er einen Verkehrsunfall hatte und hinterher haben wir erfahren, dass er wohl depressiv gewesen sei und er hat, eh, sich selbst das Leben genommen und danach gabs keinen Religionsunterricht mehr.“

Deutung: Diese Sequenz, mehrfache Doppelleben und Verschachtelungen, zeigt deutlich, wie schwierig es für viele Kinder von Überlebenden war, auch eine religiöse Eindeutigkeit und Identität zu bekommen. Die Eltern haben die Kinder in der Schule am katholischen Religionsunterricht teilnehmen lassen. Möglicherweise haben sich die Eltern dabei nur gedacht, dass die Kinder keine Sonderrolle spielen sollten. Dadurch kamen die Kinder jedoch in ziemliche seelische Probleme, da sie sich nicht trauten etwas über die wahre Identität des Vaters zu sagen, die ihnen also bekannt war. Gleichzeitig hatten die Eltern privat einen jüdischen Religionslehrer engagiert und nahmen in der jüdischen Gemeinde an Veranstaltungen für die Kinder teil.

Die Religion ging ihr „aus dem Sinn“ bis sie elf, zwölf Jahre alt war. Sie gingen ein, zwei Mal im Jahr in die Synagoge, zu Pessach oder Chanukka. Und nahm an Aufführungen der Kinder teil. Dort fühlte sie sich integriert. „Bis mir das Buch Exodus in die Hand gefallen ist. Ich weiß nicht, warum es mir in die Hand gefallen ist. Vielleicht hat meine Mutter gesagt, lies das oder hat es mir gegeben oder es ist in die Hand gefallen. Ich hab die erste Seite gelesen. Ich habs dann einfach angefangen zu lesen. Und Exodus hat mich persönlich, glaub ich, die ganzen Zusammenhänge erst mal begreifen lassen.“

Mit vierzehn ging sie in eine Jugendgruppe in der jüdischen Gemeinde. Die Eltern hatten sie auch in jüdische Ferienlager geschickt, als sie zehn und elf und sie war regelmäßig in Kindergruppen gewesen. Mit 15 fuhr sie mit einer jüdischen Jugendgruppe drei Wochen nach Israel. „Das war sehr schön.“ Sie fuhr dann noch öfter nach Israel auch mit ihrer Freundin aus dem Gymnasium. Seit dem vierzehnten, fünfzehnten Lebensjahr hatte sie feste Kontakte mit der jüdischen Gemeinde. Der Vater machte ihr den Vorschlag, das Hebräische nicht ganz zu vergessen und die einzige Möglichkeit bestand darin, bei einem evangelischen Theologen an einem an-

deren Gymnasium an einer Arbeitsgemeinschaft für interessierte Schüler teilzunehmen. Erst sie sie den anderen weit voraus, dann hätten die anderen sie überholt.

Eine bewusstere Entscheidung zum Judentum sei bei ihr durch den Roman „Exodus“ von Leon Uris³⁰⁰ gekommen. Es folgten Reisen nach Israel und Freundschaften mit anderen jüdischen Jugendlichen. Nach dem Abitur machte sie wieder eine Reise nach Israel. Und begann dann in Deutschland zu studieren. Im zweiten Studienjahr lernte sie ihren ersten Mann kennen, einen Griechen. „ Das war schon sehr schön, weil er kein Deutscher war und wir etwas gemeinsam hatten nämlich das Mittelmeer. () Die Anrainer des Mittelmeeres verstehen sich schon einfach, man konnte die Zehen im gleichen Wasser baden.“

Sie fühlte sich damals nicht als Deutsche. „Nach all diesen Reisen. Und nach all dieser Literatur. Es ist nicht bei Exodus geblieben. Ich hab dann andere Sachen gelesen und mich auch erkundigt, habe mich in erster Linie als Jüdin gefühlt. Und dann als Europäerin und dann als Deutsche so.“

Deutung: Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Selbstverständnis, einer gewissen Identitätsproblematik, ist typisch für diese Generation der Nachgeborenen. Aufgewachsen als assimilierte Jüdin, wird ihr durch die geistige Auseinandersetzung und die Beschäftigung mit der jüdischen Geschichte deutlich, dass sie sich hier positionieren muss. Die Entwicklung fand so oder ähnlich bei allen deutschjüdischen Menschen dieser Generation statt. Viele jüdische Menschen, dieser Generation haben sich schwer getan, eine eigene Position zu finden. Das von den Nazis geschaffene Gegensatzpaar Deutsche versus Juden, wirkt in nachfolgende Generationen nach.

Zur Kaiserzeit zogen deutsche Juden enthusiastisch wie christliche deutsche Jugendliche zu Tausenden als Freiwillige in den Ersten Weltkrieg. Zu Hause waren sie selbstverständlich Mitglied im jüdischen Reichsbund und in anderen vaterländischen Vereinen. Zionisten war nur eine kleine Minderheit von deutschen Juden. Zionisten waren damals überwiegend arme russische Juden, die schon vor dem 1900 Jahrhundert nach Israel zogen und Sümpfe trockenlegten und Dörfer gründeten. Viele deutsche Juden, die assimiliert waren, konvertierten zum protestantischen Glauben, da dies als notwendig angesehen war, um Karriere in verschiedenen öffentlichen Berufen, Jura, Politik, Medizin, Militär machen zu können. Der Kaiser war damals gleichzeitig oberster Bischof der evangelischen Kirche. Insofern traten preußische Juden, die zumeist liberale Reformjuden waren in die evangelische Kirche ein. Erst durch die Verfolgung durch die Nationalsozialisten kam es zum Bruch zwischen den wenigen

³⁰⁰ Der Roman „Exodus“ des jüdisch-amerikanischen Schriftstellers Leon Uris erschien 1958 in New York und im selben Jahr in Deutschland und wurde in über 50 Sprachen übersetzt. Die Name spielt auf den Auszug aus Ägypten an und auf ein Schiff namens Exodus, mit dem jüdische Flüchtlinge aus Europa nach Israel fuhren. Die Geschichte erzählt anhand verschiedener Einzelschicksale, wie Juden nach der Verfolgung durch die Nazis nach Israel kamen und dort gegen die britische Besatzung und die Araber kämpften, um den Staat Israel zu gründen. Der Roman wurde auch als Verfilmung einem breiten Publikum bekannt..

überlebenden deutschen und europäischen Juden und den anderen Deutschen. Dies hatte für die nachfolgende Generation zur Folge, dass es hier zu einer Neuorientierung und Auseinandersetzung kommen musste.

Frau S. erzählt, sie sei mit ihrem Mann in den Film Exodus gegangen und er habe im Kino geweint. „Also es war auf dem Schiff, kurz vor der Pause also es war, als die Hatikwa³⁰¹ gesungen wurde, als es ihnen erlaubt wurde, nach Haifa dann, endlich dann reinzugehen und eh, er war sehr, ich würd sagen proisraelisch ().“ Der Vater des Mannes sei im Krieg in Griechenland als Übersetzer für die Deutschen tätig gewesen. „Aber sein Vater wurde anscheinend im Krieg von einem Juden gerettet. () Und dieser Philosemitismus und diese Proisraelhaltung bekam er von seinem Vater mit.“

Dass sie Jüdin ist, sei ihr mit etwa fünfzehn bewusst geworden. „Ja und mein Vater hat, als ich fünfzehn war oder so und wir da mal drüber gesprochen haben. Da fing er an, seine Geschichte zu erzählen. Und diese seine Geschichte, die er erzählt hat, war gleichzeitig in der Schule in Gemeinschaftskunde, der Zweite Weltkrieg, da war wieder mal sone neue, neue Schülerzeitung () und da mitzumachen und da sollte man was aus den Geschichten der Eltern () erzählen und ich habe dann geschrieben, was meinem Vater dann passiert ist, was er erzählt hat und das kam dann in die Schülerzeitung. Die Geschichte mit der Flucht aus dem, aus dem, aus der Deportationszone.“ Der Vater sei seinen Verfolgern immer wieder entkommen, auch aus einem ins KZ fahrenden Zug sei er nachts heraus gesprungen und ein anderes Mal sei er aus einem KZ entflohen. Er habe mehrere Jahre mit falscher Identität als polnischer Handwerker gelebt.

„Es gab Reaktionen von () einigen Schülern, fanden sie toll, dass ich das geschrieben habe und da haben sie auch nachgefragt. Aber so großartig wurde das nicht behandelt. () Das wurde einfach so stillschweigend so hingenommen, aber ab dem fünfzehnten Lebensjahr trug ich auch einen Magen David³⁰². () Und dann fragte man mich auch mal () bist du Israelitin?“ (Wir lachen über den biblischen Ausdruck, der es im Unklaren lässt, wo der Fragende die Davidsterntägerin eigentlich einordnen möchte.) „Ja, so, nein, ich bin Jüdin. Aha. Und das war es auch schon. Das war eine Zeit, wo kein besonderes Interesse da war. Die Jugend hatte kein besonderes

³⁰¹ Die Hatikwah, (Hoffnung), ist die israelische Nationalhymne, deren Text das Land Israel besingt und mit ihrer Melodie, die sich an Smetanas Moldau anlehnt, eine melancholische Stimmung befördert.

³⁰² Hebräisch für Stern Davids, sechseckiger Judenstern, der an einer Halskette getragen wird, so wie manche Christen ein Kreuz als Halsschmuck tragen

Interesse, keine Ahnung! Von den Lehrern hat man noch viel weniger mitgekriegt. Die Lehrer waren alles, die Gnade der späten Geburt. () Und der einzige, der mehr gewusst hätte, in der Zeit war der wahrscheinlich sowieso braun gewesen. () der hat auch Geschichte und Gemeinschaftskunde gegeben. Der hat sich mal den Lapsus erlaubt, im Gemeinschaftskundeunterricht zu sagen, dass die Juden eh, einen Judasstern getragen haben. () Ja! Und mir verschlug da schier die Sprache und eine andere Mitschülerin, die grade die Klasse wiederholte, die hat gesagt, das heißt Judasstern. Ja, ja, ja(rumbellend machte sie den Lehrer nach). Ja, okay. Das wurde dann husch, wusch, wurde das dann überschlagen, übergangen. () Also, an meiner Schule war nicht sehr viel. Ich glaube, der einzige, der sich mal auseinandergesetzt hat, die einzigen waren die Deutschlehrer, Literaturthemen, die man durchgearbeitet hat. () Und dann wurde behandelt der Woyzeck, () dann eh, Nathan der Weise von Lessing, aber das jüdische Thema wurde da ausgeklammert.“

Der Mathelehrer bemühte sich den Schülern etwas beizubringen und das Erklären zu erklären. Sie mochte ihn sehr. Sie berichtet noch von anderen zwei weiteren Lehrerinnen, die sie mochte: „Aber das waren auch Menschen mit dem Herz auf dem richtigen Fleck.“ () „Aber der einzige mit dem braunen Parteibuch, ich vermute, das war mein Musiklehrer, (der oben bereits erwähnte) Herr ().“ In der Schule fühlte sich Frau S. zugehörig. Die Wahl zur Klassensprecherin verfehlte sie knapp. Sie hatte sehr gute Freundinnen, ging mit ihnen in eine Tanzstunde und feierte Geburtstagsfeste. „Ich habe mich überhaupt nicht ausgegrenzt gefühlt.“

Der Vater habe ihr nicht das Gefühl vermittelt, traumatisiert zu sein. „Er hat mir nicht das Gefühl vermittelt! Er hat es uns nicht vermittelt! Bis ich irgendwann die Geschichte mit dem Zug erfahren habe, wie er das überlebt hatte! Ich hab auch nie die Frage gestellt, wie hast du das überlebt?! Ja, ich hab meinen Vater auch nicht gefragt, weil ich mich einfach nicht getraut habe. Ich habe das Gefühl gehabt, da ist sone Mauer, da kann man nicht drüber sprechen. (...) Nein, ich glaub, wenn ich gefragt hätte, wäre es aus ihm herausgesprudelt. Irgendwann einmal kam ja das Thema und dann hat er erzählt. () Aber seine Memoiren hat er erst geschrieben, als meine Schwester und ich (im fortgeschrittenen Erwachsenenalter; A.S.) ihn aufgefordert haben, verdammt noch mal, schreibs doch endlich hin. Du hast uns so wenig erzählt, aber sporadisch() kommt immer mehr raus, wenn man bestimmte Dinge dann reflektiert.“

Sie hatte nicht das Gefühl, dass der Vater davon sehr belastet war. Die Mutter erzählte, dass er manchmal Alpträume hatte. Sie vermutet, weil er nicht in einem Ver-

nichtungslager war und den Verfolgern immer wieder entkommen ist, dass er nicht traumatisiert war. „Und das ist ja ganz entscheidend! Er hat es immer wieder geschafft. Er hat es immer geschafft, er stand nie! Und er hat auch nicht zugesehen, wie vernichtet wurde. () Er hat es immer geschafft mit einem Supergespür () im letzten Moment rauszukommen. () Wie die das erlebt haben und wie die das verarbeitet haben, das ist ja völlig unterschiedlich. () Ich kenne andere Freunde, deren Eltern in Lagern waren, deren Kinder sind schon verkorkst, die haben durch das Verhalten der Eltern, sind sie ganz seltsam.“

Deutung: Hier hat die Sprecherin einen wesentlichen Aspekt der Traumaforschung erkannt. Der Vater, der es immer wieder mit unglaublicher Intelligenz und Findigkeit geschafft habe, sich zu befreien und zu entkommen, sei nicht in dem Maße traumatisiert gewesen wie Menschen, die in Lagern unausweichlichen Folterungen und Missachtungen ausgesetzt gewesen waren. Auch wenn er durch die Erlebnisse der Verfolgung einen Glauben an die Menschen verloren hatte, so hätte er den Glauben doch wieder gefunden, durch die Liebe zu seiner Frau und den Kindern. Vor allem sei er immer handlungsfähig geblieben. Und er habe dies Gefühl, des Handelns Könnens auch seinen Kindern vermittelt.

Frau J. hat sich irgendwann von ihrem griechischen Mann getrennt und einen Juden polnischer Herkunft geheiratet. Der Vater ihres zweiten Mannes habe seine erste Frau und die ersten Kinder im Lager verloren. Die Schwiegermutter habe in Russland überlebt. Der zweite Mann sprach nie mit seinen Eltern darüber, was sie erlebt hatten. Er wurde nach dem Krieg in Polen geboren und reiste mit seinen Eltern mit der „69er Welle“ aus () „da war er neunzehn. Und eh, der hat ein, dermaßen ein Unwissen an den Tag gelegt, das hat mich das sehr gewundert hatte. () da gabs noch eine andere Familie. Ne, ich überlege grade, die haben auch in Russland überlebt. Im KZ war die Schwester meiner Großmutter, die in Israel lebt. Und ihre Tochter, die hatte ein sehr schweres Leben wegen der traumatisierten Mutter. Ihre beiden Töchter sind jetzt in der israelischen Armee.“

Sie bringt gemeinsame Bekannte zur Sprache, von denen die Kinder offensichtlich schwere seelische Probleme haben: „Und beide sind, denke ich, in einer normalen Familie irgendwie nicht überlebensfähig. () Sie sehen das Leben als sehr schwer an und sie sagen, Kinder darf man in Deutschland nicht aufziehen.“ Der Mann konnte sich nicht entscheiden eine Familie in Deutschland zu gründen und wollte wieder ins Ausland, hängt aber in Deutschland fest.

Frau S. las verschiedene Bücher, Leah Fleischmann, „Dies ist nicht meine Land“, Alain Finkelstein und andere Bücher dieser Generation, die sich damit auseinandersetzen, inwieweit junge Juden in Deutschland leben können und sich heimisch fühlen können. Bis heute könne sie sich nicht wirklich mit Deutschland identifizieren. In ihrem Beruf sei sie nach dem Fall der Mauer in die ehemalige DDR gekommen. Dort habe sie sich über den Zustand der Straße auf dem Institutsgelände gewundert. Sie habe einen Kollegen gefragt, warum der Weg nicht renoviert würde. () „Und er hat gesagt, das kommt von den ungeklärten Eigentumsverhältnissen, weil jetzt nachdem die Mauer gefallen ist, dass da jetzt Juden aus USA die Eigentumsrechte darauf anmelden, dass da die Eigentumsverhältnisse jetzt geklärt werden. () Die waren damals enteignet () oder mit zu wenig Geld abgespeist () oder sonst etwas.“ Sie habe versucht mit dem Kollegen zu diskutieren, doch er habe es nicht verstanden, dass seine Sicht der Geschichte einseitig war.

Dann geht sie auf die Geschichte mit dem Mahnmahl in Berlin ein, das von Lea Rosh, einer evangelischen Deutschen, die sich diesen jüdisch klingenden Namen zugelegt habe, inszeniert worden ist. „Ich finde die Deutschen müssen mit ihrer Geschichte letzten Endes auch ohne Nachhilfe selber fertig werden. Und diese Nachhilfe manchmal, die ist anscheinend so penetrant, dass es da so Gegenströmungen gibt und da muss man aufpassen, da muss man aufpassen und sie (...), sie müssen diese Suppe selber auslöffeln. Man mag zwar so als Gewissen, jüdisches Gewissen, so auf einem gewissen Wachposten, ob das auch den richtigen Weg geht(), aber man darf sie nicht diese Arbeit, man darf es sie nicht vorfertigen, sondern sie müssen das selbst machen.“

Mit dem zweiten Mann dachte sie, eine große Gemeinsamkeit zu haben wegen der gemeinsamen Herkunft. Menschlich sei es jedoch sehr schwierig mit ihm gewesen. Sie hätten ein gemeinsames Kind bekommen und hätten sich wieder getrennt. Der Bruder des Mannes habe ein stärkeres Verhältnis zur Religion entwickelt und ihr Mann überhaupt nicht. Der Schwiegervater sei Kommunist gewesen. Heute lebt sie mit einem Oberschlesier zusammen. Deutschland sei für sie heute ihre Lebensmitte. Ihr zweiter Mann habe von einer Alterswohnung in Israel geträumt, sie wäre lieber in die Toskana gegangen. „Es gibt ein wunderschönes Lied, das heißt La Mediterrané () Und ja George ist ja auch, hast du mal seine Biografie gelesen?“ „Er ist Grieche glaub ich.“ „Er ist griechischer Jude“ () A.S.: „Ich dachte er ist Grieche und lebt in Frankreich.“ „Nein, nein, auch gar nicht. Er ist in Alexandrien in Ägypten groß gewor-

den. Seine Eltern sind griechische Juden, die eh, in Alexandrien großgeworden sind. Und er ist mit sechzehn, siebzehn nach Paris gegangen, um eine musikalische Karriere zu beginnen. Und er hat ein Buch geschrieben, ich hab's auf Französisch gelesen, zwei Bücher. Ein Buch über sich selbst und dann sozusagen, er schrieb die, Siegfried Meir oder Meyer hat er aufgeschrieben. Eines Jungen, der im KZ war, mit fünfzehn, siebzehn. Und den musikalisch kennen gelernt hatte. Und da hat er auch sein Leben geschildert, so wie er das erzählt hat. Und George Moustaki, das hab ich auch erst vor fünf Jahren gelesen. Ich wusste, dass er Jude war. () Und das erste Lied, das ich von Georges Moustaki gehört habe, () Le Metequé und da kommt er, da singt er ja, avec mon name de metequé, mon âme juif, de père grecque, meine jüdische Seele, mit griechische(m) Vaterland und der ewige Wanderer.() So der ewige Jude, der ewige Wanderer, so ungefähr. Metequé ist aber auch Mazedo-, das griechische, greek heritage, sein Eltern waren Juden, in Griech (enland), in Alexandria, da war eine große griechische jüdische Gemeinde in Ägypten.() Und er ist dann da rüber gegangen und hat dann viele Lieder. Und La Méditerranée ist, dass alle Kinder des Mittelmeerraumes (zusammen gehören, A.S.) und ich finde so, da bin ich so mitdendrin.“

Zusammenfassung

In diesem Interview steht immer wieder die Frage nach der Identität im Vordergrund und die verschiedenen Lebensräume und Lebensorte stehen auch symbolisch für verschiedene sich überschneidende Identitäten, die immer wieder aktualisiert werden. Auch in der Wahl der Männer kommt dies zum Ausdruck. Ein Grieche, ein polnischer Jude und ein Oberschlesier zeigen sozusagen auch symbolisch die verschiedenen Zugehörigkeiten an.

Ihre Kindheit ist gekennzeichnet von mehrmaligen Umzügen in andere Länder, von Kultur- und Sprachwechseln, von Polen nach Israel, von Israel nach Deutschland. Ihre Zugehörigkeit zur jüdischen Religion ist ihr in der Kindheit nicht wirklich bewusst. Erst in der Jugendzeit entsteht hier ein stärkeres Bewusstsein. Vermutlich um nicht aufzufallen und die Kinder vor Ausgrenzung zu bewahren, schickten die Eltern die Kinder in den obligatorischen schulischen katholischen Unterricht. Während sie zu Hause einen privaten jüdischen Religionslehrer engagierten und regelmäßig auch mit den Kindern zwei, drei Mal im Jahr zu den hohen Feiertagen in die Synagoge gingen. Als assimilierte eher kulturell ausgerichtete Juden, die Mutter konvertierte offiziell, lebten sie nach Außen eher angepasst. Erst spät schrieb der Vater auf Drängen der

Kinder seine Geschichte auf, die in einem Buch veröffentlicht wurde. Auch ging er regelmäßig in Schulen, um dort als Überlebender des Holocaust mit jugendlichen Schülern zu sprechen. Dafür erhielt er offizielle Auszeichnungen.

Frau F.J.S. ist eine Frau, die beruflich sehr erfolgreich in einem akademischen Beruf arbeitet, engagiert sich in der jüdischen Gemeinde und in berufspolitischem Kontext. Damit ist sie auch politisch sichtbar.

3.11.11. Interview Frau F.J. H.: „ Mein erstes Bilderbuch (...) das war ein Buch über Auschwitz.“

Biografische Notiz: Frau F.J.H. wurde 1952 in den USA geboren. Der Vater stamme ursprünglich aus Lodz in Polen, die Mutter sei in Litauen aufgewachsen. Beide hätten polnisch und jiddisch als Kindheitssprachen gelernt. Der Vater habe vor dem Krieg in Berlin Zahnmedizin studiert und sei in den dreißiger Jahren nach Polen zurück geschickt worden. Der Vater sei zur Zwangsarbeit in Auschwitz im Lager gewesen und sei nach Deutschland an verschiedene Firmen zur Arbeit verliehen worden. Die Mutter stamme aus Litauen und sei zuerst nach Estland in ein Ghetto gebracht worden. Dann sei sie in ein Arbeitslager gebracht worden und dann sei sie im Vernichtungslager Stutova gewesen.

Die Eltern hätten sich nach dem Krieg in Berlin kennen gelernt. Der Vater sei nach dem Krieg in einem Außenlager von Auschwitz in Deutschland gewesen. Die Mutter sei durch einen Todesmarsch nach Deutschland verschleppt worden und in Neustadt in Holstein befreit worden. Die Mutter sei erst mal in Deutschland geblieben, habe da aber nicht leben wollen. Die Mutter habe nach Amerika gewollt, um dort zu leben. Vor dem Krieg sei sie verheiratet gewesen und habe ein Kind gehabt, welches ermordet worden sei. Ihren Mann habe sie nach dem Krieg wieder gefunden, aber die Familie sei „kaputt gewesen“ und sie hätten sich scheiden lassen. Erst später habe die Sprecherin erfahren, dass noch ein Großvater überlebt habe. Ihr Vater sei in Berlin krank geworden und relativ schnell gestorben.

Ich treffe die kleine zarte Frau in einem Hotel in einer Großstadt. Wir kennen uns über gemeinsame Freunde. Unser Gespräch ist eingebettet in ein gemeinsames Mittagessen und ein längeres anschließendes Gespräch in meinem Hotelzimmer.

Nach einer kurzen Einführung beginnt Frau H. zu sprechen und fasst nahezu druckreif ihre ersten Lebensjahre zusammen. Schon in diesem ersten Abschnitt, der in einem Rutsch aus der Sprecherin praktisch herausfließt, sind die Tragik und die schrecklichen Erlebnisse dieser Familie enthalten.

Die Eltern von Frau H. versuchten, nach dem Krieg zunächst in den USA Fuß zu fassen. In den USA hätten die Eltern versucht eine Hühnerfarm zu betreiben in einem jüdischen Umfeld. Der Vater sei Zahnarzt gewesen und sei da „völlig fehl“ am Platz gewesen. Die Eltern hätten jiddisch gesprochen und kein Englisch. Der Vater habe versucht als Zahnarzt zu arbeiten, aber „weil der ein zerstörtes Bein hatte, also ein kaputtes Bein“, habe der „nicht stehen“ können, da habe er sich in Geschäften ver-

sucht, mit Fabrikation und Kino und „alles mögliche“, „Was aber nicht geklappt“ habe. Dann sei er gestorben. Es habe noch keine Entschädigungsrente gegeben.

„Wie alt war der Vater da?“

„Mein Vater war 54 und meine Mutter war Mitte dreißig. Sie war sehr viel jünger. Ich war drei, als er starb. Und war zwei, als er dann praktisch in die Klinik kam, also zweieinhalb.“ Frau H. hat aber selbst keine Erinnerung daran. Die Familie lebte nach dem Tod des Vaters relativ bescheiden. „Meine Mutter hat eben nicht gearbeitet und es gab ein kleines Vermögen, da hat sie ein Mietshaus oder zwei, wo sie ein ganz geringes Einkommen hatte und da hat sie versucht, davon zu leben. Das hat mein Vater praktisch nach dem Krieg erwirtschaftet aus seiner Zahnarztpraxis, weil die Leute haben praktisch damals überhaupt nicht mit Geld bezahlt, sondern mit Naturalien und Naturalien, um einfach auch Narkosen zu kriegen. Er hatte auch vor dem Krieg irgendwie auch Vermögen gehabt, da hat er was wieder gekriegt und meine Mutter hat dann versucht davon zu leben mit drei Kindern. Ja, wir sind drei Kinder, wobei meine Geschwister und ich haben den selben Vater und nicht die selbe Mutter. Meine Mutter hat unsern Vater geheiratet, da waren meine Geschwister anderthalb und mein Bruder war ein halbes Jahr alt.“ Die erste Frau des Vaters sei bei der Geburt des Bruders gestorben.

Die frühesten Erinnerungen der Erzählerin seien, dass sie bei ihrer Mutter mit ihm Bett habe schlafen müssen. Die Mutter habe nachts kaum geschlafen, sie sei kaum aus dem Bett gekommen und sei depressiv gewesen. Sie habe das Kind „so als Halt gesucht“. Die Mutter habe viel vom Krieg erzählt. Der Erzählerin sei „eigentlich schon sehr früh klar gewesen, dass ich ne tote Schwester hab.“ Auch im Umfeld habe die Erzählerin erlebt, dass es „alles Verfolgte“ gewesen seien. Schon seit der frühen Kindheit habe die Mutter und andere viel über den Krieg gesprochen. Sie seien viel mit Erwachsenen zusammen gewesen und ihre Mutter sei jemand gewesen, „der eigentlich viel gesprochen hat, die eigentlich nicht aufhören konnte, darüber zu reden. – Und ich weiß, dass mein erstes Bilderbuch, was ich so in der Hand gekriegt hab“, das sei ein Buch über Auschwitz gewesen mit Bildern, an die sie sich erinnern könne. Die Mutter war mit der Organisation des Haushaltes überfordert. Sie habe zwar gekocht, „aber ehm, meine (fünf Jahre ältere – A.S.) Schwester ist nachher viel eingesprungen, in vielen Sachen halt auch. Also meine Mutter hat es nicht geschafft, mich morgens zur Schule zu bringen, weil sie nicht hochgekommen ist. Ich war also in der ersten Zeit, wo ich zur Schule gebracht werden musste, also meistens zu spät. Also

das sind so Erinnerungen, meine Schwester hat dann nachher auch vieles gemacht, mich morgens geweckt und mich mit zur Schule genommen und-“ „Ich erinnere mich, dass (die Mutter) ins Bett gegangen ist. Und sie hat halt versucht alles zu machen, uns vieles zu ermöglichen auch ausbildungsmäßig, (Musik)unterricht. Was wir haben wollten, das hat sie versucht uns zu ermöglichen, sie hat uns auch gut versorgt, das ist nicht der Punkt, aber so im Nachhinein weiß ich halt, dass sie halt damals schon ziemlich depressiv war und nicht aufgefangen worden ist, weil nach dem Krieg auch die Ehe gleich, eh, geschieden worden ist, danach der Mann gleich gestorben ist, die waren ja nicht lange verheiratet. Und ehm, ich denke mal, dass das schon ziemlich viel war, so zum Verarbeiten und ich sehe halt eben noch die Flaschen Beruhigungsmittel, die sie jeden Abend, ja also weiß ich noch bis heute Nervofil gab damals, das war irgendson Beruhigungssaft.“

Die Erzählerin wisse heute, dass die Mutter schon damals depressiv gewesen sei, dass niemand sie aufgefangen habe. Die erste Ehe sei gleich nach dem Krieg und der Verfolgungszeit geschieden worden. Der zweite Mann, der Vater der Erzählerin sei nach wenigen Jahren gestorben. Die Erzählerin denke, „dass das schon ziemlich viel war, zum Verarbeiten.“ Sie sähe noch die Flaschen an Beruhigungsmitteln, die die Mutter jeden Abend genommen habe, „ja das weiß ich noch bis heute Nervofil gab damals, das war irgendson Beruhigungssaft.“

Hinzu kamen bei der Mutter auch gesundheitliche Beeinträchtigungen: „Sie hatte starke Kopfschmerzen, das war ein KZ-Leiden, sie ist da irgendwie mal vom Stein getroffen worden und hatte immer schwere Migränen, also eigentlich fast immer täglich Kopfschmerzen. Eh, ist auch nicht anerkannt worden als KZ-Leiden, weil das konnte man ja nicht nachweisen. Und – ja sonst war sie eigentlich gesund, so körperlich eigentlich gar keine Probleme.“

Die Familie lebte zwar nicht orthodox, aber die jüdische Religion spielte eine wichtige Rolle im Alltag. Die Feiertage wurden eingehalten und es wurde dann auch koscher gekocht. „Am Anfang ist meine Mutter noch mit uns in die Synagoge gegangen und hat sich dann immer darauf zurückgezogen, dass sie Migräne hat und nicht mitgehen kann. Die Feiertage wurden eingehalten. Wir haben zwar nicht koscher zu Hause gelebt, aber wenn Feiertage waren, hat sie koscher eingekauft und gekocht. Und, ehm, wir haben Religionsunterricht bekommen. Also mein Bruder war Bar Mitzwah geworden. Das war auch alles im religiösen Rahmen, sie kam aus einem sehr orthodoxen Elternhaus und hat schon darauf geachtet, dass das dann auch bei uns dann

orthodox zugeht. Wobei sie dann immer mehr, später immer mehr, davon abgekommen ist, also später sich dann auch davon entfernt hat.“

Als die Erzählerin neun Jahre gewesen sei, habe die Mutter einen Mann kennen gelernt, den sie geheiratet habe, als die Erzählerin vierzehn gewesen sei. Der dritte Mann sei nach fünf Jahren verstorben. „Und das war dann auch eine fürchterliche Beziehung war das“. Vor der Eheschließung sei die Mutter abends immer zu dem Mann gegangen. Zum Schlafen sei sie wieder nach Hause gekommen. Die Kinder seien abends allein gewesen und die größere Schwester habe aufgepasst. Der Mann sei ein polnischer Jude gewesen, der während des Krieges Partisan gewesen sei. Der Mann habe eine Tochter im Alter der Schwester gehabt. Da seine Frau verstorben sei, habe seine Schwester das Mädchen mit nach Haus gebracht, so hätten die Eltern sich kennen gelernt. Der Mann sei sehr cholerisch gewesen, daher sei das Zusammenleben schwer gewesen. Die Beziehung zu dem Stiefvater sei sehr schwierig gewesen, er sei kein Vater für sie gewesen. Er habe viel gearbeitet, habe ein eigenes Reisebüro gehabt. Seine Tochter habe er verwöhnt, die habe ihn lieber allein für sich haben wollen. Als die Eltern zusammen zogen, sei der 16 jährige Bruder ausgezogen, es habe Schwierigkeiten gegeben. Die Schwester sei auch bald ausgezogen. Die Mutter hätte sich nach Meinung der Erzählerin scheiden lassen, wenn der Mann nicht krank geworden sei. Der Mann sei gestorben als die Mutter 50 gewesen sei.

Die Gefühle in Bezug auf ihre Kindheit beschreibt die Erzählerin als „Depressiv, depressiv.“ Das schöne sei gewesen, dass sie viel musiziert habe, dass sie viel in der jüdischen Gemeinde gewesen sei, die Jugendgruppe sei wie eine zweite Familie gewesen. Es sei „eine sehr feste Gruppe“ gewesen, die sich täglich getroffen habe. Sie hätten gemeinsam Schularbeiten gemacht und „die ganzen Aktivitäten“. Mit sieben Jahren habe sie auf eigenen Wunsch angefangen, Musik zu machen. Ihre Schwester habe Musikunterricht gehabt, sie habe deshalb auch Musik lernen wollen.

Die Erzählerin habe in der Schule ein Problem mit einer Klassenlehrerin gehabt, die nicht gewollt habe, dass sie Abitur mache. Diese Lehrerin „die war auch in der Schule bekannt als Narzisse, praktisch“. Ausländische und jüdische Schüler hätten bei dieser Lehrerin „einfach Schwierigkeiten“ bekommen. Die Erzählerin hätte „abgehen müssen, also sollen und in ne andre Schule“, das habe sie nicht gewollt, sie habe sich durchgebissen und habe Abitur gemacht. Danach habe sie studiert.

Die Mutter habe nach langem Kampf eine Entschädigungsrente bekommen, „vegetative Dystonie“ sei anerkannt worden, Kopfschmerzen nicht.

1972 sei bei der Mutter eine schwere Depression ausgebrochen, sie sei „dann aber vier Jahre also wirklich klinisch betreut also betreut worden oder nicht betreut worden, also vier Jahre von einer Klinik zur anderen.“ Sie war dann in der Psychiatrie, teilweise in der geschlossenen Abteilung. „Und das Thema Nationalsozialismus wurde aber immer rausgelassen. Also ich hab oft mit den Ärzten Kontakt gehabt, also hab dann immer, also die fragten, was für Probleme und ich hab gesagt, na, ja, Verfolgte. Na, das Thema lassen wir! (...) Ja, ja, also in den siebziger Jahren, das war einfach nicht Thema. Das lassen wir. Weil da wollte keiner ran! Und da ist sie dann in Berlin, durch mehrere Kliniken durch und ja! Also was man in der Psychiatrie kennt, rauf und runter. Und ist dann 76 aber ehm, aus dieser Depression wieder rausgekommen. (...) „Weiß ich nicht. Ich denke mal von alleine. Die hat zwar Medikamente gekriegt, aber ich weiß noch, in der Klinik da wars so schlimm, ich hab gefragt, ob nicht ein Pflegeheim eine Veränderung wäre und zwei Tage später, da sah sie schon völlig verändert aus. Also ich denke mal, entweder war es ein Schalter, der im Kopf umgeklappt ist oder ich weiß es nicht. Also.“

Die Erzählerin habe Musik und Pädagogik studiert, die Mutter sei teilweise nicht nur depressiv sondern auch psychotisch gewesen, sie habe nicht gewollt, dass die Tochter aus dem Haus ginge zum Studieren. Nachher sei es so schlimm gewesen, dass die Mutter in die Klinik gemusst habe, weil die Erzählerin so beeinträchtigt worden sei, „weil ich konnte nicht mehr leben.“ In so einer schweren Phase der Mutter habe sie mit einundzwanzig Jahren ihren Freund kennen gelernt und sei mit ihm zusammen gezogen. Sie habe weiter studiert und Diplompädagogik und ein Musikseminar belegt. Der Freund habe sie sehr unterstützt, seine Mutter habe überlebt, weil sie in Berlin versteckt worden sei, sein Vater sei auch Auschwitzüberlebender. „Und da gabs halt einen anderen jüdischen Background, die Mutter ist hier geboren und aufgewachsen und im Untergrund gearbeitet und versteckt gewesen und hat im Widerstand mitgearbeitet und der kannte sich halt in diesem Bereich halt auch einfach aus, auch zu Haus gewesen und hat mich da einfach auch sehr unterstützt.“

Die Mutter des Freundes habe „einen anderen jüdischen Background“, die sie aus Berlin und dort aufgewachsen, habe im Untergrund gearbeitet und im Widerstand, dadurch habe sie der Freund sehr unterstützen können. Die Sprecherin unterscheidet zwischen dem Hintergrund ihrer Familie und der Familie des Freundes. Ihr Freund habe sie sehr unterstützt. Er habe

Geschichte studiert. Sie hätten zusammen gelebt, sie hätten zuerst das Studium abschließen wollen. Sie habe einen Partner gewollt, heiraten sei nicht wichtig für sie gewesen. Kinder habe sie nicht gewollt. Das sei ihr schon als Kind klar gewesen. Sie habe es schon früh gemerkt, dass es für sie zu belastend gewesen sei, „also das nicht losgelassen werden. Und es hat sich nachher auch so erwiesen, dass wir einfach, dass wir zu eng waren.“

Die Sprecherin habe nach der Trennung acht, neun Jahre allein gelebt. Sie habe lange als Musiklehrerin gearbeitet und sie habe nicht vorgehabt, sich zu binden. Dann habe sie ihren Mann kennen gelernt, der auch dort gearbeitet habe. Es sei nicht einfach gewesen einen jüdischen Partner zu finden, sie habe keinen nichtjüdischen Partner haben wollen, dann habe sie gemerkt, dass auch anderes wichtig sei, „ob es passt oder nicht passt.“ Sie habe sich dann dafür entschieden. Jetzt seien sie achtzehn Jahre verheiratet und zwanzig Jahre zusammen. Ihr Mann habe zuerst Kinder gewollt und traditionelle Familienvorstellungen gehabt, aber sie habe keine Kinder gewollt und das habe er dann akzeptiert. Er habe dann gesehen, dass er ohne Kinder mehr Zeit habe, seine Sachen zu machen, dass es mit Kindern eine andere Situation sei. Ihr Mann sei katholisch und praktiziere das aber nicht, er begleite sie manchmal in die Synagoge. Sie ginge manchmal in die liberale Gemeinde und manchmal in die orthodoxe Gemeinde. Religion sei für sie eine schwierige Sache, seit ihre Mutter vor sieben Jahren gestorben sei. Die Mutter habe auch ein bisschen das Judentum widergespiegelt. Sie habe der Erzählerin jüdische Identität gegeben und das sei nun weggefallen. Die Mutter sei schwer depressiv gewesen und sei von ihr (und den Geschwistern) in das jüdische Seniorenheim gegeben worden, die Mutter sei ein Pflegefall gewesen. Die Erzählerin sei nicht glücklich damit gewesen, es habe Probleme gegeben, sie habe sich da engagieren müssen, damit einiges passiert sei. Die Depression habe die Mutter ein Leben lang begleitet. „Und ich denke, ich hab da einen großen Teil da mit gekriegt.“ Die Erzählerin sei vor einem Jahr umgezogen. Da sei sie zusammen gebrochen, habe schwere Angstzustände gehabt, schwere Depressionen, nun sei sie ein Jahr in Therapie und würde daran arbeiten. Sie sei zufällig zu einer Traumaspzialistin gekommen, die sich für den Bereich interessiere und da schon gearbeitet habe. Es sei keine jüdische Therapeutin. Die Erzählerin habe bewusst keine jüdische Therapeutin gewollt. Die Erzählerin meint, dass sie Ängste übernommen habe, „irreale Sachen, die ich nicht greifen kann“, dass sie „ganz große Schwierigkeiten mit diesem Umzug habe, also mit dem Wegziehen aus meinem gewohnten Umfeld.“

Sie sei nicht weit gezogen, habe aber 32 Jahre in der Wohnung gewohnt. Sie hätten dann zwei Wohnungen gehabt, aber immer durch das Treppenhaus gemusst. Nun hätten sie eine Wohnung, wo alles auf einer Ebene sei. Nun seien sie und ihr Mann das erste Mal richtig zusammen gezogen. Sie habe den Umzug ganz schwer verkraftet. Mit dem Fahrrad seien es zwanzig Minuten und mit dem Auto fünf Minuten entfernt, wo sie jetzt wohne. Aber das Umfeld sei anders und das habe sie noch nicht richtig verarbeitet und nicht verkraftet. Es sei letzten August gewesen.

Die Schwester von Frau H. habe eine eigene Familie gegründet. „Meine Schwester, die hat zwei Kinder, die sie nicht loslassen kann, ganz schwere, große Schwierigkeiten haben, da vollzieht sich genau das, was ich auch zu Hause erlebt habe, mit dieser engen Bindung und die sind beide, der eine ist 30, der andere ist 26 und die haben beiden im selben Haus ne Wohnung, das heißt, der eine ist jetzt nach Hamburg gezogen und ich hab eben auch 32 Jahre in dem selben Haus gewohnt, das war für mich also nicht so bewusst, wie stark die Bindung auch zu meiner Schwester war, wo wir uns nie, also nur selten gesehen haben, aber eben dieses, dieses Gefühl, der andere ist halt da und da ist eben so viel passiert letztes Jahr, dass ich wirklich zusammen gebrochen bin und das hätte ich so von mir nie erwartet oder nie gedacht, weil ich immer sehr stark war. So in allem, weil ich immer alles auch gemanagt habe und gemacht habe und meine Sachen immer so alleine gemacht habe, weil ich praktisch nie von jemandem abhängig war und meine Sachen immer gemacht habe und weil ich eben in einer Situation war, dass ich nichts mehr machen konnte, wo ich angewiesen war also ich bin gar nicht mehr rausgegangen, ich konnte nicht mehr Auto fahren, also ich bin richtig zusammen gebrochen. Mein Mann hat also den Umzug praktisch fast alleine gemacht.“

Sie sei dann ganz passiv gewesen, ganz depressiv, habe Herzrasen gehabt, schwere Schlafstörungen, Angstzustände. Der Hausarzt habe gemeint, es seien Wechseljahresbeschwerden. Sie habe aber gesagt, es sei eine Depression. Eine befreundete Ärztin und Therapeutin habe ihr geholfen, habe gesagt, sie brauche nun jemanden, der sie stütze. Sie habe über eine Freundin jemanden gefunden. Sie habe aber keine Analyse machen wollen. Die Analytikerin sei auch speziell an dem Thema interessiert gewesen. Die Erzählerin habe aber keine Analyse gewollt und die Therapeutin sei „relativ schnell beleidigt“ gewesen, „dass ich das so abgelehnt habe“ und dann sei sie zu einer Therapeutin gegangen, die ein Freund empfohlen habe. Der Freund sei von Haus aus Analytiker mache aber nun „sehr viel alternative Sachen.“ Er habe sie

da untergebracht und nun seit September würden sie zusammen arbeiten, „alternative Sachen“ machen, „Visualisierungen, auch Gespräche auch eben beides und da versuche ich halt wieder auf die Füße zu kommen.“ Sie sei auf dem Weg, aber das sei „noch ein ganzes Stück zu laufen, weil ich halt Angstzustände habe zwischendurch immer wieder, von denen ich nicht weiß, wo die herkommen...“ Dies sei eine Fortsetzung davon, was zu Hause passiert sei, dass ihre Mutter nicht aus dem Bett gekommen sei. Die Mutter habe in der Erstarrung verharrt und habe nicht gekonnt. Viele verstünden das nicht. Sie müsse ihrer Mutter heute Abbitte tun, sie habe es damals auch nicht verstanden, sie habe gedacht mit ein bisschen Willen habe es gehen müssen. Nun merke sie, dass es mit ein bisschen Willen nicht gehe, dass der Wille Grenzen habe und dass eine echte Depression etwas anderes sei, als das, was man so sage, also ich hab heut ne kleine Depri. Das ist schon ne ganz andere Geschichte.“

Der Bruder arbeite seit ein paar Jahren bei der Schwester im Büro, er sei sehr labil und „psychisch auch nicht so“. Dadurch dass er bei der Schwester im Reisebüro arbeiten könne, sei er „etwas gefestigter.“ Der Bruder habe keinen Beruf gelernt, er arbeite bei der Schwester, die mehrere Reisebüros habe, mit im Büro, mache da, was ihm Spaß mache. Die Schwester habe in gewisser Weise auch Depressionen, die sie nicht so auslebe. In ihrer Ehe habe sie eine schwere Konstellation. Sie habe jahrelang Therapie machen müssen, sei aber ein anderer Typ. Die Erzählerin habe „wohl so mit am meisten mit Verarbeitung mitgekriegt.“ Die Verarbeitung laufe bei ihr ähnlich ab, wie es bei der Mutter abgelaufen sei. Sie würde sich dann zurückziehen, könne nicht aktiv sein. Eigentlich sei sie „von zu Hause aus sehr aktiv und kommunikativ.“ Wer es nicht wisse, merke es nicht. „Also auch die Leute, die das wissen, die sagen, es sei also, das ist im Vergleich zu dem, was vor einem Jahr war wie ein Unterschied wie Tag und Nacht.“ Sie sei noch auf dem Weg der Besserung.

Der Hausarzt habe ihr die die selbe Diagnose gegeben wie der Mutter „Vegetative Dystonie“. Er habe die Therapie beantragen müssen, da habe er ein ärztliches Attest schreiben müssen, eine Befürwortung der Therapie. Die Diagnose „Vegetative Dystonie sei „ein Schlag ins Gesicht gewesen“ für sie. „Alptrauummäßig. Das ist für mich so, das bin ich nicht, das kann gar nicht sein, weil das war ich in meinem Leben nie und bin gar kein depressiver Typ und jetzt hab ich so ne Diagnose, die ich eigentlich noch von meiner Mutter kenne“, letztes Jahr „da ging bei mir die Klappe runter“, sie wisse ja, was dann gefolgt sei. „Wenn du weißt, deine Mutter ist jahrelang von einer Klinik zur anderen

gewandert, du hast jahrelang deines Lebens mit Psychiatern verbracht und mit den Ärzten, da machst du immer nur negative Erfahrungen, also, die sind nicht supergut mit ihr umgegangen, also Medikamente, die sind nicht so supertoll gewesen und ich hab sie also aus dem Delirium rausholen müssen, weil die Ärzte ihr einfach zu viel und falsche Sachen gegeben haben, wo keiner auf mich gehört hat und jetzt stehst du selber da und jetzt musst du dich gegen, für dich alleine wehren und das kannst du gar nicht.“

Über ihr Leben heute sagt Frau H.: „Also ich hab schon ne gute Beziehung, also ich hab viele nichtjüdische Kontakte und manchmal fühl ich mich, wie auf einer Insel, weil man unter Künstlern natürlich grade so im Musikbereich, die sind ja auch so ein ausgewähltes Grüppchen, könnte mir mein Leben eigentlich gar nicht woanders vorstellen und eh, hoffe, dass ich das nicht mehr erleben muss, dass ich meine Sachen packen muss, aber die Ängste sind latent immer da. Ich hab bis heute meinen amerikanischen Pass nicht aufgegeben, obwohl ich einen deutschen kriegen kann, parallel und immer noch mit diesem Background. Wer weiß, ob ich nicht raus muss und dann hab ich diese Möglichkeit, also. Ich hab jetzt auch keine feindliche Einstellung zu meiner Umwelt, also meine Mutter, die hat immer versucht uns das auch nahe zu bringen, wobei ich ihr das schon oft vorgeworfen habe, wieso lebst du hier, wenn du so einen Hass in dir trägst. Ich meine so, wie man so als Kind oder Jugendlicher vielleicht mal vorwirft. Also ich könnte mir das nicht vorstellen in ein anderes Land zu ziehen. Schon nicht in ne andre Stadt. Ich hab ja schon Schwierigkeiten innerhalb von 4 Kilometern also, diese Form, diese Wurzeln irgendwie, die sind ja nicht da und trotzdem möchte ich hier bleiben, also das ist, ich hab die Wurzeln irgendwo anders. Das, sitzt mir alles auch im Kopf und ich möchte einfach mein Umfeld auch nicht verlassen müssen und hoffe, dass sich das bei ihr auch mit der Zeit wieder normalisiert. Und dass ich damit klarkomme, dass ich halt einfach auch in dieser Umwelt lebe. Also ich hab damit kein Problem, aber auch in diesem neuen Umfeld, dass ich mich da so einrichten kann, dass ich mich da so wohl fühl wieder. Oder. Also dieser Umzug hat etwas rausgebracht, was eh schon in mir drin war, davor auch schon, sagen wir mal, ich hab schon gemerkt, dass es mir nicht so gut ging. Aber ich konnte das nie fassen. Das hat dieser Umzug, hat das praktisch so rausgeschleudert. Und seitdem arbeite ich jetzt auch intensiv mit einer geschulten Kraft praktisch an diesem Thema. Und das war, glaub ich, wichtig, dass das irgendwann mal kommt, und da bin ich froh, dass das jetzt gekommen ist und nicht erst in zehn Jahren, weil ich weiß

nicht, ob ich das jetzt noch verkräftet hätte, weil das ist für mich schwer darüber zu reden und ehm, merke das auch immer, wenn wir in der Therapie dran stoßen, das macht sie schon sehr vorsichtig, das ist ne andre Qualität, als wenn ich das jetzt irgendwem XY erzähle, also ne Therapie ist ne andere, ne ganz andere und auf der anderen Seite rede ich auch heute mehr drüber, weil es ist auch eine Verpflichtung meiner Generation, das weiter zu tragen, was ja passiert ist, weil das ja nicht vergessen ist, ne.“

Frau H. berichtet, dass sie mitbekommt, dass manche sagen, sie wollen nicht mehr über die Verfolgungsgeschichte reden. Es reiche nun langsam, sie die Juden hätten etwas bekommen und nun und jetzt würden sie noch etwas haben wollen. Das bekomme die Erzählerin mit. Die Leute, die mit der Erzählerin Kontakt hätten, die müssten mit der Geschichte leben. Sie habe eine ältere Freundin von 78 Jahren, dort würde viel über den Krieg gesprochen, und da würde gesagt, „das ist der Russe und der hat gemacht“. Da habe sie gesagt, das habe alles Ursache und Wirkung. Da könne man nicht sagen, das Eine sei schlimm, das Andere nicht.“ Und es ist für beide Seiten schlimm.“ Da sei etwas gemacht worden, was man nicht vergessen könne. Die Lager seien kein Spielplatz gewesen, kein Ferienlager, „die Leute sind systematisch kaputt gemacht worden“. Als Kind, als Jugendliche habe sie das erlebt, „ich habe eine Mutter und die ist ein Zombie, die lebt zwar, aber nur physisch. Psychisch ist das, da war immer eine Wand zwischen uns und die ist eigentlich bis zum Ende geblieben. Da fehlte immer irgendwas.“ Trotzdem sei sie mit der Mutter so eng verbunden, dass sie selbst sieben Jahre nach dem Tod der Mutter daran arbeiten müsse, das los zu lassen. Sie habe eine Verantwortung, eine „innere Verantwortung“, sie habe eine Aufgabe, „jemanden zu tragen, der das nicht kann. Also ich würd schon sagen, ich war die Mutter und sie war das Kind.“ Sie habe schon früh bestimmte Dinge machen müssen, die man in dem Alter sonst nicht habe machen müssen, zum Beispiel habe sie Überweisungen machen müssen, Briefe schreiben müssen, Amtsbriefe, weil die Mutter nicht so gut habe Deutsch schreiben können.

Zusammenfassung Frau F.J.H.

Die Geschichte von Frau F.J.H. ist überschattet von der Verfolgungsgeschichte ihrer Eltern. Die Eltern haben sich als Überlebende, körperlich und seelisch schwer beschädigt, nach dem Krieg kennen lernen. Die Mutter habe ihr erstes Kind durch Ermordung verloren und sich nach dem Überleben der Lager von ihrem entfremdeten

ersten Mann geschieden. Der Vater habe die Frau, mit der er nach dem Krieg verheiratet gewesen sei und zwei kleine Kinder gehabt hätte im Kindbett verloren. Da er bereits über fünfzig gewesen sei, ist es wahrscheinlich, dass er auch zuvor schon verheiratet gewesen war und hatte seine erste Familie verloren hatte.

Die Erfahrung von Juden-Verfolgung und Vernichtung zieht sich durch das Leben von Frau H., obwohl sie selbst sieben Jahre nach dem Krieg geboren wurde. Die Mutter von Frau H. litt vermutlich an einer stark ausgeprägten posttraumatischen Belastungsstörung, worauf ihre wiederkehrenden Kopfschmerzattacken, schwerste Depressionen und Schlafstörungen bis hin zu Psychosen hindeuteten. Auch die depressiven und psychotischen Züge geben diesbezügliche Hinweise. Ganz offensichtlich wurden die traumatischen Erfahrungen an die Kinder weitergegeben, ebenso die misslungenen Bewältigungsversuche.

Das Verhältnis von Frau H. zu Deutschland ist ambivalent. Sie kann sich nicht vorstellen in ein anderes Land zu ziehen, nicht mal in eine andere Stadt. Sie habe ja schon Probleme die vier Kilometer umzuziehen. Die Wurzeln seien irgendwie nicht da und trotzdem würde sie dort bleiben wollen. Sie habe die Wurzeln irgendwo anders. Das sitze in ihrem Kopf. Sie möchte einfach ihr Umfeld nicht verlassen müssen. Sie hoffe, dass sich das mit der Zeit normalisiere. Sie wolle sich in dem neuen Umfeld einrichten, wolle sich wieder wohl fühlen. Der Umzug habe etwas „rausgebracht, was eh schon in mir drin war“, sie habe es schon zuvor bemerkt, dass es ihr nicht gut gegangen sei. Sie habe es nicht fassen können. Der Umzug habe das „praktisch so rausgeschleudert“. Nun arbeite sie mit „einer geschulten Kraft an dem Thema“.

Sie sei froh, dass es da rausgekommen sei, weil sie nicht wisse, ob sie das später noch habe verkraften können. Es sei schwer für sie darüber zu reden. Die Therapeutin sei bei dem Thema sehr vorsichtig. Das therapeutische Gespräch sei eine andere Qualität, als wenn sie mit jemand anderem darüber rede. Auf der anderen Seite spreche sie heute auch mehr drüber, „weil es ja eine Verpflichtung meiner Generation“ sei, „das weiter zu tragen, was ja passiert ist, weil das ja nicht vergessen ist, ne.“ Aber auch das Reden über die Vergangenheit sieht sie ambivalent.

Die frühe Parentifizierung der Kinder, die erzwungene Beelterung der Eltern, der Mutter, ist eine typische Form in dysfunktionalen, traumatisierten Familien. Schon das kleine Kind habe die depressive Mutter trösten müssen. Durch diese frühen Überforderungen der Kinder können sie nicht wirklich Kinder sein und sich entspannt und vertrauensvoll in ihrer Umgebung wohlfühlen und geborgen aufwachsen. Kinder füh-

len sich verantwortlich für das Wohlergehen der eigenen Eltern und tun alles, um die Eltern glücklich zu machen. Das Gefühl, der Umwelt gegenüber den Standpunkt der Eltern vertreten zu müssen, ist sehr stark. Die Kinder fühlen sich dafür verantwortlich, über das Geschehene zu sprechen und der nichtjüdischen Umwelt und den Nichtverfolgten darüber zu berichten.

Schon öfter habe ich unter anderem auch von Therapeuten gehört, dass es doch nichts mache, wenn die Vorfahren verfolgt worden seien, da der jüngere Nachfahre doch nach dem Krieg hier in Sicherheit aufgewachsen sei und doch „die Geschichte nun vorbei sei“. Die Einfühlung in das Lebensgefühl der Opfer und die Bedeutung dessen für die Nachkommen ist weder bei Nichttherapeuten noch bei Therapeuten allgemein bekannt. Der Umgang mit der Vergangenheit unterscheidet sich zwischen verfolgten Juden und Nachkommen sogenannter „Arier“ erheblich und somit auch das Lebensgefühl heute.

Dass die eigene Kindheit und das gesamte Leben so stark überschattet waren, dass die eigene Kindheit so geraubt war, dass es keine Kraft gibt für eigene Kinder, ist eine traurige Folge bei manchen Menschen der zweiten Generation. Die Erzählerin des vorliegenden Textes ist ein klassisches Beispiel dafür. Das eigene Gefühl mangelnder Geborgenheit lässt keine Kraft dafür zu. Auf diese Weise erreicht der Nationalsozialismus sein Ziel der Vernichtung noch bei manchen Nachkommen indirekt durch die starke Wirkung der Sekundärtraumatisierung. Das Gefühl der Verlorenheit und des Abgespaltenseins ist bei manchen Opfern so stark, dass sie dies auch an ihre Nachkommen weitergeben können. Für mich erklärt sich der starke Drang mancher jüngerer Juden zu den orthodoxen Richtungen auch darin, dass hier ein Gefühl der Geborgenheit und Zugehörigkeit dringend gesucht wird, da die säkuläre Welt als zu bedrohlich empfunden wird. In der Geborgenheit und scheinbaren Sicherheit der jüdisch-orthodoxen Parallelwelt wird eine Sicherheit und Verbundenheit gesucht, wie sie durch das Verfolgungstrauma nötig wird, um überhaupt zu Recht zu kommen mit dem Gefühl des Abgespaltenseins vorzubeugen.

Durch die stark ritualisierten Lebensprozesse im religiösen Milieu³⁰³ wird ein starkes Angebundensein an Gott vermittelt und die ständige Beschäftigung mit religiösen Fragen vermittelt ein starkes Gefühl der Verbundenheit und des Haltgebens und Dazugehörens. Das bewusste orthodoxe Leben, entspricht einer ständigen Achtsamkeitsübung. Es hat also eine heilende Wirkung, im Sinne einer haltgebenden Wirkung

³⁰³ Vergl. Schiffer (1990)

und eine Wirkung der Resilienz. Die Erzählerin lebt in einer stabilen positiven Partnerschaft und hat ihren Platz in einem lebensoffenen Musikermilieu gefunden.

3.11.12. Interview Herr M.J.M.: „Ich war ein frommer evangelischer Junge.“

Biografische Notiz: Herr M.J.M., wurde 1927 in einer westdeutschen Stadt geboren und ist dort als jüngerer Sohn mit einem vier Jahre älteren Bruder aufgewachsen. Seine Mutter war Hausfrau und sein Vater preußischer Beamter, promovierter Chemiker bei einem Lebensmittelamt. Die Mutter war evangelisch, der Vater jüdisch. Herr M. wurde als Halbjude verfolgt und war in einem Arbeitslager interniert.

Wir treffen uns in seinem Haus nahe einer Großstadt. Das Haus erinnert im Stil an die typischen Wohngemeinschaften und alternativen Lebensformen der 70er und 80er Jahre. Der große, weißblonde Mann mit den wachen, blauen Augen empfängt mich freundlich. In dem Zimmer, in dem wir sprechen, steht ein sehr großer Tisch, an dem sich regelmäßig eine Männergruppe trifft. Ich kenne ihn über berufliche Zusammenhänge, als Ausbilder meiner Ausbilderin in Gesprächstherapie und als Hellinger-Kritiker von einer Tagung. Dr. M. war schon oft in den Medien.

Herr M. beschreibt seine Kindheit als „eigentlich sehr zufriedenstellend.“ „Es war eine intakte Kleinfamilie.“ Seine Mutter sei sehr kontaktfreudig gewesen, sehr aktiv in der Kirche und im Kirchenchor, sie habe viele Freundinnen gehabt und auch Freundinnen aus ihrer Kindheit aus Schlesien. Sie sei aus einer „riesigen Familie“ mit „acht Kindern“ gekommen. „Die ganze Verwandtschaft war eine große Dynastie.“ Während des Sprechens über seine Kindheit und seine Familie schmunzelt Herr M. öfter. Die Mutter habe den Vater, der aus Sachsen-Anhalt gekommen sei, beim Wandern in den Alpen kennengelernt, sie hätten geheiratet und seien in die Großstadt gezogen, wo er seine Stelle gehabt habe.

Der Sprecher sei die ersten Jahre in einem Mehrfamilienhaus aufgewachsen. Die Kontakte zu den Nachbarn seien freundlich gewesen. Er habe mit der erwachsenen Nachbarin und mit dem Kind der anderen Familie gespielt. Der Vater des Freundes sei Architekt gewesen, habe das Haus gebaut und sei der Besitzer gewesen. Er habe „ganz gute Erinnerungen daran.“ Später seien sie in ein Einfamilienhaus, „ein sehr schönes“ gezogen. Dort habe es später Probleme mit dem Vermieter gegeben und gegenüber sei die Gestapo gewesen, da habe es Schikanen gegeben. Er habe das Ganze damals nicht verstanden und seine Eltern hätten ihm die Zusammenhänge nicht erklärt. Mit seinem vier Jahre älteren Bruder habe er ein Zimmer geteilt, später seien sie zusammen heimlich im Christlichen Verein Junger Männer zur Freizeitgestaltung gewesen.

Deutung: Der Sprecher erzählt frei und mit viel Gefühlsausdruck. Dass er während er über seine Kindheit spricht öfter schmunzelt, scheinbar versonnen in sich blickt, lässt das Gefühlsleben erkennen, was er mit seiner Kindheit und Familie verbindet. Er habe eine schöne Kindheit gehabt, die getragen war, von der Liebe, besonders durch seine Mutter. Die Beziehung zwischen den Eltern wird als gut und vertrauensvoll beschrieben. Seine Kindheit beschreibt er als „eigentlich sehr zufriedenstellend.“

Die Mutter sei sehr kommunikativ gewesen. Der ernstere, intellektuellere Vater habe zwei Bekanntenkreise gehabt, Kaufleute und Kollegen, die zu Besuch gekommen seien. Die Kaufleute seien mit eigenem Auto gekommen, die beamteten Kollegen seien zu Fuß gekommen. Erst später als Erwachsener habe er verstanden, dass die Kaufleute mehr Geld gehabt hätten als die Beamten. Die Familie sei näher an die Schule gezogen, zu der er nicht gerne gegangen sei. Er wäre lieber zu Haus bei der Mutter geblieben.

Die Stimmung im Elternhaus beschreibt er „polarisch“. Wenn sein Vater zu Hause gewesen sei, hätte es still sein müssen, der Vater habe im Herrenzimmer am Schreibtisch gesessen und es habe „kein Klavierspielen und kein Rumpeln und keine Freunde“ gegeben. Und die Mutter, „die war lebendig“, „die hat das nie gestört, wenn ich da gespielt habe und Freunde kamen.“ Die Beziehung zu seiner Mutter beschreibt Herr M. als „sehr freundlich und zärtlich“, den Kontakt zum Vater als „nicht so stark“, „er zog sich auch viel zu sich allein zurück.“ Der Vater wird vom Erzähler als penibler preußischer Beamter beschrieben. Er sei im Ersten Weltkrieg vier Jahre Soldat gewesen, worüber er nicht gerne gesprochen habe.

Deutung: Herr M. beschreibt, der Vater habe keinerlei Lärm vertragen, selbst normale Geräusche wie „Klavierspielen und kein Rumpeln und keine Freunde“ seien dem Vater zu anstrengend gewesen. Denkbar ist, dass der Vater eine Kriegstraumatisierung vom Ersten Weltkrieg gehabt haben könnte, auch wenn es sich dem Text natürlich so nicht direkt entnehmen lässt. Es habe sich stark zurückgezogen, „sich auch viel zu sich allein zurückgezogen“, er sei Soldat im Ersten Weltkrieg gewesen, darüber habe er nicht gern gesprochen.

Vor der Schule habe Herr M. als kleiner Junge Angst gehabt, habe jedoch mit niemandem darüber gesprochen. Als er 1933 in die Schule gekommen sei, seien die Nazis an der Macht gewesen und es sei losgegangen, „sofort los mit dem Kampf, dem Verderb, () Luftschutzkeller, Sandsäcke vor dem Kellerfenster.“ Er habe Angst gehabt vor den feindlichen Fliegern. Er sei mit seinem Vornamen nach einem Bruder

des Vaters benannt worden, der Arzt gewesen sei und früh verstorben sei. Das habe auch dazu geführt, dass er selbst Medizin studiert habe. In der Schule habe er keine besonderen Benachteiligungen erlebt aufgrund der jüdischen Herkunft seines Vaters. Auch in der Oberschule habe er kaum Benachteiligungen erlebt. Bei einem Schullandaufenthalt sei marschiert worden und alle hätten es gekonnt, nur er nicht, da er nicht wie die anderen Kinder im Jungvolk gewesen sei. Er berichtet, dass er mal statt, der damals üblichen kurzen Hosen mit langen kratzenden Strümpfen, im Winter eine schwarze Skihose bekommen habe und ein Klassenkamerad überprüft habe, ob dies etwa eine Hitlerjugenduniformhose sei mit einem geprägten Hakenkreuz auf dem Hosenkнопf. Da dies eine „zivile Hose“ gewesen sei, sei der Klassenkamerad zufrieden davon gezogen.

1935 habe der Vater sich taufen lassen, nachdem er „Mein Kampf“ gelesen habe. Dies habe den Kindern das Leben gerettet, da sie nun nach den Nürnberger Gesetzen nicht mehr als „Geltungsjuden“ hätten eingeteilt werden können. In der Schule hätten die Kinder Ahnenpässe ausfüllen sollen und der Vater habe auf die Frage des Kindes nach den Großeltern, „ein schiefes Gesicht“ gezogen und gesagt, „das nennt mal wohl mosaisch.“ Nach den NS-Gesetzen habe Dr. M. nun als „Halbjude“ gegolten.

Kommentar: Die „Nürnberger Gesetze“ bestimmten, wer als Jude und somit als Feind galt. Entscheidend war nicht die Religionszugehörigkeit sondern die Abstammung. Entscheidend war aber auch das, was den Machthabern passte. So konnten Soldaten mit jüdischer Herkunft durch Kampfeinsatz ihr Blut „reinwaschen“, „aufnorden“ und somit zu „Ariern“ werden. Dies schrieb Hitler in seinem Buch „Mein Kampf“. Auch gab es Elitesoldaten und andere Menschen, die das Regime als nützlich ansah und deren Herkunft dann verschleiert wurde. Zum Beispiel bei der „Vierteljüdin“ Melissa Schenk von Stauffenberg, geborene Schiller, die mit dem Hitler- Attentäter Claus Schenk Graf von Stauffenberg verheiratet war. Sie war als Ingenieurin im Flugzeugbau und als Testfliegerin für die Nationalsozialisten nützlich, daher durfte sie weiter arbeiten. Andere, die wegen ihrer politischen Ansichten als Volksschädlinge eingestuft wurden, wurden als Juden verfolgt, auch wenn sie keine Juden waren.

Der Vater des Erzählers habe bewusst die Taufe gewählt, damit die Kinder nicht mehr wegen des jüdischen Vaters als Juden galten. (Herr M. zeigt mir Unterlagen und Papiere dazu.) Es war praktisch kaum möglich, den Häschern des Systems zu entkommen. In der Schule und bei Einstellungen sollte die Abstammung nachgewiesen werden. Der Kommentator der Nürnberger Gesetze „ein gewisser Herr

Globke“ sei später Staatssekretär bei Adenauer gewesen und „dadurch ist die CDU für mich eine unwägbarere Partei geworden.“³⁰⁴

Seit der NS-Zeit mache es Herrn M. misstrauisch, wenn „jemand Ordnung verbreitet.“, denn es habe „kaum ein Plakat“ gegeben, „wo nicht das Wort Ordnung vorkommt.“ Als er sieben Jahre gewesen sei, seien er, sein vier Jahre älterer Bruder und der Vater getauft worden. Dies sei 1934 gewesen. Die Eltern hätten sich dann auch christlich trauen lassen. Über den Pastor, der die Eltern, die schon viele Jahre standesamtlich getraut gewesen seien, nun christlich getraut habe, sei im Naziblatt „Der Stürmer“ ein Hetzartikel verfasst worden. Herr Dr. M. hat das Zeitungsblatt vorliegen und zeigt es mir. Der Pastor, der der bekennenden Kirche angehört habe, wird von ihm als „aufrechter Christ und auch ein Nazigegner“ beschrieben. In der Kirche hätten immer Gestapoleute gesessen und gespitzelt.

Er zeigt ein Papier mit dreißig Gesetzen, die „Zug um Zug“ vorgenommene Entrechtung der Juden. Das Leben sei Stück für Stück eingeschränkt worden, Juden hätten nicht mehr auf einer Parkbank sitzen dürfen, nicht Straßenbahn fahren dürfen, nicht ins Kino gehen dürfen, nicht Bücher kaufen, nicht ins Freibad gehen usw. Im Dezember 1939, also zur Weihnachtszeit und Chanukkazeit³⁰⁵, sei den deutschen Juden das Kaufen von Schokolade untersagt worden.

³⁰⁴ Ralph Giordano schreibt in „Die zweite Schuld (2000), S.106-107:“ Die bundesdeutsche Restauration, dieser Triumph der Beharrungskräfte gegenüber allem, was nach 1945 an Erwartung, Hoffnung und Licht aufgebrochen war, hat ihr manisches Symbol gefunden, ihre unwiderlegbare Personifikation: Dr. Hans Globke, Staatssekretär Konrad Adenauers, Schöpfer des Bundeskanzleramtes, graue Eminenz der bundesdeutschen Frühhepoche und Kommentator der nationalsozialistischen Rassegesetze von Nürnberg aus dem Jahre 1935! () Dr. Hans Globke war das Denkmal negativer Traditionskontinuität und unverwüstlicher Dienstbereitschaft unter wechselnden Staats- und Gesellschaftsformen, sei es Diktatur, sei es Demokratie. () Über dieses „Wahrzeichen des CDU- Staates“ gibt es eine Charakteristik, die der spätere in Nürnberg hingerichtete Reichsinnenminister Wilhelm Frick im April 1938 für Hitlers Stellvertreter Rudolf Heß entwarf:

„Oberregierungsrat Dr. Globke gehört unzweifelhaft zu den befähigsten und tüchtigsten Beamten meines Ministeriums...In ganz hervorragendem Maße ist er an dem Zustandekommen der nachstehend genannten Gesetze beteiligt gewesen:

- a) Des Gesetzes zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre vom 15. September 1935
- b) des Gesetzes zum Schutze der Erbgesundheit des deutschen Volkes vom 18.10.1935
- c) des Personengesetzes vom 3.11.1937
- d) des Gesetzes zur Änderung zur Änderung von Familiennamen und Vornamen.“

() Globkes Kommentar zum „Blutschutzgesetz“, das „Eheschließungen zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen Blutes“ behandelt, hat einen Umfang von 300 Seiten. Darin sind die Großgruppen, die später dem Massen-, Serien- und Völkermord zum Opfer fielen, exakt definiert. <Artfremdes Blut ist alles Blut, das nicht deutsches Blut noch dem deutschen Blut verwandt ist. Artfremdes Blut sind in Europa regelmäßig nur Juden und Zigeuner.>“

³⁰⁵ Chanukka ist das jüdische Lichterfest, welches zur Weihnachtszeit gefeiert wird. Üblicherweise wird dann Süßes gegessen. Viele deutsche Juden waren patriotisch eingestellt und feierten selbstverständlich Weihnachten mit den üblichen deutschen Weihnachtstraditionen. Die ältesten jüdischen Gemeinden sind seit der Römerzeit in Deutschland nachgewiesen. Damals war Deutschland noch

Herrn M.s Stimmung wird bei diesen Schilderungen immer bedrückter.

1935, mit vierzig Jahren, sei der Vater zwangsweise frühpensioniert worden und dem Beamtenstand enthoben worden. Seine Mutter habe dann im Haus eine Art Pension betrieben, um Geld zu verdienen. Es hätten nur Juden bei ihnen wohnen dürfen, die die Mutter bekocht habe und versorgt habe. Der Vater habe zu Hause Übersetzungen ins Englische gemacht von Papieren für Juden, die hätten auswandern wollen. „Das Geschriebene musste immer absolut fehlerfrei sein.“ Dies habe bedeutet, dass es noch mal komplett abgetippt werden müsse, wenn irgendwo ein Schreibfehler gewesen sei.

1942 habe Herr M. die Schule als „Mischling ersten Grades“ verlassen müssen, obwohl er „ja eigentlich ein frommer evangelischer Junge“ gewesen sei. Er habe die Mittlere Reife gehabt.

Kommentar: Die zunehmende Entrechtung der jüdischen Mitbürger ging systematisch Stück für Stück vor sich. Diese Taktik wird in einem Gedicht des Theologen und Widerstandskämpfers Martin Niemöller beschrieben.³⁰⁶

Als die Nazis die Kommunisten holten, habe ich geschwiegen, ich war ja kein Kommunist.

Als die Nazis die Sozialdemokraten einsperrten, habe ich geschwiegen. Ich war ja kein Sozialdemokrat.

Als die Nazis die Gewerkschafter holten, habe ich nicht protestiert. Ich war ja kein Gewerkschafter.

Als die Nazis mich holten, gab es niemandem mehr, der protestieren konnte.

Dieses Gedicht zeigt sehr anschaulich, wie die stückweise Entrechtung so voran getrieben wurde, dass viele Menschen zu spät begriffen, was vor sich ging.

Durch die stückweise Entrechtung erschienen die Nachteile vielen am Anfang als „nicht so schlimm“. So wurde die Entrechtung immer weiter getrieben und die Wahrnehmung wurde systematisch verschleiert.

Kommentar: Der ebenfalls als „Halbjude“ verfolgte spätere Journalist Ralph Giordano schreibt: „In den Wochen nach dem sogenannten Nürnberger Reichsparteitag vom September 1935 an muss es um die Durchführungsbestimmungen des „Blutschutzgesetzes“ zwischen um letzte Reste von „Gesetzlichkeit“ bemühten Beamten des Innenministeriums und

nicht christlich. Auf diesem historischen Hintergrund ist es umso unverständlicher, dass Hitler und seine Anhänger Juden als „undeutsch“ betrachteten.

³⁰⁶ Der Pfarrer Martin Niemöller, der ursprünglich während der Weimarer Republik für die nationalsozialistische Partei gewesen war, gründete später den Pfarrernotbund, der sich für zum Protestantismus konvertierte Juden einsetzte.

den rigorosen Antisemiten innerhalb und außerhalb dieser Reichsbehörde tatsächlich zu Auseinandersetzungen gekommen sein. Als diese Bestimmungen dann am 14. November 1935 veröffentlicht wurden, war der bis dahin willkürlich manipulierte Status der „Mischlinge 1. Grades“ halbwegs klar definiert: Weder die „Halbjuden“ (zwei jüdische Großelternanteile) noch die „Mischlinge zweiten Grades“ (ein jüdischer Großelternanteil) waren den „Volljuden“ gleichgestellt. Dem Buchstaben nach wurde daran bis zum unfreiwilligen Ende des Dritten Reiches nichts geändert, wenngleich der Sonderstatus für „Mischlinge“ in den zehn Jahren nach Verkündung der Nürnberger Rassengesetze immer wieder aufs höchste gefährdet war. Noch auf der Wannseekonferenz war es abermals zu scharfen Angriffen gegen die „privilegierten Mischlinge“ und den „Volljuden“ ohnehin keinen anderen Unterschied als den späteren Gaskammertermin. Heute kann es nicht mehr bezweifelt werden, dass das Ziel der NS-Führung darin bestand, auch die „Mischlinge“ auszurotten, wie die vorbereiteten Maßnahmen für ihre Zusammenfassung in Lagern ab Mitte 1944 offen erkennen ließen. Das gleiche galt für die mit „Ariern“ verheirateten jüdischen Partner und letztlich auch für die „jüdisch versippten Ariern“. Für diese Gruppen von insgesamt 50 000 Menschen gab es in den Worten buchstäblicher Bedeutung einen Wettlauf zwischen der „Endlösung“ der Nazis und dem Endsieg der Alliierten. Die Weltgeschichte hat Hitlerdeutschland einfach nicht mehr die Zeit gelassen, seine Ausrottungspraxis durchzuführen.³⁰⁷ Sehr anschaulich und detailliert beschreibt der als Jude verfolgte Romanistik-Professor Victor Klemperer die Entwicklung der Entrechtung und Verfolgung.³⁰⁸ Obwohl der 1881 geborene Rabbinersohn 1920 zum Protestantismus konvertiert war und mit einer „Arierin“ verheiratet war, wurde er genau wie viele andere Menschen verfolgt. Geholfen hat ihm ähnlich wie dem Vater des Erzählers, dass seine Frau „Arierin“ war.)

Da auf den Papieren des Vaters von Herrn M. und den Lebensmittelkarten überall ein „J“ für Jude gestanden habe, habe die Mutter alle Gänge, Einkäufe usw. erledigen müssen. Der Vater habe nun, wie alle männlichen „Juden“ mit Israel als zweitem Vornamen unterzeichnen müssen. (Für Frauen galt die Regelung, dass sie ihrem Vornamen den Namen Sarah anfügen mussten. A.S.) Sonntags seien immer Leute zu Besuch gekommen, oft welche, die die Eltern nicht gekannt hätten. Sie seien zum Kaffee gekommen, um den Eltern mitzuteilen, von welchen neuen Rassegesetzen sie gehört hätten und dass sie diese Nazischikanen ablehnen würden. (Man muss sich vor Augen halten, dass es keinen Fernseher gab. Rundfunkempfänger und Zeitungen waren für Juden verboten. A.S.)

³⁰⁷ Giordano (2000), Die zweite Schuld, S.110-111

³⁰⁸ Klemperer (1999), Ich will Zeugnis ablegen bis zum Letzten, Tagebücher 1933-1945

Herr M. beschreibt die Bewohner der Stadt, als „sozialdemokratisch () eingestellt“ „bis auf ein paar Einzelleute“ und als Hitler einmal in die Stadt kam, „da ihm ja keine Massen entgegen geklatscht haben, ist er da nie wieder hingefahren.“ Jedoch hätten die Kollegen des Amtes, welches der Vater jahrelang geleitet hätte, ihn nicht mehr auf der Straße begrüßt, weil dies gesetzlich verboten gewesen sei, was den Vater sehr verletzt habe. Ihm „als Junge“ ist das „indirekt aufgefallen“, weil die Eltern darüber sprachen und viele aus der Kirchengemeinde, „die haben natürlich begrüßt.“ Er sei heimlich zum verbotenen CVJM gegangen. Der Erzähler zeigt mir einen Ausstellungskatalog, der später über die Zeit gemacht wurde und der viele Menschen zeigt, die damals kirchlich aktiv waren und später auch, Jugendwarte, Kirchenmusiker, „dass die der Widerstandsbewegung angehörten.“

Das vorzeitige erzwungene Ende der Schulzeit erlebte Herr M. als „ziemlichen Schreck.“ In der Zeitung habe gestanden „Geschwür am Volkskörper beseitigt“. Und „das Geschwür war ich.“ An dieser Stelle ist dem Erzähler der Schreck immer noch anzumerken.

Sein Bruder habe die Schule notgedrungen ebenfalls ohne Abitur verlassen müssen, habe eine Schlosserlehre gemacht und hätte dann eine Ingenieurausbildung daran anschließen können. Seine Mutter habe dafür gesorgt, dass der Erzähler eine Lehre als (kriegswichtiger) Orthopädiemechaniker habe machen können, was ihm als „Mischling“ eigentlich nicht gestattet gewesen sei. Seine ehemaligen Schulkameraden hätten angefangen, Freundinnen zu haben und er habe aufgrund der „Rassegesetze“ auf alles verzichten müssen, was ihn noch heute traurig stimmen würde. Die Juden, die er gekannt habe, seien deportiert worden. Und eines Tages habe die Mutter berichtet, als er in seinem Zimmer gesessen und gebastelt habe: „Die Juden sind hebräische Psalmen singend in den Tod gegangen und die kommen nie wieder.“ Ein Kamerad hätte nach Amerika auswandern können, er habe ihn später dort treffen können.

Seine Eltern hätten zwischenzeitlich in ein sogenanntes Judenhaus umziehen müssen, das Wohnen in einem Haus, welches einem „Arier“ gehörte, sei nicht mehr gestattet gewesen. Nachdem sein Bruder zwangsweise habe die Schule abbrechen müssen, habe er eine Schlosserlehre machen können und darauf aufbauend eine Ingenieurausbildung.

Am 19. September 1944 sei die Gestapo in der Frühe gekommen, habe die Familie aus dem Schlaf gerissen und die beiden Brüder und der Vater seien deportiert wor-

den. Sie seien getrennt worden, der Organisation Todt, dem Arbeitsheer von Speer unterstellt und als „Privilegierte“ nicht in ein Vernichtungslager gebracht. Der inzwischen siebzehnjährige Jugendliche habe nun körperliche Arbeiten verrichten müssen und Maschinen versorgen in einem Benzinwerk der Firma Zeiss. Eines Tages habe er hinter einem Stacheldraht auf der anderen Seite KZ-Häftlinge gesehen. Dort habe er gestanden und die KZ-Häftlinge gesehen, die dort Zwangsarbeit hätten verrichten müssen.

Diese Begegnung habe bei ihm dazu geführt, dass er eine „traumatischen Reaktion“ gehabt habe. „Ich hab da Stunden gestanden und ich konnt nicht gehen, vor Schreck und ich war und Schock...“ Später habe er erfahren, dass im KZ einer seiner besten Freunde gewesen sei, der bei den Todesmärschen erschossen worden sei. Der Erzähler habe seine Privatkleidung tragen dürfen und habe eine dünne Suppe, „Bunkersuppe“, zu essen bekommen. Schlimmer als der Hunger sei für ihn die ständige Angst gewesen.

In Kälte, unpassender Sommerkleidung vom September, in der er abgeholt worden sei, mit Holzschuhen, wunden Füßen und unterernährt, hätten die Jugendlichen drei Meter tiefe Löcher für Flakstellungen ausschachten müssen. Seine Mutter sei ange-reist, sie sei bis zur Gestapo durchgedrungen und habe dafür gesorgt, dass ihr Sohn als Mitglied eines kriegswichtigen Betriebes zurück in seinen Heimatort gedurft habe, um dort wieder als Orthopädiehandwerker zu arbeiten.

Die Beziehung der Mutter zu ihrem Sohn zeigt sich hier auch, wie sie selbst in dieser schweren Zeit nichts unversucht lässt, selbst zur Gestapo geht, um ihren Jungen nach Haus zu holen. Auf der Rückreise mit der Mutter sei unterwegs der Zug von Tieffliegern beschossen worden. Zum Glück seien die beiden heil zu Hause angekommen. Auch als Lehrling habe er Zug fahren müssen und sei regelmäßig von Tief-fliegern beschossen worden und habe im Wald Zuflucht gesucht. Jeden Meter im Zug wäre ein Einschlag gewesen und es seien dabei viele Menschen und auch der Vater eines Freundes ums Leben gekommen.

Hier schwenkt der Erzähler kurz von seiner Erzählung ab und lässt Gedanken zur Verteidigungspolitik Israels einfließen. Anscheinend identifiziert er sich mit den Israelis oder wird von anderen damit identifiziert, so dass er sich bemüßigt fühlt, hierzu etwas zu sagen. Für das Schießen der Israelis auf Zivilisten zeigt er in diesem Zusammenhang kein Verständnis. „Für mich sind die Menschen, die so auf diese Art schießen, Mörder, schlechthin Mörder, aber egal in welcher Situation sie sind, das tut man nicht.“

Auch sein Vater sei wegen Entkräftung zurück in die Heimat gebracht worden und habe Fahrradsättel bauen müssen. Eigentlich hätte er in den Tiefbau gesollt, doch irgendjemand habe dafür gesorgt, dass er eine leichtere Arbeit bekommen habe. Die Mutter und der Erzähler seien unterwegs nach Hause im Zug von Tieffliegern beschossen worden. Als er als Lehrling habe Zug fahren müssen, sei er von Tieffliegern beschossen worden, es habe jeden Meter einen Einschlag gegeben, ein Freund des Vaters sei dabei gestorben.

Im Februar habe der Vater nach Theresienstadt deportiert werden sollen und sei vollkommen zusammen gebrochen. Der Erzähler habe sich gekümmert, habe sich um seinen Vater gekümmert, ihm den Rucksack gepackt. Der Vater sei dann mit einem Trupp Polizisten zu Fuß durch die Stadt zum Bahnhof gebracht worden und in einen Güterwagen verladen worden.

„Und keiner hats nachher gewusst.“ Schon Jahre zuvor hätte die Familie verschiedene Auswanderungsgesuche eingereicht und alle Versuche zur Auswanderung seien misslungen. Der Brüder seien dann ebenfalls nach Theresienstadt deportiert worden.

An dieser Stelle des Gesprächs konnte Herr M. das Interview nicht mehr fortführen. Er war sichtlich zu schwer davon betroffen. Ich beruhigte ihn und gab ihm die Möglichkeit sich zu überlegen, was er noch erzählen wolle. Nach einer Pause übersprang er die weitere Zeit der Verfolgung. Dass keiner von der Judenverfolgung gewusst habe, greift den Erzähler heute noch an, wenn er beschreibt, wie der Vater von einer ganzen Gruppe Polizisten zu Fuß durch die ganze Stadt zum Bahnhof gebracht worden sei und dann dort in einen Viehwagen verladen worden sei.

Nach dem Ende des Krieges und der Diktatur seien der Vater, der Bruder und er noch am Leben gewesen.

Die Mutter habe versucht gemeinsam mit anderen betroffenen Ehefrauen mit einem „Sit- In“ beim Bürgermeister einen Bus zu erzwingen, der den Vater und die anderen jüdischen Männer abholen sollte. Der Bürgermeister habe den Bus versprochen, habe jedoch in Wahrheit keinen Bus organisieren können. Der Vater sei schließlich zu Fuß und mit Mitfahrgelegenheiten wieder nach Hause gekommen. Der Vater habe wieder im Untersuchungsamt arbeiten sollen. Doch das habe er nicht gekonnt. Der Leiter sei ein NS-Funktionär gewesen und noch im Amt gewesen. Der Funktionär sei dann gekündigt worden und der Vater habe dann wieder im Amt gearbeitet. „Die haben das alle nicht kapiert, was da los war. Das menschliche an der Seite, das haben die nicht kapiert.“ Diese Begebenheit illustriert sehr anschaulich, wie die Verdrän-

gung der ehemaligen „Herrenmenschen“ funktionierte. Nach dem Ende des „Dritten Reiches“ taten viele so, als sei nichts passiert und als sei alles wieder wie zuvor. Dass es für den ehemaligen Amtsleiter der aufgrund seiner Abstammung entrechtet worden sei und im Lager gewesen sei, unmöglich war, dort weiter zu machen als sei nichts gewesen, verstanden viele nicht.

Herr M. habe das Abitur nachgemacht in einem neunmonatigen Kurs zusammen mit seinen ehemaligen Mitschülern, die zum Teil als Offiziere im Krieg gewesen seien und nun wieder als Schüler behandelt worden seien. Mit Schwarzmarkthandel und Sonderrationen habe er während der Hungerzeit nach dem Krieg Geld verdient. Er habe in Göttingen studiert, Posaune zu christlichen Missionszwecken gespielt und habe nach fünf Semestern sein Physikum gemacht. Dann sei er zum Studium nach Düsseldorf gegangen. Nach elf Semestern habe er seinen Medizinabschluss gemacht. Zwischendurch habe er mit einem Stipendium ein Jahr in die USA reisen können und Theologie, Geschichte und Musik studieren können. Er habe sein Examen gemacht, die Doktorarbeit habe er schon fertig gehabt. Nach dem Assistentenjahr und der Approbation habe er sich seinen Wunsch erfüllt und sei Jugendleiter bei der Kirche geworden.

Über seine Verfolgungszeit habe er mit den anderen Studenten und Kollegen nie gesprochen. Es habe auch nie jemand danach gefragt. Er habe sich für das fundamentalistisch, pietistische Christentum eingesetzt und sei sehr aktiv mit den Posaunenchoren gewesen. Später in seiner Praxis habe er ein Plakat mit dem Judenstern hängen gehabt. Es habe ihn nie jemand darauf angesprochen. Erst in den Jahren ab 1994 danach sei er „aufgewacht“ und es habe so „so ein Revival in der Nacharbeitung der Nazizeit“ gegeben.

Herr M. habe nach dem Krieg in einem Neunmonatskurs das Abitur nachholen können, sei zusammen mit ehemaligen Klassenkameraden in dem Kurs gesessen, die zum Teil Offiziere gewesen seien und nun wieder wie Schüler behandelt worden seien.

Deutung: In vielen Gesprächen mit nachgeborenen nichtjüdischen Menschen höre ich immer wieder die Meinung, dass Juden nach dem Krieg doch über alles hätten reden können. Tatsächlich war es aber, wie auch dieser Bericht zeigt so, dass die Geschichte sehr stark tabuisiert war und niemand darüber sprechen konnte. Auch Ärzte und Therapeuten waren von diesem Phänomen kaum ausgenommen. Erst ab der Mitte der 90er Jahre waren die Nachgeborenen erwachsen genug, um die innere seelische Freiheit zu haben, dass Thema weniger tabuisieren zu müssen.

Herr M. habe schließlich eine Stelle als Studienleiter für „Erziehung zu Ehe und Familie“ bekommen, so sei damals Sexualaufklärung genannt worden. In den „verkrusteten Fünfziger Jahren“ habe er dann Koedukation und Volkstanz in seiner Jugendgruppe eingeführt und habe deshalb Ärger mit seinen Vorgesetzten bekommen. Da er jedoch auch sehr missionarisch aktiv gewesen sei, seien seine modernen Methoden geduldet worden. Er sei Leiter einer anderen kirchlichen Einrichtung geworden und habe sich für fortschrittlichere Sexualaufklärung eingesetzt und habe viele Seminare gehalten und Fortbildungen für kirchliche Mitarbeiter. Er habe für die Jugendzeitschrift „Bravo“ gearbeitet, wo er als Nachfolger von Oswald Kolle Anfragen Jugendlicher zu Sexualität beantwortet habe und Artikel geschrieben habe. Er habe als ärztlicher Mitarbeiter gearbeitet bei einer kirchlichen Beratungsstelle und habe sich zum Psychoanalytiker ausgebildet und später habe er eine Praxis auf gemacht.

In den Fünfzigern habe er geheiratet, „warum weiß keiner, ich auch nicht“ und seine Frau habe drei Kinder bekommen. Nach zwanzig Jahren habe er die Ehe verlassen und habe eine Freundin gehabt, „Priesterin des Feminismus“, er habe sich nun mit Befreiungstheologie beschäftigt und eine Männergruppe gegründet. Er habe 1957 noch ein Religionslehrerexamen gemacht. Theologisch habe er sich weiter entwickelt vom Pietisten über die Befreiungstheologie und feministische Theologie hin zu einem „Jesusaner.“ Er sei dann in ein Ökodorf gegangen und sei dort heute noch engagiert. Auf die Frage, ob er zum Abschluss noch etwas sagen möchte, antwortet er, dass er seit 1994 angefangen habe, allen Kollegen und Klienten von seiner Verfolgungszeit zu erzählen. Seitdem gehe er auch in Schulen und erzähle Jugendlichen davon.

Er erklärt, dass die Tabuisierung der Sexualität ein Kennzeichen aller Diktaturen sei. In diesem Zusammenhang sei er auf Hellinger gestoßen und „der ist ein Altnazi und ist Nazi bis heute.“ Da „diese kontaktlose Art von Therapie“ Psychoanalyse nicht das richtige für ihn gewesen sei, habe er noch Gestalttherapie gelernt. Er sei nach Esalen in den USA gegangen und habe dort bei Jim Bimkin, dem Mitarbeiter von Fritz Perls, gelernt. Die heutige Gesellschaft sei für ihn: „Reaktionär. Also die Jugendlichen sind verraten, weil ihnen keine Zukunft gegönnt wird.“ Die Medien seien „auf Gags ausgerichtet.“ „Und das Computerleben sorgt dafür, dass man auf einen Klick schon alles kriegt.“ () „Alles muss schnell sein. Alles muss effektiv sein und es muss produktiv sein.“ () „Das kapitalistische Leben ist genauso. Die Armut, die Armutsbekämpfung von der man heute spricht, da sollte man lieber Bereicherungsbekämpfung nennen. Also dummes Zeug ist die Armutsbekämpfung.“

Zusammenfassung zum Interview Herr M.J.M.

Trotz der sehr schweren Jugend, der Verfolgung in der NS-Zeit, sei es dem Erzähler später gelungen die Schule nachzuholen und zu studieren und seinen Beruf als Jugendleiter und Arzt und als Therapeut auszuüben. Die Beziehung der Eltern wird liebevoll und gut darge-

stellt. Von den Eltern und insbesondere von seiner Mutter beschreibt er eine enge und fürsorgliche und schützende Haltung zu ihm und dem Bruder. Der Vater habe sich taufen lassen, um die Kinder zu retten. Die Mutter, eingebunden in einen großen Freundes- und Bekanntenkreis wird als warmherzig und liebevoll beschrieben. Die Mitgliedschaft zur bekennenden Kirche führt zu engen und hilfreichen Kontakten. Die Familie wird sowohl mit materiellen Gütern, Wintermantel und Schuhe für den Vater, als auch mit Nahrungsmitteln sowie Informationen versorgt. Menschen aus der Kirche helfen als Poststelle und die Kontakte vermitteln ein Gefühl des Eingebunden seins und der Zugehörigkeit.

Die Familie sei mehr und mehr entrechtet worden und habe schließlich in einem „Judenhaus“ leben müssen, wo die Mutter mit Vermieten und Kochen und der Vater mit Übersetzungsarbeiten etwas Geld verdient hätten, nachdem der Vater seine Beamtenposition als promovierter Lebensmittelchemiker verloren habe.

In allen Traumatisierungen spielt das Gefühl der Abspaltung eine Rolle. Hier in der beschriebenen Gemeinde, findet der Junge und die Familie immer wieder Helfer. Wirklich traumatisch sei für ihn das Erlebnis der Entrechtung und Einweisung in einem Arbeitslager gewesen, wo er in unpassender Kleidung, mit Holzschuhen, wunden Füßen, Flaklöcher habe ausschachten müssen und „Bunkersuppe“ als Nahrung bekommen habe. Der Anblick von Menschen hinter Gittern in einem nahen KZ, habe bei ihm zu einer schweren Schockreaktion geführt. Stundenlang habe er dort bewegungsunfähig gestanden und zugeschaut.

Wieder ist es die Mutter, die ihm geholfen habe und aus dem Arbeitslager befreit habe. Schließlich seien der Vater und die beiden Söhne nach Theresienstadt deportiert worden. Der Vater sei von Polizisten durch die Stadt zum Bahnhof gebracht worden und alle hätten es gesehen- niemand könne sagen, dass er es nicht gewusst habe. Der Vater sei in einen Güterwagen verladen worden. Der Erzähler konnte hier nicht weiter sprechen und wir haben diesen Teil der Geschichte übersprungen.

Auch sein Bruder und sein Vater hätten zu den Überlebenden gehört. Der Erzähler kann nicht darüber sprechen, wie sein Bruder die Verfolgung überlebt und verarbeitet hätten. Sein Vater sei schon vor dem Ende der Verfolgung so stark traumatisiert gewesen, dass er nicht mehr selbst in der Lage gewesen sei, seine Sachen für Theresienstadt zu packen. Viele jüdische Freunde und Bekannte, mit denen sie zuvor gelebt hätten und die sie gekannt hätten, seien bereits abgeholt und ermordet worden.

Zu den Gefahren der Verfolgung sind noch die Gefahren durch den Krieg, die Tiefflieger, die den Zug beschossen hätten gekommen, mit dem seine Mutter ihn aus dem Lager abholt habe und Tiefflieger, die die Personenzüge beschossen hätten, mit denen er zur Arbeit gefahren sei. Die Essenzuteilungen seien für „Juden“ reduzierter gewesen als für „Arier“. Der Erzähler habe von vielen Seiten Hilfe und Verbundenheit erlebt. Auch der Pfarrer habe ihnen geholfen, den Vater und die Kinder, getauft die schon im Vorschulalter gewesen seien. Der

Pfarrer habe die Eltern getraut, obwohl dies alles von der Obrigkeit kritisch beobachtet worden sei.

Dass der Vater nach dem Ende der Diktatur wieder in seinem Beruf arbeiten sollen, nachdem er zuvor als Amtsleiter gekündigt worden sei und nach dem Krieg den inzwischen eingesetzten Nationalsozialisten als Chef haben sollte, ist eine typische Geschichte aus der Zeit.

Es habe keinerlei Einfühlung in die Gefühle der Verfolgten bestanden, beklagte der Erzähler. Erst nachdem der Nationalsozialist entlassen worden sei, habe der Vater seine Arbeit wieder aufnehmen können. Der Erzähler habe Glück gehabt, nach der abgeschlossenen Orthopädie-mechanikerlehre das Abitur nachholen können und sein gewünschtes Studienfach Medizin studieren können. Nach seinem Abschluss als Arzt, habe er noch eine Ausbildung zum Religionslehrer gemacht. Er habe lange für die Kirche gearbeitet. Er sei missionarisch unterwegs gewesen und aktiv in der Entwicklung von Jugendarbeit und Sexualaufklärung.

Auffällig an Herrn M. ist, dass er vieles von dem was er erlebt hat, bewusst reflektiert und in größere Zusammenhänge einordnet. Er stellt einen Zusammenhang von Unterdrückung und Diktatur mit sexueller Unterdrückung her. Als gläubigem Christen seien ihm die Mission und die Vermittlung christlicher Werte wichtig gewesen. Er habe eine Ausbildung zum Psychoanalytiker gemacht und da ihm die Analyse zu entfremdet gewesen sei, habe er noch Gestalttherapie bei Jim Bimkin, einem Mitarbeiter von Fritz Perls in den USA gelernt. In den fünfziger Jahren habe er geheiratet und sei Vater von drei Kindern geworden. Allerdings sagt er, dass er nicht gewusst habe und bis heute nicht wisse, warum er geheiratet habe.

Genauso selbstverständlich wie die Arbeit in der Kirche für ihn gewesen sei, sei es ihm erschienen, dass niemand mit ihm über die Zeit der Verfolgung gesprochen habe, dass niemand ihn gefragt habe und auch er von sich aus, das Thema nicht angesprochen habe. Die 1968er Bewegung, die eine andere Art des Umgangs mit Krieg gewollt habe, sich gegen den Vietnamkrieg gewendet habe, die freie Liebe gefordert habe und die Frauenbewegung inszeniert habe, habe auch Auswirkungen auf ihn gehabt. Die Studenten hätten in der Regel ihre individuellen Väter geschont, die von Krieg und Nationalsozialismus belastet gewesen seien und hätten sie gleichzeitig auf kollektiver Ebene angegriffen.³⁰⁹

Die Frauen hätten angefangen, ihre Rolle in Frage zu stellen und aus den herkömmlichen Rollen auszubrechen. Nach zwanzig Jahren Ehe habe er sich von seiner Frau getrennt und mit einer „Priesterin des Feminismus“ zusammen gelebt. Es sei die Zeit der sexuellen Be-

³⁰⁹Gravenhorst, (1997), Moral und Geschlecht, Die Aneignung der NS- Erbschaft, S.371 „....dass die Studentenbewegung viel mehr aus einer Revolte NS- nachgeborener Söhne hervorging, die sich als virtuelle Geschichtsakteure illegitimen Zumutungen durch ihre realen oder virtuellen Väter ausgesetzt sahen, als aus einer entsprechenden Revolte NS- nachgeborener Töchter.“

freierung gewesen.³¹⁰ Er habe auch die Psychoanalyse verlassen und habe sich in der Gestalttherapie von Fritz Perls fortgebildet. Er sei auch Ausbilder in klientenzentrierter Gesprächsführung nach Rogers geworden. Diese lebendigeren Therapieformen, symbolisieren sicher auch die weitere Entwicklung des Sprechers. Sein Engagement für Jugendliche und eine freiere Beziehung zwischen den Geschlechtern, ist sicher auch im Zusammenhang mit seiner eigenen Jugend zu sehen, die keinerlei Freiheit zugelassen habe, das damalige Verbot aus Gründen des Rassismus mit Mädchen umzugehen, belaste ihn noch heute.

Erst seit 1994 habe er angefangen, allen Kollegen und Klienten von seiner Verfolgung zu erzählen. Dies starke Tabu habe noch Jahrzehnte nachgewirkt und wirke noch heute nach. Dass auch Menschen als Juden verfolgt worden seien, die nach heutiger Auffassung keine Juden seien, ist für viele Nachgeborene unverständlich.

Dass unterdrückerische Ideologien auch in therapeutischen Kontexten weiter existieren würden zeige das Beispiel Hellinger, mit dem sich Herr M. auseinander gesetzt habe. Die Abspaltung der Jugendlichen von realen Erfahrungen, die Computerwelt, in der „alles auf einen Klick funktionieren soll“, sehe er sehr kritisch. Auch die Kommerzialisierung des Lebens und die reine Ausrichtung auf Effektivität und Produktivität sehe er kritisch. Er finde, dass den Jugendlichen keine Zukunft gegönnt werde. Und dass die Armutsbekämpfung in Wirklichkeit nicht stattfände. Mit harschen Worten „dummes Zeug“ benennt er das soziale Problem.

In Verfolgtenfamilien beobachte ich das Mitgefühl mit anderen und Schwächeren sehr oft. Es ist bezeichnend, dass sie nicht nur an sich und ihren Vorteil denken, sondern sozial eingestellt sind.

3.11.13. Gemeinsamkeiten von Menschen aus verfolgten Familien

Ähnlich wie bei den Befragten aus Flüchtlingsfamilien zeigt sich auch bei Menschen, die aus verfolgten Familien stammen bzw. zum Teil selbst verfolgt wurden, ein sehr differenziertes Bild. Das Thema der Verfolgung bzw. des Holocaust ist verständlicherweise in allen Familien zentral, ob sich daraus jedoch Probleme für die nachfolgenden Generationen ergeben, hängt sehr stark von dem konkret Erlebten sowie von der unmittelbaren Betroffenheit der Eltern ab. Insgesamt ist auffällig, dass in allen verfolgten Familien eine mehr oder weniger **offene Atmosphäre** herrscht und das Erlebte thematisiert wird (wenngleich manche sich beklagen,

³¹⁰ Die Anstöße der Studentenbewegung wurden von den Frauen weitergeführt und es kam zu einer neuen feministischen Bewegung. Frühere feministische Bewegungen waren in der Diktatur unterdrückt worden.

Die Verstrickung der Mütter in die Strukturen des Nationalsozialismus blieb auch weiterhin tabuisiert. Zu stark wirkte das Diktat der Frau als „guter Mutter“ nach. Amendt, Gerhard (1995), Du oder Sie, Bremen, S.131.“ Es wäre den 68ern schrecklich gewesen, Mütter beim Gang durch die jüngste Geschichte dabei ertappen zu müssen, daß sie die freie Entscheidung in Sachen Abtreibung für sich forderten, den „Juden Zigeunern, Minderwertigen und Systemfeinden“ des Nationalsozialismus jedoch die gewollte Schwangerschaft aus Gründen der Rassenhygiene durch Zwangsabtreibungen verwehreten.“

dass es zu oft thematisiert wurde). Zwischen den Generationen ist ein großes Einverständnis festzustellen, das aber zum Teil von einem **pathologischen Bindungsverhalten** begleitet wurde. Die Interviewten waren zum Teil mehrfach geschieden und hatten oft ein ambivalentes Verhältnis zu ihren Kindern und ihren Eltern. Bei der Partnerwahl zeigt sich häufig, dass es eine mehr oder weniger bewusste Suche nach Menschen mit ähnlichem Schicksal gibt.³¹¹

Das Gefühl, der Umwelt gegenüber den Standpunkt der Eltern vertreten zu müssen, ist sehr stark. Die Kinder fühlen sich dafür verantwortlich, über das Geschehene zu sprechen und der nichtjüdischen Umwelt und den Nichtverfolgten darüber zu berichten.

Bei keinem der Befragten konnte eine Ablehnung der Eltern festgestellt werden – im Gegenteil, eine große **Zugewandtheit zur Elterngeneration** fällt auf. Die Kinder von Verfolgten fühlen sich noch im hohen Alter für ihre Eltern verantwortlich und kümmern sich um sie.

Die Eltern haben sich auch zuvor um die Kinder gekümmert und sie gut behandelt, nicht misshandelt. Gerade auch die letzte Erzählung von Herrn M. zeigt, wie die Mutter alles unternahm, um ihren Mann und auch die Kinder zu retten.

Bei vielen Befragten zeigen sich **Aktivität und Engagement**, wobei auch ein Ausklammern oder sogar eine **Ablehnung alles Politischen** zu beobachten ist.

Deutlich zeigt sich auch, dass Traumafolgestörungen auf Seiten der Eltern, die meist nicht behandelt wurden, sich sehr stark **auf die nächste Generation übertragen**. Eine Interviewte berichtete von ihrer Mutter, die als Jüdin mehrere Lager überlebte, die offenbar an einer schweren, aber nicht diagnostizierten PTBS litt und sie selbst litt an Depressionen und psychosomatischen Erkrankungen.

Wirklich zufrieden mit ihrem Leben und mit sich im Reinen waren aus dieser Gruppe vor allem diejenigen, die – entweder selbst oder am Beispiel der Eltern – eine gewisse **Mach- und Gestaltbarkeit der Umstände** erlebt hatten. Wer, wie Herr M.J.M., erlebt hatte, dass die Mutter sich im Internierungslager für die Freilassung von Vater und Brüdern einsetzt, der hat trotz allem schrecklichem auch Vertrauen in die eigenen Möglichkeiten.

³¹¹ Vergl. Menschen suchen sich unbewusst nach ähnlichen Traumata aus. Cleese, Skinner(2006)

Teil IV

Abschlussdiskussion

Die vorliegende Untersuchung beleuchtet Aspekte des transgenerationalen Psychotraumas in Bezug auf die Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs. Zu Beginn meiner Forschungsarbeit gab es in Deutschland kaum Untersuchungen zu dem vorliegenden Thema. Im Laufe der vergangenen fünf Jahre erschienen zunehmend Veröffentlichungen. Mit dem Thema Holocaust, Shoa, Völkermord, „Endlösung“ und transgenerationale Folgen hatten sich israelische und jüdische Autoren zuvor beschäftigt. Anscheinend ist die Zeit in Deutschland reif genug, um sich ansatzweise mit dieser schwierigen noch immer weitgehend tabuisierten Materie auseinandersetzen zu können.

Im Laufe der Forschungszeit habe ich mit inzwischen über hundert Menschen ausführlichere Gespräche zu dem Thema zweiter Weltkrieg und Nationalsozialismus geführt. Während einige das Thema rundweg ablehnten, waren andere erleichtert. Bei vielen zeigte sich ein starkes Bedürfnis auf ihre Leiden hinzuweisen, häufig verbunden mit einem Satz wie: „Endlich beschäftigt sich mal jemand mit diesem Thema.“ Für viele Menschen war es ein Anliegen, dass ihr Schicksal endlich gesehen und gewürdigt wird. Viele hatten den Wunsch, dass ihr Leid endlich einmal überhaupt benannt werden darf und als existierendes Leid überhaupt wahrgenommen werden durfte. Viele wollten dann aber keine Tonbandaufnahme. In den Interviews fanden divergierende Gefühle oft zum ersten Mal einen Ausdruck. Das Schweigebot über das Erlebte und die Scham, an die die Erlebnisse bei vielen Menschen geknüpft sind, waren deutlich spürbar. Jahrzehntelang war es auch ein starkes Tabu³¹², was zum Schweigen aufforderte und bei vielen Menschen immer noch auffordert. Tabus sind teils unausgesprochene Vereinbarungen, die stark wirken und eine Gruppe als solche zusammen halten oder definieren können.

4.1. Verschiedene Ebenen der Reflexion

Je nachdem zu welcher Gruppierung sich der Erzähler, die Erzählerin, zugehörig fühlten, so fanden sie sich in ihrem Anliegen bisher nicht genug gesehen oder missverstanden. Manche gaben anderen Gruppierungen Zuweisungen, warum deren Leid besser gesehen worden sei oder sie besser behandelt worden seien. Wiederholt wurde der mehr oder weniger starke Vorwurf laut, dass „die Juden“ über ihr Leid sprechen dürften, aber dass das Leid, der Kinder und Jugendlichen, die sich in ihrer Kindheit und Jugend mit dem Hitlerregime identifiziert hatten, die „ihren Glauben verloren“ hatten, keine Berücksichtigung fände. Ältere Erzähler

³¹² Kraft (2004)

und Erzählerinnen, die die Fähigkeit zur Reflektion am Ende des Krieges hatten, erkannten das verbrecherische System eher und waren eher in der Lage die eigene Verstrickung wahrzunehmen.

Menschen, die bei Kriegsende noch Kinder oder Jugendliche gewesen waren, hatten größere Probleme sich der dunklen Seiten des nationalsozialistischen Systems bewusst zu werden. Wenn sie nicht zu den Verfolgten gehörten, so hatten sie größere Schwierigkeiten, sich dem System zu entziehen. Hier wurde es deutlich, wie insbesondere die Indoktrinierung der Kinder, sich auch im Nachhinein noch auswirkte. Häufig kam es zu überflutenden Erzählungen, die sowohl den Erzähler als auch die ZuhörerIn überforderten. So konnten Reflektion und Nähe abgewehrt werden. Die Auseinandersetzung der Generation der älteren Kriegskinder und jungen Soldaten mit dem Thema wurde weitgehend vermieden. Zu groß waren noch Jahrzehnte später der Schmerz, teilweise auch die Scham und die Unfähigkeit zu trauern oder darüber zu sprechen, dass sie sich von dem System betrogen fühlten, während sie gleichzeitig „mitgemacht“ hatten.

So finden sich in meiner Interviewliste überwiegend Beteiligte aus den Reihen der Verfolgten und derer, die sich aufgrund von Religion oder politischer Überzeugung schon zuvor bewusst von dem nationalsozialistischen System hatten abgrenzen können. Auch gab es Gespräche mit Menschen, die schon alt genug gewesen waren, während der NS-Zeit eigene Überlegungen und Abgrenzungen anzustellen.

Viele Menschen hatten zu Beginn des Nationalsozialismus begeistert mitgemacht und einige waren im Laufe der Jahre wach geworden und hatten die beiden Seiten des Systems erkannt.³¹³ Für die Mitläufer und Täter und ihre Nachkommen ist es offenbar immer noch ein weitgehend innerfamiliär und intrapsychisch mit Schweigegeboten und Fühlverböten belegtes Thema. Die Kinder aus solchen Familien, die mir trotzdem ein Interview geben konnten, hatten sich zuvor bereits bewusst durch eigene Therapien und tiefgehende Auseinandersetzung mit dem Thema beschäftigt und waren so in der Lage, sich zu den Erlebnissen äußern zu können.

Gespräche mit Mitgliedern aus den Vereinen Kriegskinder e. V. und Kriegsenkel e.V. zeigen auch, dass Menschen, die sich in den Familien mit dem Kriegs- und NS- Thema beschäftigen und zu unangenehmen Familienthemen wie etwa Mitläufer- oder Tätertum äußern, häufig Erfahrungen von Ausgrenzungen in der Familie erleben. Offenbar wirken hier noch Gebote der Spaltung und Verleugnung stark nach.

³¹³ Als bekannte Beispiele seien hier die Gruppe um Sophie Scholl genannt, Pfarrer Martin Niemöller, die Gruppe des 20.Juli und viele andere.

4.2. Sexualisierte Gewalt

Eine Tatsache, die mich in diesem umfassenden Ausmaß erschütterte, war, dass praktisch alle Frauen und Mädchen, mit denen ich sprach, entweder selbst vergewaltigt worden waren oder Vergewaltigungen an Müttern, Großmüttern, Tanten, Schwestern, Nachbarinnen und anderen Frauen und Mädchen unmittelbar miterlebt hatten oder davon umgehend gehört hatten. In der Regel erzählten mir die Frauen die eigenen Vergewaltigungen, nach dem das Tonband abgeschaltet war. Diese sexualisierte Gewalt als Kriegswaffe gegen Frauen und Mädchen scheint an allen Fronten verbreiteter gewesen zu sein, als das in offiziellen Berichten jemals niedergeschrieben wurde. Dazu gehören auch mir erzählte Berichte von Vergewaltigungen aus Konzentrationslagern, in denen halbverhungerte jüdische Frauen von den „Befreiern“, russischen Soldaten, sexuell missbraucht wurden. Da die jüdischen Frauen in Auschwitz keine Feinde der Russen waren, stellt sich hier die Frage, warum die russischen Soldaten sie vergewaltigt haben. Vielleicht ganz einfach, weil sie die Möglichkeit dazu hatten. Das Phänomen der sexualisierten Gewalt bedürfte noch weiterer Forschungsarbeiten und wirft viele weitere Fragen auf. Etwa wie sich diese zumeist verschwiegenen Erlebnisse der Frauen und Mädchen auf ihr weiteres Leben und das Leben ihrer Kinder insbesondere ihrer Töchter auswirkten und auswirken.

Welche tiefen seelischen Verletzungen und welches verwundete weibliche Selbstverständnis, welche verwundete Weiblichkeit hier weitergegeben werden, lässt sich nur vermuten.

Sozialpsychologisch lässt sich die Frage stellen, inwieweit die Frauenbewegung nach dem Krieg und die 68er Bewegung hier unbewusst auf die intrapsychischen Verletzungen durch die völlige Entrechtung der Frauen durch Vergewaltigungen fußen. Die Mode der 70er Jahre, die zum ersten Mal in der Geschichte Unisexmode war, zeigt nicht nur den Versuch der Gleichberechtigung der Frau. Sie zeigt auch den Versuch durch Unkenntlichmachung der Geschlechter die Frauen als Sexualobjekte und somit als Opfer dem Mann zu entziehen.

Genderdiskussionen und die zunehmende Akzeptanz von homosexuellen Männern und Frauen sind unter diesem Aspekt der sexualisierten Traumatisierung und der Unsicherheit in der eigenen Geschlechtlichkeit noch weiterer Untersuchungen wert. Auch das endlich weniger tabuisierte Thema von Kindesmisshandlung und Kindesmissbrauch steht in dieser Tradition der Unterdrückung und Vergewaltigung. Die derzeitige Rechtslage³¹⁴, die Täter mehr schützt als Opfer, zeigt die weiten Auswirkungen der Geschichte bis heute.

³¹⁴ Stang, Sachsse (2007), Trauma und Justiz, Juristische Grundlagen für Psychotherapeuten

4.3. Erklärungsversuche zum Nationalsozialismus

In der bisher vorliegenden Forschung aus verschiedenen Disziplinen gibt es unterschiedliche Ansätze und Erklärungsversuche für das Phänomen des Nationalsozialismus. Der Österreicher Adolf Hitler und eine Vielzahl der Deutschen waren nach dem Ersten Weltkrieg in einer besonderen emotionalen verwundeten Situation. In einer Dokumentation³¹⁵ erzählt Hitler dem General der finnischen Armee von seiner als kleiner Gefreiter persönlich empfundenen Niederlage in Frankreich im Ersten Weltkrieg, woraus sein Wunsch entsteht, dass er diese Niederlage in einem erneuten Krieg ausgleichen möchte.

Wie sich die abgespaltenen traumatisierenden Emotionen auswirken, lässt sich in einem Bild darstellen. Am 12. März 1938 gab es den offiziellen „Anschluss“ von Österreich an das Deutsche Reich. Am 14. März 1938 wurden in Wien die einrückenden deutschen Truppen von etwa 200 000 Menschen euphorisch bejubelt.

Gleichzeitig begannen die Verfolgungen der Juden in Österreich. Der mit seinen Eltern in die USA geflüchtete jüdische Junge Eric Kandel, der später Nobelpreisträger wurde, veröffentlicht in seinem Buch „In the search of Memory“ das Bild von auf der Straße knienden Juden, die mit Zahnbürsten die Trottoire waschen mussten. Dieser Kontrast der jubelnden Menge und der gedemütigten Juden zeigt anschaulich, worum es im Nationalsozialismus ging und geht.³¹⁶ Sebastian Haffner, der spätere Hitlerbiograf schrieb im Jahr 1939/40 im Exil im London: „Es war für die ganze Welt ein tragischer Zufall, dass Hitlers persönliche Misere so gut mit der deutschen Misere im Jahr 1919 übereinstimmte.“³¹⁷

Viele Deutsche empfanden Scham und Erniedrigung nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg und nach den Versailler Verträgen. Sie hatten Wut und Hass gegen die Gewinner des Krieges. „Man hat Deutschland wehrlos gemacht, gewissermaßen ehrlos. () Durch den Versailler Vertrag durften wir keine Flugzeuge haben, drüben unsere Nachbarn ringsum, die haben Kampfflugzeuge gehabt und noch und noch Bomber, wir nichts in der Richtung, keine Panzer durften wir haben, die deutsche Armee. Die anderen hatten sie in Massen, und das ging mir alles so durch den Kopf, das empfand ich furchtbar ungerecht und demütigend. Und so bin ich aufgewachsen und war dann begeistert, wie dann der Hitler in mein Bewusstsein gedrungen ist und versprochen hat, den Deutschen wieder zu Ehre und zu ihrem Recht zu verhelfen.“³¹⁸ So äußert sich ein Interviewter in dem Buch von Stephan Marks und drückt damit aus, was viele Deutsche damals empfanden.

³¹⁵ Hitlers Gespräch mit dem finnischen Feldmarshall General Carl Mannerheim Rede in Finnland, gesendet auf N24, Sendetermin August 2012

³¹⁶ Kandel (2006), In the search of memory, The emergence of a new science of mind

³¹⁷ Haffner (2008), Jekyll & Hyde. 1939- Deutschland von innen betrachtet, S.36, (Original 1940, London)

³¹⁸ Marks (2007), S.88

Wenn Menschen in ihrer Selbstachtung, in ihrer Integrität verletzt sind, entstehen Schamgefühle. Eine positives Selbstbild und eine Identität sind wichtig, um im Leben zu Recht zu kommen. Gefühle von Scham und Schuld mobilisieren starke Kräfte, um wieder in ein inneres Gleichgewicht zu kommen. Hitler erreichte mit seinen Reden die Massen, weil er die Gefühle ansprach, die in vielen Deutschen damals verletzt waren. Seine erste Rede von 1919 bei der DAP, Deutsche Arbeiter Partei, später NSDAP, erreichte die Zuhörer und auch Hitler selbst erlebte hier einen Erfolg, den er danach immer habe wiederholen wollen. Joachim Fest schreibt vom „Durchbruch zu sich selbst“.³¹⁹

Nach seiner Ernennung zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 setzte Hitler die demokratischen Rechte in großer Eile außer Kraft. Am 28. Februar 1933 wurden die „Notverordnungen zum Schutz von Volk und Staat“ erlassen, die die Grundrechte der Weimarer Verfassung außer Kraft setzten. Für Straftaten mit nationalistischem Hintergrund wurde am 21. März eine Verordnung erlassen, die Amnestien für nationalsozialistische Täter erließ. Jegliche Kritik am nationalsozialistischen Regime konnte nun mit Gefängnis bestraft werden. Wie stark dieses Gesetz genutzt wurde und wie selbst für kleinste „Taten“ und selbst nur „Verdachte“ Menschen gefangen genommen, entrechtet und gefoltert wurden, wird u.a. in dem kleinen Buch der Dortmunderin Lore Junge deutlich.³²⁰ Am 23. März schaltete die Regierung den Rechtsstaat durch das Ermächtigungsgesetz aus. Am 31. März setzte die Regierung Reichsstaathalter ein und löste die Landesregierungen auf. Im Mai und im Juni wurden die Gewerkschaften und die Parteien aufgelöst.

Gleichzeitig wurden die antijüdischen Gesetze erlassen. Am 1. April wurde zum Boykott jüdischer Geschäfte aufgerufen. Am 7. April kam das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“, dass Juden und sogenannte Mischlinge aus dem Staatsdienst ausschloß.³²¹ Gleichzeitig stieg die Zahl der NSDAP- Mitglieder von 850 000 zum Jahresanfang 1933 auf 2,5 Millionen im Mai. Bei der Volksabstimmung am 19. August 1934 bestätigten fast 90% der Wähler das neue Staatsoberhaupt Adolf Hitler, der zugleich Reichskanzler, Parteiführer und oberster Befehlshaber des Heeres war.

Die Auflösung der jungen Demokratie und die gleichzeitige Verfolgung aller demokratischen und andersdenkenden Kräfte erfolgte nahtlos. Der Mechanismus von Gefühlen von Scham, Schuld, Erniedrigung zu Wut und Hass ist erklärbar. Die kompensatorischen Größengefühle wurden durch die ideologisch gleich geschaltete vielbeschworene Volksgemeinschaft verfestigt. Hier wurden intensive Wir-Gefühle initiiert. Vom Kind und Schüler bis hin zum Jugendlichen und Erwachsenen, vom Jungen und Mädchen bis hin zu Berufsgruppen, Soldaten und

³¹⁹ Fest (2006), S.188

³²⁰ Junge (1996), Verfolgt- Gepeinigt- Ermordet, Dortmunder Frauen 1933-1945,

³²¹ Klemperer (1999), Ich will Zeugnis ablegen bis zum Letzten, Tagebücher 1933-1945, Cohn (2006), Kein Recht nirgends, Tagebuch vom Untergang des Breslauer Judentums 1933- 1945, Klemperer und Cohn sind als Juden verfolgte Deutsche gewesen, die mit ihren Tagebüchern detaillierte Zeugnisse der gesellschaftlichen Veränderung in der Diktatur festgehalten haben.

Müttern, wurde das ganze Volk in nationalsozialistische Gruppen und Organisationen eingeteilt und mit Uniformen angepasst. Über die Uniformen sollten sich die Menschen zugehörig fühlen.

Eine Unmenge an Rängen, Graden, Orden und Auszeichnungen sollten das Gefühl der Zugehörigkeit fördern und das Gefühl etwas zu sein und etwas Besonderes zu sein. Jeder Junge konnte sich nun mit seiner Uniform in einem System einordnen und als zu etwas Höherem berufen wähnen. Die komplizierten Tatsachen schwieriger Sachverhalte wurden von Hitler in einfache Pseudologik verpackt. Dieses bewährte Muster von Beschreibung eines Problems, Schuldzuweisung und dem Anbieten einer Lösung war der Erfolg von Hitlers Reden.

Neben den Juden und einer angeblichen „Weltverschwörung“ gab Hitler den Bürgern, den bürgerlichen Parteien, die Schuld an der schwierigen Wirtschaftslage. Mit differenzierten Überlegungen hielt sich Hitler nicht auf. Für ihn gab es nur „ein Positiv oder Negativ, Liebe oder Haß, Recht oder Unrecht, Wahrheit oder Lüge, niemals aber ein halb so, halb so.“³²² Diese polarisierende Sichtweise auf die Welt setzte eine Dynamik in Gang, die sich selbst verstärkte.

Das Gefühl der Befreiung, des Rausches, des Wertes, war für viele Menschen zu schön. Statt Demütigung und Scham konnten nun positive Gefühle wie Stolz und Ehre empfunden werden. Ein ehemaliger Hitlerjunge erzählt: „Die Jugend war bewegt. Die Jugend war angespornt. Die Jugend hatte plötzlich einen Sinn. Sie wurde beschäftigt. () Ohne zu wissen und zu merken, dass es einen politischen Hintergrund haben könnte. Gar nicht. Für uns war der Hintergrund der: Eine Befreiung! Und dass man plötzlich, um es pathetisch zu sagen, stolz sein konnte, deutscher Junge zu sein.“³²³ Über die Scham und Schamabwehr spricht der Erzähler weiter:“ Und natürlich haben wir als junge Deutsche ganz andere Gefühle gehabt wie der junge Franzose. Wir waren die Parias unter den Völkern, wir wussten, dass durch das Versailler Diktat wir vieles, vieles, vieles Böses erleben mussten. Und dass wir verschuldet waren mit x- Milliarden Goldmark, Zahlungen und dergleichen mehr, und wussten auch, dass es schon Bestrebungen gab im Völkerbund durch Stresemann, dass Deutschland irgendwie wieder in die Familie der europäischen Völker eingegliedert werden musste, weil es nicht als Herz Europas ein Hungerland sein konnte, dass von den anderen Völkern andauernd unterstützt und ausgehalten werden musste. Man wusste, Deutschland, das Herz in Europa, musste wieder schlagen. Und das führte auch dazu, dass auch ohne Hitler Bestrebungen in Gang waren, Deutschland wieder zu einem wertvollen Staat in Europa zu machen. Aber das Wachstum des Dritten Reiches und die Propaganda der Nationalsozialisten hat natürlich vieles bewirkt, das rabiater und schneller gehen sollte. Man hat nicht mehr darum gebeten, jetzt verlangte man, dass Deutschland eine Größe werden sollte. Und Hitler war die

³²² Hitler (1937) Mein Kampf, S.201

³²³ Marks (2007), Warum folgten sie Hitler, S.75

Inkarnation dieses Gedankens...³²⁴ Gleich dreimal benennt der Erzähler, das „vieles vieles vieles Böses“, was er habe erleben müssen, als Deutscher habe er sich als „Paria“ gefühlt, als Ausgestoßener und Rechtloser also. Die empfundene Rechtlosigkeit sollte schnell abgewendet werden und dass Deutschland wieder ein wertvoller Staat werden sollte, sollte „rabiater und schneller“ gehen. Hitler wurde als „Inkarnation dieses Gedankens“ gesehen.

Der deutsche Historiker Hans Ulrich Wehler schreibt, dass Hitler „die Konzentration der Zerstörungsimpulse bewerkstelligt“ habe, „getragen freilich von einer ebenso atemberaubenden Resonanz, Zustimmung und Gehorsamsbereitschaft in der deutschen Gesellschaft.“³²⁵ Der britische Historiker Ian Kershaw³²⁶ sieht den Erfolg Hitlers, in der charismatischen Ausstrahlung, die der Diktator gehabt habe. Die kultische Verehrung Hitlers, die ihn zum „Heilsbringer“ gekürt habe und in pseudoreligiösen mystischen Inszenierungen mit Musik und nächtlichen Fackeln, seinen Anhängern präsentiert worden sei, habe starke innerseelische Gefühle geweckt, in denen jedes vernünftige Denken bewusst keinen Raum gefunden habe. Adolf Hitler persönlich gesehen zu haben, sei seinen Anhängern wie eine persönliche religiöse Weihe erschienen. Sein Blick habe sie erfüllt. „...da fuhr er im Auto vorbei in langsamem Schritt im Mercedes und hat jedem in die Augen geblickt. Und dieser Blick, der BDM-Führerinnen zu enthusiastischen Schreien hinriss, ich hab das alles...Ich seh das vor meinem inneren Auge wie heute, die Tränen... Wie sie ihn mit tränenden Augen wie einen Messias begrüßten, mit Heil, mit unendlichen Heil- Rufen. Es war ein Aufschrei, als ob ein Messias, ein Erlöser auf die Welt gekommen wäre...“³²⁷

Der Abbau der Arbeitslosigkeit durch Bauprogramme und staatliche Maßnahmen, der Aufbau staatlicher Wohlfahrtsorganisationen, die Wiedereinführung der Wehrpflicht, die Besetzung des Rheinlandes und der „Anschluss“ von Österreich, all dies beeindruckte viele Menschen und auch die, die ihm zuerst skeptisch gegenüber gestanden hatten, wurden zunehmend zu seinen Anhängern. Hitler selbst wurde in seinen eigenen Reden zunehmend pseudoreligiöser und währte sich von der Vorsehung als Auserwählter. Es entfaltete sich eine Wechselwirkung zwischen seiner Identität und dem Volk, welches ihm die mystischen Eigenschaften zuschrieb. Durch die überschwänglichen Reaktionen der Massen auf ihn, wurde er sich seiner Wirkung immer sicherer und entwickelte sie immer stärker. Seine Rede auf dem Reichsparteitag 1937 zeigt sein Selbstverständnis deutlich:

„Was aber würde mein Leben sein ohne euch! Daß ihr mich einst gefunden habt, und daß ihr an mich glaubet, hat eurem Leben einen neuen Sinn, eine neue Aufgabe ge-

³²⁴ Marks, (2007), Warum folgten sie Hitler, S.76

³²⁵ Wehler (2003), Geschichte und Gesellschaft, S.551

³²⁶ Kershaw (2003), Hitler

³²⁷ Marks (2007), S.111

stellt! Daß ich euch gefunden habe, hat mein Leben und meinen Kampf erst ermöglicht!“³²⁸

Die emotionale Resonanz wirkte sich so aus, dass sich immer mehr Menschen, diesem Führerkult nicht mehr entziehen konnten. Die Opferbereitschaft und Unterwerfung der Deutschen bis hin zu der eigenen Selbstaufgabe lässt sich hier zeigen.

4.4. Abtrennung von Gefühlen und von Verantwortung

Auf der anderen Seite steht die Abtrennung der eigenen Gefühle und des Mitgefühls mit anderen Menschen. Die religiös geartete „Liebe“ zum Führer kommt einer symbiotisch-traumatischen Verstrickung gleich. Das Gefühl der „Liebe“ und Zugehörigkeit zum Führer schaltet jegliches Verantwortungsbewusstsein für das eigene Tun aus. Wenn einer so viel Macht hat, so wird ihm auch zugesprochen, dass er besser wisse, was gut und richtig sei, als der einfache Mensch. In dieser Situation konnte die Vernichtung und Ermordung von jüdischen Menschen und anderen unerwünschten vermeintlichen Feinden, stattfinden. Die Verantwortung des Einzelnen gab es nicht mehr. Der Einzelne sollte sich nur als Teil eines großen Ganzen empfinden. Wie durchdrungen jegliches Alltagsleben damals war, lässt sich heute kaum vorstellen. Auf allen öffentlichen Veranstaltungen gab es Hakenkreuzfahnen. Straßen und Plätze wurden umbenannt. In einigen Städten wie zum Beispiel in Breslau waren flächendeckend Lautsprechersäulen auf den Straßen, so dass alle Menschen sich die Ansprachen des Diktators anhören mussten.³²⁹ Heute erscheint es schwer vorstellbar, dass die Menschen sich statt mit „Guten Tag“ mit „Heil Hitler“ begrüßten.

Praktisch alle Berufszweige und Organisationen wurden an die Partei angeschlossen. Angefangen vom Bund Deutscher Mädel, der Hitlerjugend für die Jungen über NS- Studentenfürer, NS- Frauenschaft, NS- Dozentenbunde, NS- Ärzte, NS- Lehrer, NS- Juristenbunde, gab es praktisch keine Organisation und keine Gruppe, die sich dem System entziehen konnte. Selbst die Freizeit wurde mit „Kraft durch Freude“, (KdF), durchorganisiert mit Sport, Tanz, Konzerten, Opern bis hin zu Museumsführungen und Reiseangeboten, mit Schiffsreisen nach Norden und ins Mittelmeer. Der Alltag war so durchorganisiert, dass sich praktisch niemand diesem Einfluss entziehen konnte. Öffentliche Veranstaltungen und zentralgelenkte, inszenierte Feiertage sorgten für eine Stimmung, die die Menschen einband. Die Gefühle der Menschen wurde in rauschartige, euphorische Geisteszustände gesteigert. Die Superlative

³²⁸ Fest (2006), Hitler, S.733

³²⁹ „Die hier erstmals erwähnten Lautsprechersäulen waren ein flächendeckendes Mittel die Indoktrinierung. Kurz vor Beginn des Deutschen Turn- und Sportfestes 1938 war in Breslau als erster Stadt des Reiches eine „Musteranlage des Reichslautsprechersäulennetzes“ mit 100 „Reichslautsprechern“ in Betrieb genommen worden.“ Der jüdische Breslauer Willy Cohn beschreibt die Situation in seiner Heimatstadt Breslau mit ähnlicher Akribie wie sie Victor Klemperer in seinen Tagebüchern aus Dresden beschreibt. Cohn (2007), Kein Recht, Nirgends, Tagebuch vom Untergang des Breslauer Judentums 1933-1941, Band 2, Böhlau, S.764

wurden immer wieder berufen. Das „Tausendjährige Reich“, der „totale Krieg“, die Ideologie von der „Überlegenheit einer arischen Rasse“, die Selbstverherrlichung und Gigantomanie wurden den Menschen selbstverständlich. Alles war geprägt von fanatischem Gelöbnis, fanatischem Bekenntnis und fanatischem Glauben.³³⁰

4.5.Selbstverherrlichung und Ablehnung alles Schwachen

Durch die Schaltwirkungen und Bindewirkungen der Affekte wurde alles, was mit dem Nationalsozialismus zusammen hing, mit positiven Affekten verknüpft. Die affektiv- kognitiven Verknüpfungen wurden durch ständiges Wiederholen in allen Lebenslagen zu einer Normalität, der sich kaum jemand zu entziehen vermochte. Die ständige Selbstverherrlichung stand einem Gefühl der Verachtung für alles menschlich normale, alles schwache, alles was anderes war, gegenüber.

Je stärker sich die Selbstverherrlichung und die narzisstischen Strukturen ausbildeten, desto bedrohlicher erschienen Menschen, die nicht in das nationalsozialistische Ideal passten. Die Menschenverachtung, die Entrechtung, die Ermordung, die mörderische Brutalität waren die andere Seite des nationalsozialistischen Alltags, des narzisstischen Systems. Wie Sebastian Haffner schreibt, hingen neben Kinos und Restaurants wie selbstverständlich Aushänge mit Hinrichtungsbekanntmachungen. Dass sich anscheinend niemand daran störte, zeigt die Abgespaltenheit der Affekte, die weite Teile der Bevölkerung durchdrungen hatte.

Haffner³³¹ schreibt von dem Besuch einer Freundin, 1933, die im Ausland gewesen war und nun in Deutschland ist: „Das ständige Trommeln, die Marschmusik Tag und Nacht- komisch Teddy horchte auf und fragte, was denn los sei. Sie wusste noch nicht, dass man eher Anlaß zum Fragen gehabt hätte, wenn es einmal keine Marschmusik gegeben hätte. Die roten Plakate mit den Hinrichtungs- Bekanntmachungen an den Säulen, fast jeden Morgen neben den Plakaten der Kinos und Sommerrestaurants; ich sah sie schon gar nicht mehr, aber Teddy schauerte noch plötzlich zusammen, wenn sie die Säule studierte. Auf einem Spaziergang zog ich sie plötzlich in einen Hausflur. Sie begriff es gar nicht und fragte, >was ist denn los?<. < Da kommt eine SA- Fahne>, sagte ich () >Willst du die etwa grüßen?>“ Diese kurze Szene zeigt, dass sich kein Passant dem NS-Alltag entziehen konnte. Deutlich wird hier auch die Macht der Darstellung, die eben auf jeden Menschen wirkt, der etwas sieht, hört, wahrnimmt. Quasi nebenbei werden die Hinrichtungsbekanntmachungen erwähnt, die öffentlich aushingen. Offenbar kam es zu einer tiefen Spaltung in der Wahrnehmung und damit auch zu einer Spaltung derer, die mitmachten und begeistert und überzeugt waren und denen, die ihre Wahrnehmung nicht abspalteten. Sebastian Haffner schreibt dazu: „Die Anhänger und die

³³⁰ Klemperer (1999a), LTI, S.81

³³¹ Haffner (2006), Geschichte eines Deutschen, Die Erinnerungen 1914-1933, S.247

Gegner des Regimes sind sich fremder als verschiedene Rassen oder verschiedene Arten von Tieren. Sie sprechen eine unterschiedliche Sprache. Was für den einen schwarz ist, ist für den anderen weiß. Gegenseitiges Verständnis und eine Diskussion zwischen ihnen ist undenkbar. Wenn sie sich zufällig begegnen, besteht Lebensgefahr- natürlich in der Hauptsache für den Gegner des Regimes, der damit rechnen muss, ohne Vorwarnung denunziert, verhaftet und zu Tode gequält zu werden.³³² Diese differenzierte Wahrnehmung der realen Gegebenheiten gelang nur einer Minderheit.

4.6. Narzisstische Welt als Scheinwelt

Extremistische affektive Eigenwelten sind für den, der sich darin befindet, selbstverständlich. Umso mehr, wenn diese Eigenwelt in der NS- Zeit auch von außen ständig genährt wurde. Es war die Vorstellung eine allgemeingültige Wahrheit zu besitzen. Für alle narzisstischen Systeme ist die Bedrohung immer eine differenzierte realistische Sichtweise, die auch die verborgene andere Seite betrachtet. Die narzisstische Welt ist eine Scheinwelt. Sie funktioniert so lange, wie sich die Betroffenen eben nicht mit den dunklen und negierten Seiten des Systems auseinandersetzen. Der tiefe Unterschied in der Wahrnehmung und in der Lebensrealität zwischen den Anhängern und den Opfern des Nationalsozialismus ist nicht überbrückbar.

Die Existenz des Leides, des Unrechts, der Verfolgung, der Ermordung konnte und durfte von den Anhängern nicht gesehen und nicht wahrgenommen werden. Wenn es dennoch jemand wahrnahm, so musste er seine Einstellung zu dem System in Frage stellen. Dass dies immer wieder auch vorkam, ist bereits oben erwähnt. Stellvertretend seien hier die Gruppe um die Geschwister Scholl, Pfarrer Martin Niemöller und die Widerstandskämpfer des 20. Juli genannt. Dass diese Menschen sich hier aus der „Volksgemeinschaft“ entfernten, lässt sich damit erklären, dass sie andere Ideale höher stellten. Die Offiziere des 20. Juli hatten sicherlich in ihrem preußischen Selbstverständnis und in der Tradition ihrer Familien einen starken Anker und eine daraus begründete eigene Identität. Pfarrer Niemöller bezog sich auch in späteren Aussagen immer wieder darauf, was Jesus dazu sagen würde und fand so eine tiefe Identität und einen Halt in seinem Glauben.

Sophie Scholl kam aus einem christlich- humanistischen Elternhaus. Die Mutter war Diakonisse, der Vater war liberaler Bürgermeister. Sophie las in den Schriften des Kirchenvaters Augustinus und veränderte ihre Haltung zum nationalsozialistischen Regime, dem sie zuerst

³³² Haffner (2008), Germany: Jekyll & Hyde 1939- Deutschland von innen betrachtet, S.73. Der Autor Raimund Pretzel, der aus Berlin nach London geflohen war, veröffentlichte das Buch zuerst 1940 unter dem Pseudonym Sebastian Haffner, um mit dem Pseudonym der Aufmerksamkeit der Nazis zu entgehen. Der englische Kriegspräsident Winston Churchill fand das Buch so wichtig, dass er es seinen Ministern als Pflichtlektüre empfahl.

wie viele andere Jugendliche begeistert angehangen hatte. Ohne solche anderen humanistischen Überzeugungen, anderen Anbindungen und damit anderen Identitäten, die den Menschenrechten verpflichtet sind, ist es nicht möglich, sich aus einem Regime heraus zu entwickeln und anders aufzustellen. Inge Aicher-Scholl berichtet über die Begeisterung der Jugendlichen von den Jugendveranstaltungen und von Sophie Scholl:“ Ich erinnere mich an eine Fahrradtour. (Mit der Organisation der Jungmädler, Bund Deutscher Mädchen, A.S.) Abends sagte ein fünfzehnjähriges Mädchen plötzlich:> Es wäre alles so schön, wenn die Sache mit den Juden nicht wäre.< Zur Schulklasse von Sophie in Ulm gehörten zwei Schülerinnen, die Jüdinnen waren: Luise Nathan und Anneliese Wallersteiner, Töchter aus angesehenen Ulmer Familien. Beide durften dem BDM nicht beitreten, was Sophie immer wieder empörte. > Warum darf Luise, die blonde Haare und blaue Augen hat, nicht Mitglied sein, während ich mit meinen dunklen Haaren und dunklen Augen BDM- Mitglied bin, fragte sie immer wieder. Den Rassismus gegen die Juden, den verstand sie weder, noch billigte sie ihn. Die Freundschaft zu Anneliese Wallersteiner hielt sie bewusst aufrecht und sie brachte sie öfter mit nach Hause. Dass eine solche Freundschaft eigentlich nicht erlaubt war, bedrückte sie....“³³³ Hier wird deutlich, wie sich persönliche Bindung und echte Freundschaft als wichtiger und tiefer erwiesen, als die Pseudogemeinschaft mit der Organisation.

Für eine Mehrheit der Bevölkerung war jedoch das Wir- Gefühl in den nationalsozialistischen Organisationen und das Aufgehen in der Masse die vordringlichste Kraft. Die Massenpsychologie hat eine starke Affektsteigerung zur Folge, der man sich nicht entziehen kann, wenn man keine starke eigene Selbstanbindung hat. Die Entgrenzung des Individuums in der Masse ist ein Phänomen wie es bereits Freud beschrieb. Außergewöhnliche Energien und Verbundenheiten werden da empfunden. Es kommt zu einer Auflösung von Ich- Grenzen mit positiven Gefühlen von Kraft und Wohlbefinden. Sigmund Freud beschreibt dies als „ozeanisches Gefühl“, „ein Gefühl der unlösbaren Verbundenheit, der Zusammengehörigkeit mit dem Ganzen in der Außenwelt.“³³⁴

4.7.Traumatisierungen durch die NS-Erziehung

Das starke Gefühl und vor allem das Bedürfnis in der Masse aufzugehen, ist umso stärker, wenn es aus der frühkindlichen Symbiosetraumatisierung heraus eine starke Bedürftigkeit gibt. Durch die nicht ausreichend gute Mutter, die sich dem Kind immer wieder entzogen hat, wie es die NS-Erziehung mit dem Buch von Johanna Haarer fordert, entsteht in den Menschen ein tiefes Mangelbedürfnis. Wird diese frühkindliche Traumatisierung nicht durch Therapie geheilt, so bleibt sie lebenslang erhalten. Menschen, die nicht genug frühkindliche Zu-

³³³ Vinke (1997), Das kurze Leben der Sophie Scholl, S.44

³³⁴ Freud (1978), Das Unbehagen in der Kultur, Band 2, Anwendungen der Psychoanalyse, S.368

wendung erhalten haben und dem zur Folge in ihrem Inneren keinen Halt haben, suchen und brauchen den Halt im Äußeren. Dass der Nationalsozialismus in der ehemaligen DDR heute so populär ist, ist auch eine Folge der frühen Krippenbetreuung und der mangelnden Zuwendung durch die leibliche Mutter. Wer im eigenen Inneren keine Anbindung hat, sucht sie in äußeren Strukturen.³³⁵ Über die Fortführung der sozialistischen diktatorischen Strukturen in der DDR und den Auswirkungen bis heute schreibt der Psychoanalytiker Hans Joachim Maaz. Die Volksgemeinschaftsideologie des Nationalsozialismus steigerte sich darein, dass „der Einzelne nichts“ sei und „das Volk alles“. Unter dieser Prämisse „zu einer höheren arischen Rasse zu gehören“, entstand die Bereitschaft, sich im Krieg zu opfern im und auf Befehl Verbrechen zu begehen, zu denen ein Einzelner sonst nicht bereit wäre. Die übersteigerten Wir-Ideale, die enorme Gefühlsintensität, die „ozeanischen Gefühle“ versetzte die Menschen in einen immer wieder kehrenden Rauschzustand.

4.8. Von der Entrechtung zum Völkermord

Die fortschreitende Entrechtung der Juden und anderer unerwünschter Menschen erfolgte Schritt für Schritt. Im Dokumentarfilm „1937“, der erst 2012 auf Arte gezeigt wurde, kam es zur Sprache, dass die Nationalsozialisten im Jahr 1937 zuerst die Gegner der Regimes, Sozialdemokraten und andere politisch aktive Gegner und Demokraten in ihre Gefängnisse und Konzentrationslager gesperrt hatten, um dann ungestört ihr Werk weiter zu verfolgen. Die Entrechtung der Menschen erfolgte Schritt für Schritt. Erst kam der Entzug der staatsbürgerlichen Rechte. Dann kam die Zerstörung der wirtschaftlichen Existenz mit dem Gesetz vom 12. November 1938. So kam es schließlich auch zum Völkermord.

Ein Mann, der als neunjähriger Junge völlig unvorbereitet und unkommentiert mit seinen Eltern das KZ-Museum Dachau in den 80er Jahren besuchte, erzählte 2012, dass er sich als Kind mit den Tätern identifiziert habe. Denn er hätte es sich nicht anders vorstellen können, als dass die Lagerinsassen und die Ermordeten etwas sehr Böses getan haben müssten, sonst hätte man sie dort nicht einsperren können. Harald Welzer beschreibt in seinem Buch „Täter, Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden“.³³⁶

Christopher R. Browning versucht in seinem Buch „Ganz normale Männer, Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die <Endlösung> in Polen“³³⁷ Gründe zu finden, wie aus 500 normalen älteren Hamburger Polizisten, die zu alt für den Kriegseinsatz in der Wehrmacht waren, Männer wurden, die als Polizeikräfte zur Ermordung von Juden in Polen beitrugen. Der

³³⁵ Gespräch mit Hans Joachim Maaz im September 2011, vergleiche auch Maaz, (1990), Der Gefühlsstau, Ein Psychogramm der DDR, Beck

³³⁶ Welzer (2011), Täter, Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden

³³⁷ Browning (2009), Ganz normale Männer, Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die <Endlösung> in Polen

Kommandant eröffnete ihnen die Möglichkeit, an diesem Einsatz nicht teilzunehmen. Nur etwa zwölf Männer gaben ihr Gewehr ab und machten von der Freistellung Gebrauch. Der Einsatz begann am 13. Juli 1942. Polizeimajor Wilhelm Trapp, 53 Jahre, wurde von seinen Untergebenen liebevoll „Papa Trapp“ genannt. „Trapp war bleich und nervös, hatte Tränen in den Augen und kämpfte beim Reden sichtlich darum, seine Gefühle unter Kontrolle zu halten. Das Bataillon stehe vor einer furchtbar unangenehmen Aufgabe, erklärte er mit tränenerstickter Stimme. Ihm selbst gefalle der Auftrag ganz und gar nicht, die Sache sei höchst bedauerlich, aber der Befehl dazu komme von ganz oben. Vielleicht werde ihnen die Ausführung leichter fallen, wenn sie an den Bombenhagel dächten, der in Deutschland auf Frauen und Kinder niedergehe. Dann kam er auf die eigentliche Aufgabe zu sprechen. Die Juden hätten den amerikanischen Boykott angezettelt, der Deutschland geschadet habe, soll Trapp der Erinnerung eines beteiligten Polizisten nach gesagt haben. Zwei anderen zufolge soll er erklärt haben, dass es in Józefów Juden gebe, die mit den Partisanen unter einer Decke steckten. Das Bataillon habe nun den Befehl, diese Juden zusammen zu treiben. Die Männer im arbeitsfähigen Alter sollten dann von den anderen abgesondert und in ein Arbeitslager gebracht werden, während die übrigen Juden- Frauen, Kinder und ältere Männer- vom Polizeibataillon auf der Stelle zu erschießen seien. Nachdem Trapp seinen Männern auf diese Weise erklärt hatte, was ihnen bevorstand, machte er ein außergewöhnliches Angebot: Wer von den Älteren sich dieser Aufgabe nicht gewachsen fühle, könne beiseite treten.“³³⁸ Hier wird deutlich, dass es anscheinend darum ging, eine zwar unangenehme Aufgabe zu erfüllen, die Erschießung von Menschen, dass es jedoch eine Pflicht sei, dies zu tun, da es sich um Feinde handele, von denen eine Gefahr ausginge.

4.9. Der autoritäre Charakter

Adorno und andere Autoren gingen von der Hypothese aus, dass es „potentiell faschistische Individuen“ gäbe, die besonders empfänglich seien für antidemokratische Propaganda.³³⁹ Die Charakterzüge des „autoritären Charakters“ wurden wie folgt dargestellt: „starres Festhalten an überkommenen Werten; Unterwürfigkeit gegenüber Autoritäten; aggressives Verhalten gegenüber Angehörigen von Fremdgruppen; Abneigung gegen Intrazeption, Reflexion und Phantasie; eine Tendenz zu Aberglauben und Klischeedenken, ständiges Bestreben, stark und „hart“ zu sein; Destruktivität und Zynismus; Projektionen (der autoritäre Charakter neigt dazu, >zu glauben, daß es in der Welt wild und gefährlich zugeht< und projiziert <un-

³³⁸ Browning (2009), S.22

³³⁹ Adorno (1950), *The Authoritarian Personality*, New York, S.1-10, (1968/ 69) *Der autoritäre Charakter*, 2 Bände

bewusste emotionale Konflikte nach außen>); und eine übertriebene Beschäftigung mit der Sexualität.“³⁴⁰

Andere Autoren wie John Steiner³⁴¹ gehen davon aus, dass es Menschen gibt, die diese Eigenschaften haben, die latent vorhanden seien und dann in den entsprechenden Situationen ausgelebt würden, während sie außerhalb von Krieg und Faschismus gesetzestreu leben würden. Erwin Staub und andere vertreten die Ansicht, dass gewöhnliche Menschen unter bestimmten situativen Umständen zu Mördern werden. Staub meint, dass „gewöhnliche psychische Prozesse, normale menschliche Motive und gewisse grundlegende, dabei aber keineswegs zwangsläufige Tendenzen im Denken und Fühlen <die primären Quellen> der Fähigkeit des Menschen zur Massenvernichtung menschlichen Lebens darstellen. <Es ist die Regel und nicht die Ausnahme, daß Böses aus normalem Denken erwächst und von normalen Menschen begangen wird.“³⁴² Staub untersucht auch, wie amerikanische Soldaten sich an das Morden in Vietnam gewöhnen, auf Zivilisten schießen. Dies fällt ihnen zuerst schwer. Sie reagieren mit Übergeben und Abwehr. Dann gewöhnen sich aber einige daran und finden schließlich sogar „Spaß“ daran.

Zygmunt Baumann³⁴³ hält die meisten Menschen für fähig in die Rollen zu schlüpfen, die ihnen angetragen werden und dann eben auch Morde zu begehen, wenn sie dazu den Befehl erhalten. Er hält die Menschen für Ausnahmen, die in der Lage sind unter den genannten Umständen, sich gegen Autoritäten zu stellen, einen eigenen autonomen Standpunkt einzunehmen und diesen beizubehalten, unabhängig von den Autoritäten und Gruppenmeinungen. In diesem Zusammenhang ist auf das Milgram-Experiment³⁴⁴ zu verweisen, in dem Versuchspersonen unter Anleitung autoritär auftretender „Versuchsleiter“ bereit sind, anderen Menschen schmerzhaft Stromstöße zu verabreichen. In einem Experiment von Philipp Zimbardo³⁴⁵ wurden Menschen in einem Gefängnis in Stanford willkürlich in Gefangene und Wärter eingeteilt. Um die „Gefangenen“ unter Kontrolle zu halten, kam es innerhalb von nur sechs Tagen zu Brutalität und Misshandlungen. „Als besonders dramatisch und erschreckend empfanden wir es, mitanzusehen, wie leicht Personen, die keine sadistischen Typen waren, zu sadistischem Verhalten veranlaßt werden konnten.“ Etwa ein Drittel der „Wärter“ war hart und grausam, eine Gruppe war „hart und fair“ und eine kleinere Gruppe von weniger als 20 Prozent erwiesen den „Gefangenen“ kleine Gefallen.

³⁴⁰ Browning, S.216, 217

³⁴¹ Steiner (1980), *The SS Yesterday and Today, A Socialpsychological View*, in Dimsdale (Hrsg.) *Survivors, Victims and Perpetrators, Essays on the Nazi Holocaust*, Washington, S.431-434, 443

³⁴² Staub (1989), *The roots of Evil: The origins of Genocide and Other Group Violence*, Cambridge, S.18, S. 26, S.128-141

³⁴³ Baumann (1992) S.168, S.180 ff

³⁴⁴ Milgram (1985), *Das Milgram-Experiment, Zur Gehorsamsbereitschaft gegenüber Autorität*, Reinbeck, zur Reaktion auf Milgrams Experiment siehe auch Athur Miller (1986), *The Obedience Experiments: A case Study of Controversy in the Social Sciences*, New York

³⁴⁵ Zimbardo u.a. (1983), *Interpersonal Dynamics in a Simulated Prison*, *International Journal of Criminology and Penology* 1/1983, S.69-97

Stanley Milgram, der von Juden aus Osteuropa abstammte, fragte sich, wie Menschen dazu kommen können, anderen Menschen Schmerzen zuzufügen und sie sogar bis in den Tod zu schicken. Wie durch den Untersuchungsaufbau von Stanley Milgram gezeigt wird, spielt die Tatsache der scheinbaren Autorität beim Ausführen der schmerzhaften Handlung eine erhebliche Rolle. Sobald die Versuchspersonen sich ohne Aufsicht glaubten, gab die Mehrzahl schwächere Stromstöße, als sie sollten oder sie gaben gar keine Stromstöße. Loyalitätsvorstellungen, Pflicht und Disziplin spielen offenbar eine Rolle bei diesen Handlungen.

Verschiedene Kriegsuntersuchungen aus Vietnam und dem Krieg im Pazifik zeigen, es spielt eine erhebliche Rolle, ob die Täter die Menschen, die sie töten sollen für Feinde halten.³⁴⁶

John Dower stellte in seinem eindrucksvollen detaillierten Buch fest, dass es der Haß im Krieg ist, der zu Kriegsverbrechen führt. Amerikanische Soldaten brüsteten sich damit, keine Gefangenen zu machen und sammelten Körperteile ihrer Feinde, der „Japsee“, als Souvenirs. Das Töten von Frauen und Kindern wurde zum Alltag, wenn sie als Feinde betrachtet wurden. Hierbei spielen auch die psychischen Entwicklungen wie sie in den Kapiteln über Trauma dargestellt werden eine Rolle. Es kommt zu Abspaltungen in der Seele, zu „Schlachtfeldraserei“ und zu späteren Abspaltungen, die dann als Traumata später auch zu Hause an die eigene Familie, Frauen und die eigenen Kinder weitertransformiert werden. Das Besondere an der Situation im nationalsozialistischen deutschen Reich war, dass die „Feinde“ und „Fremdrassigen“ Deutsche waren, ganz normale Nachbarn, die von den Nationalsozialisten als „Feinde“ eingestuft wurden. Das besondere war, dass die Verfolgung und Ermordung genau geplant wurde und dann Tötungsfabriken eingerichtet wurden, in die die Menschen gebracht wurden, um sie dort fabrikmäßig zu ermorden. Das besondere im Deutschen Reich war, dass von den Nationalsozialisten deutsche Menschen als Feinde bezeichnet wurden, die Tür an Tür mit anderen lebten, jüdische Menschen, Kommunisten, Sozialdemokraten, aufrechten Christen und ungezählte andere.

Immer gab es auch einzelne, die aufgrund ihrer besonderen Beziehung zu anderen, gerettet wurden oder von Verfolgung verschont wurden. So berichtet beispielsweise der ehemalige Besatzungsoffizier und Jazzfreund Dietrich Schulz-Köhn aus Paris über den berühmten Jazzmusiker, den Sinti, französischen Manouche, Django Reinhardt. Obwohl viele seiner Verwandten in Konzentrationslagern ermordet wurden, konnte Django Reinhardt während der Verfolgungsjahre zurückgezogen aber unbehelligt in Paris überleben.³⁴⁷ Ein heute in den USA lebender ehemaliger Berliner Jude, Max Levin, erzählte mir, wie er als Junge erlebt habe, wie SA-Männer seinen Vater, einen Berliner Zahnarzt, mit Lastwagen abgeholt hätten, um ihm und der Familie den Umzug und die sichere Flucht zu organisieren. Der Berliner Zahnarzt Dr. Lewin habe einige Jahre zuvor, einem einfachen mittellosen Mann, der später

³⁴⁶ Dower (1986), *War without Mercy: Race and Power in the Pacific War*, New York, S.3- 15(Patterns of a Race War, S. 33-73 (War Hates and War Crimes)

³⁴⁷ Schulz- Köhn in Wolberts, (Hrsg.), (1988), *Thats Jazz*, S.335ff

eine leitende Stellung bei der SA gehabt habe, kostenlos mit einer größeren Zahnbehandlung geholfen.

Der frühere deutsche Justizminister und Vizekanzler aus der Weimarer Republik Dr. jur. Eugen Schiffer, der mit Anfang dreißig, während der Kaiserzeit vom Judentum zum Protestantismus konvertiert war, durfte mit seiner Tochter Marie und anderen prominenten jüdischen Menschen in einem ehemaligen Krankenhaus in einem „Judenhaus“ in Berlin überleben. Ähnlich ging es dem später durch seine Tagebücher bekannten jüdischen Philologen Professor Victor Klemperer, der zusammen mit seiner „arischen“ Frau in einem speziellen „Judenhaus“ überlebte, wohin sie zwangsweise ziehen mussten. Der später als Showmaster bekannte Hans Rosenthal³⁴⁸ und der später bekannte Schauspieler Michael Degen³⁴⁹ wurden als Jugendliche in Berlin versteckt und konnten so überleben, während ihre Familienangehörigen verfolgt und ermordet wurden. Dass es keine Sicherheit darstellte, prominent zu sein, zeigt eindrucksvoll das Beispiel der assimilierten Jüdin und Bestsellerautorin der „Nesthäkchen“-Kinderbücher, Else Ury, die in Auschwitz ermordet wurde.³⁵⁰ Auch die Lebensgeschichte der Familie Mann, die wegen der jüdischen Herkunft von Frau Katja Mann und der kritischen Haltung von Thomas Mann fliehen musste, zeigt, wie zahlreiche hier ungenannt bleibende Autoren und andere Künstler ins Ausland flohen.

Eine umfassende Dokumentation „Rettungswiderstand, Über die Judenretter in Europa während der NS-Zeit“ schrieb Arno Lustiger.³⁵¹ Lustiger hält den Rettungswiderstand für ein unterschätztes Kapitel und meint, dass dadurch mehr Juden und Verfolgte gerettet worden seien als durch politischen Widerstand, der letztlich wenig Erfolg gehabt habe.

4.10.Abschließende Betrachtungen zur transgenerationalen Traumaweitergabe

Die Beziehungslosigkeit, die in vielen deutschen Familien herrschte und herrscht, zeigt sich auch in nachfolgenden Generationen. Beispielhaft seien hier genannt die Beiträge von Anja Röhl³⁵² und Gerhard Roese auf der 26. Jahrestagung der „Gesellschaft für Psychohistorie und Politische Psychologie“ zum Thema Kriegskinder und Kriegsenkel. In beiden Vorträgen ist die Rede von der Fortführung des Krieges mit anderen Mitteln im Elternhaus. Beide Vortragende berichten von sexuellem Missbrauch. Anja Röhl erzählt von seelischem und sexuellem Missbrauch als Kind durch den Vater. Gerhard Roese stellt dar, wie er durch Lehrer in

³⁴⁸ Rosenthal (1980), Zwei Leben in Deutschland

³⁴⁹ Degen (2002), Nicht alle waren Mörder, Eine Kindheit in Berlin

³⁵⁰ Brentzel (2008), Mir kann doch nichts geschehen, Das Leben der Nesthäkchen Autorin Else Ury,

³⁵¹ Lustiger (2011), Rettungswiderstand, Über die Judenretter in Europa während der NS-Zeit,

³⁵² Röhl, Anja (2012), Roese (2012), Vortrag auf der 26. Jahrestagung der Gesellschaft für Psychohistorie und Politische Psychologie „Die Kinder der Kriegskinder“ in Göttingen, siehe Knoch, Kurth, (Hrsg.) (2012)

der Odenwaldschule missbraucht worden sei, in die seine Eltern ihn gesteckt hätten. Auf Bitten, ihn aus der Schule zu nehmen oder ihn sonst wie zu schützen, seien die Eltern nicht eingegangen. Auch die ins Vertrauen gezogene Großmutter habe dem Jungen nicht geholfen und geschwiegen. Dieses nicht gesehen werden, nicht wahrgenommen werden, das missachtet werden, zieht sich wie ein roter Faden durch zahlreiche Berichte von den Kindern der Kriegskinder. Hier wurde weitergegeben und weitergelebt, was selbst erlebt wurde:

Auf die Traumatisierung durch eine nationalsozialistische Erziehung vom Tag der Geburt an, folgten in vielen Fällen traumatisierende Kriegserlebnisse und Entwurzelungen, wie sie sich besonders schwer zumeist in Flüchtlingsfamilien zeigten. So war es deutlich, dass die Arbeitsgruppen der Kriegsenkel überwiegend von Flüchtlingskindern besucht waren. Die Entwurzelung, die Heimatlosigkeit und die Folgen ziehen sich bis in spätere Generationen hinein.³⁵³ Ältere Menschen, die vor dem Nationalsozialismus eine christliche Erziehung bekommen hatten, konnten wieder an das Christentum anknüpfen, nachdem das nationalsozialistische System weggebrochen war.

In Familien, in denen an den Nationalsozialismus geglaubt wurde, hatten die Kinder, die in der NS-Zeit aufwuchsen und dann Kriegskinder wurden, oft keine andere Vorstellung oder religiöse Bindung als den Nationalsozialismus, so dass sie ihren Glauben verloren, als der Krieg und die Diktatur zusammen brachen. „Meine Großmutter fand währenddessen zurück zum Glauben ihrer Kindertage, dem Christentum, fand da Trost, aber wohin sollten die Kinder zurückfinden, was gab es für sie?“³⁵⁴

„Sie mussten sich nicht nur als die Betrogenen fühlen, sie mussten auch Entsetzen, Abscheu, Scham und Schuld fühlen, in ihnen musste nicht nur etwas zusammen gebrochen, sondern auch aufgebrochen sein, nämlich Erkenntnis, und zwar vor allem über die Vergeblichkeit ihres Opfers, ihrer Bescheidenheit, ihres kindlich-gutwilligen Glaubens, ihres Zähne-Zusammenbeißen und der unglaubliche Unsinn all ihrer bisherigen Lebens- und Glaubenssätze. Da Hitler und der Krieg ihnen Vater und Mutter gewesen war, so standen sie nun als Waisen da. Doch plötzlich und zu früh erwachsen gewordene Waisen, orientierungslos, richtungslos, mit dem Gefühl, von den Erwachsenen benutzt worden zu sein.“³⁵⁵

So verwundert es nicht, dass sich in vielen Gesprächen herauschälte, dass viele Menschen, dieser Generation ihren alten nationalsozialistischen Idealen und rassistischen Vorurteilen im Grunde immer noch anhängen und sie auch an nachfolgende Generationen weitergeben, wenn es keine Korrektur durch Therapie oder andere Einflüsse gibt.³⁵⁶ Der Psychoanalytiker

³⁵³ Vergleiche auch Marrus (1999), Die Unerwünschten, Europäische Flüchtlinge im 20. Jahrhundert, Schwarze Risse

³⁵⁴ Röhl, Anja, s.o.

³⁵⁵ Röhl, Anja, s.o.

³⁵⁶ Köttig (2004), Lebensgeschichten rechtsextrem orientierter Mädchen und junger Frauen. Biografische Verläufe im Kontext der Familien- und Gruppendynamik

Hans Joachim Maaz³⁵⁷ berichtet in seinen Forschungen darüber, wie sich die Auswirkungen der NS-Zeit in die Strukturen der DDR und darüber hinaus weiter tragen.

Viele der Jahrgänge 1928/29 waren als Kinder ideologisch auf den Krieg vorbereitet worden. Sie kamen jedoch nicht mehr in den Kriegseinsatz. „Viele von ihnen glaubten bis zum Kriegsende an den >Endsieg<, sahen sich als >Kämpfer für das Deutsche Reich< und wurden nicht mehr als Soldaten eingezogen. Es ist von daher anzunehmen, dass die Männer dieser Jahrgänge noch viel stärker in ihrer Identifikation mit dem >Dritten Reich< verhaftet blieben und noch weniger Anlass hatten, ihre Faszination gegenüber dem Nationalsozialismus zu hinterfragen, als diejenigen, die der >Hitlerjugend-Generation< direkt angehören.“³⁵⁸ Ergänzend möchte ich hinzufügen, dass dies auch für Frauen gelten kann, die in ähnlicher Weise durch die nationalsozialistische Erziehung geprägt worden sind.

Über die Weitergabe dieser Strukturen und faschistischer Glaubenssysteme in Familien an nachfolgende Generationen an jüngere Menschen hat Michaela Köttig geforscht. So berichtet die 18jährige Svenja im Jahr 2001, „Von daher hab ich auch einen sehr großen Russenhass, der ist fast so groß wie der Judenhass.“³⁵⁹ Köttig zeigt, wie der neue Nationalsozialismus aus dem alten Nationalsozialismus erwächst. Anja Röhl, deren Großvater eine erfolgreiche Karriere als Regierungspräsident im Nationalsozialismus machte, berichtet, wie die Kriegskindeltern den Krieg zu Hause gegen die eigenen Kinder fortgeführt hätten: Meine Eltern, „sie gingen den Weg einer unbewussten Verarbeitungsstrategie. Sie stehen stellvertretend für eine Generation, die ihre Kindheit im prosperierenden Nationalsozialismus verlebte, in die ein lange vorausgesagter Krieg wie etwas Selbstverständliches einfiel. Der sich zu einer zunehmenden Katastrophe mit unvorhersehbaren Folgen für sie auswuchs. Ihre Namen sind austauschbar ().“

„Nicht der Krieg mit seinen Bomben hat das Leben meiner Eltern bestimmt, (), sondern der Krieg als Einstellung, als Lebenshaltung, als Ziel, als Sinn, als Pflicht, als Meinung anderen Menschen gegenüber, als die Vorstellung von grässlichen Feinden, die ihre Familie, ihr Land, ihr Zuhause bedrohen, als Vorstellung, dass man unbedingt „siegen“ müsse, als etwas die gesamte Gesellschaft sozial Durchziehendes, als etwas, mit dem sie schon in den ersten Schuljahren aufwachsen, eng mit der Ideologie von Stärke und Kampf, Waffen und Sieg verknüpft, mit dem Gefühl einer unbedingten Notwendigkeit für die Obrigkeit einzutreten, da diese schon wissen müsse, was sie täte und mit wachsamem Misstrauen, imaginären Feinden gegenüber, verbunden mit der Bereitschaft, in jedem Feind, wie verlangt übermenschliche Bösartigkeiten zu entdecken. Unklar vernebelt hat sich dies mit dem immer gegenwärtigen, aber abstrakt gebliebenen Gefühl des Sterbens verbunden, sowohl des eigenen, als

³⁵⁷ Maaz (1990), Der Gefühlsstau, Ein Psychogramm der DDR

³⁵⁸ Köttig, S.84

³⁵⁹ Köttig, S.278

heldenhafte Tat, für irgendwas unklar Wichtiges, als auch das des Feindes, das man als „notwendig“, als erleichternden Ausweg aus einer Bedrohung phantasierte.“

Roese, dessen gutbürgerliche Eltern im Wohlstand gelebt hätten und dessen Vater als Kind auf einer Napola-Schule gewesen sei, berichtet ebenfalls von zahlreichen Demütigungen, denen er hauptsächlich durch seinen Vater ausgesetzt gewesen sei, während die Mutter sich duldsam verhalten habe. In diesem Bericht wird auch erwähnt, dass die Mutter sich auf Druck des Vaters mehrfachen Abtreibungen habe unterziehen müssen. Wiederholt sei die Mutter geprügelt worden. Wiederholt wird berichtet, dass der Bruder der Mutter diese sexuell missbraucht habe, damit er durch seine Triebabfuhr an der eigenen Schwester seine eigene Braut habe „jungfräulich ehelichen“ können. Für den sexuellen Missbrauch des Jungen Gerhard Roese durch Lehrer interessiert sich niemand. Niemand habe ihm geholfen, sagt Roese. „Existenzberechtigung“ erfahre man nur, wenn man etwas täte, was einem nicht gefalle. Arbeit darf keinen Spaß machen. Schule darf keinen Spaß machen. Überhaupt darf es, wie auch in vielen anderen Berichten keine Lebensfreude geben. Diese beiden Vortragenden stehen stellvertretend für viele andere dieser Generation und auch der Interviewten, die mir ähnliches über Misshandlung und Missachtung aus ihren Familien berichteten.

4.10.1. Zusammenhang von seelischem und körperlichem Missbrauch

Auffällig ist der hohe Anteil von Menschen, denen neben seelischem Missbrauch auch sexueller Missbrauch zugestoßen ist. Sichtbar ist die sexualisierte Gewalt im Krieg immer wieder geworden. Die Vergewaltigung von Frauen war an vielen Fronten Teil der Kriegsführung und Erniedrigung des Gegners. In vielen Berichten wurde mir von sexualisierter Gewalt und selbsterlebtem Missbrauch berichtet, ohne dass das Tonband lief.

In den Reihen der SS scheint sexualisierte Gewalt grade zu zum gängigen Repertoire gehört zu haben. Vertiefend und detailliert lässt sich dazu beispielsweise nachlesen in Harald Welzer „Täter, wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden“, S.199 ff. An dieser Stelle möchte ich auf weitere Zitate zu dem Thema verzichten. In verschiedenen Gesprächen ist mir grade auch von Kindern aus führenden NS-Familien von sexuellem Missbrauch innerhalb der Familie berichtet worden. Die Männer haben anscheinend ihre Frauen, Kinder, Enkel als Objekte betrachtet, die sich ihren Bedürfnissen zu fügen hatten.

Dazu passt auch die hohe Zahl von an die fünfhundert Bordellen in Konzentrationslagern und anderen Einrichtungen der SS und des Militärs mit Zwangsprostituierten.³⁶⁰

Die Abgespaltenheit der Gefühle lässt sich hier besonders deutlich zeigen. Die hier vorliegende Untersuchung zeigt an verschiedenen Beispielen, wie sich die Psychotraumen der nationalsozialistischen Zeit bis in die heutige Zeit ziehen.

³⁶⁰ Baris (2007), Kogon (1988), Sommer (2009)

4.10.2. Weitergabe von Bindungslosigkeit und Beziehungslosigkeit

Die im Nationalsozialismus kultivierte **Bindungslosigkeit und Beziehungslosigkeit** wurde in vielen deutschen Familien weitergegeben. Das Beispiel von Frau F.E.U., „Es war alles ganz normal“, zeigt wie Kinder als Funktionsobjekte betrachtet und behandelt wurden. Und wie es den Kindern in diesen Familien bis heute als „ganz normal“ erscheint, da sie kein anderes Lebensgefühl kennen. Frau F.E.C., „Alles, was Spaß gemacht hat, durfte ich nicht.“, deren Vater als Jugendlicher SS-Soldat war, hat die Schläge und Missachtungen aus ihrer Kindheit nicht als solche wirklich wahrnehmen können.

Die Berichte über ihren Onkel, dessen „Hobby“ das Schlachten von Tieren gewesen sei und der bei seiner Frau mehrere Abtreibungen in der Küche selbst durchgeführt habe, all dies empfindet Frau F.E.C. als „normal“. Sie lebt allein, mehrere Partnerschaften seien gescheitert und die Beziehung zu ihren Kindern sei schwierig. Das uneheliche Flüchtlingskind Herr M.F.C., „Die Kriegsgeschichten meines Vaters...“ wächst erst bei den Großeltern auf und später bei der Mutter. Die Geschichte ist insofern typisch, da es viele Kinder ohne vollständige Familie gab, deren Vater gefallen war oder bei denen die Mutter im Krieg umkam. Diese Art des Aufwachsens war nicht so ungewöhnlich für die damalige Zeit. Erst spät hätten sich bei Herrn M.F.C. die Eltern doch noch geheiratet. Herr M.F.C. habe sich Mühe gegeben, um schulisch und beruflich etwas zu erreichen. Zwei Ehen seien gescheitert. Und er fühle sich bis heute „im Grunde heimatlos“. Bei den Flüchtlingskindern Herrn M.K.L. „Ja der Krieg weiß ich nicht, aber Vertreibung das weiß ich, was dabei heraus gekommen ist. Also auch für uns Kinder.“, Frau F.F.W.,: „Auch wieder nicht dazu gehören“, Frau F.F.H., „Ich bin zwar da, aber mich sieht ja sowieso keiner.“, zeigt sich, wie die Eltern die Kinder missachteten und misshandelten, während es gleichzeitig auch im Außen zu der Ablehnung und Demütigung durch die Einheimischen gegen die Flüchtlinge gekommen sei. Schon die Glaubenssätze der Flüchtlingskinder sind bezeichnend und sagen viel aus über das lebenslange Gefühl nicht gesehen zu werden, nicht dazu zu gehören.

4.10.3. Weitergabe des Gefühls der Ausgrenzung

Auch hier gibt es gescheiterte Ehen und schwierige Beziehungen mit den eigenen Kindern. Die Traumatisierungen der Eltern, durch NS- Einflüsse und durch den Krieg werden zu Hause fortgeführt. Allen Geschichten aus Flüchtlingsfamilien ist gemeinsam, dass sie immer wieder **Erlebnisse von Verhöhnungen und Ausgrenzungen** im Westen erleben mussten³⁶¹. Hier hat sich bei den Nachkommen oft **ein Gefühl der Entwurzelung** und des **Nicht-dazugehörens** weiter getragen.

³⁶¹ Vergl. Kossert (2008), Kalte Heimat, Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945

Frau F.F.H. berichtete, wie der Großmutter Falläpfel vorenthalten worden seien, die die einheimische Frau lieber an die eigenen Schweine verfüttert habe, als sie Flüchtlingskindern zu geben. Frau F.F.W. erzählte, wie sie wegen eines aufgetragenen Pullovers im Dorfladen bloßgestellt worden sei. Herr M.K.L. sei wegen seiner nicht rheinischen Sprachausdrücke immer wieder in der Schule und im dörflichen Fleischerladen lächerlich gemacht und nach Haus geschickt worden. Immer wieder sei er von einheimischen Jungen verprügelt worden. Es scheint geradezu einen Krieg der einheimischen Jungen gegen den schwächlichen Flüchtlingsjungen gegeben zu haben.

Frau F.F.W.s Familie sei als Baptisten und Ungarndeutsche gegen Hitler eingestellt gewesen. Es besteht jedoch noch eine andere Machtstruktur und das ist die kirchliche. Auch in dieser Geschichte wird von Kindesmissbrauch berichtet. Der Großvater von Frau F.F.W, habe die eigenen Töchter und die Mutter von Frau W. missbraucht. Wie in der Flüchtlingsfamilie von Frau F.F.W. spielt auch in dem Bericht von Frau E.X.: „Und da war ich dann auch jemand und auch wichtig.“, die Religion eine große Rolle. Scheinbar unabhängig vom NS- System ganz christlich orientiert, zeigen sich bei näherer Betrachtung in der Familie von Frau E.X. die Auswirkung und Begeisterung auch der NS- Erziehung, wie sie in die Familien hineinwirkte und wie sich die brutale Behandlung der Kinder auf negative Weise mit NS- Idealen und fundamentalistisch interpretiertem Christentum mischten.

In dieser verdrehten Welt bedeutet Humor, sich über die Gefühle anderer und insbesondere der Kinder lustig zu machen und sie zu verhöhnen. Liebe bedeutet, dass Kinder geschlagen werden und missachtet werden. Beziehungen sind nicht entspannt und nah, denn Nähe bedeutet Gefahr. Und Gefühle müssen abgewehrt werden.

4.10.4. Abwertung der Kinder durch die Eltern

Immer wieder wird in den Interviews von **Gewaltausbrüchen** berichtet, von **Misshandlung** und von **Abwertung** der Kinder. Nichts konnte gut genug sein. Wolfgang Schmidtbauer beschreibt dieses Phänomen, das er Bewertung nennt und das ich exakter als Abwertung bezeichnen möchte, in traumatisierten Familien als Folge von Traumatisierung und Ängsten. „Und die therapeutische Arbeit mit Familien zeigt, dass Familienmitglieder einander umso heftiger bewerten, je mehr sich die Familie vor der Aufgabe erlebt, Traumatisierung zu bewältigen.(...) Nichts ist gut genug, alles könnte noch besser gemacht werden, durch jede Ritze könnte Gefahr eindringen. Wenn sie abgedichtet ist, schadet es nichts, sie wieder und wieder zu kontrollieren. Wenn eine Mutter dem Schulkind, das auf einer Schiefertafel übt, die fehlerfrei beschriebene Tafel mit dem nassen Schwamm auslöscht und sagt: ‚Schreib das jetzt zur Übung noch einmal!‘, dann können wir mit hoher Wahrscheinlichkeit davon ausgehen, dass es sich um eine traumatisierte Frau handelt. Fast durchweg berichten die Kinder der Traumatisierten, dass es unmöglich war, es den Eltern recht zu machen, mit den Eltern

Gefühle der Ruhe, der Zufriedenheit, der Sorglosigkeit zu teilen., Alles wurde schlecht gemacht', ist eine Aussage, die den Eltern insofern Unrecht tut, als diese nicht das Gute schlecht machen wollten, sondern danach trachteten, die Kinder immer wachsam zu erhalten für die Schwachstellen, an deren Illusionen, Träumen, naiven Hoffnungen. (...) Für die Praxis hat sich die Arbeitshypothese bewährt: Intensiv bewertende Familien sind traumatisiert. Fatal ist dabei, dass die fieberhafte Suche nach Sicherheit und die ständige Wachsamkeit nach dem Motto , Wehret den Anfängen' ihrerseits traumatisierende Wirkungen entfalten. So entsteht ein Teufelskreis: Wenn die Kinder in einer traumatisierten Familie etwas falsch machen, werden sie unbarmherzig bewertet, wird der, Fehler' energisch bekämpft. Es gibt in solchen Familien keine harmlosen Störungen. Die Traumatisierung hat den Angstdruck erhöht.³⁶²

Die von Schmidtbauer beschriebene Szene erinnert an die Erzählung von Herrn M.K.L.: „...aber Vertreibung das weiß ich, was dabei herausgekommen ist“. M.K.L. habe immer wieder die Schiefertafel neu beschriften sollen. Die anderen befragten Kriegsenkel berichteten ebenfalls davon, immer wieder kritisiert worden zu sein und nie sei etwas gut genug gewesen. Oft seien ihre Leistungen nicht wahrgenommen worden.

Hochspannung, Erregung und cholerische Ausbrüche sind ebenfalls ein Zeichen von Traumatisierung und werden in den Interviews beschrieben. Manche Traumatisierte versuchten die Gefühle mit Alkohol zu dämpfen, was die Situation nicht besser machte. Frau F.E.C. „ Alles, was Spaß machte, durfte ich nicht“ erzählte, wie sie ihren Vater regelmäßig aus der Kneipe habe holen müssen, wo er sich an der Theke mit einem Karabinerhaken festgebunden habe, damit er nicht umfiele.

4.10.5. Betonung des Starken, Abwertung des Schwachen

Eine weitere Beobachtung, die sich in den Erzählungen findet ist die **Mitleidslosigkeit und Trostlosigkeit** mit denen den Kindern begegnet wird. Sie werden nicht getröstet, wenn sie Kummer haben oder Krankheiten haben. Krankheiten wurden von den Nationalsozialisten als persönliches Versagen angesehen als persönliche Schwäche. Die Kinder werden brutal geschlagen, misshandelt, gedemütigt. Für ihre Befindlichkeiten gibt es kein Verständnis. Frau F.F.W. „Auch wieder nicht dazu gehören“, habe sich die Hände blutig geschlagen an der Kellertür, hinter der sie tagelang eingesperrt gewesen sei. Herr M.K.L. „...was Vertreibung ist, das weiß ich“, war mehrfach krank von der Arbeit und durfte die Lehrstelle nicht wechseln, auch wie es ihm sonst erging, habe die Eltern nicht interessiert. Frau F.F.H. „ Ich bin zwar da, aber mich sieht sowieso niemand“, erlebte das Nicht-wahr-genommen-werden als durchgängig in ihrer Kindheit. Sie habe eine Lehre abgeschlossen, die sie schrecklich gefunden habe, um später einen anderen Beruf zu ergreifen, der ihr mehr liege.

³⁶² Schmidtbauer (2008), Er hat nie darüber geredet. Das Trauma des Krieges und die Folgen für die Familie, S.84

Viele Kriegsenkel erzählten mir, von Krankheiten und Verletzungen, von Knochenbrüchen und sogar einem Blinddarmdurchbruch, die nicht versorgt worden seien. Mehrere berichteten mir von Arbeitseinsätzen auf dem Feld oder vom Bucheckern sammeln im Wald, bei denen sie trotz Schmerzen oder Schwächeanfällen hätten weiter arbeiten sollen. Sie erhielten keinen Trost und die Mitleidlosigkeit, die sie erlebten, hinterließ bei vielen das Gefühl, dass sie keinen Wert hätten, dass ihre Gefühle keinen Platz hätten. Dass man mit allem allein fertig werden müsse. Auch in späteren Jahren hätten viele Mühe, gut für sich zu sorgen, ihre Grundbedürfnisse zu verteidigen, sich anderen Menschen gegenüber Grenzen setzend zu verhalten.

Der aus vielen Familien berichtete befremdliche Umgang mit Krankheiten, das Nichtakzeptieren von Krankheit und Schwäche als natürlicher Bestandteil des Lebens, scheint häufig eine Tradierung von Glaubensvorstellungen aus der NS-Zeit zu sein. Nicht nur Sätze wie „ein deutscher Junge weint nicht“ und „stell dich nicht so an“, waren noch lange in der Erziehung der Kinder üblich³⁶³. In vielen Berichten aus den Fünfziger und Sechziger Jahren wurde mir erzählt, dass Kinder mit lebensbedrohlichen Krankheiten zwar versorgt worden seien, aber Trost, Zuwendung, Verständnis habe es nicht gegeben. Ein Mann erzählte mir, wie er als vierjähriger Junge in den 1960er Jahren, wegen einer lebensgefährlichen Krankheit im Krankenhaus operiert worden sei, dass er von der Mutter nicht besucht worden sei. Die Mutter sei sich nicht sicher gewesen, ob er überhaupt „lebenswert“ gewesen sei. Als er später aufgrund seiner Erkrankung als Erwachsener nicht zeugungsfähig gewesen sei, erklärte die Mutter, dass sein Leben aber doch einen Sinn habe, da er „sehr tüchtig im Beruf“ sei.

Aus der gleichen Zeit berichtete eine Frau, dass sie sich als kleines Mädchen, bei einem Fahrradsturz am Knie verletzt habe, dass das Kind gezwungen worden sei, herumzulaufen, nicht zu hinken, weil es sonst von der Mutter geschlagen worden sei, wenn es gehinkt habe. Das Knie habe noch sechs Wochen lang geeitert, ohne versorgt zu werden. Diese Beispiele ließen sich fortsetzen. Hier mögen Vorstellungen aus der NS-Zeit über „unerwünschtes, schwaches Leben“ und Gedanken wie aus dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ von 1933 eine Rolle mitspielen.³⁶⁴ Dass gerade das missachtende, nicht unterstützende Verhalten der Eltern zur schlechteren Genesung, zu chronischen Krankheiten und zum seelischen Leiden erst beigetragen haben, kam den betreffenden Müttern und Vätern nicht in den Sinn.

³⁶³ Vergleiche auch Müller-Münch (2012) Die geprügelte Generation, Kochlöffel, Rohrstock und die Folgen

³⁶⁴ Vergleiche „Das Kind adelt die Mutter“, Lück (1979), die Frau im Männerstaat, S.124, Mosse (1978), Der nationalsozialistische Alltag, S. 69 f, „Direkte Ausmerzungen unerwünschten Volkstums“ in Mitscherlich, Alexander, Mielke, Fred (1960), Medizin ohne Menschlichkeit, S.212 f

4.10.6. Weitergabe von Minderwertigkeitsgefühlen

Auch **mangelndes Selbstbewusstsein und Minderwertigkeitsgefühle** werden von den Kriegsenkeln berichtet. Oft stehen dahinter Traumen. Die entwertenden überkritischen Eltern konnten den Kindern kein gesundes Selbstbewusstsein geben, keine natürliche Wertschätzung. Selbst Leistungen der Kinder konnten nicht wahrgenommen werden. Obwohl sie gute Schulleistungen hatten, gelangten viele erst auf schwierigen Umwegen zu einem höheren Schulabschluss, (F.F.W., M.K.L., F.F.H.). Erst andere Menschen - oft Lehrer – hätten sich eingesetzt, damit die Kinder wahrgenommen werden konnten und gefördert wurden. Frau F.F.H., „...mich sieht ja sowieso keiner“, berichtet, wie sie ihr Leben lang unter dem Minderwertigkeitsgefühl gelitten habe und sich erst durch Weiterbildungen in ihrer Arbeitsstelle in der Psychiatrie, daraus erst mühsam heraus entwickelt habe.

Frau F.F.W., „auch wieder nicht dazu gehören“, habe mit über 30 Jahren eine Therapie begonnen, nachdem sie gemerkt habe, dass sie zuvor nur funktioniert habe. Herr M.K.L. „...aber was Vertreibung bedeutet, das weiß ich“, kann gegen den Willen des Vaters erst nach einer Lehre noch einmal zur Schule gehen und dann studieren. Dass Menschen, die in ihrer Kindheit so abwertend und missachtend behandelt worden sind, **eine große Unsicherheit haben, ihren eigenen Wahrnehmungen wirklich zu trauen**, ist naheliegend.

Bei einigen Kriegskindern scheint es so zu sein, als ob sie erst quasi Übersetzungen brauchen oder eine Erlaubnis, durch andere oder eine offizielle Stelle, um etwas wahrnehmen zu dürfen. So wie der alte Mann, der als Kind mit seiner Mutter durch das brennende Dresden gelaufen sei, mir detailliert seine Wahrnehmung der brennenden Menschen schilderte und gleichzeitig betonte, dass Kinder dies wieder vergessen würden. Er hatte es offenbar nicht vergessen. Eine Frau der Kriegskindgeneration, deren Tochter einen Beruf ausübte, den sie als Mutter nicht akzeptierte, konnte die Tätigkeit der Tochter erst realisieren, nachdem mehrfach über ihre Tochter und deren Erfolge in der Zeitung berichtet wurde. Hier könnten eingeübte Spaltungen aus der NS-Zeit wirksam sein, in der nur das wahrgenommen werden durfte, was erwünscht war³⁶⁵.

In diesem Zusammenhang ist auf das Buch des Philologen Victor Klemperer³⁶⁶ hinzuweisen, der in seiner „Lingua Tertii Imperii, Die Sprache des Dritten Reiches“, die verschleiernde und umdeutende Sprache der Nationalsozialisten aufdeckt. Was sich nicht benennen lässt, ist kaum geistig oder gefühlsmäßig zu erfassen.

Das Missachten der Kinder der Kriegskinder in ihren Befindlichkeiten durch die Eltern, mag ebenfalls zu dem Gefühl - der eigenen Wahrnehmung nicht trauen zu dürfen - beigetragen haben. Denn oft, wenn die Kinder etwas sagten, etwa wenn das Essen nicht schmeckte, so haben die Kriegskinder und Älteren, die den Krieg und die Hungerszeit miterlebt haben, dies ganz schnell relativiert, entwertet und die Gefühle „weg gemacht“ mit Sätzen wie „es gibt

³⁶⁵ Vergleiche Haffner (2006), Geschichte eines Deutschen, S.247

³⁶⁶ Klemperer (1999a), LTI, Die Sprache des Dritten Reiches

Schlimmeres.“ Das Kind solle sich nicht so anstellen. Oft hätten Kinder sich bei ihren unerwünschten Wahrnehmungen nicht beschweren dürfen. So habe das Zimmer nicht so kalt sein können, wie der Krieg in Stalingrad und die Arbeit auf dem Feld nicht so schwer wie die Arbeit unter den Russen und der kratzige Naturwollpullover konnte nicht so schlimm sein, wie wenn man gar keinen Pullover gehabt hätte. Wenn der Vater sich nicht um das Kind kümmerte, so konnte das nicht so schlimm sein, wie wenn der Vater im Krieg gefallen wäre. Immer war das Leiden der Eltern schlimmer gewesen. Die Kinder wurden angehalten, ihre eigenen Befindlichkeiten nicht zu zulassen und eigentlich gar nicht wahrzunehmen. Dieses Nichtwahrnehmen sei dann teilweise so weit gegangen, dass sie auch eben mit Krankheiten und Schmerzen nicht zum Arzt gegangen seien. Sie hätten nicht lernen können, sich gut um sich selbst sorgen.

4.10.7. Besonderheiten in der Verarbeitung bei verfolgten Familien

Besonderheiten zeigen sich bei der Bewältigung von Kriegs-, Flucht- und Verfolgungserlebnissen und bei der Weitergabe von Traumata in jüdischen Familien, wengleich sich auch hier sehr unterschiedliche Bewältigungsstrategien zeigen. Auffällig ist, dass die Kinder in den befragten jüdischen Familien nicht von ihren Eltern abgewertet und auch nicht misshandelt worden seien. Die Eltern hätten immer versucht ihre Kinder so gut wie nur irgend möglich zu fördern. Die Gewalt kam in den befragten jüdischen und sozialdemokratischen Familien von außen.

Die Traumatisierungen und schweren seelischen Belastungen zeigen sich noch viele Jahrzehnte nach dem Krieg.

Frau F.J.J., „Meine Haschara in Deutschland hat 30 Jahre gedauert“, zieht mit ihrer Familie gleich mehrfach um- von Polen nach Israel und von Israel nach Deutschland. Obwohl sie eigentlich nach Amerika gewollt hätten, seien sie dann aus pragmatischen Gründen in Deutschland geblieben, der Sprache und der Kultur wegen, mit der sie sich vertraut gefühlt hätten. Äußerlich angepasst, erfolgreich mit disziplinierter Arbeit, sehr gepflegter Kleidung und mit großem Interesse an Kultur und Bildung, fühle sich die Frau F.F.J. nach 30 Jahren nicht angekommen und eingewöhnt. Auch ihr Mann, der als Jugendlicher in Polen unter schwierigsten Umständen mehrfach seinen Verfolgern entkommen sei, habe nicht das Gefühl in der Gesellschaft angekommen zu sein. Er habe sich arrangiert. Bei seiner Frau und den Kindern fühle er sich angekommen und wohl.

Die Tochter Frau F.J.S., „und habe mich in erster Linie als Jüdin gefühlt“, engagiere sich in der Gesellschaft, im Betriebsrat und in der Gemeinde. Trotzdem empfinde sie sich nicht wirklich als „Deutsche“ sondern eher als „Jüdin“. Sie habe einen Griechen, weil der auch „vom Mittelmeer komme“ geheiratet, einen Juden aus Polen und lebe schließlich mit einem pol-

nisch stämmigen Schlesier zusammen. Hier zeigt sich in der Wahl der Partner, das Zugehörigkeitsgefühl zu verschiedenen Gruppen, die sich teilweise überschneiden.

Die Erzählung der Frau F.J.H., „Mein erstes Bilderbuch das war ein Bilderbuch über Auschwitz“, zeigt sehr eindrucksvoll die Bedeutung der Shoa, wie sie sich in vielen jüdischen Familien ausgedrückt hat. Bereits was sich vor ihrer Geburt abspielte, ist schwer zu ertragen. Das Kind sei mit der Notwendigkeit aufgewachsen, sich um die depressive Mutter kümmern zu müssen. Auch die Halbgeschwister seien ohne ausreichende Beelterung aufgewachsen. Zur eigentlichen Familie seien andere jüdische Kinder und Jugendliche geworden, die sich gegenseitig bei den Hausaufgaben geholfen hätten und ihre Freizeit gemeinsam verbracht hätten. Immer wieder habe die Mutter wegen schwerer Ängste, Depressionen und seelischer Not in die Psychiatrie gemusst.

Hier wird es sehr deutlich, wie sich die Traumatisierung bis weit in die nächste Generation zieht und weiterführende Folgen hat. Das Unverständnis, ja man kann sagen, die völlige Ignoranz der Ärzte und Psychologen gegenüber dem Leid der Verfolgung, zieht sich in dieser Geschichte bis weit in die 80er Jahre hinein. Auch der Arzt und Psychotherapeut Dr. M.J.M., „Ich war ein frommer evangelischer Junge“, der wegen seines jüdischen Vaters verfolgt worden sei, erzählt, dass seine Kollegen erst Mitte der 90er Jahre begonnen hätten, ihn auf seine Geschichte anzusprechen. Und dies obwohl sein Name auf seine Herkunft hätte hindeuten können und er in seinem Wartezimmer jahrelang ein großes Plakat mit einem Davidstern hängen gehabt habe. Aber nie habe ihn jemand darauf angesprochen. Auch er selbst sei erst spät, nach vielen Jahrzehnten, Mitte der neunziger Jahre in der Lage gewesen das Thema der Verfolgung anzusprechen. Aus den Erlebnissen, seiner geraubten Jugend, sei für ihn die Lebensaufgabe geworden, sich um andere Jugendliche zu kümmern, sie sexuell aufzuklären und sich dafür einzusetzen, dass sie es leichter haben konnten, als er selbst es einmal gehabt habe.

Viele Sozialdemokraten haben eine Geschichte der Verfolgung erlitten. Wie in der Dokumentation „1937“³⁶⁷ berichtet, wurden am Anfang der NS- Zeit zuerst die politischen Feinde in die KZs gesperrt. Erst nachdem die politischen Feinde an ihrer Arbeit gehindert waren, konnte Schritt für Schritt die Judenvernichtung durchgeführt werden.

Die Sprecherin Frau S.V.K., „Kind schweig still“, sei als noch junges Kind mit ihren sozialdemokratischen Eltern, der Mutter und zeitweise dem Vater jahrelang in der Emigration in Frankreich gewesen. Unter schweren Bedingungen mit harter Arbeit habe sie mehrfach einige Zeit an einem Ort leben können. Sie habe weder den Franzosen vertrauen können, die sie als Deutsche beschimpft hätten, noch den deutschen Besatzern, da diese die Eltern ins KZ hätten bringen wollen. Dann habe es wieder Fluchten gegeben, bis sie schließlich aus reiner Not und halb verhungert in einem Zug mit Emigranten nach Deutschland zurückge-

³⁶⁷ „1937“, ARTE Dokumentarfilm, Ausstrahlung Sep.2012, aufgenommen 1937

kehrt seien. Sie hätten in Deutschland aussteigen können. Die Juden in dem Zug seien dann nach Auschwitz weiter transportiert worden. Der Vater sei an den Folgen sogenannter medizinischer Versuche in einem KZ ums Leben gekommen. Die Sprecherin habe nie innerlich Frieden in Deutschland finden können. Zusätzlich zu ihren eigenen Belastungen habe sie sich auch später nach dem Krieg lange um die Traumatisierungen der Mutter kümmern müssen. Die Flucht und die Folgen haben eine lebenslange Wirkung gehabt, die sich auch gesundheitlich ausgewirkt haben.

Frau J., „Natürlich war ich gegen die Nazis“, sei in einer Bergarbeiterfamilie aufgewachsen, die in ein lokales kommunistisches Netz eingebunden gewesen sei. Trotzdem der Vater im KZ gewesen sei, sei sie im BDM gewesen und habe später eine Lehrstelle bekommen und gearbeitet. Ihr späterer Mann sei bereits als junger Mann im KZ gewesen. Die weitere politische Tätigkeit für den Kommunismus habe in der Adenauer-Zeit Probleme mit sich gebracht. Frau J. sei ihr Leben lang sehr verknüpft in dem kommunistischen Netz ihrer Heimatstadt gewesen und habe sich da bis zu ihrem Tod engagiert.

In den unterschiedlichen Gruppen gibt es verschiedene Belastungen, die sich durch die Elterngeneration auf die Kinder übertragen. Ohne Belastung ist keines dieser ehemaligen Kriegskinder und Kriegsenkel gewesen, die mit mir gesprochen haben. Auffällig ist der hohe Anteil der Frühverrenteten. Von den Kriegsenkeln aus Flüchtlingsfamilien sind mehrere der Interviewten sehr früh in Rente gegangen und oder aus psychischen Gründen aus dem Beruf geschieden. Die andauernde psychische Spannung der Kindheit, oft in der Kombination mit Misshandlungen können hier als frühe Schädigungen angesehen werden. Nachdem die Kriegskinder häufig „durchgehalten“ haben und Karriere machten, scheinen die Kriegsenkel bereits seit ihrem Lebensbeginn so stark belastet zu sein, dass sie wegen Burnout, Depression, Schmerzerkrankung vorzeitig aus dem Arbeitsleben ausgeschieden sind. Viele scheinen keine passenden Ehepartner zu finden und haben mehrere Ehen hintereinander. Deutlich ist es auch, dass einige, die die eigene Kindheit nicht gut verkräftet haben, später keine Kinder haben. Einige begeben sich in Therapie und finden dadurch Linderung.

4.10.8. Bedeutung der Kinder für die Eltern

Je nach Herkunftsfamilie lassen sich unterschiedliche Rollen zeigen, die die Kinder für die Eltern gespielt haben. In vielen jüdischen Familien werden die Kinder als Kompensation, Retter und Ersatz gesehen³⁶⁸. In den Täter-, und Mitläuferfamilien werden nach meiner Untersuchung die Kinder vor allem als Feinde betrachtet, deren „Existenzberechtigung“ erst durch Arbeit und Erfolg gerechtfertigt werden kann wenn überhaupt. Bei Töchtern scheint es in vielen Familien gar keinen Weg zu geben, ihre Existenz zu rechtfertigen. Immer wieder

³⁶⁸ Wardi (1997)

wurde in den Erzählungen berichtet, dass die Mädchen für ihr Mädchensein benachteiligt wurden.

Hier kann man fragen, inwieweit sich die häufig im Krieg erlebte oder praktizierte sexualisierte Gewalt sich in den Familien weiter fortsetzte. Mehrere Töchter aus höheren NS-Familien berichteten mir von mehrere Generationen überschreitendem sexualisiertem eigenem Missbrauch durch Väter und Großväter.³⁶⁹ In vielen Familien gibt es bei den Nachgeborenen bereits sehr frühe Schädigungen. In den Täterfamilien zeigt sich die Gewalt gegen die Kinder und die Fortführung der selbst erlebten gewaltbetonten Erziehung bereits seit der frühesten Kindheit. Oft zieht sich die Missachtung der eigenen Kinder und insbesondere der Töchter lebenslang durch.

Tillmann Moser schreibt in seinem Vorwort zu Dinah Wardi: „Das Gefühl, von den eigenen Eltern nicht geschützt worden zu sein, drang tief in die Seele ein, hinterließ Trauer und Wut, die nie ausgedrückt werden konnten. So sollte oftmals der Ehemann die verlorene Mutter ersetzen; Sexualität wurde, so entfremdet, ein Ersatz für verlorene Wärme und Sicherheit.“³⁷⁰ „Zu diesem Zeitpunkt sahen die meisten überlebenden Frauen in ihrem Partner noch immer eine fremde Person, deren Gegenwart das Gefühl der Einsamkeit keineswegs milderte, sondern die nach dem Verlust der eigenen Familie (insbesondere der Mutter) entstandene Leere noch steigerte.“ Moser schreibt weiter: „Daß die Kinder der Täter und Mitläufer oft von Angst und Grauen getriebene Lebensläufe hatten, könnte ein anderes, schier unerträgliches Paradox mildern: Die Generation der Täter scheint kaum gebüßt zu haben. Viele ließen ihre Frauen büßen und dann ihre Kinder, da sie weiterhin ihre „Opfer“ brauchten; und da wiederum ist es, ganz ähnlich wie in jüdischen Familien, oft nur eines aus der Reihe der Geschwister, das durch Beunruhigung und Leid die verborgene Geschichte ans Licht bringt. Man könnte darin ein Stück transgenerationaler historischer Gerechtigkeit sehen.“

4.10.9. Unterschiede zwischen Täter- und Opferfamilien

Es gibt gravierende Unterschiede zwischen den Familien der Täter und der Opfer. Die Verbrechen des Nationalsozialismus an anderen Menschen und an den Kindern ziehen bei Nachkommen aus NS-Familien weiterhin Spuren. Die Interviews belegen, dass die Kinderverachtung in der nachfolgenden Kriegsenkelgeneration häufig weitergeführt wird. „Viele Angehörige der zweiten Generation bei uns in Deutschland, die selbst Eltern sind, stehen offensichtlich sogar unter dem Zwang, Täterfragmente noch an die dritte Generation weiterzugeben.“³⁷¹ Kinder von Kriegskindern, die sich in Therapie begeben und das familiäre Schweigen brechen, stellen sich damit häufig außerhalb der Familien. Sie werden gemieden.

³⁶⁹ Vergl. Loch (2006), Sexualisierte Gewalt in Kriegs- und Nachkriegskindheiten, Lebens- und familiengeschichtliche Verläufe

³⁷⁰ Tillmann Moser im Vorwort zu Dinah Wardi

³⁷¹ Moser (1997)

Dies haben mir praktisch alle berichtet, die das Tabu des Schweigens über die Gewalt in der Familie gebrochen haben. Die Brüche, die sich in vielen Familien zeigen, hängen mit den unterschiedlichen Loyalitäten gegenüber den Tätern zusammen.

Es war für viele Kinder nicht möglich, sich den Misshandlungen und Missachtungen zu stellen, da das zu überwältigend gewesen wäre. Wer sich durch Spaltung vor Fragmentierung schützen muss, ist nicht in der Lage, sich unangenehmen Wahrheiten zu stellen und damit auseinander zu setzen³⁷². Jeder Mensch entwickelt seine eigenen Möglichkeiten mit den Verletzungen umzugehen.

Auch in anderen Untersuchungen³⁷³ wird darauf hingewiesen, dass nachfolgende Generationen sich unter dem Einfluss des historischen soziopsychologischen Geschehens entwickeln. „Sowohl in Familien von Nazitätern als auch in Familien von Überlebenden konnten wir immer wieder beobachten, wie sehr sich die mittlere Generation vor einer Nähe zur Familienvergangenheit schützt, sich dabei emotional verschließt und sich auf eine erfolgreiche Lebensführung konzentriert. Es ist dann eher die Generation der Enkel, die beginnt, das Leiden an der Vergangenheit, die Vernichtungsängste und die sie verfolgenden Phantasien einzugestehen, offen zu äußern und auch auszuagieren. Die bei den Enkeln zu findenden psychischen und psychosomatischen Symptome sind jedoch nicht pathologischer als die emotionale Verslossenheit der Elterngeneration und ihre Konzentration auf ein erfolgreiches Leben³⁷⁴.“

Die Nachkommen von Tätern fürchten sich oft selbst, von den Eltern als lebensunwert verfolgt oder ermordet zu werden. „Diese Nachkommen bedürfen einer Unterstützung darin, ihre Ängste als real wahrzunehmen³⁷⁵.“

4.10.10 Kreativität und Resilienz

Für die Fähigkeit, sich den Auseinandersetzungen mit den eigenen transgenerationalen und Familientraumata zu stellen und sich selbst weiter zu entwickeln, ist es vor allem notwendig, tragende, schützende, wertschätzende Beziehungen zu erleben, die es dem Betroffenen ermöglichen, Resilienzen zu entwickeln und neue gesündere Lebenseinstellungen und intrapsychische Strukturen aufzubauen. Hier gibt es gute und fruchtbare therapeutische Ansätze, die in der Traumatherapie³⁷⁶ und der strukturierenden tiefenpsychologischen Psychotherapie³⁷⁷ entstanden sind und weiter entwickelt werden. Allen Traumatherapien gemeinsam sind

³⁷² Rudolf (2010), Psychodynamische Psychotherapie. Die Arbeit an Konflikt, Struktur und Trauma

³⁷³ Rosenthal in Birkmeyer (2007)

³⁷⁴ Rosenthal in Birkmeyer (2007) S.44

³⁷⁵ Ebenda S.45

³⁷⁶ Reddemann, Dehner-Rau (2004)

³⁷⁷ Rudolf (2010)

allgemeine therapeutische Wirkfaktoren: Ressourcenaktivierung, Problemaktualisierung, Problembewältigung, motivationale Klärung, Therapiebeziehung.³⁷⁸

„Die therapeutische Chance strukturbezogener Psychotherapie liegt darin, dass den Patienten rasch und trotz schwieriger Beziehungsgestaltung geholfen wird. Darüber hinaus können Patienten vor jenem Schaden bewahrt werden, den sie zu erleiden drohen, wenn der Therapeut versucht, bei ihnen im Sinne einer konfliktaufdeckenden Therapie einen analytischen Prozess in Gang zu setzen. Abwehrdeutungen verstärken die Hilflosigkeit des Patienten ebenso wie das abstinente Nicht-Eingehen auf aktuelle Fragen und Nöte; Übertragungsdeutungen verwirren und belasten die therapeutische Beziehung mehr, als dass sie sie klären und fördern, weil der Patient die angebotenen Erklärungen für die psychischen Vorgänge aufgrund seiner Mentalisierungsschwäche nicht verstehen kann.“³⁷⁹

In frühen Bindungsprozessen und in den ersten Lebensjahren entwickelt sich die Fähigkeit, sich mentale Zustände im eigenen Selbst und in anderen Menschen vorzustellen. Die Fähigkeit der Mentalisierung ist eine zentrale Determinante der Organisation des Selbst und der Affektregulierung.³⁸⁰

Für die Therapie ist es wichtig, die Gefühle angemessen zu versorgen und zu integrieren. Angesichts dessen, dass unsere Gesellschaft einen höher werdenden Anteil älterer Menschen hat, ist es positiv zu sehen, dass die Therapie posttraumatischer Belastungsstörungen auch in höherem Alter heute als erfolgreich angesehen wird.³⁸¹

Peter Levine³⁸² schreibt: „Viele Kriegsveteranen und Vergewaltigungsoffer kennen dieses Szenario nur zu gut. Manchmal bemühen sie sich viele Jahre lang, über ihre Erfahrungen zu reden, sie wiederzuerleben, ihre Wut, ihre Angst und ihren Schmerz zum Ausdruck zu bringen. Doch da es nicht gelingt, vollständig durch die instinkt-induzierte >Immobilisationsreaktion< hindurchzugehen, sie zum Abschluß zu bringen und die vom Überlebenskampf zurückgebliebene Energie zu entladen, bleiben sie oft im Labyrinth des Traumas gefangen und leiden weiter unter dem Erlebten.

Zum Glück lassen sich die ungeheuren Energien, durch welche die Traumasymptome entstehen, zur Transformierung des Traumas nutzen und können uns darüber hinaus zur Heilung und sogar in neue Höhen der Meisterschaft und Weisheit befördern. Ein aufgelöstes Trauma ist ein großes Geschenk, das uns zur natürlichen Welt von Ebbe und Flut, zu Harmonie und Mitgefühl zurückführt.“

Traumen müssen nicht von Generation zu Generation weiter gegeben werden. Therapie ist eine Möglichkeit, Traumen zu bewältigen und Wachstum zu fördern.

³⁷⁸ Rudolf (2011), S.59

³⁷⁹ Rudolf (2011), S.74

³⁸⁰ Vergl. Fonagy (2004) S.31

³⁸¹ Maurer in Hartwich u.a. (2000), S. 113-120

³⁸² Levine (1998), S.30

Auch eine andere bindungsfördernde Erziehung und der wertschätzende, achtsame Umgang mit Kindern kann das Muster positiv verändern.

Persönliche Eigenschaften wie Neugier, Interesse, Selbstvertrauen, Widerstandsfähigkeit und Authentizität sind Eigenschaften, die sowohl in einer gesunden Erziehung gefördert werden, als auch den kreativen Menschen auszeichnen.³⁸³ Kognitive Flexibilität, mehrdimensionales Denken, sowie selbstständiger Arbeitsstil, selbstständiges Handeln, die Fähigkeit zu guter Kommunikation und aktivem Zuhören, sind ebenso Fähigkeiten, die den kreativen Menschen, wie auch den resilienten Menschen auszeichnen.

Der Begriff Resilienz stammt aus dem Lateinischen und bedeutet Widerstandsfähigkeit in dem Sinne, dass Menschen, die eine hohe Resilienz haben, fähig sind, ihre psychische Gesundheit unter Bedingungen zu erhalten, in denen andere Menschen zerbrochen wären. Hier gibt es zahlreiche Studien, aus denen deutlich wird, dass es bestimmte menschliche Grundstrukturen sind, die Kinder fördern und die lebenslange Resilienz stärken. Besonders fördernd haben sich stabile Bindungen herausgestellt, ebenso wie die Wertschätzung von Bildung in der Familie. Mit Bildung sind hier nicht gesellschaftsanerkannte Bildungsabschlüsse gemeint, sondern das Lernen als Wert selbst, als Selbstzweck. Untersuchungen zeigen, dass gemeinsames Tun wie den Kindern vorzulesen, sich besonders förderlich auswirkt.³⁸⁴ Kinder profitieren von Eltern, die aktiv den Kontakt zu Gleichgesinnten suchen und in sozialen Gruppen Verantwortung übernehmen. Hier können auch Großeltern eine schützende und stärkende Rolle spielen³⁸⁵.

Wie die vorliegende Studie zeigt, sind in den Verfolgtenfamilien grade diese Werte von Bedeutung gewesen. Die Eltern waren engagiert und bemüht, den Kindern möglichst viel Bildung zukommen zu lassen. Sie waren in Parteien oder Kirche und Gemeinde eingebunden. Die Idee, dass resiliente Menschen härter seien, stimmt nicht. Sie sind hingegen eher in der Lage über Gefühle zu sprechen, sie sind einfühlsamer, weniger aggressiv und suchen Hilfe und sind sozialer.³⁸⁶

Die Erziehung der Kinder im Nationalsozialismus hat die Abspaltung und Unterdrückung der Gefühle zum Ziel.

Daher sei zum Abschluss an dieser Stelle auf die neuen Entwicklungen in der frühen Bindungsförderung³⁸⁷ hingewiesen und auf die präventiven Säuglingstherapien zur Bewältigung frühster pränataler, perinataler und postnataler Traumata rund um die Geburt, die den Aufbau der tragenden Bindung³⁸⁸ in der frühesten Entwicklung des Kindes fördern³⁸⁹.

³⁸³ Vergl. West, Michael (1999) , Pohl (2012)

³⁸⁴ Vergl. Caplan (1992)

³⁸⁵ Vergl. The Iowa Youth and Families Project(2005)

³⁸⁶ Ebenda

³⁸⁷ Vergl. Harms (Hrsg.) (2000), vergl. Fonagy u.a.(2002)

³⁸⁸ Vergl. Schiffer (2012)

³⁸⁹ Vergl. Janus (2011)

Sie legen somit den Grundstein für das friedliche selbstangebundene mit sich selbst in Beziehung stehen. Nur wer mit sich selbst und seinem Körper in Beziehung steht, seine Gefühle wahrnimmt und in angemessener Weise steuern kann, kann auch mit anderen Menschen in guten und wertschätzenden Bindungen und Beziehungen sein. Solche Menschen werden friedlich, fürsorglich und verantwortungsvoll in der Welt sein.

Literaturliste

- A.G. Gender- Killer, (Hrsg.), (2005), Antisemitismus und Geschlecht, von „maskulinisierten Jüdinnen“, „effeminierten Juden“ und anderen Geschlechterbildern, Unrast- Verlag, Münster
- Abel, Theodore (1938), Why Hitler came to Power, An Answer Based on the Original Life Stories of His Followers, Prentice Hall, New York
- Adamaszek, Monika (1996), Leibliches Befinden in Familienkontexten, Genogramme in der Gesundheitsbildung, BIS-Oldenburg
- Adamaszek, Monika (2005), Kernkonflikte kindlicher Loyalität, in Familie und Gesellschaft, Hrsg., Busch, Friedrich W., Nave-Herz, Rosemarie, BIS Oldenburg
- Adamaszek, Monika (2006), Was hat der frühe Tod meines Großvaters mit mir zu tun? Familienbiographische Zugänge zu Stellvertreterphänomenen, Internethomepage
- Adamaszek, Rainer (2003), Familienbiographik, Carl-Auer, Heidelberg, 2.Auflage
- Adorno, Theodor (1955), Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie, Aufsätze zur Gesellschaftstheorie und Methodologie, Suhrkamp
- Adorno, Theodor (1966), Erziehung nach Auschwitz, Suhrkamp
- Adorno, Theodor (1972), Zum Verhältnis von Soziologie und Psychologie, in Gesammelte Schriften 8, S. 42-65, Suhrkamp,
- Adorno, Theodor (1973), Studien zum autoritären Charakter, Suhrkamp
- Adorno, Theodor (1964), (Original 1950) The Authoritarian Personality, Wiley and sons, New York
- Ahlheit, Peter, Dausien, Bettina, Fischer- Rosenthal, Wolfram, Hanses, Andreas, Keil, Annelie, (Hrsg.), (1999), Biografie und Leib, Psychosozial-Verlag
- Altmann, Andreas (2012), Das Scheißleben meines Vaters, das Scheißleben meiner Mutter und meine eigene Scheißjugend, Piper, München
- Aly, Götz (2005), Endlösung, Völkerverschiebung und der Mord an den europäischen Juden, Fischer Tb, Frankfurt a. M.
- Aly, Götz (2007), Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945, Oldenbourgverlag
- Aly, Götz (2011), Warum die Deutschen, warum die Juden, Fischer
- Aly, Götz (1997), Macht Geist Wahn, Kontinuitäten deutschen Denkens, Argon, Berlin, Fischer Tb, Frankfurt a. M.
- Aly, Götz , Heim, Susanne (1991), Vordenker der Vernichtung, Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung, Fischer TB, Frankfurt a. M.
- Amery, Jean (1977), Reflexionen über Folter, Klett-Cotta, Stuttgart
- Analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie, Zeitschrift für Theorie und Praxis der Kinder- und Jugendlichen- Psychoanalyse und der tiefenpsychologisch fundierten Psychotherapie,

- Behandlungstechnik, Trauma und transgenerationale Weitergabe, Heft 118, XXXIV. Jg., 2/2003, Brandes& Apsel, Frankfurt a. M.
- Arendt, Hannah (1986), (Original 1964), Eichmann in Jerusalem, Von der Banalität des Bösen, Piper, München, Zürich
- Arendt, Hannah (1995) (original 1951), Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft original, The Origins of Totalitarianism, (1951),New York, dt. zuerst 1955, hier Piper, München
- Aretin, Felicitas von (2004), Die Enkel des 20. Juli 1944, Faber & Faber, Leipzig
- Arnim, Gabriele von (1991), Das große Schweigen, Von der Schwierigkeit mit den Schatten der Vergangenheit zu leben, Droemersch Verlaganstalt Th. Knaur Nachf.
- Ast, Gabriele, Volkan, Vamik (1994), Spektrum des Narzißmus, Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen
- Atteslander, Peter (2003), Methoden der empirischen Sozialforschung, de Gruyter Studienbuch
- Aust, Stefan, Burgdorff, Stephan (2005), Die Flucht, Über die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten, DTV
- Avila, Elena, Parker, Joy (2000), Curandera, Eine mexikanische Schamanin berichtet, Goldmann, München
- Bahr, Egon (1996), Zu meiner Zeit, Autobiografie, München
- Bar, Stefan (2002), Fluchtpunkt Neonazi, Tilsner, Bad Tölz
- Baris, Alakus u.a (2007), Sex, Zwangsarbeit in nationalsozialistischen Konzentrationslagern, Mandelbaum
- Bar-On, Dan (1990), Die Kinder der Holocaust-Täter und ihre Suche nach Integrität, In Integrative Therapie 16(3), S.222-245
- Bar-On, Dan (1992a), Israeli and German Students encounter the Holocaust through a group process; Partial relevance and working through, In International Journal of Group Tensions, Bd.22(2), 81-118
- Bar-On, Dan (1992b) A Testimony on the Moment before the (Possible) Occurrence of a Massacre, In Journal of Traumatic Stress 5 (2), 289-301
- Bar-On, Dan (1993a), Die Last des Schweigens, Campus, Frankfurt
- Bar- On, Dan (1993b), Der Rabbi von Jerusalem, In ders. 1993a, S.147-165
- Bar-On, Dan (1995a), Fear and Hope, Three Generations of the Holocaust, Cambridge Harvard University Press
- Bar-On, Dan (1995b), Begegnungen zwischen den Nachkommen von Holocaust-Überlebenden und Nachkommen von Holocaust-Tätern, Ein Weg um mit der Vergangenheit für die Zukunft zu kämpfen, In Attia, I. et al (Hg.), Multikulturelle Gesellschaft und monokulturelle Psychologie? Antisemitismus und Rassismus in der psychosozialen Arbeit, Dgvt-Verlag S.52-77

- Bar-On, Dan (2004), (Erweiterte Neuauflage), Die Last des Schweigens, Gespräche mit Kindern von NS-Tätern, Edition Körber-Stiftung
- Barocas, Harvey, Barocas, Carol (1979), Wounds of the fathers; the next generation of Holocaust victims, in *International Review of Psychoanalysis*, 6 (3), S.331-340
- Bateman, Anthony, Fonagy, Peter (2001), Treatment of borderline personality disorder with psychoanalytically oriented partial hospitalization, an 18th month follow-up, *American Journal of Psychiatry* 156, S.1563-1569
- Bauer, Joachim (2002), Das Gedächtnis des Körpers, Wie Beziehungen und Lebensstile unsere Gene steuern
- Bauer, Joachim (2005), Warum ich fühle, was du fühlst, Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone, Hoffmann und Campe, Hamburg
- Bauer, Joachim (2006), Prinzip Menschlichkeit, Warum wir von Natur aus kooperieren, Hoffmann und Campe, Hamburg
- Bauman, Zygmunt (1992), Dialektik der Ordnung, Die Moderne und der Holocaust, Europäische Verlagsanstalt, Hamburg
- Benz, Ute (Hrsg.) (1993), Frauen im Nationalsozialismus, Dokumente und Zeitzeugnisse, Beck, München
- Bergmann, Martin, Jucovy, Milton, Kerstenberg, Judith (Hrsg.), (1995), Kinder der Opfer, Kinder der Täter, Fischer, Frankfurt a. M.
- Beuys, Barbara (2006), Familienleben in Deutschland, Neue Bilder aus der deutschen Vergangenheit, Piper
- Blum, Deborah (2010), Die Entdeckung der Mutterliebe, Die legendären Affenexperimente des Harry Harlow, Beltz
- Bode, Sabine (2005), Die vergessene Generation, Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen, Piper
- Bohleber, Werner (2008), Wege und Inhalte transgenerationaler Weitergabe, Psychoanalytische Perspektiven, in Radebold, Hartmut, Bohleber, Werner, Zinnecker, Jürgen (Hrsg.), Transgenerationale Weitergabe kriegsbelasteter Kindheiten, Interdisziplinäre Studien zur Nachhaltigkeit historischer Erfahrungen über vier Generationen, Juventa, Weinheim und München
- Böhmer, Martina (2000), Erfahrungen sexualisierter Gewalt in der Lebensgeschichte alter Frauen, Ansätze für eine frauenorientierte Altenarbeit, Mabuse, Frankfurt am Main
- Bolby, John (1976), Trennung, Psychische Schäden als Folge der Trennung von Mutter und Kind, Kindler
- Boroske-Leiner, Katja, Hoffmann, Arne, Sack, Martin (2008), Ergebnisse zur internen und externen Validität des Interviews zur komplexen posttraumatischen Belastungsstörung, *Psychotherapie Psychosomatik Medizinische Psychologie* 58, S.192-199
- Bortz, Jürgen, Döring, Nicola (1995), Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler, Springer

- Boss, Pauline (2000), *Leben mit ungelöstem Leid*, Beck, München
- Bowlby, John (1980), *Verlust, Trauer, Depression*, Fischer, Frankfurt
- Bowlby, John (1987), *Bindung*, in Grossmann, Klaus E. und Grossmann, Karin (Hrsg.), *Bindung und menschliche Entwicklung, John Bowlby, Mary Ainsworth und die Grundlagen der Bindungstheorie*, Stuttgart, Klett-Cotta 2003
- Brandt, Ursula (1964), *Flüchtlingskinder, Eine Untersuchung zu ihrer psychischen Situation*, München
- Braunburg, Rudolf (1989), *Hinter Mauern*, Reinbeck, Hamburg
- Bräutigam, Walter (2003), *Psychotherapie, Neue Grundlagen- neue Wege*, Beltz
- Brentzel, Marianne (1992), *Nesthäkchen kommt ins KZ*, edition ebersbach
- Brentzel, Marianne (2002), *Anna O. Bertha Pappenheim*, Wallstein, Göttingen
- Brentzel, Marianne (2008), *Mir kann doch nichts geschehen*, Edition Eberbach
- Breuer, Josef, Freud, Sigmund (1991), *Studien über Hysterie*, Psychologie Fischer, Frankfurt am Main
- Brisch, Karl Heinz, Hellbrügge, Theodor (2007), *Kinder ohne Bindung: Deprivation, Adoption und Psychotherapie*, Klett- Cotta
- Brosig, Burghard, Gieler, Uwe (Hrsg.) (2004), *Die Haut als psychische Hülle*, Psychozozial Verlag, Gießen
- Brown, Doress, Laskin, Paula, Siegal, Diana (1991), *Unser Körper, Unser Leben*, Rowohlt Tb, Reinbek bei Hamburg
- Brown, Nina (2010), *Kinder egozentrischer Eltern*, Junfermann
- Browning, Christopher (2009), *Ganz normale Männer, Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die <Endlösung> in Polen*, Rowohlt
- Bruni, Frank, Burkett, Elinor (1997), *Das Buch der Schande, Kinder und sexueller Missbrauch in der katholischen Kirche*, München
- Brunner, Claudia, Seltmann von, Uwe (2006), *Schweigen die Täter- reden die Enkel*, Fischer, Frankfurt
- Bruns, Wibke, *Meines Vaters Land, Geschichte einer deutschen Familie*, Econ
- Bundesarbeitsgemeinschaft der Kinderschutzzentren e.V., (Hrsg.) (2007), *Kinder, Körper, Kinderschutz, Das Verständnis des Körpererlebens von Kindern für die Arbeit im Kinderschutz, Dokumentation des Fachkongresses in Stuttgart 7.-8. Dezember 2006*
- Burghard, Roswitha (2002), *Frauenfalle Psychiatrie, Wie Frauen verrückt gemacht werden*, Orlando
- Burleigh, Michael (2002), *Tod und Erlösung, Euthanasie in Deutschland 1900-1945*, Pendo, Zürich
- Busch, Friedrich, Nave-Herz, Rosemarie, Hrsg. (2005), *Familie und Gesellschaft*, BIS-Oldenburg
- Butollo, Willi, Hagl, Maria, Krüsmann, Marion (1999), *Kreativität und Destruktion posttraumatischer Bewältigung, Forschungsergebnisse und Thesen zum Leben nach dem Trauma*, Klett-Cotta

- Caplan, Nathan u.a.(1992), Indochinese Refugees Families and Academic Achievement, in Scientific American, Ausgabe Februar 1992
- Chamberlain, Sigrid (2003), Adolf Hitler, die deutsche Mutter und ihr erstes Kind, Über zwei NS-Erziehungsbücher, Psychosozial- Verlag
- Cleese, John, Skynner, Robin (2006), Familie sein dagegen sehr, 6.Auflage, Junfermann
- Cohn, Willi (2006), Kein Recht, Nirgends, Tagebuch vom Untergang des Breslauer Judentums 1933-1945, Böhlau- Verlag
- Czarnowski, Gabriele (1991), Das kontrollierte Paar, Ehe- und Sexualpolitik im Nationalsozialismus, Deutscher Studienverlag Weinheim
- Czerny, Adalbert (1908), Der Arzt als Erzieher des Kindes, Vorlesungen, Leipzig
- Davidson, Shamai (1980), The clinical effects of massive psychic trauma in families of Holocaust survivors, In Journal of Marital and Family Therapy, 6(1), S.11-12
- Degen, Michael (2002), Nicht alle waren Mörder, Eine Kindheit in Berlin, Econ
- Dericum, Christa (1980), Fritz und Flori, Tagebuch einer Adoption, dtv
- Deutsch, Felix (1957), A Footnote to Freud's „Fragment of an Analysis of a Case of Hysteria“ in Psychoanalytic Quarterly, 26
- Devereux, Georges (1970/1974), Normal und anormal, Aufsätze zur allgemeinen Ethnopsychiatrie, Suhrkamp, Frankfurt
- Devereux, Georges (1967/ 1984), Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften, Suhrkamp. Frankfurt
- Die Heilige Schrift des Alten und Neuen Testamentes (1971), Verlag Zürcher Bibel, Zürich
- Dilling, Horst, Mombor, Werner, Schmidt, Martin (Hrsg.) (1993), ICD-10 Internationale Klassifikation psychischer Störungen, Hans Huber Verlag, Bern, Göttingen
- Dimsdale, Joel E., (Hrsg.) (1980), Survivors, Victims and Perpetrators, Essays on the Nazi Holocaust, Washington
- Doerry, Martin (2005), Mein verwundetes Herz, Das Leben der Lilli Jahn 1900-1944, dtv
- Dönhoff, Marion Gräfin (2004), Was mir wichtig war, Letzte Aufzeichnungen und Gespräche, Siedler, Berlin
- Dower, John (1986), War without Mercy, Race and Power in the Pacific War, New York, Patterns of a Race War, War Hates and War Crimes
- Driessen, M., Hermann, J., Zwaan, M., Meier, S., Hill, A. (2000), Magnetic resonance imaging volumes of the hippocampus of the amygdala in woman with borderline personality disorder of early traumatisation from childhood, ArchGenPsychiatry 57(12), S.1115-1122
- Drohshagen, Ebba (2005), Wehrmachtskinder auf der Suche nach einem nie gekannten Vater, Knauer
- DSM-IV (1999), Handbuch der Differentialdiagnosen, Hogrefe

- Dulz, Birger, Herpertz, Sabine, Kernberg, Otto, Sachse, Ulrich (2011), Handbuch der Borderlinestörungen, Schattauer, 2. Vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage
- Ebbinghaus, Angelika (Hrsg.) (1987), Opfer und Täterinnen- Frauenbiografien und Nationalsozialismus, Greno, Nördlingen
- Eckhardt- Henn, Annegret, Hoffmann, Sven Olaf, (Hg.) (2004), Dissoziative Bewußtseinstörungen, Theorie, Symptomatik, Therapie, Schattauer, Stuttgart
- Eco, Umberto (2000), Wie man eine wissenschaftliche Abschlußarbeit schreibt, UTB
- Egle, Ulrich, Hoffman, Sven, Joraschky, Peter (1994), Sexueller Missbrauch, Misshandlung, Vernachlässigung- Erkennung und Behandlung psychischer und psychosomatischer Folgen früher Traumatisierungen, Schattauer
- Eisner, Manuel, Manzoni, Dennis (2000), Gewalterfahrungen von Jugendlichen, Sauerländer Verlag, Aarau
- Eissler, Kurt (1963), Die Ermordung von wie vielen seiner Kinder muß ein Mensch symptomfrei ertragen können, um eine normale Konstitution zu haben? Psyche, 17, S.241-281
- Ellenberger, Henri (1970), The Discovery of the Unconscious, The History and Evolution of Dynamic Psychiatry, Basic Books, New York
- Elliger, Katharina (2004), Und tief in der Seele das Ferne, Die Geschichte einer Vertreibung aus Schlesien, Rowohlt
- Engelmann, Bernt (1993), Du deutsch? Geschichte der Ausländer in Deutschland, Steidl, Göttingen
- Epstein, Helen (1987), Die Kinder des Holocaust, Beck, München
- Erdheim, Mario (1982), Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit, Suhrkamp
- Erdheim, Mario (1983), Adoleszenz zwischen Familie und Kultur, in ders. 1988, S.191-236
- Erdheim, Mario (1985), Die Repräsentanz des Fremden, Zur Psychoanalyse der Imagines von Kultur und Familie, in ders. S. 237-251
- Erdheim, Mario (1988), Die Psychoanalyse und das Unbewußte in der Kultur, Frankfurt
- Erdheim, Mario, Nadig, Maya, (1979), Größenphantasien und sozialer Tod. Kursbuch 58, S.115-126
- Fechner, Eberhard (2003), Die Comedian Harmonists, Sechs Lebensläufe, Ullstein-Heyne
- Fest, Hans Joachim (2006), Ich nicht, Erinnerungen an eine Kindheit und Jugend, Rowohlt
- Fest, Hans Joachim (2006), Hitler, Propyläen
- Fischer, Gottfried, Riedesser, Peter (2009), Lehrbuch der Psychotraumatologie, UTB, Stuttgart
- Fischer, Jörg (2001), Ganz Rechts, Mein Leben in der DVU, Rowohlt
- Flick, Uwe (2007), Leitfaden-Interviews, in ders. Qualitative Sozialforschung, eine Einführung, Reinbeck, Rowohlts Enzyklopädie, S.194-226
- Fonagy, Peter, Target, Mary (2002), Neubewertungen der Entwicklung des Affektregulation vor dem Konzept von Winnicotts Konzept des „falschen Selbst“ in Psyche 56, S.839-862
- Fonagy, Peter, u.a. (2002), Affektregulierung, Mentalisierung und Entwicklung des Selbst, Klett-Cotta

- Frankl, Viktor, Emil (1982), ... trotzdem Ja zum Leben sagen, Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager, dtv, München
- Franz, Mathias (2005), Vorlesung 5.Sep. Angsterkrankungen, Medizinische Fakultät, Düsseldorf
- Franzen, K. Erik (2002), Die Vertriebenen, Hitlers letzte Opfer, Mit einer Einführung von Hans Lemberg, Ullstein
- Freud, Anna, Dann, Sophie (1962), Gemeinschaftsleben im frühen Kindesalter, Jahrbuch für Psychoanalyse 2, Westdeutscher Verlag Köln
- Freud, Sigmund (1893), Charcot, Jean-Martin in ders., Gesammelte Werke, hrsg. von Anna Freud, Edward Bibring, Willi Hoffer et al., Imago-Ausgabe, Bd. 1 (London 1952), S.21-35, Zitat S.30
- Freud, Sigmund (1905), Bruchstücke einer Hysterie- Analyse, zur Kritik des Falles Dora aus feministischer Sicht in Lewis, Helen Black (1976) in *Psychic War in Men and Woman*, New York
- Freud, Sigmund (1913), Totem und Tabu, Heller, Wien
- Freud, Sigmund (1978), Das Unbehagen in der Kultur (1930), in Freud, Anna, Grubrich- Simitis, Ilse (Hrsg.), Sigmund Freud, Werkausgabe in 2 Bänden, Band 2 Anwendungen der Psychoanalyse, S.367-426, Fischer, Frankfurt am Main
- Freud, Sigmund, Breuer, Josef (1991), Studien über Hysterie, Psychologie Fischer, Frankfurt am Main
- Fried, Erich (1983), Angst und Trost, Erzählungen und Gedichte über Juden und Nazis, Alibaba, Frankfurt
- Fried, Erich (1997), Erich Fried erzählt, Die schönsten Geschichten, Wagenbach, Berlin
- Friedmann, Alexander, Hofmann, Peter, Lueger-Schuster, Brigitte, Steinbauer, Maria, Vyssoki, David (2004), Psychotrauma, Die Posttraumatische Belastungsstörung, Springer
- Friesen, Astrid von (2000), Der lange Abschied, Psychische Spätfolgen für die 2.Generation deutscher Vertriebener, Psychosozial Verlag, Gießen
- Fromm, Erich (1936), Zweite Abteilung, Erhebungen, in Studien über Autorität und Familie, Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung, Alcan, Paris, S.229-469
- Fromm, Erich (1932), Über Methode und Aufgaben einer analytischen Sozialpsychologie, Zeitschrift für Sozialforschung, Bd.1, S.28-54
- Fromm, Erich (1974), Anatomie der menschlichen Destruktivität, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart
- Fromm, Erich (1996), Das jüdische Gesetz, Zur Soziologie des Diasporajudentums, Heyne, München
- Fromm, Erich(1941), *Escape from Freedom*, Farrar and Rinehart, New York, Die Furcht vor der Freiheit, Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt (1980)
- Fromm, Erich, (1936), Sozialpsychologischer Teil, in Studien über Autorität und Familie. Forschungsberichte aus dem Institut für Sozialforschung, Alcan, Paris.S.77-135

- Gallé, Ingrid, Wais, Mathias (2008), ...der ganz alltägliche Missbrauch, Aus der Arbeit mit Opfern, Tätern, Eltern, Mayer, Stuttgart, Berlin
- Gebhard, Miriam (2012), Die Angst vor dem kindlichen Tyrannen, Eine Geschichte der Erziehung im 20. Jahrhundert, DVA
- Gerhard, Sue (2006), Die Kraft der Elternliebe, wie Zuwendung das kindliche Gehirn prägt, Patmos
- Giordano, Ralph (1982), Die Bertinis, Fischer
- Giordano, Ralph (2000), Die zweite Schuld, von der Last ein Deutscher zu Sein, Kiepenheuer und Witsch, Köln
- Gläser, Jochen, Laudel, Grit (2004), Experteninterviews und qualitative Inhaltsanalyse als Instrument rekonstruierender Untersuchungen, Wiesbaden, S.138-149
- Glaser, Hermann (1986), Spießler-Ideologie, Von der Zerstörung des Deutschen Geistes im 19. und 20.Jahrhundert und dem Aufstieg des Nationalsozialismus, Fischer, Frankfurt
- Göbel, Helmut (2005), Elias Canetti, Rowohlt
- Goltermann, Svenja (2009), Die Gesellschaft der Überlebenden, Deutsche Kriegsheimkehrer und ihre Gewalterfahrungen im Zweiten Weltkrieg, DVA
- Goodrick- Clarke, Nicholas (2004), Die okkulten Wurzeln des Nationalsozialismus, Marix Verlag, Wiesbaden
- Gravenhorst, Lerke, Tatschmurat, Carmen, (Hrsg.) (1990), Töchterfragen, NS-Geschichte, Kore, Freiburg
- Groos, Heike (2010), Ein schöner Tag zum Sterben, Als Bundeswehrärztin in Afghanistan, Fischer TB, Frankfurt
- Große Konkordanz zur Lutherbibel, (2003), Calwer, Stuttgart
- Großmann, Karin, Großmann, Klaus (1991), Ist Kindheit doch Schicksal? Interview Psychologie Heute 8, S. 20-27
- Grube, Frank, Richter, Gerhard (1982), Alltag im Dritten Reich, So lebten die Deutschen 1933-1945, Hoffmann und Campe, Hamburg
- Gruen, Arno (1997), Der Verlust des Mitgefühls, dtv
- Gruen, Arno (2002), Der Fremde in uns, dtv
- Gruen, Arno (2008), Ich will eine Welt ohne Kriege, Klett-Cotta
- Grünberg, Kurt (1998), Schweigen und Verschweigen, Zur Differenz der Bearbeitungsformen in Opfer- und Täterzusammenhängen, in Staffa, Christian, Klinger, Katharine, Die Gegenwart der Geschichte des Holocaust, Intergenerationelle Tradierung und Kommunikation der Nachkommen, Berlin
- Gschwend, Gaby (2009), Mütter ohne Liebe, Vom Mythos der Mutter und seinen Tabus, Huber, Bern, Schweiz
- Haarer, Johanna (1943), Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind, J.F. Lehmann Verlag München, Berlin

- Haarer, Johanna (1954), Die Mutter und ihr erstes Kind, Verlag Carl Gerber, München
- Habermas, Jürgen (1970), Technik und Wissenschaft als „Ideologie“, Erkenntnis und Interesse, Suhrkamp, Frankfurt
- Haffner, Sebastian (2006), Geschichte eines Deutschen, Die Erinnerungen 1914-1933, Deutscher Taschenbuch Verlag
- Haffner, Sebastian (2008a), Anmerkungen zu Hitler, (27.Auflage), Fischer
- Haffner, Sebastian (2008b), Germany, Jekyll & Hyde, 1939- Deutschland von innen betrachtet, Büchergilde Gutenberg, Frankfurt (Original London 1940)
- Hanack, Ernst Walter (1969), Zur Revision des Sexualstrafrechts in der Bundesrepublik Deutschland, Rowohlt
- Hannsmann, Margarete (1982), Der helle Tag bricht an, Ein Kind wird Nazi, Knaus, Hamburg
- Harding, Sandra (1991), Frauen denken die Wissenschaft neu, Das Geschlecht des Wissens, Campus Verlag, Frankfurt
- Hardt, Jochen (2003), Psychische Langzeitfolgen manifester Kindheitsbelastungen, Die Rolle von Eltern- Kind- Beziehungen, Pabst
- Harms, Thomas, (Hrsg) (2000), Auf die Welt gekommen, Die neuen Baby-Therapien, mit einem Vorwort von Eva Reich, Ulrich Leutner Verlag
- Hart, Susan (2009), Vortrag auf den Züricher Traumatagen
- Hartwich, Peter, Haas, Steffen, Maurer, Konrad, Pflug, Burghard, (2002), Suizidalität, Verlag Wissenschaft und Praxis
- Hartwich, Peter, Haas, Steffen, Maurer, Konrad, Pflug, Burkhard, Schlegel, Sabine (2000), Posttraumatische Erkrankungen, Konvergenz psychischer und somatischer Veränderungen, Verlag Wissenschaft und Praxis
- Hasselbach, Ingo, Winfried Boengel (2001), Die Abrechnung ein Neonazi steigt aus, Aufbau Verlag
- Heer, Hannes (2005), Vom Verschwinden der Täter, Der Vernichtungskrieg fand statt, aber keiner war dabei, Aufbau-Taschenbuch- Verlag, Berlin
- Hegener, Wolfgang (2004), "Konstruktionen sind im aktiven entstanden, und wir sind nicht nur Opfer, die von der herrschenden Klasse globalisiert, erschlagen und zu etwas Farblosem geklont werden". Maya Nadig, Interview mit Wolfgang Hegener (72 Absätze). Forum
- Heiliger, Anita (2000), Täterstrategien und Strategien, Sexueller Mißbrauch an Mädchen innerhalb familialer und familienähnlicher Strukturen, Frauenoffensive, München
- Heimannsberg, Barbara, Schmidt- Lellek, Christoph (1995), Macht und Machtmissbrauch in der Psychotherapie, Edition Humanistische Psychologie, Köln
- Heimannsberg, Barbara, Schmidt, Christoph, (Hrsg.), (1988) , Das kollektive Schweigen, Nazivergangenheit und gebrochene Identität in der Psychotherapie, Heidelberg
- Heinl, Hildegund, Heinl, Peter (2004), Körperschmerz- Seelenschmerz, Die Psychosomatik des Bewegungssystems, ein Leitfaden, Kösel, München

- Helfferich, Cornelia (2005), Die Qualität qualitativer Daten, Manual für die Durchführung von qualitativen Interviews, Wiesbaden VS
- Hellbrügge, Theoder (2007), Kinder ohne Bindung, Klett Cotta
- Henning, Christian, Murken, Sebastian, Nestler, Erich, (Hrsg.) (2003), Einführung in die Religionspsychologie Schöningh, UTB
- Henseler, Heinz (2000), Narzisstische Krisen, Zur Psychodynamik des Selbstmordes, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden
- Herman, Judith Lewis (1993), Die Narben der Gewalt, Traumatische Erfahrungen verstehen und überwinden, Kindler Verlag, München
- Herpertz, Sabine (2003), Persönlichkeitsstörungen, Thieme, Stuttgart
- Heschel, Susannah (2008), The Aryan Jesus, Christian Theologians and the Bible in Nazi Germany, Princeton University Press, Princeton and Oxford
- Hesemann, Michael (2004), Hitlers Religion, Pattloch
- Hewicker, Christine (2001), Die Aussteigerin, Autobiografie einer ehemaligen Rechtsextremistin, Igel-Verlag
- Heyden, Saskia, Jarosch, Kerstin (2010), Missbrauchstäter, Phänomenologie – Psychodynamik – Therapie, Schattauer
- Hilberg, Raul (1982), Die Vernichtung der europäischen Juden, Berlin (The destruction of the European Jews, New York)
- Hirsch, Mathias (1994), Realer Inzest, Psychodynamik des sexuellen Missbrauchs in der Familie, 3.überarbeitete, aktualisierte Auflage, Springer
- Hirsch, Mathias (2004), Psychoanalytische Traumatologie, Das Trauma in der Familie, Psychoanalytische Theorie und Therapie schwerer Persönlichkeitsstörungen, Stuttgart,(Schattauer)
- Hirschmüller, Albrecht (1978), Physiologie und Psychoanalyse in Leben und Werk von Joseph Breuer, Tübingen
- Hitler, Adolf (1938), Mein Kampf, Zentralverlag der NSDAP, München, 336.-340. Auflage
- Hochapfel, Gerd, Hoffmann, Sven Olaf (2004), Neurotische Störungen und Psychosomatische Medizin, Mit einer Einführung in Psychodiagnostik und Psychotherapie, Schattauer, 7.Auflage
- Hofer, Walther (1957), Der Nationalsozialismus, Dokumente 1933-1945, Fischer, Frankfurt
- Holt, Luther Emmet (1935), The Care and Feeding of Children, A Catechism for the Use Mothers and Children´s Nurses, Apleton Century, New York
- Homes, Alexander Markus (2005), Von der Mutter missbraucht, Frauen und die sexuelle Lust am Kind, Pabst
- Hopf, Christel (1978), Die Pseudo-Exploration, Überlegungen zur Technik qualitativer Interviews in der Sozialforschung, Zeitschrift für Soziologie 7, S.97- 115

- Horkheimer, Max, Fromm, Erich, Marcuse, Herbert, u.a., (1936) Studien über Autorität und Familie, Alcan, Paris, Verlag zu Klampen, (1987), Springe
- Huber, Michaela (2003), Wege der Trauma- Behandlung, Trauma und Traumabehandlung, Teil 1, Jungfermann, Paderborn
- Huber, Michaela (2004), Trauma und die Folgen, Trauma und Traumabehandlung, Teil 2, Jungfermann, Paderborn
- Huber, Michaela (2010), Multiple Persönlichkeiten, Seelische Zersplitterung nach Gewalt, durchgesehene Neuauflage der erstmals 1995 bei Fischer erschienenen Ausgabe, Junfermann
- ICD 10 (2005), Internationale Klassifikation psychischer Störungen, Huber
- The Iowa Youth and Families Projects 2005, (<http://www..cpc.unc.edu/projects/lifecourse/iyfp>)
- Jacobs, Louise (2007) Café Heimat, Die Geschichte meiner Familie, Ullstein
- Jakubowski, Jan (2001), Mein Überlebenskampf mit Beteiligung des Himmels, Edition Isele
- Janeczek, Helena (2001), Lektionen des Verborgenen, Deutscher Taschenbuch Verlag, München
- Janssen-Jureit, Marielouise (1976), Sexismus, Carl Hanser, München
- Janus, Ludwig, Levend, Helga (2011), Bindung beginnt vor der Geburt, Mattes
- Janus, Ludwig (2012), Der Seelenraum des Ungeborenen, Pränatale Psychologie und Therapie, Patmos
- Jens, Inge, Jens, Walter (2003), Frau Thomas Mann, Das Leben der Katharina Pringsheim, Rowohlt
- Jeremias, Joachim (1963), Jerusalem zur Zeit Jesus, Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen
- Johr, Barbara, Sander, Helke, (Hrsg.), (2005), Befreier und Befreite, Krieg, Vergewaltigung, Kinder, Fischer, Frankfurt a. M.
- Jucovy, Milton, Bergmann, Martin, Kerstenberg, Judith, (Hrsg.), (1995), Kinder der Opfer, Kinder der Täter, Fischer, Frankfurt a.M.
- Jungbluth, Rüdiger (2002), Die Quandts, Campus, Frankfurt
- Junge, Lore, Kischlat, Margret (2001), Erinnerungen an Frankreich, Frauen und Kinder auf der Flucht 1933-1945, Ingrid Lessing Verlag, Dortmund
- Junge, Lore (1996), Verfolgt- Gepeinigt- Ermordet, Dortmunder Frauen 1933-1945, Ingrid Lessing Verlag, Dortmund
- Kandel, Eric (2006), In the search of memory, The emerge of a new science of mind, Norton, New York
- Kaplan, Marion (1981), Anna O. und Berta Pappenheim, Die jüdische Frauenbewegung in Deutschland, Hamburg
- Kardiner, Abram (2009) The Traumatic Neurosis of War, Cambridge Scholars Publishers (Neuauflage), Erstauflage (1946)
- Karst, Verena (1996), Neid und Eifersucht, die Herausforderung durch Unangenehme Gefühle, Walter-Verlag

- Kazis, Cornelia (1988), Dem Schweigen ein Ende, Sexuelle Ausbeutung von Kindern in der Familie, Lenos, Basel
- Kestenberg, Judith, Bergmann, Martin, Jucovy, Milton, Hrsg. (1995), Kinder der Opfer, Kinder der Täter, Fischer
- Kestenberg, Judith (1987), Child killing and child rescuing, In Neuman, G. Origins of Human Aggression, New York Human Science Press, S. 139-154
- Kestenberg, Judith (1991), Kinder von Überlebenden und überlebende Kinder, In Stoffels, Hans, Hrg. Schicksale der Verfolgten, Psychische und somatische Auswirkungen von Terrorherrschaft, Springer, Berlin 110-126
- Keilson, Hans (1979), Forum der Psychiatrie, Sequentielle Traumatisierung bei Kindern, Deskriptiv-klinische und quantifizierend- statistische Follow-up-Untersuchungen zum Schicksal der jüdischen Kriegswaisen in den Niederlanden, Ferdinand Enke, Stuttgart
- Kernberg, Otto (1985), Schwere Persönlichkeitsstörungen, Theorie, Diagnose Behandlungsstrategie, Klett-Cotta
- Kernberg, Otto (1983), Borderline-Störungen und pathologischer Narzißmus, Suhrkamp
- Kershaw, Ian (2003), Hitler, dtv
- Kischlat, Margret (2001), Erinnerungen an Frankreich, Frauen und Kinder auf der Flucht 1933-1945, Ingrid Lessing Verlag, Dortmund
- Kischlat, Margret (2005), Kind schweig still! Eine Kindheit im Widerstand, Ingrid Lessing Verlag
- Klabunde, Anja (1999), Magda Goebbels, Annäherung an ein Leben, Goldmann
- Klaus, Marshall, Kennel, John (1987), Mutter-Kind-Bindung, Über die Folgen einer frühen Trennung, dtv
- Kleindienst, Jürgen, (Hrsg.), (2004), Unvergessene Weihnachten, Erinnerungen aus guten und schlechten Zeiten, Zeitgut, Berlin
- Klemperer, Victor (1999), Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten, Tagebücher 1933- 1945, 8 Bände, Aufbau- Verlag
- Klemperer, Victor (1999a), LTI, Lingua Tertii Imperii, Aufbau Verlag erstmals erschienen 1947
- Klüger, Ruth (1992) , Weiterleben, Eine Jugend, Wallstein- Verlag, Göttingen
- Klüger, Ruth (2008), Unterwegs verloren, Erinnerungen, Paul Zsolnay-Verlag, Wien
- Klußmann, Rudolf (1998), Psychosomatische Medizin, Springer
- Knigge, Volkhard, Frei, Norbert (2002), Verbrechen erinnern, Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord, C. H. Beck
- Knoch, Heike, Kurth, Winfried, Reiss, Heinrich, Egloff, Goetz (Hrsg.), (2012), Die Kinder der Kriegskinder, Jahrbuch für Psychohistorische Forschung, Band 13, Mattes-Verlag, Heidelberg

- Koch-Wagner, Gesa (2001), Gefühlserbschaften aus Kriegs- und Nazi-Zeit, Mutter- Tochter- Beziehungen unter dem Einfluss von Kriegstraumen und nationalsozialistischen Ideologie-fragmenten, Shaker, Aachen
- Kogan, Ilany (2009), Der stumme Schrei der Kinder, Die zweite Generation der Holocaust-Opfer, Psychosozial Verlag, Gießen
- Kogan, Ilany (2011), Mit der Trauer kämpfen, Schmerz und Trauer in der Psychotherapie traumatisierter Menschen, Klett-Cotta
- Kogon, Eugen (1988), Der SS-Staat, Heyne
- Kohl, Christiane (2005), Das Zeugenhaus, Nürnberg 1945, Als Täter und Opfer unter einem Dach zusammentrafen, Goldmann
- Kohnstamm, Rita (1994), Praktische Psychologie des Schulkindes, zweite Auflage, Bern, Göttingen, Toronto, Seattle
- Kohout, Pavel (1989), Tanz- und Liebesstunde, eine deutsche Romanze, Knaus
- Kohut, Hans (1973b), Überlegungen zum Narzißmus und narzißtischer Wut, Psyche 27, S.513-554
- Kohut, Hans (1973a), Narzißmus, Suhrkamp, Frankfurt
- Koonz, Claudia (1991), Mütter im Vaterland, Frauen im Dritten Reich, Kore, Freiburg
- Kossert, Andreas (2008), Kalte Heimat, Die Geschichte der Deutschen Vertriebenen nach 1945, Siedler, München
- Köttig, Michaela (2000), Mädchen und junge Frauen aus dem rechtsextremen Milieu, sozialwissenschaftliche Erklärungsansätze und Konzepte der sozialen Arbeit, in Beiträge der feministischen Theorie und Praxis, Heft 56/57
- Kraft, Hartmut (2004), Tabu, Magie und soziale Wirklichkeit, Patmos Verlag
- Krüll, Marianne (2004), Freud und sein Vater, Die Entstehung der Psychoanalyse und Freuds ungelöste Vaterbindung, Um ein Vorwort erweiterte Neuauflage der Ausgabe 1992, Psycho- sozial-Verlag
- Kruse, Johannes, Wöller, Wolfgang (2001), Tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie, Schattauer
- Krystal, Henry (1968), Massive Psychic Trauma, New York University Press
- Kuhn, Anette, Rothe, Valentine (Hrsg.) ,(1989) Frauen im deutschen Faschismus, 2.Bände, Patmos Schwann, Düsseldorf
- Kuklinski, Bodo, Van Lutteren Ina (2010), Gesünder mit Mikronährstoffen, Kamphausen
- Kuner, Eugen, Schlosser, Volker (1988), Traumatologie, Thieme, Stuttgart
- Kütemeyer, Mechthild (2004), Eine neue Medizin, Publik Forum, Nr.22, S.53
- Lawson, Christine Ann (2006), Borderline-Mütter und ihre Kinder, Wege zur Bewältigung einer schwierigen Beziehung, Psychosozialverlag
- Lamberti, Jürgen (2001), Einstieg in die Methoden empirischer Forschung, dgvt-Verlag, Tübingen
- Lamneck, Siegfried (2005), Qualitative Sozialforschung, Beltz, Weinheim

- Lampert, Tom (2001), Ein einziges Leben, Acht Geschichten aus dem Krieg, Hanser
- Lansen, Johan, Rossberg, Alexandra, (Hrsg.) (2003), Das Schweigen brechen, Berliner Lektionen zu Spätfolgen der Schoa, Peter Lang Verlag
- Leber, Annedore, Gräfin Freya von Moltke (1963), Für und Wider-Entscheidungen in Deutschland 1918-1945, Frankfurt a. M.
- Le Doux, Joseph (1998), The Emotional Brain, Simon&Schuster
- Le Doux, Joseph (2001), Das Netz der Gefühle- wie Emotionen entstehen, dtv
- Leeb, Johannes (2004), Wir waren Hitlers Eliteschüler, Ehemalige Zöglinge der NS-Ausleseschulen brechen ihr Schweigen, Heyne
- Lehmann, Albrecht (1991), Im Fremden ungewollt zu Haus, Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945-1990, Beck, München
- Lehmann, Peter (1990), Das chemische Knebel, Peter Lehmann Antipsychiatrieverlag, Berlin
- Lehmann, Peter, Kempker, Kerstin,(Hrsg.) (1993), Statt Psychiatrie, Peter Lehmann Antipsychiatrieverlag, Berlin
- Leithäuser, Thomas, Volmerg, Birgit (1979), Anleitung zur empirischen Hermeneutik Psychoanalytische Textinterpretation als sozialwissenschaftliches Verfahren, Frankfurt
- Leithäuser, Thomas, Volmerg, Birgit (1988), Psychoanalyse in der Sozialforschung, Opladen
- Lemmer, Torsten (2004), Rechts Raus, Mein Ausstieg aus der Szene, Das neue Berlin
- Levend, Helga, Janus, Ludwig (2011), Bindung beginnt vor der Geburt, Mattes
- Levine, Peter (1998), Trauma-Heilung, Das Erwachen des Tigers, Unsere Fähigkeit traumatische Erfahrungen zu transformieren, Synthesis
- Lewis, Helen Black (1976), Psychic War in Men and Woman, New York
- Lindahl, Kent (2001), Exit, dtv
- Lindahl, Kent (2001), The swedish Exit-Project Paper, EUMC- Workshop, decreasing Racial Violence, 2.-3. Juli 2001, Wien
- Linke, Detlev (2003), Religion als Risiko- Geist und Glaube und Gehirn, Rowohlt
- Lippelt, E., Keppel, C. (1950), Deutsche Kinder in den Jahren 1947 bis 1950, in Schweizerische Zeitschrift für Psychologie und ihre Anwendungen, 9, S.212-322
- Loch, Ulrike (2006), Sexualisierte Gewalt in Kriegs- und Nachkriegskindheiten, Barbara Budrich, Opladen
- Löwer-Hirsch, Marga (1998), Sexueller Mißbrauch in der Psychotherapie, Zwölf Fallgeschichten: Elf Frauen und ein Therapeut, Vandenhoeck&Ruprecht, Göttingen
- Lück, Margret (1979), Die Frau im Männerstaat, Peter Lang
- Ludwig-Kedmi, Revital (2001), Opfer und Täter zugleich? Moraldilemmata jüdischer Funktionshäftlinge in der Shoah, Psychosozial, Gießen
- Luhmann, Niklas (2002), Die Religion der Gesellschaft, Suhrkamp, Frankfurt

- Lustiger, Arno (2011), Rettungswiderstand, Über die Judenretter in Europa während der NS-Zeit, Wallstein, Göttingen
- Maaz, Hans Joachim (1990), Der Gefühlsstau, Ein Psychogramm der DDR, Beck
- Maerker, Andreas (2009), Posttraumatische Belastungsstörungen, Springer, Heidelberg
- Mann, Erika (1986), Zehn Millionen Kinder, Die Erziehung der Jugend im Dritten Reich, Ellermann, München, Erstausgabe 1938
- Mann, Klaus (1994), Zweimal Deutschland, Aufsätze, Reden, Kritiken 1938-1942, Rowohlt
- Margalit, Avishai (2002), Ethik der Erinnerung, Max Horkheimer Vorlesungen, Fischer, Frankfurt
- Marks, Stephan (2007), Warum folgten sie Hitler, Die Psychologie des Nationalsozialismus, Patmos
- Marrus, Michael (1999), Die Unerwünschten, Europäische Flüchtlinge im 20. Jahrhundert, Schwarze Risse
- Mattussek, Paul, Grigat, Rolf (1971), Konzentrationslagerhaft und ihre Folgen, Berlin
- Mayring, Phillip (2002), Einführung in die Qualitative Sozialforschung, Eine Anleitung zu qualitativem Denken, Beltz, Weinheim, Basel
- Mc Coy, Alfred (2005), Foltern und Foltern lassen, 50 Jahre Folterforschung und Folterpraxis von CIA und US-Militär, Zweitausendeins
- Mertens, Wolfgang (1992), Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität, Band 1, Geburt bis 4.Lebensjahr, Kohlhammer
- Meyer, Christoph (2006), Herbert Wehner, Biographie, DTV
- Milgram, Stanley (1985), Das Milgram-Experiment, Zur Gehorsamsbereitschaft gegenüber Autorität, Reinbeck
- Miller, Alice (1990), Das verbannte Wissen, Suhrkamp
- Miller, Alice (1981), Du sollst nicht merken, Suhrkamp, Frankfurt
- Miller, Alice (1983), Das Drama des begabten Kindes, und die Suche nach dem wahren Selbst, Suhrkamp
- Miller, Alice (1991), Der gemiedene Schlüssel, Suhrkamp
- Miller, Alice (1998), Wege des Lebens, Sieben Geschichten, Suhrkamp
- Miller, Alice (2003), Abbruch der Schweigemauer, Suhrkamp
- Miller, Alice (2004), Die Revolte des Körpers, Suhrkamp
- Miller, Alice (2004), Evas Erwachen, über die Auflösung emotionaler Blindheit
- Miller, Arthur (1986), The Obedience Experiments, A case Study of Controversy, in the Social Sciences, New York
- Mitscherlich, Alexander, Mitscherlich, Margarete (1968), Die Unfähigkeit zu trauern, Grundlagen kollektiven Verhaltens, Piper, München
- Mitscherlich, Alexander, Mielke, Fred (1947), Das Diktat der Menschenverachtung, über die Vorgehensweise deutscher Ärzte in den Konzentrationslagern, L. Schneider Verlag, Heidelberg

- Mitscherlich, Margarete (1990), Die friedfertige Frau, Über die Mühsal der Emanzipation, Fischer, Frankfurt
- Mitscherlich-Nielsen, Margarete (1993), Was können wir aus der Vergangenheit lernen? Psyche 8, 743-753
- Moltke, Freya Gräfin, Leber, Annedore (1963), Für und Wider-Entscheidungen in Deutschland 1918-1945, Frankfurt a. M.
- Montagu, Ashley (1986), Touching, The Human Significance of the Skin, Harper and Row, New York, deutsch (1997), Körperkontakt, Die Bedeutung der Haut für die Entwicklung des Menschen, Klett Cotta
- More, Angela (2001), Psyche zwischen Chaos und Kosmos, Psycho-Sozial, Gießen
- Mosse, George (1978), Der nationalsozialistische Alltag, Königstein
- Mosse, George (1991), Die völkische Revolution, Über die geistigen Wurzeln des Nationalsozialismus, Frankfurt a. M.
- Müller-Hohagen, Jürgen (1988), Verleugnet, verdrängt, verschwiegen, Die seelischen Auswirkungen der Nazizeit, Kösel, München
- Müller-Braunschweig, Hans (1990), Körperorientierte Psychotherapie, In: Psychosomatische Medizin, Thure von Uexküll, 4. Auflage, Urban&Schwarzenberg, München
- Müller-Münch, Ingrid (2012), Die geprügelte Generation, Kochlöffel, Rohrstock und die Folgen, Klett-Cotta
- Muroff, Melvin, Rosenbaum, Max (1984), Anna O., One Hundred Years of Psychoanalysis, Macmillan
- Nadig, Maya - im Interview mit Hegener, Wolfgang (2004), Konstruktionen sind im aktiven entstanden, und wir sind nicht nur Opfer, die von der herrschenden Klasse globalisiert, erschlagen und zu etwas Farblosem geklont werden." Maya Nadig im Interview mit Wolfgang Hegener (72 Absätze), Forum Qualitative Soziologie, Forum Qualitative Social Research (online Journal),5(3), Art.36.V., <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-04/04-3-36-d.htm>, 31.Mai 2005
- Nadig, Maya (1983), Zur ethnopsychanalytischen Erarbeitung des kulturellen Raums der Frau, Psyche 40, 1986, S.193-219
- Nadig, Maya (1986), Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopsychanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko, Frankfurt 1997
- Narten, Renate (1991), Wohnbiografien als Grundlagen bedürfnisgerechter Wohnraumplanung. Kritik des "altengerechten" Wohnungsbaus am Beispiel der Wohnsituation alter, alleinstehender Frauen im sozialen Wohnungsbau der 60er Jahre, Köln
- Nave-Herz, Rosemarie (1990), Scheidungsursachen im Wandel, Kleine Verlag
- Nave-Herz, Rosemarie (2004), Ehe- und Familiensoziologie, Eine Einführung, Geschichte, theoretische Ansätze und empirische Befunde, Weinheim

- Nave-Herz, Rosemarie,(Hrsg.) (2005), Familie und Gesellschaft, BIS-Oldenburg
- Nowak, Manfred (2012), Folter- Die Alltäglichkeit des Unfassbaren, Kremayr und Scheriau, Wien
- Öhman, Arne (2000), Fear and anxiety: animal models and human cognitive psychophysiology, Journal of Affective Disorders 61,S.137-159
- Olbricht, Ingrid (1997), Folgen sexueller Traumatisierung für die seelische Entwicklung und das Körpergefühl von Frauen, in: Wege aus Ohnmacht und Gewalt, Dokumentation des Arbeitskreises Frauengesundheit in Medizin, Psychotherapie und Gesellschaft (AKF) e.V. 1996, Bad Pyrmont, Hrsg. AKF, Bünde
- Parin, Paul (1969), Freiheit und Unabhängigkeit: Zur Psychoanalyse des politischen Engagements, Psyche 23, S. 81-94
- Parin, Paul (1976), Das Mikroskop der vergleichenden Psychoanalyse und die Makrosozietät, Psyche 30, S.1-25
- Parin, Paul (1977a), Das Ich und die Anpassungsmechanismen, Psyche 31, S.481-515
- Parin, Paul (1977b), Der Widerspruch im Subjekt. Die Anpassungsmechanismen des Ich und die Psychoanalyse gesellschaftlicher Prozesse, in ders. 1978a, S.112-133, Etnopsychanalytische Studien, Frankfurt
- Parin, Paul (1978a), Ethnopsychanalytische Studien, Frankfurt
- Parin, Paul (1978b), Zunehmende Intoleranz in der Bundesrepublik, Psyche 32, S.633-642
- Parin, Paul (1980), Die äußeren und die inneren Verhältnisse, Ethnopsychanalytische Betrachtungen, auf unsere eigene Ethnie angewandt, Berliner Hefte 15, S.5-34
- Parin, Paul (1990a), Noch ein Leben, Freiburg
- Parin, Paul (1990b), Der nationalen Schande zu begegnen. Ein Vergleich der deutschen und der italienischen Kultur, in ders. 1990a, S119-153
- Parin, Paul, Morgenthaler, Fritz, (1986), Subjekt im Widerspruch, Frankfurt
- Parin, Paul, Morgenthaler, Fritz, Parin- Matthey, Goldy (1976), Typische Unterschiede zwischen Schweizern und Süddeutschen aus dem gebildeten Kleinbürgertum, Psyche 30, S. 1028-1048
- Parin, Paul, Morgenthaler, Fritz, Parin-Matthey, Goldy (1963), Die Weißen denken zu viel. Psychoanalytische Untersuchungen bei den Dogon in Westafrika, Zürich
- Paris, Erna (2000), Vergangenheit verstehen- Wahrheit, Lügen und Erinnerung, Propyläen
- Paul, Christa (1994), Zwangsprostitution, Staatlich errichtete Bordelle im Nationalsozialismus, Edition Hentrich
- Perching, Elisabeth (1996), Zur Einübung der Weiblichkeit im Terrorzusammenhang, Mädchenadoleszenz in der NS- Gesellschaft, Profil, München
- Plötz, Kirsten (2006), Lesbische Alternativen, Alltagsleben, Erwartungen, Wünsche
- Pohl, Manuela (2012), Kreative Kompetenz, Cornelsen, Berlin

- Pohlmann, Friedrich (2000), Die soziale Geburt des Menschen, Einführung in die Anthropologie und Sozialpsychologie der frühen Kindheit, Beltz, Weinheim, Basel
- Pross, Christian (1988), Wiedergutmachung, der Kleinkrieg gegen die Opfer, Athenäum, Frankfurt
- Pross, Christian (1995), Die Verfolgung der Verfolgten, in Uexküll, T., Wesniak, W., (1988) Qualitative Soziologie, Forum Qualitative Social Research (on-line Journal), 5(3), Art. 36.V., <http://www.qualitative-research.net/fqs-texte/3-04/04-3-36-d.htm>, (31.Mai 2005)
- Quindeau, Ilka (1995), Trauma und Geschichte, Interpretationen autobiographischer Erzählungen von Überlebenden des Holocaust, Vorwort von Judith Kestenber, Brandes& Apsel, Frankfurt a.M.
- Radebold, Hartmut, (Hrsg.) (2004), Kindheiten im II. Weltkrieg und ihre Folgen, Psychosozial, Gießen
- Radebold, Hartmut, Reulecke, Jürgen, Schulz, Hermann, (Hrsg.) (2004), Söhne ohne Väter, Erfahrungen der Kriegsgeneration, Ch.Links, Berlin
- Rauschning, Hermann (1988), Gespräche mit Hitler, Europa Verlag, Wien, Neuauflage
- Reddemann, Luise (2001), Opfer traumatisierter Gewalt, in Wöller, W., Kruse, J. (Hrsg.)Tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie, Schattauer
- Reddemann, Luise (2007), Imagination als heilende Kraft, Zur Behandlung von Traumafolgen mit ressourcenorientierten Verfahren, 13. Auflage, Klett-Cotta
- Reddemann, Luise (2008), Würde- Annäherung an einen vergessenen Wert in der Psychotherapie, Klett-Cotta
- Reddemann, Luise (2004),Psychodynamisch Imaginative Traumatherapie, PITT- Das Manual, Pfeiffer bei Klett-Cotta, Stuttgart
- Reddemann, Luise, Dehner-Rau, Cornelia (2004), Trauma, Folgen erkennen, überwinden und an ihnen wachsen, Trias, Stuttgart
- Reich, Eva, Zomansky, Eszter (1997), Lebensenergie durch sanfte Bioenergetik, Kösel
- Reich, Günter, Massing, Almuth, Cierpka, Manfred (2007), Die Mehrgenerationenperspektive und das Genogramm, in Handbuch der Familiendiagnostik, 3. Auflage Cierpka, Manfred, (Hrsg.), Springer, S.259-89
- Reich, Wilhelm (1983), (1,2. Auflage 1933, Dänemark), Massenpsychologie des Faschismus, Fischer, Frankfurt
- Reich, Wilhelm (1987), Die Entdeckung des Orgon, Die Bedeutung des Orgasmus, Kiepenheuer&Witsch
- Reichmayr, Johannes (2003), Ethno-Psychoanalyse, Geschichte, Konzepte, Anwendungen, Erweiterte und grundlegend überarbeitete Ausgabe, Bibliothek der Psychoanalyse, Psycho-sozial-Verlag, Gießen
- Reiter, Margit (2006), die Generation danach, Der Nationalsozialismus im Familiengedächtnis, Studien-Verlag, Innsbruck

- Rommel, Andreas, Kernberg, Otto, Vollmoeller, Wolfgang, Strauß, Bernhard (2006), Handbuch Körper und Persönlichkeit, Schattauer, Stuttgart
- Resick, Patricia (2003), Stress und Trauma, Grundlagen der Psychotraumatologie, Huber, Bern
- Reulecke, Jürgen, Radebold, Hartmut, Schulz, Hermann (2004), Söhne ohne Väter, Erfahrungen der Kriegsgeneration, Ch. Links, Berlin
- Riedesser, Peter, Fischer, Gottfried (2003), Lehrbuch der Psychotraumatologie, UTB, Ernst Reinhard, München Basel
- Roberts, Ulla (1994), Starke Mütter- Ferne Väter, Fischer Tb, Frankfurt am Main
- Roese, Gerhard (2012), Vortrag siehe Knoch, Heike
- Rogers, Carl Ransom (1985), Therapeut und Klient, Kindler
- Rogers, Carl Ransom (1986), Die klientenzentrierte Gesprächspsychotherapie, Kindler
- Rogers, Carl Ransom (1982), Meine Beschreibung einer personenzentrierten Haltung, In Zeitschrift für personenzentrierte Psychologie und Psychotherapie 1
- Rogers, Carl Ransom (1977), Therapeut und Klient, Kindler, München
- Röhl, Anja (2012), Vortrag siehe Knoch, Heike
- Rommelsbacher, Birgit (1995), Schuldlos-Schuldig? Wie sich junge Frauen mit Nationalsozialismus auseinandersetzen, Konkret, Hamburg
- Rosenbaum, Max , Muroff, Melvin (1984), Anna O, One Hundred Years of Psychoanalysis, Macimillan
- Rosenthal, Gabriele, (Hrsg.) (1990), „Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun“. Zur Gegenwärtigkeit des „Dritten Reiches“ in Biographien, Opladen
- Rosenthal, Gabriele (1992), Das kollektive Schweigen zu den Nazi-Verbrechen, Bedingungen der Institutionalisierung einer Abwehrhaltung, in Psychozial, 15 (3), S.22-33
- Rosenthal, Gabriele (1998), Transgenerationale Spätfolgen einer nationalsozialistischen Familienvergangenheit, in Die Psychotherapeutin, Zeitschrift für Psychotherapie
- Rosenthal, Gabriele (1999), Der Holocaust im Leben von drei Generationen, Familien von Überlebenden der Shoah und Nazi-Tätern, Psychosozial-Verlag
- Rosenthal, Gabriele (2007), Transgenerationale Folgen von Verfolgung und von Täterschaft, Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern, in Birkmeyer, Jens, Blasberg, Cornelia (Hrsg.), Erinnern des Holocaust? Eine neue Generations sucht Antworten, Aisthesis Verlag, Münster
- Rosenthal, Hans (1980), Zwei Leben in Deutschland, Gustav Lübbecke Verlag
- Rosberg, Alexandra, Lanssen, Johan, (Hrsg.), (2003), Das Schweigen Brechen, Berliner Lektionen zu Spätfolgen der Schoa, Peter Lang Verlag
- Rothschild, Babette (2002), Der Körper erinnert sich, Die Psychologie des Traumas und der Traumabehandlung, Synthesis, Essen

- Rudolf, Gerd (2010), Psychodynamische Psychotherapie, Die Arbeit an Konflikt, Struktur und Trauma, Schattauer
- Ruiz-Sancho, Ana, Smith, George, Gunderson, John (2001), Psychoeducational approaches, in Handbook of Personality Disorders, Livesley WJ (ed), New York, Guilford, S.460-74
- Rutschky, Katharina, (Hrsg.) (1977), Schwarze Pädagogik, Quellen zur Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung, Frankfurt
- Sachsse, Ulrich (1994), Selbstverletzendes Verhalten, Psychodynamik-Psychotherapie, Das Trauma, die Dissoziation und ihre Behandlung, Vandenhoeck und Rupprecht, Göttingen
- Sander, Helke, Jahr, Barbara, (Hrsg.) (2005), Befreier und Befreite, Krieg, Vergewaltigung, Kinder
- Sauer, Helmut (1997), Chronik der Familie Alfred Sauer aus Schlesien, (unveröffentlicht)
- Saß, Henning, Wittchen, Hans-Ulrich, Zaudig, Michael (1999), DSM-IV, Handbuch der Differentialdiagnosen, Hogrefe, Göttingen
- Schäffer, C. Prof. Dr., (1934), Volk und Vererbung, Eine Einführung in die Erbforschung, Familienkunde, Rassenlehre, Rassenpflege und Bevölkerungspolitik, B.G. Teubner, Leipzig, Berlin
- Schaps, Regine (1982), Hysterie und Weiblichkeit, Wissenschaftsmythen über die Frau, Campus, Frankfurt, New York
- Schiepeck, Günter (Hrsg.) (2003), Neurobiologie der Psychotherapie, Schattauer
- Schiffer, Annedore (1990), Zur Geschichte und Soziologie jüdischer Talmudhochschulen, (Jeschiwoth), (unveröffentlichte Diplomarbeit)
- Schiffer, Annedore (1986), Genesis, Übersetzung aus dem Hebräischen und Hermeneutik der Schöpfungsgeschichte, (unveröffentlichte Staatsexamensarbeit, Theologie)
- Schiffer, Annedore (2012), Frühkindliche Traumatisierung und Persönlichkeitsstörungen unter besonderer Berücksichtigung der Borderlinepersönlichkeitsstörung und Möglichkeiten hilfreicher therapeutischer Prävention, (unveröffentlichte Abschlussarbeit in EEH)
- Schiffer, Eugen (1951), Ein Leben für den Liberalismus, Herbig (Walter Kahnert), Berlin
- Schiffer, Monika (2008), Arno Gruen, Jenseits des Wahnsinns der Normalität, Biografie, Klett-Cotta
- Schildt, Axel (1998), Wohnungspolitik, in Hockerts, Hans Günther, (Hrsg.), Drei Wege Sozialstaatlichkeit, NS- Diktatur, Bundesrepublik und DDR im Vergleich, München, S. 151-189
- Schilling, Erika (1984), Manchmal hasse ich meine Mutter, Fischer Tb, Frankfurt a. M.
- Schirach, Henriette von (2003), Der Preis der Herrlichkeit, Erfahrene Zeitgeschichte, Herbig
- Schlegel, Sabine, (Hrsg.) (2000), Posttraumatische Erkrankungen, Konvergenz psychischer und somatischer Veränderungen, Wissenschaft und Praxis, Sternenfels
- Schmidt- Lellek, Christoph, Heimannsberg, Barbara (1995), Macht und Machtmissbrauch in der Psychotherapie, Edition Humanistische Psychologie, Köln
- Schmidtbauer, Wolfgang (2008), Er hat nie darüber geredet, Das Trauma des Krieges und die Folgen für die Familie, Stuttgart

- Schmidtbauer, Wolfgang (1998), Ich wußte nie, was mit Vater ist, Das Trauma des Krieges, Rowohlt
- Scholz, Marita (2012), Heimatfront, Mein Leben mit einem Kriegsheimkehrer, Herder
- Schubert, Helga (1990), Judasfrauen, Zehn Fallgeschichten weiblicher Denunziation im Dritten Reich, Luchterhand, Frankfurt
- Schulz, Hermann, Radebold, Hartmut, Reulecke, Jürgen (2004) Söhne ohne Väter, Erfahrungen der Kriegsgeneration, Ch. Links, Berlin
- Schulz-Kühn, Dietrich in Wolberts, Klaus (Hrsg.) (1988), Thats Jazz, Darmstadt
- Schützenberger, Anne Ancelin (2003) Oh, meine Ahnen, dritte Auflage, Carl-Auer-Systeme, Heidelberg
- Schwarz, Gudrun (1992), Verdrängte Täterinnen, Frauen im Apparat der SS (1939-1945), in Wobbe, Theresa (Hrsg.), Nach Osten, Frankfurt am Main
- Schwarz, Gudrun (1994), SS-Aufseherinnen in den nationalsozialistischen Konzentrations-Lagern, in Dachauer Hefte, H. 10, S.32-49
- Schwarz, Gudrun (1996b), Die nationalsozialistischen Lager, Frankfurt am Main
- Schwarz, Gudrun, (1977), Das Frauenbild des Männerordens SS, Untersuchung des "Schwarzen Korps, Zeitschrift der Schutzstaffeln der NSDAP, Organ der Reichsführung SS", FU Berlin, unveröffentlichte Diplomarbeit
- Schwarz, Gudrun (1997) Frauen in der SS, Sippenverband und Frauenkorps, in Heinsohn, Kirsten, Vogel, Barbara, Weckel, Ulrike (Hrsg.), Zwischen Karriere und Verfolgung, Handlungsräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland, Frankfurt am Main, S.223-280
- Schwarz, Gudrun, Irritationen, (1996a), in Mittelweg 36, H.4, S.52
- Schwarz, Gudrun, in Bertrams, Anette, (Hrsg.) (1995, SS-Ehefrauen - Schuld und Verantwortung, in Dichotomie, Dominanz, Differenz, Weinheim, S.57-70
- Schwarzer, Alice (2012), Der Fall Kachelmann, Geschichte einer Anklage wegen Vergewaltigung, Kiepenheuer und Witsch
- Sebold, W.G. (1994), die Ausgewanderten, Fischer
- Seidler, Christoph (2006), Traumatisierungen in (Ost-) Deutschland, Psychosozialverlag
- Seidler, Günter (2003), Aktuelle Entwicklungen in der Psychotraumatologie, Psychosozialverlag
- Seidler, Günter (2005), Verletzte Seelen, Möglichkeiten und Perspektiven einer historischen Traumaforschung, Psychosozialverlag
- Seidler, Günter (2009), Einleitung, Geschichte der Psychotraumatologie, in Maerker, Andreas; posttraumatische Belastungsstörung, Springer
- Seidler, Günter (2012), Psychotraumatologie, das Lehrbuch, Kohlhammer
- Seldatzek-Müller, Robert (2012), Soldatenglück, Mein Leben nach dem Überleben, Edel Germany
- Sellschopp, Almuth in Kernberg, Otto u.a. (1999), Das Traumakzept im Spannungsfeld zwischen Geschichte, Klinik und Forschung, Persönlichkeitsstörungen 3, Schattauer, S.64-74

- Seltmann von, Uwe, Brunner, Claudia, (2006), Schweigen die Täter reden die Enkel, Fischer, Frankfurt
- Senfft, Alexandra, (2007), Schweigen tut weh, Eine deutsche Familiengeschichte, Claasen
- Shiryon, Sarah (1988), The second generation leaves home: The function of the sibling subgroup in the separation-individuation process of the survivor family, Family Therapy, 15 (3), S.239-284
- Siebenschön, Leona, (1984), Niemandskind, Extrabuch, Frankfurt a.M.
- Siegrist, Ulrich (2010), Der Resilienzprozess, Ein Modell zur Bewältigung von Krankheitsfolgen im Arbeitsleben, Wiesbaden, VS-Research
- Sigmund, Anna Maria, (2003), Des Führers bester Freund, Adolf Hitler seine Nichte Geli Raubal und der „Ehrenarier“ Emil Maurice- Dreiecksbeziehung, Ullstein-Heyne
- Skyenner, Robin, Cleese, John (2006), Familie sein dagegen sehr, 9.Auflage, Junfermann
- Solter, Aletha (2009), Auch kleine Kinder haben großen Kummer, Über Tränen, Wut und andere starke Gefühle, Kösel
- Sommer, Robert (2009), Das KZ-Bordell, Sexuelle Zwangsarbeit in nationalsozialistischen Konzentrationslagern, Schönigh, Paderborn
- Sperling, Eckhart (1979), Familientherapie unter Berücksichtigung des Dreigenerationenproblems, in Psychotherapeutische med. Psychologie, 29, S.207-213
- Staffa, Christian, Klinger, Katherine, (Hrsg.), (1998), Die Gegenwart der Geschichte des Holocaust, Intergenerationale Tradierung und Kommunikation der Nachkommen, Berlin
- Stamm, Beth Hudnall (2002), Sekundäre Traumatisierungsstörung, Wie Kliniker, Forscher & Erzieher sich vor traumatischen Auswirkungen ihrer Arbeit schützen können, Junfermann, Paderborn
- Staub, Erwin (1989), The roots of Evil: The origins of Genocide and Other Group Violence, Cambridge
- Stefan, Verena (1975), Häutungen, Frauenoffensive, München
- Steinemann, Evelyne (2006), Der verlorene Zwilling, München
- Steiner, John (1980), The SS Yesterday and Today, A Socialpsychological View, in Dimsdale Joel (Hrsg.), Survivors, Victims and Perpetrators, Essays on the Nazi Holocaust, Washington
- Steiner, John (1980), The SS Yesterday and Today. A Socialpsychological View, in Joel Dimsdale (Hrsg.), (1980), Survivors, Victims, Perpetrators, Essays on the Nazi Holocaust, Washington
- Steinmann, Elisabeth (1993), Ich bin so gerne alt- Lust und Last der späten Jahre, Campus, Frankfurt a.M.
- Stern, Daniel (1991), Tagebuch eines Babies, Was ein Kind sieht, spürt, fühlt und denkt, Piper, München, Dritte Auflage

- Stern, Daniel (1993), Tagebuch eines Babys, Was ein Kind, sieht, spürt, fühlt und denkt, Piper, München, Zürich
- Stern, Daniel , Bruschweiler- Stern, Nadia (2002), Geburt einer Mutter, Die Erfahrung, die das Leben einer Frau für immer verändert, Piper, München, Zürich
- Stierlin, Helm (1982), Krankheit und Familie, Klett-Cotta
- Strauss, Anselm (1994), Grundlagen qualitativer Sozialforschung, Uni-Taschenbücher, Wilhelm Fink, München
- Streeck-Fischer (2006), Annette: Trauma und Entwicklung. Frühe Traumatisierungen und ihre Folgen in der Adoleszenz. Stuttgart Schattauer
- Studt, Hans Henning, Petzold, Ernst Richard (1999), Psychotherapeutische Medizin, Psychoanalyse- Psychosomatik Psychotherapie, de Gruyter, Berlin, New York
- Stutte, Hermann (1950), Ärztliches Problem des Flüchtlingskindes, in: Unsere Jugend
- Sunderland, Margot (2006), Die neue Elternschule, Dorling Kindersley, London
- Sünner, Rüdiger (2003), Schwarze Sonne, Entfesselung und Missbrauch der Mythen im Nationalsozialismus und rechte Esoterik, Herder, Freiburg
- Szepansky, G. (1986), „Blitzmädel“, „Heldenmutter“, „Kriegerwitwe“, Frauenleben im Zweiten Weltkrieg, Fischer, Frankfurt
- Szondi, Peter (1970), Hölderlin- Studien, Mit einem Traktat über philologische Erkenntnis, Frankfurt
- Tas, Louis, Wiese, Jörg, (Hg.) (1995), Ererbte Traumata, Psychoanalytische Blätter, Band 2, Vandenhoeck& Ruprecht, Göttingen, Zürich
- Teegen, Frauke, Meister, Verena (2000), Traumatische Erfahrungen deutscher Flüchtlinge am Ende des II Weltkrieges und heutige Belastungsstörungen, in Zeitschrift für Gerontopsychologie und –psychiatrie, 13, S. 112-124
- Thewes, Klaus H. (1975), Verhaltensforschung, die uns angeht, Bertelsmann, Gütersloh
- Thoma, Helga (2002), Gegen den Strom Zivilcourage und Widerstand im Dritten Reich, Ueberreuther
- Timm, Uwe (2005), Am Beispiel meines Bruders, dtv
- Trautner, Hanns Martin (2003), Allgemeine Entwicklungspsychologie. Stuttgart
- Tress, Wolfgang, Langenbach, Michael, (Hrsg.), (1999), Ethik in der Psychotherapie, Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen
- Uexküll, Thure von, Fuchs, Marianne, Müller-Braunschweig, Hans, Johnen, (Hrsg.), (1994), Subjektive Anatomie, Theorie und Praxis körperbezogener Psychotherapie, Schattauer, Stuttgart, New York
- Unverhau, Dagmar, (Hrsg.), (1991), Berlin, Geschichte und Gegenwart, Jahrbuch des Landesarchivs Berlin, Siedler Verlag
- Usdorf, Anne-Ev (2008), Wir Kinder der Kriegskinder, Die Generation im Schatten der Kriegskinder, Herder

- Uvnäs-Moberg, Kerstin (2007), Die Bedeutung des Hormons Oxytocin für die Entwicklung der Bindung des Kindes und der Anpassungsprozesse der Mutter nach der Geburt, in Brisch, Karl, Hellbrügge, Theodor (2007), Kinder ohne Bindung, Klett-Cotta
- Vamik, Volkan, Ast, Gabriele (1994), Spektrum des Narzißmus, Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen
- Van der Kolk, Bessel A.(1987), Psychological Trauma, American Psychiatric Press, Washington
- Van Lunteren, Ina, Kuklinski, Bodo (2010), Gesünder mit Mikronährstoffen, Kamphausen
- Vinke, Hermann (1997), Das kurze Leben der Sophie Scholl, Ravensburger
- Volmerg, Birgit, Leithäuser, Thomas (1979), Anleitung zur empirischen Hermeneutik, Psychoanalytische Textinterpretation als sozialwissenschaftliches Verfahren, Frankfurt
- Volmerg, Birgit, Leuthäuser, Thomas (1988), Psychoanalyse in der Sozialforschung, Opladen
- Wais, Mathias, Gallé, Ingrid (2008), ...der ganz alltägliche Missbrauch, aus der Arbeit mit Opfern, Tätern, Eltern, Mayer, Stuttgart, Berlin
- Wardi, Dina (1990), Nos `e ha-hotam, Hebrew Edition Maxwell- Maximilian Keter, Jerusalem
- Wardi, Dina (1997), Siegel der Erinnerung, Das Trauma des Holocaust- Psychotherapie mit den Kindern der Überlebenden, Mit einem Vorwort Von Tilman Moser, Klett-Cotta, Stuttgart
- Watson, John B. (1928), Psychological Care of the Infant and Child, Norton, NY
- Weber, Max (1991), Schriften zur Wissenschaftslehre, Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis, Reclam, Stuttgart
- Wehler, Hans Ulrich (2003), Geschichte und Gesellschaft, Vandenhoeck und Ruprecht
- Weidenfeld, George (1995), Von Menschen und Zeiten, Die Autobiografie, Europaverlag, Wien-München
- Weinberger, Sabine (1988), Klientenzentrierte Gesprächsführung, Beltz, Weinheim, Basel
- Weißberg- Bob, Nea, (Hrsg.), (2002), Was ich den Juden schon immer sagen wollte..., Lichtig-Verlag
- Weißberg- Bob, Nea (1999), Als man den Juden alles sogar das Leben raubte, Über die nachträgliche Wirksamkeit nationalsozialistischer Zerstörung, Gespräche mit Nachkommen von Tätern und Opfern, Lichtig- Verlag
- Weizäcker, Viktor von (1987), Der kranke Mensch, Gesammelte Werke, Bd.9, Suhrkamp
- Welzer, Harald, Moller, Sabine, Tschuggnall, Karoline (2005), Opa war kein Nazi, Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis, Fischer
- Welzer, Harald (2007), Täter, Wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden, Fischer
- Wendelstadt, Silja (1999), Heilung durch Berührung, Eva Reichs Schmetterlingsmassage zur Erhaltung von Gesundheit und zur Vorbeugung von Biopathien, in Emotion, Beiträge zum Werk von Wilhelm Reich, Nr.14, Volker-Knapp-Diederichs Publikationen
- Wenzel, Petra (2007), Die Vitalstoffenscheidung, Maya Media
- West, Celeste (2001), Von der Kunst Frauen zu lieben, Krug und Schadenberg, Berlin

- West, Michael (1999), Innovation und Kreativität, Beltz
- Westerhagen, Dörte von (1987), Die Kinder der Täter, Kösel, 1987
- Winiarski, Rolf (2004), Beratung und Kurztherapie mit kognitiver Verhaltenstherapie, Beltz, Basel
- Whalen, Paul (1998), Masked Presentations of Emotional Facial Expressions Modulate Amygdala Activity without Explicit Knowledge, *The Journal of Neuroscience*, January, S.411-418
- WHO ICD10, Internationale Klassifikation psychischer Störungen, Kapitel V(F), Huber
- Wiesse, Jörg, Tas, Louis M., (Hrsg.) (1995), Ererbte Traumata, *Psychoanalytische Blätter*, Band 2, Vandenhoeck& Rupprecht, Göttingen, Zürich
- Wiggershaus, Rolf (1984), Frauen unterm Nationalsozialismus, Hammer, Wuppertal
- Wiggershaus, Rolf (1997), Die Frankfurter Schule, Geschichte, Theoretische Entwicklung, Politische Bedeutung, dtv, München
- Winicott, Donald (1971), Reifungsprozesse und fördernde Umwelt, Kindler, München
- Winkler, Jürgen (1996), Bausteine einer allgemeinen Theorie des Rechtsextremismus, zur Stellung und Integration von Persönlichkeits- und Umweltfaktoren in Falter, Jürgen, W. et al, *Rechtsextremismus, Ergebnisse und Perspektiven der Forschung*, Westdeutscher Verlag Opladen, *Sociétés contemporaines* 33/34
- Winterberg, Yuri, Hepp, Otfried (2004), Neonazi, Terrorist, Aussteiger, Lübbe
- Wirsching, Michael, Stierlin, Helm (1982), Krankheit und Familie, Klett-Cotta
- Wirtz, Ursula (1989), Seelenmord- Inzest und Therapie, Kreuz Verlag, Zürich
- Wöller, Wolfgang (2013), Trauma und Persönlichkeitsstörungen, Ressourcenbasierte psychodynamische Therapie (RPT) traumabedingter Persönlichkeitsstörungen, Stuttgart, Schattauer
- Wöller, Wolfgang, Kruse, Johannes (Hrsg.) (2001) Tiefenpsychologisch fundierte Psychotherapie, Schattauer
- Wutka, Bernhard, Riedesser, Peter (2000), Ernst Jünger, Heroisierung und Traumasucht, in Wolfgang Mauser& Carl Pietzcker (Hrsg.), *Trauma, Freiburger Literaturpsychologische Gespräche, Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse*, Bd.19, Würzburg, Königshausen und Neumann, S.151-163
- Yehuda, Rachel (1999), Risk Factors for Posttraumatic Stress Disorder, Amer Psychiatric Publisher
- Zentner, Christian (1998), Drittes Reich und II. Weltkrieg. Daten. Fakten. Hintergründe, Rastatt
- Zimbardo, Philipp u.a. (1983), Interpersonal Dynamics in a Simulated Prison, *International Journal of Criminology and Penology* 1/1983
- Zimmer, Katharina (1982), Das einsame Kind, Für ein neues Verständnis der kindlichen Urbedürfnisse, dtv, München
- Zuckmayer, Carl (1946), Des Teufels General, Fischer Taschenbuch
- Zuckmayer, Carl (1930/ 2012), Der Hauptmann von Köpenick, 78. Auflage 2012, Fischer Taschenbuch

Erklärung

Hiermit erkläre ich, dass ich die vorstehende Dissertation selbständig verfasst, alle in Anspruch genommenen Quellen und Hilfsmittel in der Dissertation vermerkt, sowie Zitate kenntlich gemacht habe.

.....